

ERICH ZUGMAYER



EINE REISE DURCH ZENTRAL-ASIEN



IM JAHRE 1906

STOCKHOLMS  
UNIVERSITETS  
BIBLIOTEK

ASIEN  
JARRING

No. 07

EJ HEMLÅN

E. m. s. **Deutsch-Türkische Wirtschaftszentrale**  
Türkei. **Berlin** E 1573

Gåva till Rikard Nyström  
(1930)

troligen i början av 1937  
vid hans besök i Tyskland



Dr. Erich Zugmayer

Eine Reise durch Zentralasien



Eine  
Reise durch Zentralasien  
im Jahre 1906

von

Dr. Erich Zugmayer

---

Mit 10 farbigen Tafeln nach Originalgemälden von Heinz Pinggera,  
117 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers  
und einer Übersichtskarte.



Berlin 1908  
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

Deposition från  
KUNGL. VITTERHETS HISTORIE  
och ANTIKVITETS AKADEMIEN

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt.

Druck von J. J. Augustin in Glückstadt.



## Vorbemerkung.

---

Die im vorliegenden Buch beschriebene Reise sollte ursprünglich eine bedeutend größere Ausdehnung haben, sowohl der Zeit nach, als auch in Hinsicht auf die zurückgelegte Distanz; besonders gilt dies für den Teil der Reise, der sich in Tibet abspielte; hier wurde ich durch mancherlei widrige Umstände zu Schwenkungen und Abkürzungen der vorgesteckten Route genötigt, — ein Schicksal, das wohl fast allen Erforschern jenes unwirtlichen Landes widerfahren ist.

Studium der Tierwelt und zoologische Sammelarbeit waren der Hauptzweck meiner Reise; wie es sich jedoch bei einem derart unbekanntem Land wie Tibet von selbst versteht, beschränkte ich mich nicht nur auf mein engeres Fach, sondern widmete auch der Geologie, der Flora und der Ethnographie des bereisten Gebietes einen möglichst großen Teil meiner Zeit. Außerdem nahm ich meine gesamte Reiseroute innerhalb der Grenzen Tibets kartographisch auf, bestimmte die Länge, Breite und Seehöhe jedes Lagerplatzes und noch anderer markanter Punkte und führte ständig Journal über thermometrische und meteorologische Verhältnisse. Die Resultate dieser verschiedenartigen Beobachtungen bleiben besonderen Arbeiten vorbehalten.

Bedeutende Unterstützung meiner Pläne verdanke ich der königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften und durch deren Vermittlung der k. bayrischen Gesandtschaft in St. Petersburg, die mich mit allen nötigen Empfehlungsbriefen und Geleitschreiben versorgte. In gleicher Weise unterstützte mich die k. k. Geographische Gesellschaft in Wien, die kaiserlich russische Akademie der Wissenschaften, die k. k. österreichisch-ungarische Gesandtschaft in Peking und nicht zuletzt die Direktion des Österreichischen Lloyd, die mir eine bedeutende Tarifermäßigung auf mein umfangreiches Gepäck zugestand. Das Entgegenkommen, das mir die russischen Behörden erwiesen, verdient das uneingeschränkteste Lob.

Während der Reise selbst war mir mein treuer Begleiter von früheren Wanderungen, mein Diener Matthias Weichbold, wieder ein aufopferungsvoller und unermüdlicher Helfer, dessen sichere Kugel nicht nur manches schöne Exemplar für meine Sammlung lieferte, sondern der mich auch bei allen meinen Arbeiten in trefflicher Weise unterstützte.

Zwischen der Fertigstellung des Manuskripts und der Drucklegung liegt der Zeitraum fast eines vollen Jahres, das für Tibet in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvoll war. Die große Expedition Dr. v. Hedins, die sich nun nach vielen Fährlichkeiten endlich einem glücklichen Abschluß nähert, habe ich wiederholt in den vorliegenden Blättern erwähnt und sie wird weit mehr Kunde über das verbotene Land bringen, als es mir vergönnt war. Sie wird jedoch auch für längere Zeit die letzte sein, denn ebenfalls im Verlauf des letzten Jahres kam der Vertrag zwischen Rußland, England und China zustande, durch den das Betreten von Tibet europäischen Reisenden bis auf weiteres unmöglich gemacht wird. Der engere Anschluß Tibets an China, der durch den Besuch des Dalai Lama am pekinger Hof zum Ausdruck gelangt, wird eher noch dazu beitragen, diese Abschließungstaktik zu unterstützen, die ja seit über hundert Jahren der Grundzug tibetanischer Politik war. So wird es also wohl noch lange dauern, bis Tibet dem spezialisierenden Forscher erschlossen wird; denn alles, was die Forschung bisher dort geleistet hat, kann bestenfalls als erfolgreiche Re-kognoszierungen bezeichnet werden.

München, September 1908.

**Dr. Erich Zugmayer.**

## Inhalt.

---

	Seite
Vorbemerkung . . . . .	V
Verzeichnis der Abbildungen im Text . . . . .	IX
Verzeichnis der Tafeln mit der Karte . . . . .	XI
I. Teil. Von Wien nach der chinesischen Grenze . . . . .	1— 21
II. Teil. Reise im chinesischen Turkestan . . . . .	23—102
III. Teil. Reise in Westtibet . . . . .	103—317
IV. Teil. Durch Ladak und Kaschmir . . . . .	319—411
V. Teil. Durch Vorderindien. (Schluß) . . . . .	413—441

---



## Verzeichnis der Abbildungen im Text.

	Seite
Bahnhof Taschkent . . . . .	1
In der Altstadt von Taschkent . . . . .	4
Gasse in Andishan . . . . .	5
Gasse in Osch . . . . .	7
Vor dem Abmarsch (Osch) . . . . .	10
Bei Sufi-kurgan . . . . .	14
Auf dem Terek-Dawan . . . . .	17
Rast bei Kok-su . . . . .	19
Basarplatz, Kaschgar . . . . .	23
Chinesisches Zollamt, Min-joll . . . . .	29
Häuser der russisch-chinesischen Bank, Kaschgar . . . . .	34
Hauptplatz, Kaschgar . . . . .	36
Basarbild aus Kaschgar . . . . .	38
Sartenkinder . . . . .	41
Turkestanisches Dorfbild . . . . .	45
Sarai von Kisil . . . . .	47
Sartenkinder, Jarkent . . . . .	51
Der Tschokuan von Jarkent . . . . .	56
Soldaten-Eskorte . . . . .	62
Unterwegs bei Jakyn . . . . .	64
Potai (chinesischer Meilenstein) . . . . .	66
Vertrocknete Eselleiche . . . . .	67
Oase Sürlük . . . . .	68
Ein Durstiger . . . . .	71
Empfang im Yamen, Khotan . . . . .	79
Gasse in Khotan . . . . .	85
Garnison von Khotan in Parade . . . . .	90
Auf dem Wege nach Polu . . . . .	98
Karawane beim Aufbruch aus Polu . . . . .	103
Mitglieder der Expedition . . . . .	111
Der erste Lagerplatz . . . . .	120
Tal des Kurab-Su . . . . .	121
Schwierige Passage bei Lager III . . . . .	124
In Mont Blanc-Höhe auf dem Su-Baschi . . . . .	125
Bachübergang bei Lager III . . . . .	127
Letzter Teil des Su-Baschi . . . . .	128

Alter Lavastrom bei Lager V . . . . .	133
Lavafeld und Krater am Atschik-Kul . . . . .	136
Bei Lager VIII . . . . .	139
Schlechter Weg! . . . . .	142
Beladen der Tiere . . . . .	146
Ankunft in Lager XI . . . . .	149
Yaks . . . . .	153
Esel mit Zeltstangen . . . . .	157
Alter Seegrund bei Lager XVI . . . . .	161
Beim Aufbruch . . . . .	164
Nachzügler . . . . .	171
Weichbold schneidet Jorpuntsok die Haare . . . . .	175
Morgentoilette . . . . .	181
Sonnen-Aufnahme (Apo-Zo) . . . . .	188
Weichbold und erlegter Kiang . . . . .	192
Die drei Yaks . . . . .	201
Alle zu Fuß! . . . . .	203
Marschbild vom 5. August . . . . .	207
Angeschossener Pantholops-Bock . . . . .	209
Marschbild vom 8. August . . . . .	213
Bachübergang . . . . .	215
Bachübergang am 10. August . . . . .	217
Der erste Tibetaner . . . . .	219
Lager XXXIII . . . . .	222
Nomadenzelt . . . . .	229
Tibetanerin mit Kindern . . . . .	234
Mein Zelt am 18. August . . . . .	238
Tibetanische Ponies . . . . .	241
Aufbruch aus Lager XXXIII . . . . .	244
Verlassenes Haus in Spanglung . . . . .	247
Paß bei Lager XXXIV . . . . .	251
Lager XXXV . . . . .	254
Lager XXXVI . . . . .	261
Lager XXXVII . . . . .	269
Tal oberhalb Noh . . . . .	273
Gesamtbild von Noh . . . . .	277
Tibetanische Soldaten . . . . .	284
Die Wunder der Mattscheibe . . . . .	289
Lager XL (Njak-zo) . . . . .	293
Landschaft bei Lager XLII . . . . .	296
Tschangpa-Frauen bei Lager VII . . . . .	301
Jorpuntsok und Tschangpas . . . . .	303
Lager VL . . . . .	305
Landschaft bei Lager VL . . . . .	309
Der Verfasser vor seinem Zelt . . . . .	313
Am Fuß des Ki-su-la . . . . .	315
Höhe des Ki-su-la . . . . .	316
Gegend bei Pobrang . . . . .	325
Ludkung . . . . .	327
Landschaft bei Mugleb . . . . .	333

Kloster von Tankse . . . . .	336
Tibetanische Mädchen . . . . .	339
Kloster von Tankse . . . . .	340
Brücke bei Dorbuk . . . . .	345
Dorbuk . . . . .	346
Höhe des Tschang-la . . . . .	347
Bangalo von Tschemdeh . . . . .	349
Altar im Kloster Tikseh . . . . .	353
„Tschostens“ in Tikseh . . . . .	356
Basarstraße in Leh . . . . .	359
Gegend bei Leh . . . . .	363
Nimo . . . . .	369
Tal des Indus bei Saspula . . . . .	371
Khalatse (Khalsi) . . . . .	376
Schlucht bei Lamajuru . . . . .	379
Kloster Lamajuru . . . . .	381
Dal-See (Srinagar) . . . . .	401
Teil von Srinagar mit Dschuma Mesdschid . . . . .	403
Auf dem Dschelam . . . . .	405
Sopur am Walar-See . . . . .	407
Baramulla . . . . .	409
Post-Tonga . . . . .	410
Straße in Rawal-Pindi . . . . .	415
Festungstor, Lahore . . . . .	416
Mausoleum Schach Dschehan's, Lahore . . . . .	418
Amritsar . . . . .	419
Dschuma Mesdschid, Delhi . . . . .	423
Grabmal Kaiser Hamajun's, Delhi . . . . .	424
Benares, Morgenstunde am Ganges . . . . .	425
Teil des Palastes von Sikandra . . . . .	429
Sikandra (Agra) . . . . .	430

## Verzeichnis der Tafeln und Karten

Tafel I. Bulak Baschi . . . . .	6
„ II. Aufsteigender Sandsturm . . . . .	72
„ III. Tal des Kurab Su . . . . .	108
„ IV. Lager am Sagüs Kul . . . . .	132
„ V. Paß vom 4. Juli . . . . .	154
„ VI. See vom 30. August . . . . .	266
„ VII. Vor dem Ki-su-la . . . . .	314
„ VIII. Kloster von Tikseh . . . . .	350
„ IX. Leh . . . . .	366
„ X. Amritsar . . . . .	420

Karte: Übersichtskarte mit Angabe der Reiseroute des Verfassers . . am Schluß.

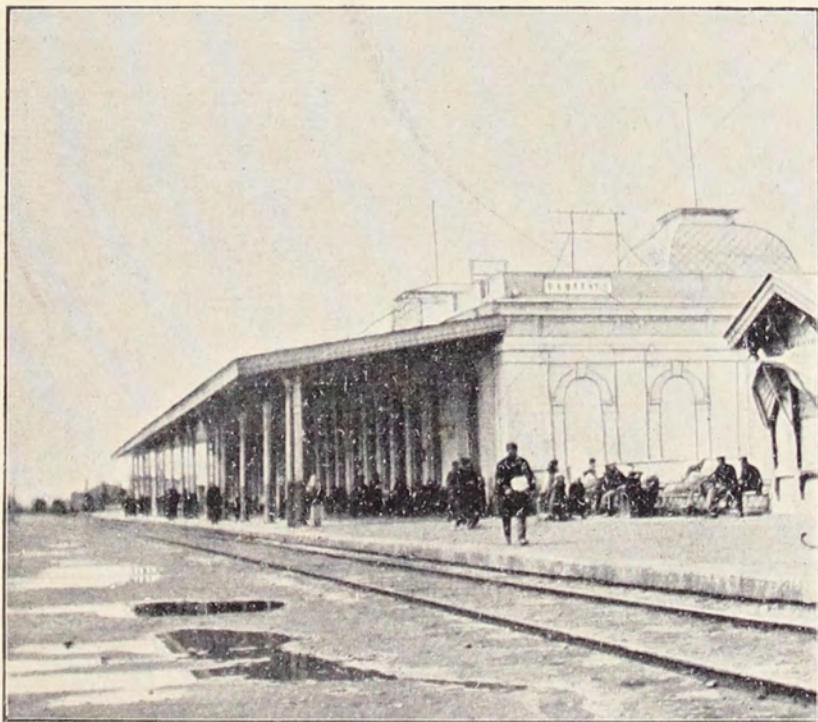




## I. Teil.

### Von Wien nach der chinesischen Grenze.

Seit der Eröffnung der Eisenbahnlinie Orenburg-Taschkent ist eine bedeutend günstigere Verbindung zwischen Europa und dem russischen Zentralasien geschaffen, als sie vorher bestand. Die neue Linie ver-



Bahnhof Taschkent.

bindet die transsibirische mit der transkaspischen Eisenbahn und es ist somit die Möglichkeit geboten, von jedem Punkt des europäischen Bahnnetzes den Endpunkt der letzteren Linie zu erreichen, ohne eine Seefahrt zwischen die Bahnfahrt einschalten zu müssen. Früher mußte man, selbst wenn man die Strecke bis Baku mit der Eisenbahn zurücklegte, das kaspische Meer überqueren. Ich wählte ebenfalls für meine Reise die neue Linie, zumal es mir gestattet war, sie zu benützen, noch ehe sie dem Passagierverkehr übergeben wurde. Andererseits hätte ich mich auf der mir bereits bekannten Fahrt durch den Kaukasus oder durch die westlichen Teile von Transkaspien in verschiedenen Städten aufgehalten, da ich dort zahlreiche Bekannte besitze.

Ich verließ Wien am Abend des 11. März und langte 24 Stunden später an der österreich-russischen Grenze bei Podwoloczyska an. Obwohl mir die zollfreie Einfuhr meines gesamten Gepäcks einschließlich der Waffen und Munition gestattet war, bestanden die russischen Zollbeamten dennoch auf einer genauen Revidierung sämtlicher 36 Kisten; wohl nur aus Neugierde, denn sie ließen mein ganzes Gepäck unbeanstandet passieren. Auch die mir zugesagte Ermäßigung des Gepäckpreises war bereits eingetroffen und ich konnte 800 kg Passagiergut vollkommen frei bis Taschkent befördern lassen. Die Bahnfahrt von Wien nach diesem Ort nimmt acht Tage und neun Nächte in Anspruch und ich konnte sie dadurch etwas beschleunigen, daß ich von Tula bis Samara den sibirischen Expreszug benutzte. Schon jenseits Tula beginnt die Fahrt außerordentlich eintönig zu werden. Der Weg führt durch baumlose Felder und von Orenburg ab, auf der neuen Linie, geht die Reise durchwegs durch nahezu vegetationsloses Gebiet. Der Zug fährt auf dieser Strecke schon bei Tag nicht besonders schnell, in der Nacht fährt er sogar Schritt; außerdem sind die Aufenthalte auf den verschiedenen Stationen oft bis zwei Stunden lang, so daß ein Zug mit normaler europäischer Fahrgeschwindigkeit die Strecke wohl in der halben Zeit durchmessen könnte. Ohne sichtbare Grenze vollzieht sich der Übergang aus der Kirgisen-Steppe nach dem Wüstengebiete des russischen Turkestan, das mir von meiner letzten Reise her bereits eine wohlbekanntere Gegend war. Trotzdem machte sich ein überraschender Wechsel in dem Aussehen der Gegend gegenüber Europa bemerkbar. Am Abend noch erblickte man rings herum Eis und Schnee bei kaltem trübem Wetter, am nächsten Morgen schon bewegte man sich in schilfbewachsenem Gelände, wo auf kleinen Wiesen Kühe und Schafe weideten; während man vor Kasalinsk an den Stationen nur die wenig schönen Gestalten von Baschkiren, Kalmücken und Meschtscherjaken zu sehen bekommt, zeigen sich jenseits dieser Station bereits die wilden Gestalten der Turkmenen und bald danach auch einzelne Vertreter der prächtigen Rasse der Usbeken. Bald tauchen auch wieder die kleinen pappelbewachsenen Oasen auf, die für Turkestan so charakteristisch sind, sowie die gelb-grauen Lehmgebäude, die jedem, der diese Gegend bereist hat, wohlbekannt sind.

Wir waren bereits mit dreistündiger Verspätung von Orenburg abgefahren und hatten trotz der geringen fahrplanmäßigen Geschwindigkeit eine weitere Verspätung von acht Stunden erreicht. Am Morgen des 20. wußte man, daß noch 50 km bis Taschkent zurückzulegen waren und die wenigen Reisenden begannen sich auf die Beendigung der eintönigen Fahrt vorzubereiten. Ich hatte im Zug die Bekanntschaft eines Franzosen gemacht, der vom französischen Ackerbau-Mini-

sterium ausgeschickt worden war; da dieser einen französischen Professor in Taschkent kannte, hatte ich bereits beim Eintreffen in der Stadt einen wenngleich kleinen Bekanntenkreis. Wie bei allen größeren Stationen in Turkestan liegt sowohl die russische als auch die Eingeborenen-Stadt sehr weit vom Bahnhof entfernt und wir brauchten über eine halbe Stunde, um das Grand-Hotel zu erreichen. Hinter diesem Titel versteckt sich aber durchaus kein Hotel nach europäischen Begriffen, sondern es ist ein kleines ebenerdiges Gebäude, in dem wenig Reinlichkeit herrscht.

Mein Gepäck war scheinbar nicht gleichzeitig mit mir eingetroffen, wie ich durch Weichbold, meinen Diener, erfuhr, den ich zur Behebung des Gepäcks am Bahnhof zurückgelassen hatte. Als er zurückkam, meldete er mir, daß mein Gepäck nicht mit demselben Zug angekommen sei, wie ich selbst, und daß unser Zug der letzte gewesen sei, der vor einer großen Dammrutschung bei Perowsk die Strecke passiert hatte. Niemand wußte zu sagen, wie lange es dauern würde, bis diese Verkehrsstörung wieder behoben war, und ich mußte mich auf einen Aufenthalt von wenigstens vier Tagen in Taschkent gefaßt machen. Meine Geschäfte dort hätte ich in wenigen Stunden erledigen können, denn der Generalgouverneur, General Subbotitsch, ließ mir bereits zwei Stunden, nachdem ich ihm meinen Besuch gemacht hatte, alle Dokumente, die ich für meinen weiteren Aufenthalt auf russischem Gebiete brauchte, zustellen. Er war bereits sowohl von der bayrischen Gesandtschaft in Petersburg als auch von der Kaiserlich Russischen Akademie der Wissenschaften von meinem Vorhaben unterrichtet, so daß sich die Angelegenheit um so schneller abwickeln konnte. Auch den Geldbetrag, den ich bis zum Eintreffen in Kaschgar noch zu brauchen gedachte, erhielt ich am selben Vormittag von der russisch-chinesischen Bank auf meinen Kreditbrief hin ausgefolgt, und ich hätte ohne weiteres am selben Abend abreisen können. Bis zum Eintreffen des nächsten Zuges nach Wiederherstellung der Strecke verstrichen aber fünf Tage. Ich brachte jedoch diese Zeit sehr angenehm zu; mit meinem französischen Reisegefährten hielt ich mich viele Zeit in der lebenswürdigen Familie des genannten Professors auf, besuchte wiederholt die Eingeborenen-Stadt und versäumte es auch nicht, in der städtischen Bibliothek alle Werke nachzulesen, aus denen ich einiges über die Gegend, die ich noch auf russischem Gebiet zu bereisen hatte, erfahren konnte.

Die Eingeborenen-Stadt von Taschkent hält in keiner Weise einen Vergleich mit denen von Samarkand oder Buchara aus. Es findet sich kein einziges Gebäude, welches durch Schönheit oder Großartigkeit irgendwie hervorragend wäre; sogar die wenigen Moskeen der Stadt

gehen keineswegs über das Mittelmaß hinaus. Der russischen Stadt merkt man die Jugend auf Schritt und Tritt an; die Straßen sind zwar sehr breit und vielfach von hübschen Baumgängen eingefast, dagegen durchwegs noch ohne Pflaster und bei dem feuchten Wetter, das in diesen Tagen herrschte, war der Schmutz auf den Straßen so groß, daß man selbst den kleinsten Weg im Wagen zurücklegen mußte. Auch hinsichtlich der Gebäude merkt man das Unfertige der Stadt; neben winzigen, zum Teil mit Rasen bedeckten Häusern, die jedenfalls noch aus der ersten Zeit der Besiedelung stammen, findet man beispielsweise das Riesengebäude einer Versicherungsgesellschaft, einer Bank, ebenso viele Neubauten, die sonderbar mit ihren winzigen Nachbarn kontrastieren.



In der Altstadt von Taschkent.

Während der fünf Tage meines Aufenthaltes fuhr ich täglich zwei- bis dreimal an die Bahn, um mich über den Verbleib meines Gepäcks zu erkundigen und erfuhr erst am 25., daß es bereits unterwegs sei. Es traf noch im Laufe des Tages ein und ich reiste am selben Abend ab. Vorher führte mich mein liebenswürdiger Gastfreund noch zum Direktor des Gymnasiums, dessen Namen ich aus der zoologischen Literatur wohl kannte, und von ihm erfuhr ich zu meinem Vergnügen, daß noch ein anderer meiner Bekannten sich in Taschkent befinde, den ich vor zwei Jahren ebenfalls im russischen Turkestan getroffen hatte. Vor der Abfahrt meines Zuges war noch eine Stunde Zeit und ich benutzte diese um meinen alten Freund zu besuchen. Dann ging ich zur Bahn und während Weichbold die Aufgabe des Gepäcks besorgte, verschaffte ich mir mit Hilfe des Schaffners ein Abteil für mich allein und um 11 Uhr ging der Zug ab.

Es gibt von Taschkent keine direkten Züge nach Andishan, dem Endpunkt der Bahnlinie; die Züge gehen alle über Samarkand nach Westen, so daß ich in Tschernjajewo umsteigen mußte. Wir trafen dort um 4 Uhr früh ein, bei großer Kälte und einem heftigen Sturm, aber trotzdem war mir der Aufenthalt auf dem Bahnsteig noch lieber, als der in dem winzigen, von einer rauchenden und trinkenden Menge erfüllten Warteraum. Um 5 Uhr setzten wir die Fahrt nach Andishan fort und kamen bald in das schöne und fruchtbare Gebiet von Ferg-



Gasse in Andishan.

hana. Im Zuge lernte ich einen Rechtsanwalt aus Andishan kennen, der, wie er mir erzählte, ebenfalls am nächsten Tag nach Osch weiterfahren wollte und mich aufforderte, mit ihm seinen Wagen zu benützen. Wir trafen in Andishan um 7 Uhr abends ein und ich hatte damit alle Bahnfahrten für lange Zeit hinter mir. Auf dem Bahnhof und schon vorher der Strecke entlang waren große Massen von Baumwoll-Ballen aufgestapelt, die wegen des Eisenbahnstreiks, der erst in den letzten Tagen beigelegt worden war, nicht hatten befördert werden können.

Ich suchte den mir empfohlenen kleinen Gasthof auf, während das Gepäck auf Karren allmählich nachgebracht wurde. Mit Hilfe des Rechtsanwaltes mietete ich mir drei Arbas, hohe zweirädrige Karren,

die von Pferden gezogen werden und das allgemeine Fuhrwerk in Turkestan vorstellen. Am nächsten Morgen fuhr Weichbold mit dem Gepäck voraus, ich folgte ihm einige Stunden später mit dem Rechtsanwalt, der ein flinkes kleines Wägelchen mit einem vorzüglichen Traber besaß. Unsere Fahrt führte erst durch die ausgedehnte russische Stadt und wir konnten noch viele Ruinen sehen, die von dem Erdbeben des Jahres 1902 herrührten. Das Ziel unserer Fahrt, Osch, lag etwa 40 km entfernt und nachdem wir einen kleinen Hügellücken übersetzt hatten, führte die Straße auf ebenen, sanft ansteigendem Gebiet dahin. Mittags hielten wir 2 Stunden in dem Dorfe Bulak-Baschi, wo mein Gefährte bei einem Klienten zu tun hatte. Ich benutzte diese Zeit um eine hübsche kleine Moskee in der Nähe zu besuchen und wir überholten dann die Arbas mit dem Gepäck. Das Wetter war schön, warm und windstill und die beschneiten Berge, die die Ebenen umgeben, boten einen prächtigen Anblick. Schon von weitem zeigte sich die Nähe der Stadt Osch durch den hohen Felsenberg Suleiman-Tau, der in der Eingeborenenstadt liegt und diese um mehr als 100 m überragt. Wir hatten zuerst die Eingeborenenstadt zu durchfahren, bevor wir in das russische Viertel gelangten, wo ich im Offiziers-Kasino Quartier zu finden hoffte.

Unmittelbar nach der Ankunft begab ich mich zum Bezirksvorsteher Oberst Saizeff, an den ich sowohl von der geographischen Gesellschaft als auch von Herrn Prof. Dr. Merzbacher, dem bekannten Asienforscher, Empfehlungen hatte. Trotzdem Oberst Saizeff im Begriff war seinen Haushalt aufzulösen, um nach Petersburg zu gehen, wurde ich in liebenswürdigster Weise aufgenommen und war während der nächsten Tage wiederholt bei ihm zu Gast. Er sowohl wie der Stadt-Kommandant, Oberst Rjebkoff, leisteten mir in mancher Hinsicht ausgezeichnete Dienste, indem sie mir ihre Mirsas, d. h. Schreiber, zur Verfügung stellten, mit deren Hilfe ich die nötigen Einkäufe erledigen konnte; auch das Anwerben der kleinen Karawane, die mich und mein Gepäck nach Kaschgar bringen sollte.

Die Arbas und mit ihnen auch Weichbold waren am selben Tag noch nicht angelangt und erschienen erst am nächsten Morgen um 8 Uhr. Bei der Revision des Gepäcks, die ich sodann vornahm, entdeckte ich zu meinem großen Mißvergnügen, daß ein 15 Liter-Ballon Formol vollständig leergelaufen war. Die verlorene Flüssigkeit mußte unbedingt ersetzt werden, da ich sie für meine zoologischen Zwecke notwendig brauchte. Ich sah aber vorläufig keine Möglichkeit, diesen Verlust wieder einzubringen. Im Laufe des Vormittags erschien ein Karawanbaschi (Vermieter von Pferden) mit zweien seiner Leute, um die Anzahl der Pferde, die nötig waren, um mein Gepäck auf dem



Bulak Baschi.





Weg nach Kaschgar zu tragen, zu besprechen. Nach längerem Handeln einigten wir uns auf elf Paar Pferde, von welchen jedes für die ganze Reise 12 Rubel kosten sollte und zwei Reitpferde zu je 15 Rubel. Der Karawanbaschi meinte, seine Pferde könnten den Weg in zehn Tagen zurücklegen, es ergab sich aber, daß ich deren zwölf brauchte. Ich setzte die Abreise für den 1. April fest und begab mich dann mit einem der Mirsas zu einem großen Lebensmittelhändler, wo ich eine Menge von Konserven, Schokolade, Kakao, Tee, Zucker usw. einkaufte. Dann ging ich auf die Suche nach Formol, konnte aber weder in der kleinen



Gasse in Osch.

Apotheke noch in dem Spital eine nötige Menge bekommen. Ich beschloß, Oberst Saizeff in dieser Angelegenheit um Rat zu fragen und fuhr vorläufig mit meinem Mirsa in die Eingeborenenstadt. Diese ist viel kleiner als die von Taschkent, dagegen bedeutend malerischer, wozu der in der Mitte der Stadt aufragende Suleiman-Tau besonders beiträgt. Im Basar verließen wir den Wagen, gingen zu Fuß etwa eine Stunde lang zwischen den Kaufbuden umher und ich erstand verschiedene Kuriositäten, ferner auch drei schöne blechbeschlagene sartische Holz-Kisten, die ich für die Beförderung der neu gekauften Konserven benötigte. Mittags begab ich mich sodann zu Oberst Saizeff; nach einer langen Beratung kam der Entschluß zustande, wegen des verloren gegangenen Formols an Professor Müller in Taschkent zu telegraphieren. In Taschkent hoffte ich die nötige Menge bekommen zu können. Professor Müller sollte das Formol kaufen, mit dem Zug, der am selben

Abend abging, durch den Schaffner an den Stationschef von Andishan senden und dieser sollte es mit einer Arba nach Osch herauf befördern lassen. Ich ging sofort zum Telegraphenamtsamt und gab die nötigen Depeschen auf, dann setzte ich mit Weichbold das Durchsehen des Gepäcks fort und nahm ein vollständiges Inventar aller Gegenstände auf. Dann machten wir Feierabend und den Rest des Tages brachte ich in meinem Zimmer mit Notizen, Kartenstudien usw. zu. Man war in dem Wojennoje Sobranje, wie man die Offizierskasinos auf russisch nennt, recht gut untergebracht und die bedienenden Soldaten ließen an Dienstfertigkeit nichts zu wünschen übrig.

29. März. Bereits früh am Morgen kam mich einer meiner Mirsas abholen, um mit mir, wie wir am Vorabend verabredet hatten, den Suleiman-Tau zu besteigen. Dieser ist einer der letzten Ausläufe des Alai-Gebirges, besteht aus kristallinischem Schiefer und auf halber Höhe befindet sich in einem natürlichen Stollen eine Quelle, die für heilig gilt und an welcher Mütter, welche des Kindersegens entbehren, diesen zu erflehen pflegen. Der Boden dieses etwa 15 m langen und 1 m hohen Stollens ist vollständig glatt gekrochen und an seinem Ende befindet sich ein kleines Steinbecken, welches aber bei meinem Besuch gänzlich leer war. Vom Gipfel aus bietet sich ein schöner Blick über die ausgedehnte Stadt und den sie durchziehenden Fluß, außerdem befindet sich oben ein kleiner Tempel, der zum Andenken an den angeblichen Besuch des Königs Salomon auf diesem Berge errichtet wurde. Suleiman Tau bedeutet Salomons Thron. Zum Abstieg wählten wir einen kurzen und sehr steilen Weg, der uns wieder in den Basar brachte; von dort gingen wir nach verschiedenen Einkäufen nach dem Kasino zurück. Mittags war ich beim Stadt-Kommandanten eingeladen und hatte dort, obzwar meist französisch gesprochen wurde, Gelegenheit, mein bisschen russisch zu verbessern. Ins Kasino zurückgekehrt, fand ich dort einen Fischer vor, dem ich Tags zuvor aufgetragen hatte, mir möglichst viele und verschiedenartige Fische zu bringen. Der Fang war zufriedenstellend und ich füllte damit eine meiner Zinkkisten, die ich nebst zwei Koffern und den in Osch gekauften Kuriositäten über Andishan nach Wien expedieren ließ.

Den Abend brachte ich wieder bei Oberst Saizeff zu und es waren außer mir über zwanzig Gäste, so daß ich alles, was in Osch an Europäern in Betracht kam, kennen lernte. Unter den Anwesenden befand sich auch der Bruder des bekannten russischen Generals Kuropatkin, der als Oberst in Osch stationiert ist. Ich kam erst um 1 Uhr nachts heim und fand zu meiner großen Freude eine Depesche Professor Müllers vor, in der er mir mitteilte, daß er 30 l Formol bereits aus Taschkent expediert habe.

Der Vormittag des folgenden Tages ging unter Einpacken und Verhandlungen mit dem Karawanbaschi hin. Außer den drei Treibern, die der Karawanbaschi Maksut Ali beistellte, nahm ich noch als Führer den Dschigiten, d. i. Postreiter, Mahman in meine Dienste. Er sollte mich erst nur bis Kaschgar begleiten, schließlich aber entschloß er sich die ganze Reise mitzumachen, besonders da ihm Tibet, welches Ziel meiner Reise ihm bekannt war, als ein Wunderland erschien, welches des Besuches höchst würdig war. Der arme Bursche täuschte sich zwar in dieser Hinsicht sehr und gab später diesem Gefühl auch kummervollen Ausdruck. Er bewährte sich trotzdem auf der ganzen Reise vorzüglich und genießt jetzt in seiner Vaterstadt Osch vermutlich das große Ansehen eines vielgereisten Mannes. Als Verpflegung für meine Begleiter und mich mußte ich außer den bereits gekauften Lebensmitteln noch große Mengen von Reis, Zwiebeln und Rüben mitnehmen; auch Brot kaufte ich vorsichtshalber noch, trotzdem die Leute behaupteten, man könne in allen Rasthäusern genügend davon bekommen. Der Rest des Tages verging mit verschiedenen Arbeiten und wenn am 31. das bestellte Formol eintraf, so konnte ich Tags darauf aufbrechen. Das Formol kam aber nicht so rasch und die Ungeduld, mit der ich es den ganzen Vormittag über erwartete, half mir wenig. Ich verglich auf dem kleinen Observatorium der Stadt meine Höhenmeß-Instrumente und fand, daß sie in zufriedenstellender Weise funktionierten. Abends ging ich noch einmal zu Oberst Saizeff und mußte dort versprechen bei meiner Abreise, da mich der Weg nahe dem Haus vorbeiführte, noch auf ein paar Minuten vorzusprechen. Beim Heimkommen fand ich noch immer keine Nachricht über das Formol vor und ging in hilflosem Ärger zu Bett.

Der 1. April war als Tag des Aufbruches festgesetzt; wir waren bereits um 6 Uhr auf den Beinen. Die Leute erschienen mit ihren Pferden und begannen allmählich die Kisten aufzupacken, aber das Formol zeigte sich noch immer nicht. Ich dachte schon daran, den Abmarsch um einen Tag zu verschieben; um 10 Uhr vormittags jedoch erschien ein alter Arbakesch mit einem großen Glasballon voll Formol. Ich ließ die Leute, die bereits fortgegangen waren, rasch zusammenrufen und nachdem alles aufgepackt war und noch manche Kleinigkeit von Stricken oder Riemen besorgt war, waren wir um 1 Uhr marschbereit. Die elf Pferde, über die wir uns geeinigt hatten, genügten nicht und es mußten dreizehn Pferde und ein Maultier, sowie drei Pferdetreiber mitgenommen werden. Weichbold, Mahman und ich waren beritten, die drei Karakeschs (Treiber) gingen zu Fuß. Ich ließ den Train vorausgehen und ritt mit Mahman noch auf kurze Zeit zu Oberst Saizeff. Nachdem ich mich dort verabschiedet hatte, galoppierten wir der Karawane nach und holten sie bald wieder ein.

Von Osch führt eine breite, für Artillerie fahrbare Straße nach dem höchsten Teil des Alai und Pamirsky Post. Wir konnten aber diese Straße nur einige Stunden lang benützen und zwar bis zur Station Längär, wo unser Weg über den Terek-Dawan von der Fahrstraße abzweigte. Die Bepackung unserer Sättel — wir hatten auf ihnen Packtaschen, Feldflaschen, Mäntel und Gewehre — erwies sich als sehr zweckmäßig und mit seinem Schrotgewehr schoß Weichbold bereits nach einstündigem Ritt zwei schöne Milane. Das Pferd Mahmans, auf welches die erlegten Vögel aufgebunden werden sollten, hatte vor ihnen



Vor dem Abmarsch (Osch).

schreckliche Angst und es bedurfte einer reichlichen Viertelstunde, um das Tier soweit zu beruhigen, daß es sich herbeiließ, die Beute zu tragen. Unser Ziel für diesen Tag erreichten wir um 7 Uhr abends und zwar war es kein Rasthaus, das wir das erstemal wegen des verspäteten Aufbruches nicht mehr erreichen konnten, sondern einfach ein Platz, wo Karawanen mitunter in Zelten übernachteten. Wir trafen dort ebenfalls auf eine Karawane, die mit Zucker und Baumwollstoffen nach Kaschgar zog und da man mir bereitwillig ein großes Zelt zur Verfügung stellte, war es überflüssig, unser eigenes aufzustellen. Ich machte beim Schein einer kleinen Kerzenlaterne meine Notizen, nachdem ich meinen Tisch und kleinen Feldstuhl im Zelt hatte aufstellen

lassen. Weichbold balgte unterdessen die beiden Milane ab. Der eine hatte im Todeskampfe eine kleine nur wenige Zentimeter lange Schildkröte herausgewürgt; es war ein junges Exemplar von *Testudo horsfieldi*, der einzige Vertreter von Schildkröten, die wir während der ganzen Reise zu sehen bekamen. Großes Erstaunen erregte unter meinen asiatischen Begleitern meine kleine elektrische Taschenlampe, die ihnen als ein wahres Wunderding erschien, da sie nicht begreifen konnten, wie man ohne Stahl und Stein, oder ohne Streichhölzer Licht anmachen könne.

Ich gab mich mit großem Vergnügen wieder dem Zauber des Lagerlebens hin, den ich schon seit langem entbehrt hatte. Es war ein wunderhübsches Gefühl, in aller Freiheit reisen und reiten zu können, wieder das leise Flattern der Zeltleinwand im frischen Abendwind zu hören, wieder die braunen Gesichter meiner Begleiter vom zuckenden Scheine des Lagerfeuers beleuchtet zu sehen. Die Pferde, die auf einer langen Leine aufgereiht waren, drängten sich um den Futtertrog, fraßen mit gierigem Schnaufen die ihnen vorgelegte Gerste und brachten manchmal Aufregung in unsere kleine Gesellschaft, wenn zwei oder drei von ihnen begannen unter wütendem Wiehern sich zu beißen und mit den Hufen zu schlagen. Dann stürzten sofort alle Sarten zwischen die kämpfenden Tiere und brachten sie mit viel mehr Geschrei, als nötig gewesen wäre, nach langer Zeit wieder zur Ruhe und Ordnung. Da die mäßige Beleuchtung langes Lesen oder Arbeiten nicht möglich machte, rollte ich mich bald in meinen Schafpelz und schlief ein.

Schon während der Nacht steigerte sich der Wind zum Sturm und als wir am frühen Morgen aufstanden, kostete es große Mühe die wild hin- und herflatternde Leinwand des Zeltes zu bändigen und sie zu einer Rolle zusammenzulegen, die man leicht auf ein Pferd packen konnte. Wir brachen übrigens lange vor der anderen Karawane auf und da diese bedeutend langsamer vorwärts kam als wir, holte sie uns nicht wieder ein und wir sahen sie auch nicht wieder. Wir hatten uns bisher auf unregelmäßig ebenem Gebiet bewegt, nun aber nahmen wir Richtung auf das Tal des Flusses Soi Kütschük, dem wir längere Zeit stromaufwärts zu folgen hatten. Der Talboden war ganz mit grobem Geröll und Schutt angefüllt, so daß wir nicht sehr schnell von der Stelle kamen. Stellenweise stiegen an den Talhängen Lößwände bis über 30 m hoch an und in den Spalten und Löchern nisteten zahllose Tauben, von denen wir einige schossen. Das Tal war sehr spärlich bewachsen und nur ab und zu kamen wir an kleinen Grasinseln vorbei, auf denen wenige Schafe weideten. Wir begegneten wiederholt großen Zügen von Sarten, im ganzen an diesem Tag etwa 200, die alle aus

Kaschgar nach russischem Gebiet zur Feldarbeit kamen. Es ist dies für viele Bewohner der Umgegend von Kaschgar der einzige Erwerbszweig und manche von ihnen bleiben auch solange auf den russischen Feldern, bis sie mit einer größeren Geldsumme in die Heimat zurückkehren können. Es sind hier ähnliche Verhältnisse wie bei den Italienern, welche nach unseren Gegenden kommen um durch verschiedene Arbeiten einen Lebensunterhalt zu erwerben. Die meisten von ihnen hatten als Gepäck nichts als einen Rock, nur wenige trieben ein Eselchen vor sich her, das mit einem kleinen Doppelsack beladen war; auffallend viele trugen mandolinenartige Instrumente oder Trommeln. Diese letzteren rechneten nicht so sehr auf Feldarbeit, als vielmehr darauf, beim Umherziehen von einem Teehaus zum andern das nötige Geld für ihre bescheidenen Bedürfnisse zu verdienen.

Um 1 Uhr Mittag erreichten wir die Station Längär (Längär bedeutet jedes Stationshaus). Sie war von russischen Leuten bewirtschaftet und wir konnten dort Tee, Milch und Brot bekommen. Das Haus war nicht höher als das Erdgeschoß und enthielt wenige kleine Zimmer sowie einige Bettstellen aus Holz, auf denen man sich nötigenfalls ein allerdings hartes Lager bereiten konnte. Wir blieben dort nur kurze Zeit und bogen bald hinter der Station nach Nordosten ab. Von nun an hatten wir nurmehr einen stellenweise sehr undeutlichen Saumpfad vor uns und dieser stieg sofort sehr steil nach der Paßhöhe des Taku-Dawân, die wir um 4 Uhr erreichten. Unterwegs hatte Weichbold eine Krähe geschossen, die wir ebenfalls mitnahmen, um sie abends zu präparieren. Außerdem sahen wir zahlreiche Murmeltiere und ich fing unter Steinen im Gras eine große Menge Käfer, Spinnen und Tausendfüßler. Die Paßhöhe liegt 2320 m über dem Meer und nach ihrer Überkreuzung lag ein sehr steiler Abstieg vor uns, an dessen Ende wir die Pferde durch eine sehr enge Schlucht hinabführen mußten. Das Tal, das wir so erreichten, war noch immer nicht das des Flusses, der vom Terek-Dawan herabkommt, sondern wir mußten, bevor wir dieses erreichten, noch einen zweiten Paß übersetzen. Diesen ließen wir uns aber für den nächsten Tag und ritten für heute nur bis Kawlan-Kul Sarai. Dieses Rasthaus liegt 1850 m hoch und war sehr malerisch zwischen hohen Bergen aus rotem Sandstein gelegen. Die Zeit bis zum Abendessen füllte ich wieder mit Sammeln von allerlei Getier aus, dann nahm ich meine bescheidene Mahlzeit zu mir, die aus P'lau, d. i. in Reis gedünstetem Fleisch, bestand. Dieses Gericht sollte für längere Zeit ausschließlich auf meiner Speisekarte erscheinen und in der Tat bestand für die folgenden sechs Monate meine Nahrung hauptsächlich aus Reis. Da mir das kleine Zimmer, das man mir im Haus angewiesen hatte, viel

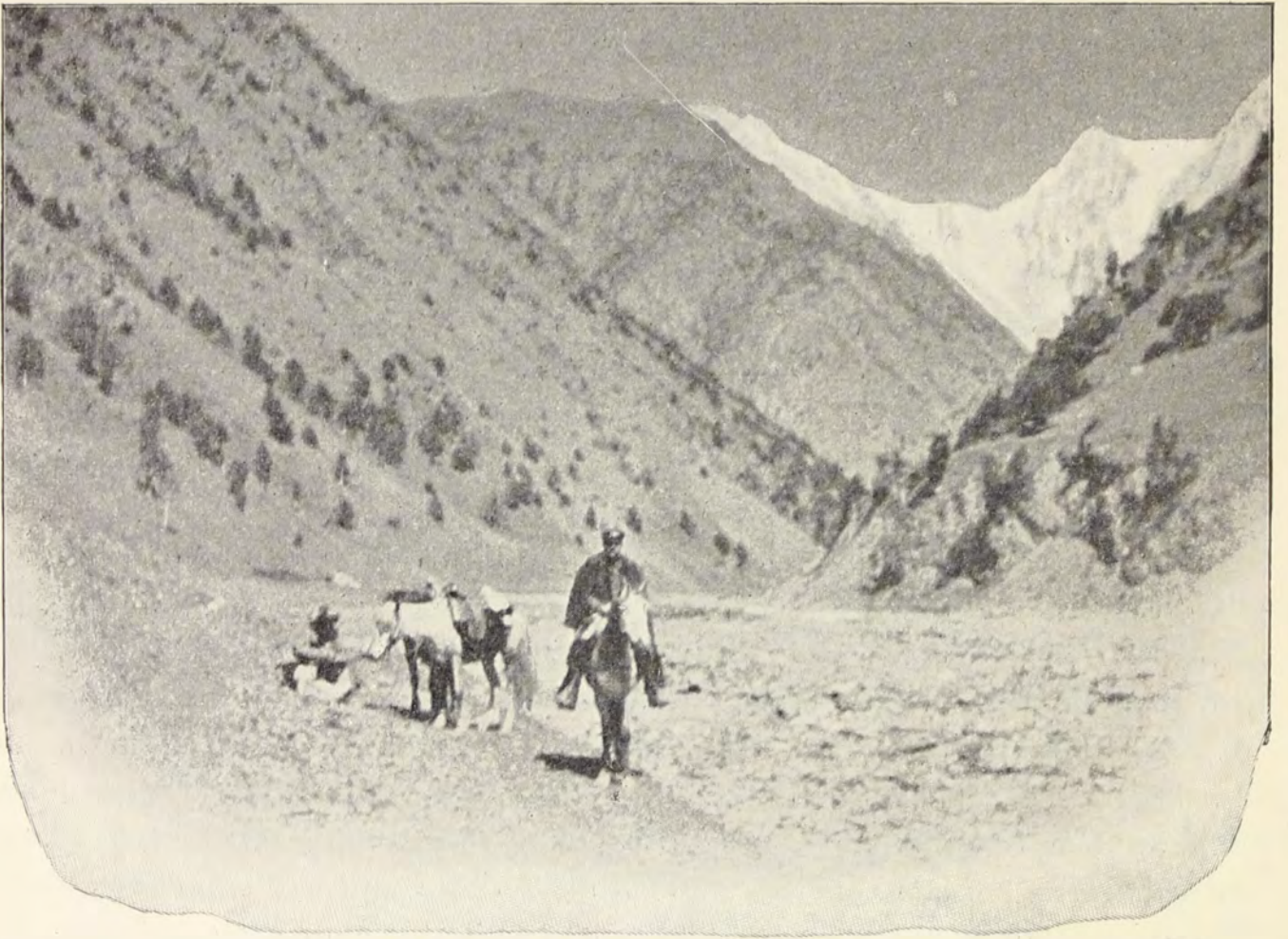
zu eng und schmutzig war, obzwar es das Herrenzimmer des Karawansarais vorstellte, schlief ich wieder im Zelt und vermutlich besser als ich es im Haus gekonnt hätte. Es fehlt nämlich in allen diesen Sarais durchaus nicht an allerlei Ungeziefer, welches teils nur ekelhaft ist, teils, wie Skorpion und Wüstenspinne, auch gefährlich werden kann.

Während am nächsten Morgen aufgepackt wurde, ging ich mit Weichbold auf die Jagd nach Steinhühnern (Caccabis Chukar) doch erlegten wir nur einen dieser Vögel, dafür aber außerdem zwei kleine Bergfinken, die mir sehr willkommen waren. Der Knall meines leichten Flaubertgewehres versetzte die Pferde, die teils bepackt teils unbepackt vor dem Haus standen, in Aufruhr, sie stürmten angsterfüllt in die Ebene hinaus und eines kollerte samt seiner Last über die steile Böschung in den Bach. Merkwürdigerweise beschädigte es weder sich noch die zwei Kisten. Bis alle Tiere eingefangen waren, verstrich über eine Stunde und wir mußten das Tempo sehr beschleunigen, um nicht den letzten Teil des Marsches in Dunkelheit zubringen zu müssen. Wieder begegneten wir auf unserem Weg zahlreichen Kaschgar-Leuten und wie mir der Führer sagte, setzt sich diese Wanderung bis in den Mai fort, um im Oktober oder November durch eine ebenso große Rückwanderung abgelöst zu werden.

Wir verließen das Tal sehr bald und wendeten uns in östlicher Richtung dem vor uns liegenden Paß zu, dessen Höhe 2200 m beträgt. Der Abstieg brachte uns nun in das richtige, zum Terek-Dawan führende Tal, in welchem der Fluß zahlreiche Arme bildete, die sich oft zu kleinen Seen oder Sümpfen erweiterten. Wir mußten einen dieser Arme durchreiten und erreichten erst am späten Nachmittag das kleine Dorf und die Festung Gultscha. Die Festung ist weiter nichts als ein kleiner Grenzposten, allerdings mit Mauer und Graben umgeben, jedenfalls auch fest genug um einen Feind, der nicht über Artillerie verfügt, lange Zeit aufhalten zu können. Ich nahm bei dem Gemeindevorstand Quartier und erhielt zwei Zimmer angewiesen, in denen ich mit Weichbold alsbald eifrig an das Abbalgen der unterwegs geschossenen Vögel ging. Das Wetter war trüb und es regnete ein wenig, weshalb ich auf einen Abendspaziergang gern verzichtete.

Wir brachen um 8 Uhr auf und ritten an der kleinen Festung vorbei, nach einer Verengung des Tales an dessen Hängen der schmale Weg hinführte. Vor uns durch die kleinen Seitentäler erblickten wir die schönen Gipfel des Alai und auch das Tal selbst, in dem wir ritten, war landschaftlich sehr hübsch. Der Weg war stellenweise sogar in den Felsen gesprengt und wie mir Mahman mitteilte, sollte bald an Stelle des Reitweges eine Fahrstraße treten. Der Steig führte hoch an der Felsenwand entlang, war aber sehr gut gebahnt, so daß der Weg in

dem engen Tal mit keinerlei Schwierigkeiten verbunden war. Die Lasttiere gingen heute überraschend schnell und wir konnten uns daher in dem kleinen Posten Kisil-Kurgan eine lange Rast gönnen. Im weiteren Lauf des Tages übersetzten wir den Fluß wiederholt auf fest gebauten Brücken, stiegen auch manchmal bis in die Talsohle hinab, in der einzelne sehr primitive Mühlen, die von wenigen Bäumen umgeben waren, lagen. Gegen 5 Uhr Nachmittag durchritten wir den Fluß, der hier zu einem Bach geworden war, dreimal und hatten dann längere



Bei Sufi-kurgan.

Zeit als einzigen Weg das Bachbett selbst, bis sich kurz vor unserer Abendstation das Tal wieder erweiterte. Noch einmal mußten wir den Bach durchreiten, dann konnten wir über eine kleine Ebene nach dem Stationshaus von Sufi-kurgan traben. Diese Station ist von allen auf dem Weg von Osch nach Kaschgar die hübscheste und für dortige Verhältnisse wirklich recht gut eingerichtet. Der Boden des Herrenzimmers war mit Filzteppichen belegt und die zwei guten Metallbetten bildeten einen angenehmen Gegensatz zu den sonst üblichen harten Holzpritschen. Es war im Haus nur die Frau des Stationsaufsehers anwesend, eine überaus redselige und ein bischen verrückte Person, die aber sehr gut für uns sorgte. Da die Temperatur abends unter 0<sup>0</sup>



gesunken war, ließ ich das Zimmer heizen und nahm mir vor bald zu Bett zu gehen, doch verleitete mich die wunderschöne Mondnacht noch zu einem längeren Spaziergang. Leichte Nebelschleier zogen über die steilen kahlen Berge und ein einsamer Uhu mischte seinen melancholischen Ruf in das Rauschen des Baches. Ich kam später heim, als ich es beim Fortgehen beabsichtigt hatte und schlief vorzüglich, da wir an diesem Tag 46 km zurückgelegt hatten.

Der nächste Marsch sollte uns bereits über den Grenzpaß bringen, der das russische von dem chinesischen Turkestan wenigstens geographisch scheidet, und der die Schwelle zu dem eigentlichen Zentralasien ist. Man findet den Begriff Zentralasien wiederholt auch auf das russische Turkestan angewendet, doch genügt ein Blick auf die Karte, um erkennen zu lassen, daß dieses Gebiet noch weit davon entfernt ist im Innern Asiens zu liegen. Das Tal gabelte sich oberhalb der Station in zwei eng ansteigende Gräben, und der Telegraph, der bislang an unserem Weg entlang führte, nahm nun die Richtung nach dem südlichen Nebental, während wir in den östlichen Graben hineinritten. Es war um die Zeit des Aufbruches noch sehr kalt, bald jedoch wurde es behaglich warm und in meinem Lederrock war mir sogar heiß. Ich legte ihn natürlich bald wieder ab, umsomehr als bei den vielen schwierigen Passagen die Packpferde nur sehr langsam vorwärts kamen und sich mir auf diese Art viel Zeit zum Sammeln von Insekten und Fröschen bot.

Die Station von Sufi-kurgan war bereits 2080 m über dem Meer gelegen, und da die Paßhöhe 3850 m hoch ist, hatten wir an diesem Tage rund 1800 m Steigung zu bewältigen. Diese verteilte sich auf eine Strecke von ungefähr 23 km und war im ersten Teil des Weges sehr sanft, umso stärker aber beim Anstieg auf den Paß selbst. Meine Leute hatten mir bereits viel von den Schwierigkeiten erzählt, die der Übergang bieten sollte und ich war selbst auf den Paß sehr begierig, da man wenigstens bei uns in Europa Übergänge von derartiger Höhe kaum finden kann. Um die Mittagsstunde nahm das Tal eine entschiedene Wendung nach Süden und nach kurzem Ritt in dieser Richtung begann wirklich eine Steigung, wie ich sie nicht erwartet hätte. Wir hatten in einem etwa 30 m breiten verschneiten Graben zwischen riesigen eisüberzogenen Felsblöcken bergan zu steigen, ohne irgend einen erkennbaren Weg, ausgenommen die Fußspuren von Pferden, die vor uns hier gegangen waren. Unter großen Schwierigkeiten wurden die Pferde das steile Couloir teils hinaufgeschoben, teils gezogen; wir Berittenen gingen meistens zu Fuß, hauptsächlich der Reitpferde wegen, die so nervös und aufgeregert waren, daß sie kaum einen Reiter im Sattel geduldet hätten. Wiederholt mußten wir mit Hämmern

oder Stöcken die Eisschichte von den Felsblöcken wegschlagen, um den Hufen der Tragtiere einen sicheren Stützpunkt geben zu können.

Dieser schwierigste Teil des Weges war annähernd 3 km lang und als wir ihn hinter uns hatten, befanden wir uns bereits in einer Seehöhe von 3300 m, während der Beginn der Schlucht bei etwa 2700 lag. Vor uns eröffnete sich nun ein großer Berg-Zirkus, in welchen ein langgestreckter Höhenzug auf einer Seite hineinragte, dergestalt den riesigen Kessel in zwei gleich große Teile zerlegend. Auf der Höhe dieses Vorberges steht ein kleines Sarai, welches den Namen des Passes trägt. Wir hielten dort etwa eine Stunde Rast, um die Pferde etwas ausruhen zu lassen, bevor wir den letzten Teil der Steigung in Angriff nahmen. Es war vorläufig nicht zu sehen, auf welcher Seite wir die Wand des Kessels ersteigen sollten, denn von einer eigentlichen Paßscharte war nichts zu bemerken. Es zeigte sich, daß wir die von tiefem Schnee bedeckte Wand in einer Reihe von Serpentinaen erklettern mußten und zwar schlugen wir, als wir das kleine Haus verließen, zunächst eine südöstliche Richtung ein. Langsam und in kurzen Zwischenräumen stillhaltend erkletterten die schwer bepackten Tiere keuchend und von vielen Peitschenhieben getrieben den unteren Teil der Wand. Auf halber Höhe erreichten wir ein wenige Meter breites mit Schnee bedecktes Felsband und auf diesem entlang reitend einen kleinen steil ansteigenden Graben, der unmittelbar auf die Paßhöhe führte. Wir erreichten diese um 4 Uhr nachmittags und ich maß ihre Höhe mit 3850 m.

Die Paßscheide ist sehr scharf und es befinden sich auf der Höhe nur wenige Quadratmeter ebenen Bodens. Dann beginnt sofort ein steiler Abfall, den wir ebenfalls, diesmal aber auf erkennbarem Weg, in vielen kleinen Serpentinaen bewältigten. Schon nach 4 km waren wir um 300 m gesunken und von hier an führte ein sehr schönes breites Tal mit sanftem Gefäll fast gerade nach Süden. Die ganze Talsohle war vollständig mit Schnee bedeckt, der sehr fest gefroren war. Unter ihm aber konnte man den Bach rauschen hören und an verschiedenen Stellen war die Schneedecke durchgebrochen und man sah das milchweiße Wasser über mächtige Steinblöcke sprudeln. Trotzdem wir solchen Stellen sorgfältig auswichen, brachen doch mehrere der Pferde durch und es kostete viele Mühe sie aus der Grube, deren Ränder fortwährend neu abbröckelten, heraus zu holen.

Unsere Station für diesen Tag war Katta-kunysch, ein viel primitiveres Haus als der hübsche Posten von Sufi-kurgan. Die Station war voll von Kaschgarern, die wie alle ihre Vorgänger nach dem russischen Turkestan zogen, und sogar im Herrenzimmer hatten sich ihrer zwanzig niedergelassen. Diese wurden natürlich sofort hinaus-

befördert, als der „Turá“ das Haus betrat und fanden es auch ganz selbstverständlich, daß sie dem Europäer das Feld zu räumen hatten. Unter europäischen Verhältnissen würde man bestimmt nicht die armen Leute dazu gezwungen haben, die kalte Nacht auf dem freien Hof zuzubringen, in Asien aber ist es für den Europäer vollkommen unerläßlich den Herrn heraus zu kehren und man würde sich im entgegengesetzten Fall eine Reihe von Vertraulichkeiten zuziehen, die von Seiten schmutziger Asiaten sehr unangenehm wären. Um übrigens diese für ihr verloren gegangenes Quartier zu entschädigen, ließ ich unter sie einen Sack mit kleinen Brödchen verteilen und ihre Dankesäußerungen zeigten mir, daß sie sich bei diesem Geschäft als den



Auf dem Terek-Dawan (3850 m).

gewinnenden Teil betrachteten. Der Ofen in meinem Zimmer wurde mit Zedernholz geheizt; dies klingt sehr luxuriös, aber da die Zedern in diesen Gegenden die einzigen Bäume sind, die für Brennholz in Betracht kommen, und außerdem auch eine Ausfuhr von Holz zu Handelszwecken wegen der großen Distanzen bis zur Eisenbahn vorläufig undurchführbar ist, verwendet man es ohne viel Sorgen als Brennstoff und jeder freut sich über den angenehmen Geruch des brennenden Holzes.

Meine Leute sowohl wie ich selbst waren sehr vergnügt über den glücklichen Übergang, um so mehr, als dieser auch ohne irgend

einen Verlust oder eine Verletzung an den Pferden vor sich gegangen war. Noch nachträglich ergingen sich die Treiber in fürchterlichen Schilderungen der durchgemachten Anstrengungen und sie schienen es als eine Art von Schmach zu betrachten, daß uns der gefürchtete Paß kein einziges der Tragtiere gekostet hatte. Es war allerdings die schwierigste Jahreszeit, denn der Paß, der meist bis Mitte März überhaupt nicht begangen werden kann, ist in der Zeit der ersten Schneeschmelze in seiner unangenehmsten Gestalt. Im Hochsommer wird der Übergang über den Terek-Dawan, wenn ich meinen Leuten glauben kann, niemals gemacht, weil dann die engen Täler durch Hochwasser unpassierbar gemacht sind.

In dieser Station sah ich zum erstenmale Yaks als Gepäckstiere verwendet und Mahman erzählte mir, nachdem er die Besitzer dieser Tiere gefragt hatte, daß jeder der Yaks mit 200 kg Gepäck beladen sei. Den Preis eines großen und starken Stieres gab er mit ungefähr 50 Rubel, d. i. ca. 105 Mk an. Diese Nachricht war mir sehr erfreulich, denn ich gedachte in Tibet ebenfalls Yaks als Tragtiere zu benützen und es war mir angenehm zu wissen, daß diese um billiges Geld zu haben wären. Leider waren meine späteren Erfahrungen mit diesen Tieren durchaus ungünstig.

Am Morgen des 6. April fiel dichter Schnee langsam und in großen Flocken. Ich hatte mich schon am Vorabend mit den Treibern darüber geeinigt, daß wir heute nur einen ganz kurzen Marsch, nämlich 16 km, machen sollten, denn es lag mir daran, besonders von den Vögeln in diesen kalten Hochtälern zu sammeln. Es gab Tauben bis zur Paßhöhe, ebenso Elstern, Krähen, Milane, Schneefinken und Alpenlerchen, während die Steinhühner und Bachstelzen noch in 3000 m Höhe häufig waren. Außer diesen Vögeln, von denen wir einige Exemplare erlegten, sahen wir die kleinen Pfeifhasen der Gattung *Lagomys*, sowie viele Murmeltiere, konnten aber wegen der großen Flüchtigkeit dieser Tiere keines von ihnen erbeuten. Die Alpendohle (*Fregilus*) ist ein sehr charakteristischer Vogel dieser Gegenden und Weichbold schoß zwei Exemplare. Es war schon wegen der reichen Ausbeute an Vögeln sehr wünschenswert, das Quartier in den frühen Nachmittagsstunden zu erreichen und außerdem wollte ich den Nachmittag dazu benützen, in der Station Kok-su (d. i. blaues Wasser) einen kleinen Jagdausflug zu machen. Ich sah aber nichts, was mir bemerkenswert erschienen wäre und begnügte mich mit einigen weiteren Stücken von Arten, die wir bereits hatten. Es war uns nicht möglich gewesen, den Weg durch das Tal des Kok-su zu gehen, da es vollständig von schmelzenden Schneemassen erfüllt war, sondern wir mußten das Tal verlassen und nach Überschreiten eines sogenannten Kniepasses weiter unten wieder dahin zurückkehren.

Der Abend brachte mir eine kleine Überraschung. Man führte einen alten Mann in mein Zimmer, von dem mir Mahman erzählte, daß er der Postreiter sei und daß er ein Paket für mich habe. Ich konnte mir keineswegs vorstellen, wer mir nach dieser Gegend etwas zu senden hatte, und wie der Absender meine augenblickliche Adresse hatte erfahren können. Noch überraschter war ich, als ich den Inhalt des Pakets erkannte. Es waren ein Paar Gummischuhe, die ich bei Professor Müller in Taschkent vergessen hatte, und die dieser in an-



Rast bei Kok-su.

erkennenswerter Weise nach Osch gesandt hatte. Dort waren sie dem Postreiter mitgegeben worden und dieser fragte in jedem Stationshaus nach meinem Verbleib, bis er mich endlich in Kok-su eingeholt hatte. Der Mann war außerordentlich stolz auf seine postalische Leistung und er hatte sich in der Tat das Backschisch, das ich ihm überreichte, redlich verdient. Das gute Wetter, das den Tag über geherrscht hatte, wich am Abend einem heftigen Sturm mit Schnee und Regen, der die Nacht über anhielt. Am Morgen hatte er etwas nachgelassen, doch war er immer noch stark genug um sehr lästig zu werden. Dann regnete es während des ganzen Vormittags.

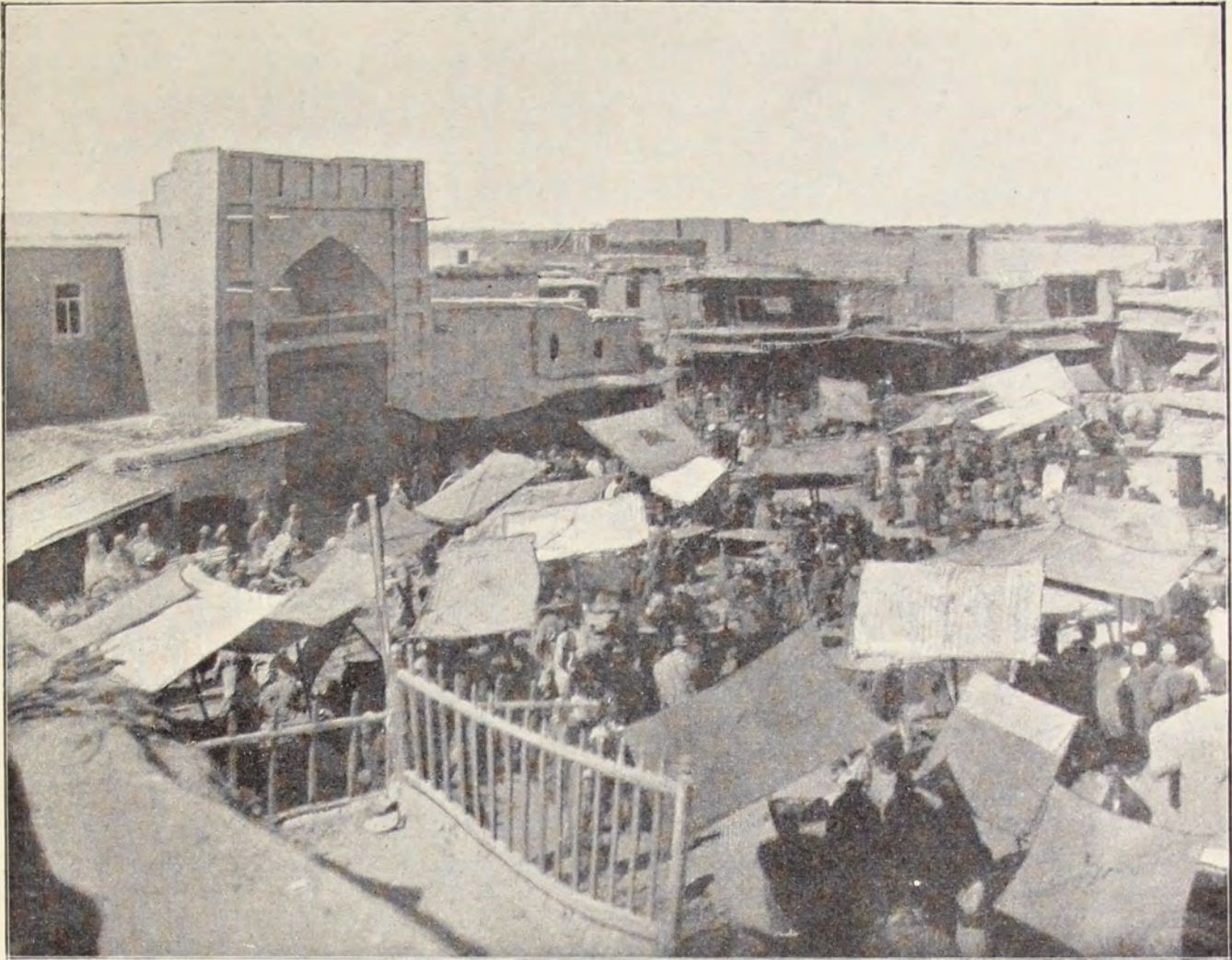
Wir verließen hinter der Station neuerdings das Tal und wandten uns in einen Seitengraben, von diesem in einen zweiten engeren und schließlich in einen dritten ganz engen und durch diesen nach einer Paßhöhe, in der ungefähren Höhe von 3500 m. Bergab mußten sowohl die Reitpferde als auch die Tragtiere einzeln am Zügel geführt werden und die Leute, die mich auf der Höhe des Passes mit meinen Instrumenten hatten arbeiten sehen, benützten die Zeit, in der wir nach dem Abstieg auf die noch nachkommenden Tiere warteten, um mich um die Gebirgsverhältnisse meiner Heimat auszufragen. Sie kannten zwar von allen europäischen Ländern nur Rußland, und es bedurfte längerer Zeit, um ihnen überhaupt klar zu machen, daß es auch außer den Russen noch andere Europäer gäbe. Daß meine Heimatsstadt um vieles weiter war als selbst der große Weg nach Petersburg, versetzte sie in besonderes Erstaunen und sie waren sehr stolz, als ich ihnen erzählte, daß bei uns die höchsten Berge nur etwa so hoch seien wie bei ihnen die Paßhöhen. Allerdings erzählte ich ihnen, daß es auch in Europa Berge gäbe, die noch viel höher seien als der Terek-Dawan, aber auf genaues Fragen mußte ich zugestehen, daß man diese Berge nicht in meinem eigenen Lande findet. Nachdem die Leute gesehen hatten, daß ich ihre Fragen beantwortete und sie nicht einfach zur Ruhe wies, dachten sie sich die merkwürdigsten Dinge aus und kamen bei jeder Gelegenheit an mich heran, um mich beispielsweise zu fragen, ob es auch in meinem Land — ich nannte es wie die Russen Awstria, ohne daß natürlich einer der Leute jemals davon gehört hätte — ebenfalls Postreiter gäbe, was für eine Uniform diese Postreiter hätten, ob sie eine Trompete mit sich führten und ob sie auf ihren Wegen bewaffnet gehen müßten. Als ich ihnen erzählte, daß in den meisten Gegenden von Europa die Post mit dem Tamir-Joll (Eisenbahn) befördert werde, schienen sie mich zunächst für einen Aufschneider zu halten und wandten sich an Weichbold, von dem sie aber dieselbe Auskunft erhielten. Mahman hatte zwar bereits eine Eisenbahn gesehen, nämlich die von Andishan, war aber nie mit ihr gefahren und bildete sich ein, daß die transkaspische Eisenbahn die einzige Linie der Welt wäre. Am meisten versetzte die Leute der Zweck meiner Reise in Erstaunen. Niemand konnte sich vorstellen, daß man eine so weite Reise wie ich zu dem Zweck machen könne, um Tiere zu beobachten und zu fangen. Der eine der Treiber gab sogar der Ansicht Ausdruck, ich ginge nach Kaschgar, um mir dort eine Frau zu holen, da er wußte, daß man dort auf kurze Zeit Scheinehen eingehen könne und daß viele russische Turkestaner sich von dort für einige Monate eine Gefährtin holen. Die anderen aber wiesen ihn wegen dieser Äußerung scharf zurecht und der Wortführer sagte, ich

wäre nur in die Gegend gekommen, um Wohltaten an den Eingeborenen zu tun. Diese Äußerung war natürlich nur in Hoffnung auf ein Bakschisch getan, aber er erhielt keines.

Unser weiterer Weg verlief ohne besondere Ereignisse, nur der Sturm steigerte sich von neuem und machte auf exponierten Punkten selbst den Pferden das Geradestehen schwer. Wir hatten einen weiteren Paß vor uns, von derselben Höhe wie der erste. Dann ging es endlich bergab nach dem Tal des Kisil-su, d. i. Rotes Wasser, in welchen der Kok-su mündet. Bei beständigem Schneesturm erreichten wir um etwa 4 Uhr den ersteren Fluß und eine weitere Stunde verging, bis wir ihn überschritten hatten. Er war teils zugefroren, im offenen Teile mit großen treibenden Schollen bedeckt und es mußte jedesmal, wenn einige der Pferde an das andere Ufer gebracht werden sollten, ein kleiner Zwischenraum in dem Zug der Eisschollen abgewartet werden. Die Pferde stellten sich dabei sehr klug und willig an und schienen nichts daran zu finden, wenn sie 10 Minuten und länger bis über die Läufe in dem eiskalten Wasser stehen mußten. Am rechten Ufer lag auf einem Vorberge die kleine Festung von Irkeschtam, unter ihr das Zollamt und drei oder vier Häuser von Eingeborenen. Nach vollzogenem Übergang ließ ich die Karawane bei einem dieser Häuser halten und begab mich in die Wohnung des Zollbeamten, um ihn um Quartier zu bitten. Ich wurde in liebenswürdiger Weise von Herrn Zagin und seiner jungen Frau aufgenommen und erhielt ein hübsches Zimmer angewiesen. Natürlich kannte der Zollbeamte alle Europäer, die bisher diesen Ort passiert hatten und unter ihnen auch alle meine Vorgänger in der Asien-Forschung. Nachdem ich mich eingerichtet hatte, ging ich mit einem der Zollsoldaten auf die Suche nach Versteinerungen und fand an den steilen Uferwänden des Kisil-su eine Menge von verschiedenen Muscheln. Dann ging ich zum Telegraphenamt und wollte eine Depesche nach Wien absenden; dies war aber unausführbar, da nur Telegramme nach Rußland befördert werden. Ich setzte mich mit dem Telegraphenamt in Osch derart in Verbindung, daß der Beamte von Irkeschtam meine Worte nach Osch telegraphierte, worauf sofort die Antwort zurückkam. Schließlich sandte ich eine Depesche für meine Angehörigen an Oberst Rjebkoff in Osch, mit der Bitte, sie von dort weiter zu befördern. Dann schickte ich das nötige Geld in einem Brief nach. Abends saß ich, während es draußen weiter stürmte, sehr gemütlich mit Herrn Zagin beisammen und es war halb ein Uhr, als ich zu Bett ging.







Basarplatz, Kaschgar.

## II. Teil.

### Reise im chinesischen Turkestan.

Irkeschtam war der letzte Posten auf russischem Gebiet und wenige Schritte jenseits des Zollamtes befand sich die Grenze. Sie war von chinesischer Seite nur durch ein Brett bezeichnet, auf dem einige mir unleserliche Buchstaben mit schwarzer Farbe geschrieben waren. Weder ein Haus noch ein Posten war zu sehen. Es war immerhin ein hübsches Gefühl, das chinesische Reich in diesem entlegenen Winkel zu betreten und nicht von der Seeseite her. Ich hatte jedoch wenig Zeit mich zu freuen, denn vor uns stand ein neuerlicher Flußübergang, der bei dem anhaltenden Schneesturm zu einer sehr unangenehmen Arbeit wurde. Als wir ihn hinter uns hatten, hoffte ich nun den Fluß entlang weiter reiten zu können, doch mußten wir ihn wieder verlassen, da

sich, wie der Führer sagte, den Fluß entlang kein Weg befindet. Wir sollten ihn erst am übernächsten Tag wieder erreichen. Die nächsten Stunden waren über alle Beschreibung unangenehm; so lange wir uns in den Tälern bewegten, war es nur Schnee, den uns der Sturm ins Gesicht peitschte, als wir aber eine kahle Hochfläche erreichten, war es ein Gemisch von Schnee und Sand, das uns entgegenflog. Die aufgerissenen Wolken waren mitunter so dicht, daß man das Nachbarpferd kaum sehen konnte und man saß zusammengeduckt im Sattel, um möglichst wenig vom Gesicht den entgegenschlagenden Sand- und Schneemassen darzubieten. Nachdem dies etwa fünf Stunden gedauert hatte, erreichten wir wieder ein Tal, in dem wir einigermaßen geschützt waren; hier wurde den Pferden, die aufs äußerste angestrengt waren, eine kleine Rast gegönnt. Es war in der Nähe des chinesischen Grenzpostens Jägin; es kam jedoch niemand um uns anzuhalten oder unsere Pässe zu verlangen und wir ritten an dem kleinen Fort vorbei. Vermutlich war den Beamten, die uns wohl gesehen hatten, das Wetter viel zu schlecht, um die zwei Kilometer zu uns herüber zu kommen.

Das Tal, in dem wir uns befanden, führte sanft bergab, inmitten von wildzerklüfteten schneebedeckten Bergen, war aber tief verschneit und da weder ein Steig noch Pferdespuren zu sehen waren, war es nicht leicht, den richtigen Weg zu finden. Wiederholt merkten wir, daß sich unter der mächtigen Schneedecke ein tiefer Graben befand, den man umgehen mußte, auch große Felsblöcke, von denen die Pferde abglitten und bis an die Packkisten im Schnee versanken. Der Sturm ließ erst bei Anbruch der Dunkelheit wieder nach und als es fast völlig Nacht war, erreichten wir endlich den Ort Nagara-tschalldy. Es befindet sich dort kein Haus, sondern nur ein kleines Kirgisenlager; es wurde mir bereitwilligst eine der Jurten eingeräumt, die ich mit Weichbold teilte. Der Name Nagara-tschalldy bedeutet „die Trommel hat geschlagen“ oder „es wurde Musik gemacht“. Woher diese sonderbare Bezeichnung stammt, konnte mir niemand sagen; Mahman behauptete, es hätten hier einmal viele Musikanten auf dem Weg nach Osch gelagert, aber diese Auslegung war wohl seine freie Erfindung. Die Kirgisen konnten uns außer etwas Milch nichts Eßbares geben, aber unser Vorrat an Reis und Schaffleisch war noch groß genug, um eine Mahlzeit bereiten zu können, an der auch der Älteste des Lagers teilnahm. Die Kirgisen, die ich schon von früher kannte, sind sehr angenehme Leute, obzwar völlig ungebildet, aber bei ihrer großen Armut sind sie für jede Kleinigkeit an Geld oder Gegenständen sehr dankbar und enthalten sich auch jeder Zudringlichkeit. Daß allerdings der Lagerälteste allerlei unglaubliche Fragen an mich stellte, war mir ganz begreiflich. Er schien über die leeren Flaschen, die ich ihm

schenkte, viel mehr erfreut als über die zwei Rubel, die er nach langem Überlegen als Preis für das Nachtquartier forderte. Der Grund seines Zögerns schien zu sein, daß er fürchtete, eine zu hohe Forderung zu stellen und es sind auch wirklich zwei Rubel für diese Verhältnisse viel Geld. Andererseits war es mir sehr lieb, in einer festen geheizten und gegen Wind geschützten Jurte bleiben zu können, als bei Wind und Dunkelheit mein Zeit im Schnee aufschlagen zu lassen.

9. April. Wir waren bereits um 5 Uhr früh auf den Beinen und ritten kurz nach 7 Uhr ab. Nach etwa einer Stunde kamen wir wieder an den Kisil-su, aber auch jetzt noch nicht, um an ihm bis Kaschgar zu bleiben. Im Gegensatz zum vorigen Tag war vollständige Windstille und in der Sonne war es leidlich warm. Zweimal übersetzten wir in kurzen Zwischenräumen den Fluß und erreichten um 11 Uhr die kleine Festung Ullugtschat. Hier trafen wir die ersten Chinesen, aber ohne daß irgend jemand nach Geleitsbriefen oder Pässen fragte. Dies geschah erst am übernächsten Tag in Min-joll; hier rasteten wir in einem kleinen Teehaus für kurze Zeit und ich benutzte diese Gelegenheit, um mir für einige Rubel chinesisches Geld umzuwechseln.

Die Geldsorten, die im chinesischen Turkestan üblich sind, sind von denen in den anderen Teilen von China verschieden. Die Einheitsmünze ist der Sär, der manchmal auch Lan oder Taël genannt wird, doch ist die letztere Bezeichnung sehr selten. Ein Sär hat 10 Meskal zu je 40 Pul. Der Wert eines Sär ist nahezu genau K. 4.— oder Mk. 3.40. Stücke zu einem Sär gibt es nicht, dagegen solche zu 5, 3, 2 und 1 Meskal. Der Pul, der vierhundertste Teil des Sär, kommt also dem österreichischen Heller vollständig gleich. Insoferne wäre die offizielle Währung für den Europäer sehr angenehm, doch rechnet nach ihr niemand, sondern alles wird in Tenguas ausgedrückt, von denen acht auf einen Sär gehen und die daher je 50 Pul enthalten. Münzen dieser aus älterer Zeit stammenden Währung gibt es aber nicht. Das Rechnungsverhältnis zwischen Meskal und Tenga ist dasselbe wie zwischen Reaumur und Celsius und die Rechnung macht also nicht viel Schwierigkeit. Die Eingeborenen, denen dieser Schlüssel natürlich fremd war, waren sehr erstaunt, wie rasch ich die geforderten Beträge aus Tenguas in Meskals umrechnete und es zeigte sich, daß ich bei diesen und vielen folgenden Geldgeschäften stets die richtige Lösung viel rascher fand, als der Verkäufer selbst, während dieser, meinen Angaben mißtrauend, lange Zeit entweder an den Fingern oder auf einer Maschine zu rechnen hatte. Diese Rechenmaschinen, die besonders in Rußland sehr verbreitet sind, bestehen aus einem Holzrahmen mit einer Anzahl von Drähten, auf denen Holzkugeln aufgereiht sind. Jede Reihe bedeutet das Hundertstel oder Tausendstel

der obersten und wenn das Dezimalsystem dabei angewendet wird, ist der Vorgang überaus einfach. Schwieriger gestaltet es sich, wenn dieses System nicht vorhanden ist, aber die Hauptunannehmlichkeit bei allen Zahlungen ist das lange Zählen des Geldes, da sich weder Gold noch Papier im Kurs befindet. Die Puls werden meist zu je 400 an Schnüren aufgereiht; zu diesem Zweck haben sie in der Mitte ein viereckiges Loch und Knoten in der Schnur bilden die Trennung zwischen je 2 Meskals, oder wie es meist der Fall ist, zwischen je einer Tenga, so daß der Geldkranz aus 8 Teilen zu je einer Tenga, zu je 50 Kupferstücken besteht. Diese Geldrolle wird vielfach wie ein Gürtel um den Leib getragen und es ist nichts seltenes, daß ein Mann den Betrag von 10 oder mehr Särs auf diese Art bei sich hat. Da auch bei kleineren Händlern Silbergeld kein allzu häufiger Artikel ist, kann es leicht geschehen, daß einem mehrere Kilogramm an Kupfergeld übergeben werden, dessen richtiger Betrag meist auf einer Wage festgestellt wird. Die Goldmünzen oder das Papiergeld werden einigermaßen ersetzt durch die Jamba genannten Silberklumpen, die die Gestalt eines menschlichen Fußes haben und daher meist als Schuhe bezeichnet werden. Solche Jambas gibt es in der Höhe von 50, 100 und 500 Särs und alle sind gesetzlich gestempelt, so daß sich der Geldempfänger von der Echtheit des Silbers überzeugen kann. Oft genug kommt es vor, daß von dem Silberschuh ein entsprechendes Stück mit dem Meißel abgetrennt wird und so als Zahlung dient; dabei sieht der Zahlende sorgfältig darauf, daß der Teil mit dem Stempel am längsten zurückbleibt. Der Besitzer eines solchen abgesprengten Stückes hat natürlich keine gesetzliche Bestätigung der Echtheit in Händen und es werden daher Teile von Jambas nur ungern genommen. —

Wir rasteten also in Ullugtschat kurze Zeit und setzten dann unseren Weg in einem ansteigenden Tal fort. Die Gegend war überaus eintönig und wir ritten stundenlang unter denselben Verhältnissen dahin. Im Laufe des Nachmittags kamen wir wieder auf eine Hochebene und bis zum Einbruch der Dunkelheit hatten wir sie noch nicht verlassen. Der Rest des Weges aber war bedeutend abwechslungsreicher, obzwar man nichts mehr sehen konnte, sondern nur wußte, ob man sich auf ebenem Boden, bergauf oder bergab bewegte. Es war schon ganz finster, als wir durch die Ruinen einer alten Festung ritten, in der sich das Grab eines Heiligen befand. Es war ein kleiner Hügel, der über und über mit Stöcken besteckt war, an denen kleine Fähnchen flatterten. Der Platz gilt für sehr heilig und Mahman stieg beim Vorbeireiten von seinem Gaul ab und stand ebenso wie die Pferdetreiber längere Zeit Gebete murmelnd neben dem Grab. Als

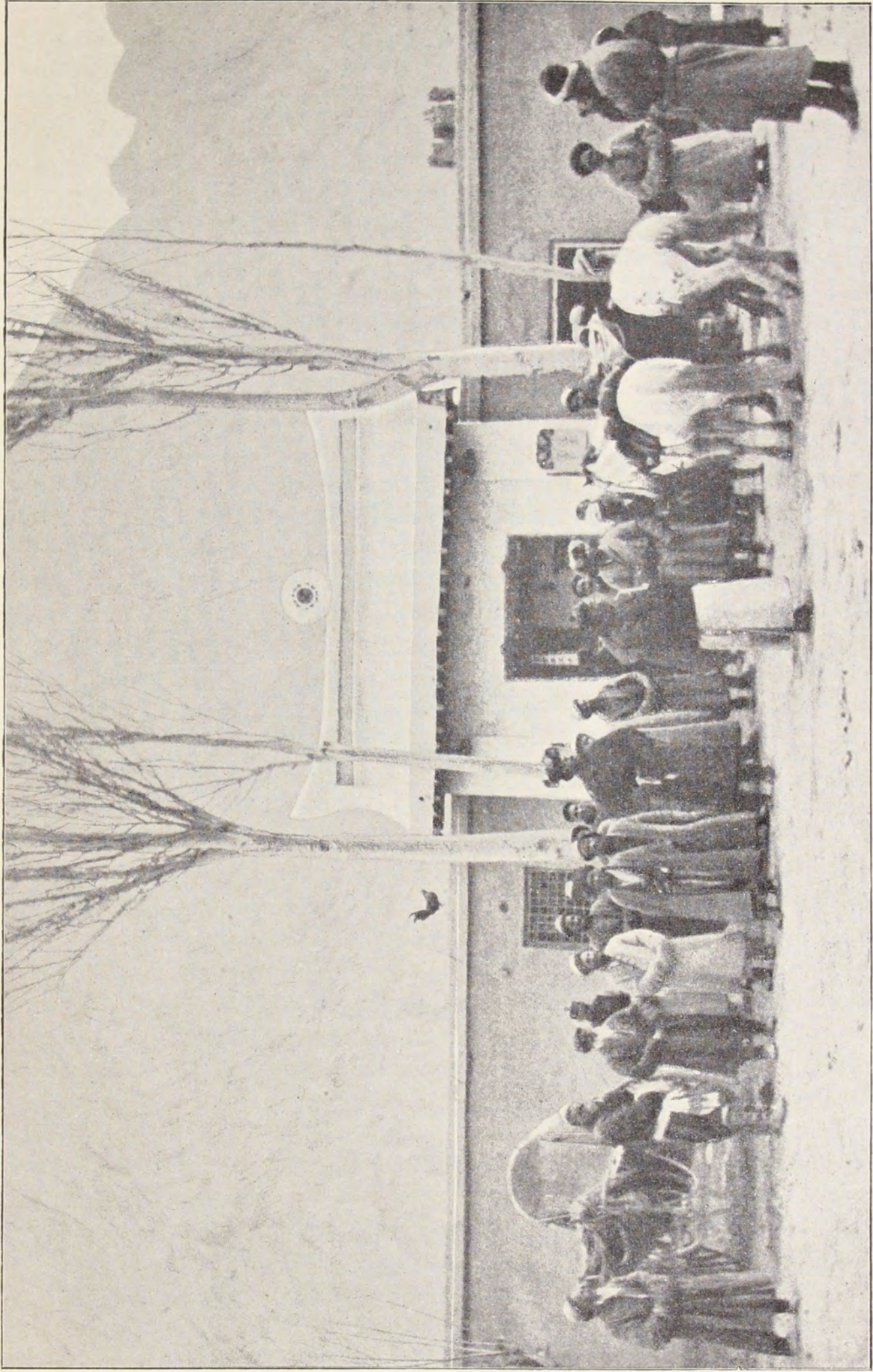
wir die Ruinen hinter uns hatten, begann plötzlich ein ganz unheimlich steiler Abstieg, dessen Schwierigkeiten die Finsternis noch erhöhte. Man konnte wirklich nichts mehr sehen und ich weiß auch nicht, wie der Weg eigentlich aussah. Das einzige, was zu erkennen war, war tief unten das Licht eines Hauses, der Station, die unser Ziel war. Die Pferde stolperten und rutschten aufs Geratewohl diesen steilen Weg hinab und wir ließen uns einfach von ihnen tragen ohne einen Versuch zu machen, sie in irgend einer Weise zu lenken. Ziemlich aufregend wirkte es, wenn man plötzlich bemerkte, daß das Pferd bis fast über die Läufe im Wasser stand, ohne daß man eine Ahnung hatte, ob dieses Wasser ein See oder ein Brunnen wäre und wie tief es sei und was jenseits des Wassers kommen würde. Schließlich kamen wir alle wohlbehalten, zwar noch nicht in der Ebene, aber am Fluß an und es scheint, daß unser Weg einfach durch den pfadlosen Graben eines Seitenbaches hinabgeführt hatte, der teils von fließendem teils von stehendem Wasser ausgefüllt war. Als wir, nachdem wir den Fluß durchritten hatten, vor dem Haus ankamen, wo ein Feuer aus Reisig etwas Licht verbreitete, merkten wir, daß zwei der Pferde fehlten. Auch die Treiber stellten dies erst jetzt fest, da sie bei dem steilen Abstieg nicht alle Tiere hatten beisammen halten können. Ich war recht froh, daß ich das Auffinden dieser zwei Tiere den Treibern überlassen konnte und nicht noch einmal nach der unangenehmen Felspartie zurück mußte.

Übrigens fanden wir in dem kleinen Stationshaus keinen Platz, denn der Hof sowohl wie alle Zimmer waren dicht angefüllt mit den üblichen nach Rußland wandernden Kaschgarern. Man wies uns aber nach einem etwas weiter gelegenen Haus und zeigte uns von einem kleinen Hügel neben dem Sarai den Feuerschein aus diesem Hause. Dies war die einzige Richtung, die wir in der Dunkelheit hatten, aber der Weg dorthin war glücklicherweise eben und wir waren nur einmal durch eine hohe Hecke von Dornengestrüpp zu einem längeren Umweg genötigt. Das Haus, das wir nach etwa einer halben Stunde erreichten, war eine einfache Lehmhütte; der einzige Raum war fast vollständig mit Feuerholz angefüllt. Der Besitzer nahm soviel davon weg, daß in der Mitte ein Fleck freigemacht wurde, gerade groß genug, um den Teekessel darauf stellen zu können; doch brachte der Mann einige Filzdecken, die wir auf das aufgestapelte Brennmaterial legten, so daß wir zwar durchaus nicht angenehm, aber wenigstens doch überhaupt untergebracht waren. Spät am Abend kamen auch die zwei ausgeschickten Treiber nach und brachten die vermißten Pferde. Das eine war einfach auf einem kleinen Grasfleck stehen geblieben und weidete in aller Ruhe, das andere aber war mit einem Hinterbein zwischen

zwei Felsblöcke geraten und konnte nicht von der Stelle. Das Tier war aber nicht beschädigt und die beiden Leute hatten es nach langer Arbeit frei gemacht. Die Örtlichkeit, in der wir uns hier befanden, hatte ebenfalls einen sonderbaren Namen, nämlich „Ok-sallür“, was ungefähr bedeutet: „Lade das Gewehr“ oder wörtlich „Schuß einschieben“. Die Erklärung dafür ist, daß in früheren Zeiten und manchmal auch noch jetzt Räuber den steilen Felsabhang benützen, um auf ihm des Weges kommenden Reisenden aufzulauern und daß man daher, wenn man in die Nähe des Ortes kommt, sich schußbereit zu machen hat. Diese Erklärung klang etwas wahrscheinlicher wie die Erzählung von den Musikanten, aber ob sie richtig ist, lasse ich dahingestellt.

Kurz nach dem Aufbruch am nächsten Morgen kamen wir an einen Hohlweg in einem Plateau von rotem Sandstein und ritten darin, ohne daß man etwas von der weiteren Umgebung sehen konnte bis 3 Uhr nachmittags. Um diese Zeit erreichten wir das Flußbett und das Sarai Kann-su. Dieses Wort bedeutet „Aderfluß“ und mit dem Worte „Kann“ wird sowohl eine Blutader als auch eine Erz-Ader, übrigens auch das Blut selbst bezeichnet. In diesem Falle war der Name auf ein Vorkommen von Erz zurückzuführen; welches Erz, konnte ich nicht erfahren. In dem kleinen Haus erkundigte ich mich nach der Entfernung bis zur nächsten Station, da ich nicht schon um 3 Uhr Halt machen wollte und da sich meine Leute in großer Unklarheit über den Weg befanden. Der eine sagte, wir könnten das nächste Sarai, das von Gandschugan, in zwei Stunden erreichen, der Besitzer des Hauses aber meinte, es wären noch über dreißig Tschakrim oder Werst. Eine Wersta ist 1067 m lang und das Wort Tschakrim wird jetzt in der gleichen Bedeutung angewendet, während es eigentlich die Strecke bedeutet, auf die man einen Menschen noch schreien hören kann. Es zeigte sich, daß keiner der beiden Recht hatte, denn die Entfernung bis Gandschugan beträgt nicht ganz 20 km. Wir ritten, nachdem wir das andere Flußufer erreicht hatten, in einer von niedrigen Bergen eingesäumten Ebene dahin und der Mann, der gesagt hatte, wir hätten nur mehr zwei Stunden zu reiten, war sehr beschämt, als wir nach vier Stunden noch immer nicht am Ziel waren. Wir verließen schließlich die Ebene, die offenbar der Boden eines ehemaligen Sees ist, und erreichten um 8 Uhr abends endlich Gandschugan. Es war dieselbe Art von Quartier, die ich bereits wiederholt gesehen hatte und auch das Abendessen, Reisfleisch, Tee, Zwieback und ein bißchen Brot war das bereits üblich gewordene.

Am 10. April endlich sollten wir Min-joll erreichen, wo wir zum erstenmal mit chinesischen Behörden in Berührung treten sollten. Den durchwegs höchst eintönigen Ritt vertrieb ich mir mit Fangen von



Chinesisches Zollamt, Min-joll.





Eidechsen, woran sich auch Mahman und die Treiber eifrigst beteiligten, nachdem ich erklärt hatte, für jedes unverletzte Stück 5 Pul zahlen zu wollen. Wir brachten etwa dreißig Stück zusammen, bevor wir in die Nähe von Min-joll kamen. Das Wort bedeutet: „tausend Wege“; man kann aber mit dem besten Willen keinen anderen entdecken, als eben den, den wir verfolgten. Meine Leute wollten unbedingt in einem Sarai außerhalb des Ortes Rast machen, ich aber drang darauf, zuerst zum Zollbeamten zu gehen, da ich sicher war, dort besseres Quartier zu erhalten, als in irgend einem beliebigen Rasthaus. Das Dorf, oder die Stadt, wie es die Eingeborenen nennen, war von einer hohen Mauer umgeben und am Tor wurden wir von einem chinesischen Militärposten angehalten und nach unseren Wünschen und Absichten gefragt. Ich ließ weitere Erklärungen bis zum Eintreffen im Zollamt und einer der Soldaten ritt voraus, um uns den Weg zu zeigen.

Unsere Ankunft lockte eine große Menge von Neugierigen an und vor dem Tore des Zollgebäudes mußten wir eine Zeitlang warten, bis sich der Beamte in seine schönsten Kleider gesteckt hatte. Dann kam er sehr würdevoll heraus und begrüßte Weichbold mit großer Höflichkeit, bis ihm klar gemacht wurde, daß er sich an die falsche Adresse gewendet hatte. Solche Verwechslungen kamen sehr häufig vor und hatten auch nichts Verwunderliches, da ich und Weichbold ziemlich gleich gekleidet waren und sich niemand vorstellen konnte, daß man Europäer und zugleich Diener sein kann. Um seinen Fehler wieder gut zu machen, erwies mir nun der Beamte, ein blasser Mensch mit einer riesigen Hornbrille, ganz besondere Höflichkeiten und führte mich in sein bestes Zimmer, wo ich Tee, Brot und Schnaps vorgesetzt erhielt. Der Branntwein, der in diesen Gegenden bei den Chinesen üblich ist, wird aus Rosinen erzeugt und ist also eine Art Kognak. Er wird bei großen Mahlzeiten in heißem Zustand auf den Tisch gebracht, wodurch er eine außerordentlich berauschende Wirkung erhält. Der, den ich vorgesetzt erhielt, war aber kalt und außerdem war es nicht viel. Der Beamte las meinen großen Paß, den ich aus Peking erhalten hatte, und der das große kaiserliche Siegel trug, mit singend näselnder Stimme allen Umstehenden vor und verneigte sich tief bei manchen Stellen, die vermutlich großes Lob über meine Person enthielten. Die Übersetzung des Passes, die mir später Herr Konsul Kolokoloff in Kaschgar lieferte, lautete wie folgend:

„Schutzbrief. Das auswärtige Ministerium hat aus folgenden Gründen diesen Schutzbrief ausgestellt: Der in unserer „Hauptstadt residierende Beamte der Großmacht Österreich, „namens Wrha (mit diesem Wort war der Legationsrat Artur „v. Rosthorn bezeichnet) hat uns gebeten, daß unsere Regierung

„an die Behörden der in Betracht kommenden Gegenden den „Rundbefehl erläßt, daß der Gelehrte dieses Landes, der vieles „wissende Herr Gu-meur (damit war Zugmayer gemeint) aus „Rußland kommt und nach Kaschgar, Jarkent und anderen „Orten der Provinz reist. Er hat hiefür um diesen Schutz- „brief gebeten. Demzufolge wird das auswärtige Ministerium „diesen Schutzbrief ausstellen, welcher dem genannten Gelehrten „zuzustellen ist. Gleichzeitig wurde die Kanzlei des Wrha ver- „ständigigt, daß sie ihn dem Inhaber zustelle, damit er ihn den „Behörden der von ihm bereisten Orte zeige und mit aller „Rücksicht behandelt werde, die seiner hohen Stellung und „seinem Wissen zukommt. Wir fordern die Behörden auf, den „Gelehrten Gu-meur auf Vorzeigung dieses nach Betreten des „Reiches in allen genannten Gegenden Hilfe zu leisten und „Beistand nach den internationalen Verträgen, wie sie den „Reisenden aller Großmächte zukommen, die unser Land be- „suchen, wohin sie sich auch wenden mögen. Daher müssen „die Behörden ihn gut aufnehmen und allen seinen Wünschen, „soweit sie nicht das Gesetz verbietet, Folge leisten, überall, „wo er reist. Urkund dessen dieser Brief. Dieses Schreiben „wird der österreichischen Kanzlei gesendet werden, damit es „Herrn Gu-meur zugeschickt werde.

„Gegeben im 31. Jahr der Reiche unseres Kaisers, 11. Monat „3. Tag.“

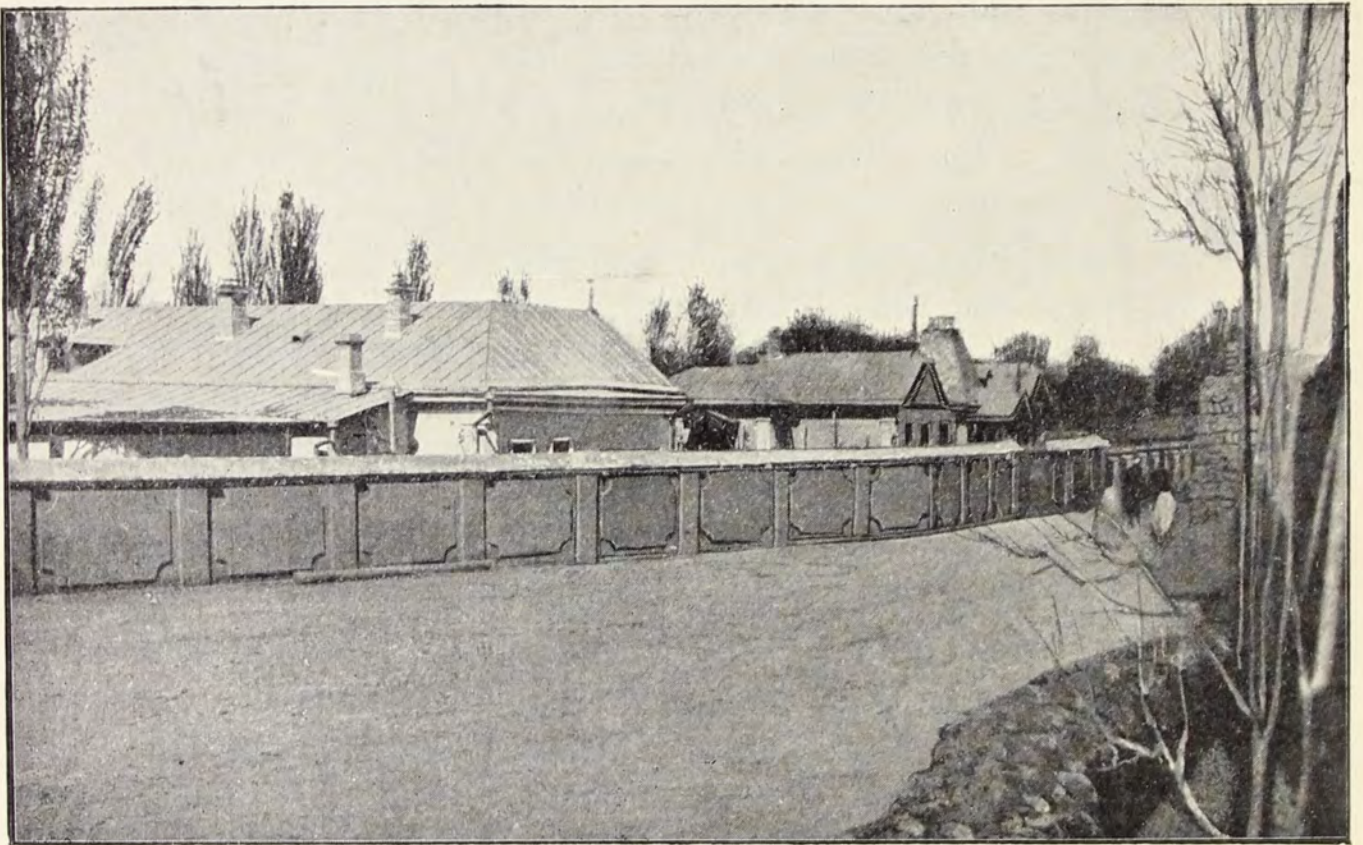
(Kaiserliches Siegel, Siegel des Ministeriums, Siegel des Paßamtes.)

Wie ich richtig gerechnet hatte, forderte mich der Zollbeamte sofort auf, die Nacht in seinem Haus zu verbringen. Es war dies nicht das Zollgebäude, sondern ein anderes, wenige Minuten entfernt, und die ganze Menge der Neugierigen, die sich beständig vergrößerte, folgte uns dahin nach. Wir erhielten dort ein Zimmer angewiesen, in dem sich ein Tisch und einige Schemel befanden. Der Boden wurde mit Filzteppichen belegt, nachdem der Raum früher ausgefegt worden war, und ein Feuer im Kamin entzündet. Der Zollbeamte blieb noch ungefähr eine Stunde bei mir, rauchend und Tee trinkend. Es war für mich nicht ganz leicht, mit ihm zu konversieren, denn da er nur chinesisch konnte, eine Sprache, die mir fremd ist, und ich auch damals noch recht wenig turkestanisch sprach, mußte das Gespräch über zwei Dolmetscher geführt werden. Ich sprach zu Mahman, dieser übersetzte es einem Begleiter des Beamten ins Turkestanische und dieser teilte endlich seinem Chef den Inhalt meiner Rede auf chinesisch mit. Die Antwort mußte denselben umständlichen Weg

gehen, bis sie zu mir gelangte. Es ist klar, daß ein solches Gespräch nicht sehr unterhaltend sein kann und daß auch durch die dreifache Übersetzung viel von der ursprünglichen Fassung der Worte verloren geht. Übrigens waren es durchwegs ganz leere Höflichkeitsphrasen, die wir wechselten, denn den Zweck meiner Reise und mein Ziel hatte der Beamte schon aus dem Paß erfahren. Bevor er mich aber verließ, bat er mich noch, ihm meine Brille zu geben; er trug ungefähr dieselbe Nummer wie ich und meine auf europäische Art gefaßte Brille gefiel ihm im Vergleich mit seiner ungefügten Hornbrille außerordentlich. Ich hatte einen bedeutenden Vorrat von Augengläsern aller Art mit mir und gab ihm bereitwilligst die gewünschte Brille. Es war dies die einzige, die ich nicht wieder von der Reise zurückbrachte; im normalen Gebrauch ging weder eine verloren noch wurde eine zerbrochen.

Der 12. April sollte uns nach Kaschgar bringen. Es war bereits ein Kurier vorausgeschickt worden, um meine Ankunft dem Dao Tai (Gouverneur) anzukündigen und ihm meinen Paß zu überbringen. Wir ritten schon früh morgens ab und bald verbreiterte sich das Tal und vor uns erschien die riesige Sandebene des Tarimbeckens. Im Süden ragte die gewaltige Kette des Kuen-Lün und des Riesenmassiv des Mus-tag-ata in den Nebel, der die Kämme und Gipfel verhüllte. Zu unserer Linken, im Norden, begleiteten uns noch lange Zeit kleine Hügelketten mit hohen Lößwänden, in die zum Teil Wohnungen gegraben waren; auch ein Obsthändler hatte sich in einer dieser Höhlen niedergelassen und ich kaufte ihm zu seiner unendlichen Freude seinen ganzen Vorrat an Birnen ab. Allmählich kamen wir bis in die Ebene hinab und in das Überschwemmungsgebiet des Kisil-su, der sich hier in zahlreiche Arme teilte, die wir alle zu durchreiten hatten. Es war Frühlings-Hochwasser und der Fluß wälzte seine tomatenroten Gewässer mit großer Eile dahin. Um diese Zeit stimmte seine Name „Rotes Wasser“ wirklich gut auf ihn. Hatten wir bisher wenigstens zur Nachtzeit regelmäßig Frostwetter gehabt, so wurde es jetzt in der weiten Sandebene fast heiß. Am letzten Arm des Kisil-su lag ein kleines Dorf, in dem sich anscheinend sämtliche Bewohner auf der Straße versammelt hatten, um uns zu einer Rast in einem kleinen Teehaus zu überreden. Ich war aber voll Ungeduld, Kaschgar zu erreichen und trank nur im Sattel eine Tasse Tee, um dann meine Gesellschaft, die scheinbar Lust hatte, ein bischen Halt zu machen, zum Weitermarsch anzutreiben. Weiter ging der Marsch über Wüsten- und Steppenboden und in der Ferne erschienen allmählich wie eine grau-grüne Wand die Reihen von Pappeln, die die Vegetationsgrenze der Oase von Kaschgar bildeten. Es dauerte aber noch geraume Zeit,

bis wir diese erreichten, denn bekanntlich täuschen in der Ebene die Entfernungen ungemein. Erst um 12 Uhr mittags kamen wir an die ersten kleinen Vorposten von Weiden und Haselsträuchern am Rand schmutziger kleiner Kanäle. Dann begannen allmählich die Felder, Obstgärten und Vordörfer sichtbar zu werden und erst nach weiteren zwei Stunden standen wir vor der hohen massigen Stadtmauer von Kaschgar. Ich war mit Mahman weit vorausgeritten, während Weichbold mit der Karawane nachfolgte, und ließ mir sofort die Richtung nach der russischen Kolonie weisen.



Häuser der russisch-chinesischen Bank, Kaschgar.

Mein erster Weg galt der russisch-chinesischen Bank, an deren damaligen Direktor, Herrn Th. Hammerbeck, ich verschiedene Empfehlungsbriefe hatte, darunter auch einen von Prof. Merzbacher. Das Bankgebäude liegt auf dem Grundstück des russischen Konsulats, auf dem sich außerdem die Kaserne der kleinen Kosakentruppe, das Zollamt und die Wohnungen der zwei Offiziere befinden. Der englische diplomatische Vertreter, sowie die drei Familien schwedischer Missionare wohnen auf getrennten Grundstücken. Ich traf Herrn Hammerbeck und die übrigen Angestellten der Bank gerade beim Speisen und wurde sofort aufgefordert, mitzuhalten. Es waren im ganzen sechs Herren, die alle entweder im Bankgebäude selbst oder in einem Nachbarhaus wohnten. Bezüglich der Quartierfrage ließ mir Herr Hammerbeck die

Entscheidung frei, ob ich bei ihm oder bei Konsul Kolokoloff wohnen wollte. Es ist die Regel, daß Reisende, die nicht Engländer oder Schweden sind, auf dem Konsulat Quartier finden, während andere entweder zum britischen Agenten oder zu den schwedischen Missionaren gehen. Ein Hotel oder auch nur ein Unterkunftshaus nach einigermaßen europäischen Begriffen gibt es in Kaschgar nicht, und ganz abgesehen davon, daß jeder Europäer gerne bei seinesgleichen wohnt, ist es mit der Würde eines solchen auch nicht vereinbar, ein gewöhnliches Karawansarai aufzusuchen. Nach dem Mittagessen traf die Karawane ein und das ganze Gepäck wurde zunächst in einem Schuppen neben dem Bankgebäude untergebracht. Ich ging sodann mit Herrn Hammerbeck nach dem Konsulat, wo uns Konsul Kolokoloff empfing und mich sofort aufforderte, für die Zeit meines Aufenthaltes in Kaschgar sein Gast zu sein. Damit war die Quartierfrage erledigt und ich ließ sofort alle meine Kisten und Ballen von der Bank herüberschaffen und in einem der Zimmer, die mir in einem Nebengebäude des Konsulats angewiesen worden waren, aufstellen. Nachdem ich mich vom Staub der Reise gereinigt und umgekleidet hatte, machte ich meinen Besuch bei Frau Kolokoloff und lernte zugleich auch die drei Kinder des Hauses kennen. Am ersten Abend blieb ich, nachdem sich seine Angehörigen schon zur Ruhe begeben hatten, beim Konsul bis 1 Uhr nachts, und wir sprachen viel über meine Reise sowie über das Land und die chinesische Sprache, die der Konsul nicht nur fließend beherrschte, sondern auch nach Geschichte und Literatur genau kannte.

Im Verlaufe der nächsten Tage lernte ich alle Mitglieder der kleinen europäischen Kolonie kennen; es waren im ganzen, ohne die sechzig Konsulats-Kosaken zu rechnen, mit den Kindern fünfunddreißig. Die interessanteste Persönlichkeit unter ihnen war entschieden der inzwischen verstorbene Pater Hendriks, ein alter katholischer Missionar, der seit zwanzig Jahren fast ununterbrochen in Kaschgar lebte, vorher aber fast ganz China und Indien bereist hatte. Er führte in der Mitte der Altstadt in einem bescheidenen, kleinen Häuschen sein einfaches Leben und erschien nur mittags regelmäßig auf dem Konsulat. Er ging nicht so sehr darauf aus, die Eingeborenen zum Christentum zu bekehren, vielmehr war der einzige Anhänger seiner Lehre sein Diener, ein Knabe, der ihm auch bei der Messe, die der Pater täglich in seinem einsamen Quartier las, ministrierte. Dagegen war der alte Priester, der stets chinesische Tracht trug, bei allen Eingeborenen und auch bei den chinesischen Behörden sehr beliebt, nicht nur weil er es unterließ, das Volk durch Bekehrungsversuche unruhig zu machen, sondern hauptsächlich, weil er ein Wohltäter der Armen und Kranken im höchsten Maße war. Er litt schon damals sehr an einem Krebsleiden und er

starb wenige Wochen, nachdem ich Kaschgar verlassen hatte; ich erfuhr die Nachricht von seinem Tode erst viele Monate später in Kaschmir.

Auf der schwedischen Mission, wo ich alsbald meinen Besuch machte, fand ich die Herren Högberg, Anderson und Törnkvist vor, sowie die Gattin des zweitgenannten. Frau Högberg hielt sich derzeit in Jarkent auf, um die erkrankte Frau des dortigen Missionsarztes Raquette zu pflegen. Herr Törnkvist war im Begriff, mit Fräulein



Hauptplatz, Kaschgar.

Rosén, dem übrigen Mitglied der Mission, nach Taschkent zu reisen, um sich dort trauen zu lassen; denn da sie beide evangelischer Religion waren, konnte Pater Hendriks die Zeremonie nicht vollziehen. Der britische Vertreter, Herr George Macartney, war mit seiner Familie ebenfalls für einige Zeit nach Jarkent gegangen. Pater Hendriks hatte mich auf dem Besuch bei den Schweden begleitet und führte mich dann durch die Altstadt. Ich war von dieser einigermaßen enttäuscht, denn außer dem chinesischen Regierungsgebäude findet sich kein einziges, das irgendwie bemerkenswert wäre. Dieses wirkte allerdings sehr malerisch mit

seinen drei hintereinander angeordneten hohen Portalen, mit den steinernen Löwen, die den Eingang flankieren und mit den vielen Fahnen und Kanonen, die im Vorhofe aufgestellt waren. Außer den Beamten und der kleinen Garnison gibt es in Kaschgar nur noch unter den Kaufleuten einige wenige Chinesen. Die Bevölkerung selbst besteht aus Sarten. Nur in den großen Städten befinden sich Kolonien von Hindus, Kaschmirern, Persern, russischen Turkestanern, Juden und Dunganen. Diese letzteren sind chinesischer Rasse aber mohammedanischer Religion und betreiben hauptsächlich Hausierhandel, in welchem Beruf sie in ganz Asien weit herumkommen. Die wenigen Juden, die ich dieses erstemal sah, waren alle europäisch gekleidet und schienen sich überhaupt ganz als Europäer unter Asiaten zu fühlen. Die Stadt hat vier große Tore; wir waren durch das Westtor eingetreten und verließen sie durch das Nordtor, vor welchem das russische Grundstück liegt.

Am folgenden Morgen kamen meine Leute, um ihren Lohn zu fordern und sich zu verabschieden. Die drei Karakeschs entließ ich sofort, und sie kehrten am selben Tag mit ihren Packpferden zurück. Mahman jedoch behielt ich vorläufig noch einige Tage hier, denn ich hatte mich sofort überall nach einem Mann erkundigt, der russisch, turkestanisch und womöglich tibetanisch sprechen könnte, hatte aber außer dem Dolmetsch des Konsulates keinen gefunden, der auch nur die beiden ersten Sprachen beherrschte. Dieser natürlich war eine offizielle Persönlichkeit und für meine Dienste nicht zu haben. Es zeigte sich auch in der Folge, daß ein Mann, wie ich ihn brauchte, in Kaschgar nicht aufzutreiben war, und Mahman war auf meine Frage gern bereit, die ganze Reise mit mir zu machen. Er war der teuerste unter meinen Leuten, denn ich mußte ihm monatlich 25 Rubel Lohn zahlen, während unter meinen anderen Begleitern später der höchste Lohn 30 Rupien war, etwa  $\frac{2}{3}$  des Gehaltes, den Mahman bezog. Er wollte es aber nicht billiger tun, und da ich ihn unbedingt brauchte, mußte ich auf seine Forderung eingehen. Ich konnte natürlich noch nicht wissen, daß ich in Jarkent einen Mann finden sollte, der nicht nur turkestanisch, tibetanisch und hindustanisch konnte, sondern auch englisch, und der also für mich das Ideal eines Dolmetschs war.

Auch die zwei Offiziere, einen Kosaken-Leutnant und dessen Familie, sowie einen Hauptmann des Generalstabes lernte ich in den nächsten Tagen kennen und inzwischen nahte das russische Osterfest heran, welches wie in Rußland so auch hier von der kleinen Kolonie auf fremden Gebiet sehr feierlich begangen wurde. Am Abend des russischen Karsamstags versammelte sich die ganze Kolonie in der kleinen Kapelle der Kosaken-Kaserne und nach einem feierlichen

Gottesdienst begann der allgemeine Ruf: Christos woskress — wo istinno woskress (Christ ist erstanden — in Wahrheit erstanden). Der Konsul und die Offiziere küßten gewissenhaft alle Soldaten und auch unter der Kolonie entstand ein allgemeines Händeschütteln und Küssen. Nur ich war von diesem Gebrauch ausgenommen worden, ebenso Pater Hendriks, der wie ich der russischen Kirche nicht angehörte. An den Gottesdienst schloß sich ein Festmahl im Hause des Konsulats, an dem alle Mitglieder der Kolonie teilnahmen und das bis 4 Uhr morgens dauerte. Ebenso war Sonntag mittags wieder ein großes Festessen. Diesmal beim Zollbeamten, Herrn Swaryczefski; den Abend brachten Herr



Basarbild aus Kaschgar.

Hammerbeck und ich wieder dort zu. Der zweite Festtag verging ebenso unter allerlei Unterhaltungen und erst von Dienstag ab konnte ich daran denken, auch etwas im Interesse meiner Weiterreise zu unternehmen.

Es handelte sich zunächst darum, brauchbare Leute zu finden, die mich auf meiner ganzen Reise begleiten sollten, ebenso eine lange Reihe von Einkäufen zu machen und Packpferde, eventuell auch Reitpferde oder Arbas für die Reise zu verschaffen. Bei dieser für mich schwierigen Beschäftigung unterstützte mich Pater Hendriks in liebenswürdigster Weise, indem er mir nicht nur eine Reihe von Leuten vorstellte, die er als verlässlich kannte, sondern auch mit den anderen, die sich freiwillig meldeten, in meiner Gegenwart verhandelte und



alle Untauglichen wegschickte. Von diesen meldeten sich eine ganze Menge, da es Leute gab, die verschuldet waren und in meiner Gesellschaft Kaschgar verlassen wollten, teils allerlei Nichtstuer und Vagabunden, die vielleicht ganz gute Arbeit getan hätten, auf die man sich aber nicht bestimmt verlassen konnte. Unter anderen kam zu mir auch der alte Turdu Bai, der zwei große Reisen mit Dr. v. Hedin gemacht hatte, aber er kam nur, um mit mir über Tibet zu sprechen, nicht aber um mir seine Dienste anzubieten. Ich forderte ihn natürlich sofort auf, als mein Karawan-baschi mit mir zu gehen, aber er lehnte dies ab, indem er meinte, er sei jetzt schon zu alt, um noch einmal eine so beschwerliche Reise mitzumachen. Es war mir leid, daß ich den Mann nicht bekommen konnte, denn es ist ja klar, daß jemand, der Tibet bereits in Begleitung eines Europäers bereist hatte, viel verwendbarer ist als ein Neuling. Andererseits mußten sich solche Leute leicht eine übergroße Erfahrung an, und es gibt Zank und Unfrieden, wenn man nicht ihren Weisungen folgt. Dies schien allerdings bei Turdu-Bai nicht zu befürchten, der einen sehr würdevollen und gesetzten Eindruck machte, aber er wollte nicht mitkommen und da war nichts zu machen. Schließlich engagierte ich einen Kaschmirer, der schon lange Zeit in Kaschgar lebte, namens Abdulla Khan, einen Kaschgarer namens Sali Ahun und einen Mann aus Ladak namens Lassu. Dieser war bereits mit den Expeditionen von Crosby und Wellby in Tibet gewesen, besaß vorzügliche Zeugnisse und gefiel mir schon von Anfang an sehr gut. Er war aber bereits und zwar für August vertragsmäßig verpflichtet mit Dr. v. Almásy in den Thian-Schan zu gehen und konnte mich daher nur bis an die Grenze von Tibet begleiten. Seine Aufgabe war hauptsächlich, mir in den Orten, die ich bis dahin berührte, brauchbare Leute zur Auswahl vorzustellen.

Am 18. April ging ich mit dem Konsul zum Dao Tai, um dort meinen offiziellen Besuch zu machen. Wir wurden im Regierungsgebäude mit Böllerschüssen empfangen, im Hof bildeten zahlreiche Soldaten und Diener Spalier, die drei Tore öffneten sich nacheinander und hinter dem letzten empfing uns der Gouverneur, ein netter alter Herr, der uns in sein Empfangszimmer geleitete. Wir blieben nahezu zwei Stunden dort bei Tee, allerlei Backwerk und einer Flasche russischen Schaumweines, und erhielten sogar Zigarren und Zigaretten angeboten. Der Konsul machte den Dolmetsch und da es diesmal nur eines solchen bedurfte, ging die Unterhaltung ziemlich fließend von statten und wir sprachen, abgesehen von meiner Reise, über viele andere Dinge, bis die hereinbrechende Dunkelheit uns zur Heimkehr mahnte. Zuhause angetroffen fand ich unter einer Menge von Leuten, die mir Kuriositäten verkaufen wollten, auch einen Fischer vor, der auf meinen

Wunsch eine große Anzahl von Fischen gebracht hatte. Wie überall bisher, ließ ich auch hier bekannt machen, daß ich für alle mir lebend oder doch unversehrt gebrachten Tiere, Haustiere ausgenommen, gute Preise zahlen würde, und es kamen im Laufe der Zeit viele Lieferanten solcher Artikel, die mir, da es mir selbst an Zeit zu größeren Ausflügen mangelte, sehr willkommen waren.

Zwei Tage später erwiderte der Dao Tai meinen Besuch in prunkvoller Weise. Er selbst kam in einer von zwei Maultieren getragenen Sänfte, die ihn begleitenden Beamten ritten auf Maultieren, teils auf Pferden, teils fuhren sie in buntbemalten und mit Fenstern und Vorhängen versehenen Arbas. Der Dao Tai wurde mit einem ähnlichen Imbiß bewirtet, wie er dem Konsul und mir vorgesetzt hatte und versprach, mir als Ergänzung zu meinem kaiserlichen Paß einen zweiten Geleitsbrief aus seiner Kanzlei an alle ihm unterstellten Beamten der Provinz mitzugeben. Diesen sandte er auch einige Tage später und dieser Teil meiner Geschäfte war somit erledigt.

In den folgenden Tagen durchstreifte ich wiederholt die Stadt, teils allein, teils mit Pater Hendriks oder meinen neuen Angestellten. Der Eindruck aber, den ich von Kaschgar bekommen hatte, blieb derselbe. Es ist eine ziemlich uninteressante Stadt, vorausgesetzt natürlich, daß man früher andere sartische Städte mit solchem Völkergemisch gesehen hat. Wäre es die erste solche Stadt, die man kennen lernte, so würde besonders dieses letztere gewiß einen bedeutenden Eindruck machen. Da an den Häusern und öffentlichen Plätzen nicht viel neues zu sehen war, beschäftigte ich mich hauptsächlich mit den Volkstypen, unter denen besonders die Mischlinge aus Sarten und Chinesen interessant sind. Die Kinder und Mädchen dieser Mischung zeigten einen Typus, der dem japanischen außerordentlich ähnlich ist, der sich aber bei Männern oder erwachsenen Frauen wieder zu verlieren scheint. Die sartischen Frauen können aber nach europäischen Begriffen nur im Kindesalter hübsch genannt werden, später gehen sie ungeheuer in die Breite und haben, solange sie noch jung sind grobsinnliche, wenn sie alt sind, hexenhaft scheußliche Gesichter. Dagegen sieht man unter der männlichen Bevölkerung viele stattliche Gestalten und schöne Gesichter; auch unter den Juden sah ich einige hübsche junge Männer und Mädchen. Ebenso gefielen mir die Hindus, von denen ich bisher nur einzelne gesehen hatte, sehr gut. Die Vertreter der übrigen Nationen waren mir bereits von früher her bekannt und ich entdeckte mit Vergnügen einige prächtige Usbeken in dem Gewühl der Basare.

Jedesmal, wenn ich von solch einem Spaziergang heimkehrte, fand ich an meiner Tür wenigstens ein halbes Dutzend von Händlern hocken,

die mir Waffen, Felle, Nephrit-Gegenstände und allerhand anderes Zeug anbieten wollten. Mit den Waffenhändlern war ich wenig zufrieden. Ich hatte ihnen sagen lassen, daß ich für alte Waffen Interesse hätte und dabei natürlich an Stücke gedacht, die wenigstens aus der letzten Kulturperiode stammten, die der jetzigen vorausgegangen war. Man brachte mir aber hauptsächlich alte russische Revolver und Kosakensäbel, die allerdings nicht mehr neu waren, aber auch nicht in dem Sinne alt, wie ich es gemeint hatte. Das Eintreffen eines neuen



Sartenkinder.

Europäers in Kaschgar hatte sich natürlich unter der Bevölkerung bald herumgesprochen und es kamen, meistens unter dem Vorwand mir Tiere zu bringen, massenhaft Leute in mein Quartier, die nichts anderes wollten, als mich ansehen oder unvernünftige Fragen an mich richten. Die Tatsache, daß ich auf dem nicht allgemein zugänglichen Gebiet des Konsulats wohnte, hätte mich vor diesen unwillkommenen Gästen geschützt, wenn ich nicht gesagt hätte, daß man mir Tiere bringen solle. So kamen viele, die sich unter Hinweis auf ihre geheimnisvoll geschlossene Faust oder auf ein Schächtelchen oder zusammengeknotetes

Tuch, das sie in der Hand hielten, an der Wache vorbeidrückten und die dann, wenn sie bis zu mir vorgedrungen waren, im besten Falle einen oder mehrere der schwarzen Käfer (Blaps) vorzeigten, von denen ich ohnedies im Hofe des Hauses oder in den unbewohnten Zimmern eine genügende Menge finden konnte. Aber es ging nicht an, diese Art von Lieferanten kurzerhand fortzuschaffen, da es sich sonst rasch herumgesprochen hätte, daß ich keine Tiere mehr kaufen wolle. Ich nahm auch grundsätzlich alles, was man mir brachte, und nur die Bezahlung richtete sich darnach, ob derselbe Mann schon zu wiederholten Malen dieselben Mistkäfer gebracht hatte, oder ob er bemüht war, immer neue zu finden. Meine Hauptlieferanten waren die Gassenjungen, die durch keinerlei Beschäftigung davon abgehalten waren, beständig und überall in der Hoffnung auf einige Kupfermünzen für mich zu sammeln. Unter den Dingen, die ich erhielt, waren auch sehr hübsche und brauchbare Stücke, besonders als ich meine kleinen Lieferanten aufgefordert hatte, nicht nur das Ungeziefer zu bringen, das in allen Häusern herumkroch, sondern auch Fledermäuse, Eidechsen und Schlangen. Bevor ich sie dazu ausschickte, hielt ich ihnen mit Hilfe Mahmans einen Vortrag über die Ungefährlichkeit aller Eidechsen, an die sie zunächst nicht glauben wollten, sowie auch über die gänzliche Harmlosigkeit der Fledermäuse, die sie ebenfalls für sehr gefährliche Tiere hielten. Die Jungen vertrauten meinen Worten schließlich und besonders der Umstand, daß ich für jede Eidechse oder Fledermaus einen Betrag von 15 Pul aussetzte, trug mir eine große Menge dieser Tiere ein.

Für die Sarten ist der Europäer im allgemeinen ein „Färängi“, der Russe speziell ein „Turá“. Sehr verbreitet ist in der Anrede das persisch-indische Wort „Sahâb“ und vielfach hört man auch statt Färängi Pärängi und Pälängi. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das tibetanische Wort für Europäer „Pilin“ oder „Plengi“ ebenfalls aus Färängi entstanden ist, obzwar man das Wort auch von Piling, d. i. auswärts, herleiten kann. Im Chinesischen heißt der Europäer Fankwa, was ebenso wie Färängi nichts anderes bedeutet, als einen Franken oder Franzosen und vermutlich aus der Zeit der Kreuzzüge herrührt, wo die Eingeborenen der betreffenden Länder ja meist oder wenigstens im Anfang hauptsächlich Franzosen von Europäern kennen lernten. Die schwedischen Mitglieder der Kolonie hörte ich öfters mit der besonderen Bezeichnung Schwed-Pälängi benennen, während die Russen durchwegs „Uruss-turá“ genannt wurden und nur für Herrn Macartney die Bezeichnung „Färängi-Sahib“ angewendet wurde. Der Ausdruck für die Schweden stimmt fast ganz mit dem Worte „Schwed-peling“ überein, um welches Dr. von Hedin die tibetanische Sprache bereichert hat und

das in dem russischen Worte „Schwed“ für einen Schweden seinen Ursprung hat.

In Kaschgar erhielt ich auch die letzte Post von zuhause sowie ein Telegramm, das auf dem Draht nach Kuldscha und von dort mit einem Kurier nach Kaschgar gekommen war. Es enthielt aber infolge irgend eines Irrtums als einzigen Text meinen Namen sowie Wien als Herkunftsbezeichnung, so daß ich weiter nichts daraus erfahren konnte. Die letzten Tage meines Aufenthaltes brachte ich vorwiegend damit zu, an meine Angehörigen und verschiedene andere Personen Briefe zu schreiben und abzufertigen und endlich war ich so weit, für den 1. Mai die Abreise festsetzen zu können. Es mußten vier Arbas gemietet werden, von denen drei für das Gepäck und die Mannschaft, die vierte für mich bestimmt waren. Reitpferde zu kaufen unterließ ich vorläufig, denn man hatte mir gesagt, und es war mir selbst auch begreiflich, daß die Pferde aus der Ebene für eine lange Reise in großen Seehöhen nicht so geeignet sein könnten, als Gebirgspferde, die ich unmittelbar vor dem Betreten von Tibet kaufen könnte. Man riet mir besonders in Jarkent Umschau nach Pferden zu halten, da dorthin auf dem Karawanenweg von Kaschmir häufig Pferde aus Ladak gelangen, die schon in bedeutenden Seehöhen aufgewachsen und außerdem in ihren Ansprüchen auf Futter und sonstige Pflege sehr bescheiden sind.

Bevor ich abreiste, traf ich noch auf dem Konsulat mit dem russischen Aksakal von Khotan zusammen. Das Wort Aksakal bedeutet „Weißbart“ oder „Ältester“ und wird sowohl auf Bürgermeister als auch auf die Vorstände der Kaufmannschaft oder irgend einer anderen Zunft angewendet. Mein Aksakal war sowohl Bürgermeister der Stadt als auch gleichzeitig eine Art von Konsularagent, indem er über die in Khotan angefertigten Artikel statistische Aufstellungen zu führen hatte und diese in einem Jahresbericht an das russische Konsulat einsandte. Wir kamen bei der Beratung überein, daß ich in Khotan in seinem Haus wohnen sollte und er reiste einen Tag vor mir ab um unterwegs in allen Orten die Nachricht von meiner bevorstehenden Ankunft zu verbreiten und die Vorstände der Städte und kleineren Gemeinden aufzufordern, zu meinem Empfang bereit zu sein. Außerdem versprach er in Khotan, wo er, da er allein ritt, ungefähr eine Woche vor mir ankommen würde, eine Auswahl von Pferden und Eseln für mich zusammenzustellen und auch einige Zelte zur Ansicht kommen zu lassen. Nachdem ich mich noch bei dem Proviantmeister der Bank mit einem großen Vorrat an geräuchertem Fleisch und Konserven versehen hatte, nachdem ich mich von den einzelnen Mitgliedern der Kolonie verabschiedet hatte und nachdem die Abmachung mit dem Vermieter der vier Arbas perfekt geworden war, waren wir marschbereit und ver-

ließen Kaschgar in der Mittagsstunde des 1. Mai, gerade einen Monat nach dem Abmarsch von Osch. Die Arbas fuhren voraus, während ich noch bei Herrn Kolokoloff zu Mittag aß und dann mit der Familie des Konsuls in einem leichten Wagen meinem Train nachfolgte.

Einige Kilometer außerhalb Kaschgars befindet sich das Denkmal des Forschungsreisenden Adolf von Schlagintweit, der auf einer Reise durch Kaschmir und Turkestan im Jahre 1857 in Jarkent auf Befehl des dortigen Khans enthauptet wurde. Der Denkstein steht in der Nähe der chinesischen neuen Stadt von Kaschgar, Jangi-schahr genannt, die wie die sartische Altstadt von Mauern umgeben, aber viel kleiner und fast ausschließlich von Chinesen bewohnt ist. Wir hatten die Arbas bereits nach kurzer Fahrt überholt und es blieb uns in Jangi-schahr eine halbe Stunde Zeit, die wir auf den Besuch der chinesischen Stadt verwendeten. Diese ist der Hauptsitz der Garnison, von welcher nur ein kleiner Teil als Garde des Gouverneurs in der Altstadt stationiert ist, außerdem der Sitz einiger chinesischer Behörden und einer geringen Anzahl von Kaufleuten. Als wir wieder aus der Stadt heraus waren, sahen wir die Arbas wieder ein Stück vor uns und als wir sie eingeholt hatten, war der Moment des Abschiedes da. Ich versprach noch von einigen Plätzen in Turkestan Nachricht an Konsul Kolokoloff zu schicken und ihm auch von der ersten Poststation, die ich nach dem Verlassen von Tibet erreichen würde, zu schreiben. Dann kletterte ich in die für mich reservierte Arba, in der Weichbold bereits aus einigen Decken und meinem Pelzmantel eine Art Lager bereitet hatte, schwenkte noch einmal meine Mütze nach dem zurückkehrenden Wagen und wir rumpelten auf dem staubigen Weg in die Sandebene hinaus.

An diesem ersten Tag schien mir das Fahren in dem ungefederten Wagen nahezu unerträglich und ich ging von 5 Uhr an mit Abdullah dem Wagenzug voraus zu Fuß. Wir gingen rasch und ließen die Arbas bald hinter uns, da wir aber nicht genau wußten, an welchem Punkt wir übernachten würden, setzten wir uns um 8 Uhr an die Straße und warteten bis der Train nachkam. Wir erreichten aber erst um 9 Uhr die Station Jäpptschän, ein großes Sarai, wo der Aksakal von Khotan bereits auf uns wartete. Er hatte schon ein Zimmer ausfegen und mit Teppichen belegen lassen, einige Stühle waren hineingestellt worden und unmittelbar nach unserer Ankunft wurde bereits das Abendessen aufgetragen. Jäpptschän ist ein kleines Dorf und das Stationsgebäude ein kaiserlich chinesisches Posthaus. Das große Zimmer war auch nach chinesischer Art in einen tiefer gelegenen und einen aus Lehm aufgemauerten erhöhten Teil zerlegt und im Innern der so geschaffenen Stufe befand sich eine Feuerstelle, mit der man nicht nur den ganzen Raum, sondern auch den als Schlafstelle dienenden höheren Teil heizen

konnte. Außerdem brannte ein munteres Feuer im Kamin. Der Aksakal, der seine Reisekleider mit einem schönen „Tschappan“ aus rotem Samt vertauscht hatte, spielte den Wirt und bestand sogar darauf, alle Kosten unseres Aufenthaltes aus eigener Tasche zu tragen. Er erzählte von zwei Fremden, die er als Franzosen bezeichnete und die vor etwa einem Jahr, wie er sagte, mit 60 Soldaten aus Kaschmir nach Khotan gekommen seien und die er mit den Namen „Bodat“ und „Hi-tenten“ benannte. Später kam ich darauf, daß er damit die Expedition der Herren Barrett und Huntington meinte. Auch Dr. von



Turkestanisches Dorfbild.

Hedin, den er als „Hedin Tura“ bezeichnete, kannte der Aksakal wohl, denn dieser hatte in Khotan lange Zeit in seinem Haus gewohnt. Meinen eigenen Namen hatte er wieder vergessen, schrieb sich ihn aber auf und zwar, da die turkestanische Sprache das Z nicht zu kennen scheint, in der Form von Tschukmaya und in der Folge passierte ich in Turkestan unter dem Namen Tschukmaya-Tura-Mudariss. Dieses letztere Wort bezeichnet einen Mann, der eine Mädressä oder Hochschule absolviert hat. Der Aksakal, der den länglichen Namen Said Akhram Khan Aksakal Sali Khan Tura Oglu führte, was auf deutsch bedeutet: Abkömmling des Propheten, Herr Bürgermeister Akhram, Sohn des

Herrn Sali, schien sich schon sehr darauf zu freuen, mich in Khotan als seinen Gast zu sehen. Er sorgte in der Zeit, in der er mit mir reiste, in musterhafter Weise für meine Bequemlichkeit.

Am 2. Mai setzten wir unsere eintönige Fahrt am Rande der Wüste fort und sie verlief nahezu völlig ereignislos, nur einmal brach eine Arba auf einer Brücke ein und konnte erst nach halbstündiger Arbeit wieder flott gemacht werden. Ich ging meist nebenher und beschäftigte mich mit dem Fang von Eidechsen und Insekten. Um 3 Uhr nachmittags näherten wir uns der Stadt Jangi-hissar, die ähnlich wie Kaschgar befestigt ist. Wir mußten drei Tore passieren, bis wir an der Hauptwache vorbei die Basarstraße erreichten. Vor der Hauptwache waren einige Verbrecher im Hals-Holz zu sehen, das ist ein Brett mit einem Ausschnitt zum Durchstecken des Kopfes, hinter dem der so Bestrafte liegen oder kauern kann. Ein Zettel gibt dem der chinesischen Schrift Kundigen das Vergehen des Betreffenden an. Gleich am Anfang der Basarstraße erschien bereits der Bürgermeister der Stadt mit meinem Freund Akhram Khan, der uns immer um einige Stunden voraus war, um Quartier für uns zu machen. Die beiden waren mit einem halben Dutzend berittener Begleiter erschienen und wir ritten zusammen im rascheren Tempo der Karawane voraus, nach dem Haus des Bürgermeisters von Jangi-hissar. Dort fand ich wieder alles bereit und das Haus gefiel mir außerordentlich. Im Hof stand eine Gruppe Ahorn-Bäume und von der Veranda überblickte man einen großen von Pappeln eingesäumten Teich.

Nachdem ich mir mein Zimmer angesehen, mich ein wenig vom Reisedaub gereinigt und den Willkommtee getrunken hatte, ging ich mit meinem Aksakal durch den Basar, der das gewöhnliche Bild bot, das mir bereits bekannt war. Die engen Gassen, die nicht von Wohnhäusern, sondern lediglich von Kaufläden eingesäumt sind, sind zum Schutz gegen die Sonne mit Strohmatten bedeckt und der Boden wird fortwährend mit Wasser besprengt, so daß in den Basaren ein angenehmes Dämmerlicht und kühle frische Luft herrscht. Hier waren die Mischlinge zwischen Sarten und Chinesen bedeutend häufiger wie in Kaschgar, trotzdem ich nur wenige reine Chinesen zu Gesicht bekommen konnte; diese waren mit Ausnahme weniger Kaufleute Beamte und Soldaten, die der Aksakal zum großen Teile kannte und mit denen wir jedesmal, wenn wir einem oder mehreren begegneten, feierliche Begrüßungen in einem Kreis von Neugierigen austauschten. Ich kaufte für 6 Rubel — der Silberrubel wird in ganz Turkestan anstandslos angenommen — ein Irbisfell (*Felis uncia*), das aus Tasch-kurgan im Pamir stammte. Ich hatte die Absicht gehabt, mich auf dem Weg nach Khotan allmählich mit den vielen Dingen zu versehen, die mir zu meiner Reiseausrüstung noch fehlten, der Aksakal aber brachte mich von dieser



Idee ab und riet mir, alles in Khotan selbst zu kaufen, wo ihm alle Kaufleute bekannt waren und er mich vor Übervorteilung besser schützen konnte als hier. Er gestand mir übrigens zu, daß er mich meine Einkäufe aus dem Grunde in Khotan machen lassen wollte, um als Bürgermeister der Stadt den ihm unterstellten Kaufleuten gute Geschäfte vermitteln zu können. Ich fand dies begreiflich und folgte seinem Rat.

Mein Gastfreund hatte zwei reizende kleine Kinderchen von drei und fünf Jahren, einen Knaben und ein Mädchen, die beständig voll



Sarai von Kisil.

furchtsamer Neugier in meiner Nähe waren und mir mit großen Augen zusahen, wie ich die gesammelten Insekten und Käfer in Spiritus steckte und mir dabei allerlei Aufzeichnungen in ein kleines Buch machte. Sie wurden von ihrem Vater wiederholt fortgeschickt, fanden aber immer wieder einen Weg zu mir und liebten mich schon nach einer halben Stunde sehr, da ich ihnen fortwährend heimlich Zucker schenkte. Beim Abendessen sah ich als etwas mir neues Butter in einem Rinder-netzmagen eingepreßt, von dem man sie wie die Scheiben einer Wurst herabschnitt.

Kurz vor unserem Aufbruch am nächsten Morgen — wir verließen die Stadt schon um 6 Uhr — erschien ein Unteroffizier mit drei Soldaten, die der Dao Tai aus Kaschgar zu meiner Begleitung nachgeschickt hatte; sie ritten diesen Tag mit mir, um dann täglich durch andere abgelöst zu werden. In Jangi-hissar hatte meine Anwesenheit noch viel mehr Aufsehen erregt als in Kaschgar und als unser Zug sich durch die engen Gassen der Stadt bewegte, waren wir von einer Menge von Bettlern verfolgt, die ihre Bitten um Almosen alle mit demselben singenden Ruf vorbrachten: „Tschaka bir bering amin bai“, d. h. „Einen Tschak gib mir, edler Herr“. Der Aksakal und ich warfen je eine Handvoll Kupfermünzen unter sie, dann aber trachteten wir der stets anwachsenden Menge zu entkommen und ritten im Galopp aus der Stadt hinaus. Mir hatte der Bürgermeister eines seiner Pferde geliehen, das ich von unserer Mittagsstation Tuplük wieder zurücksandte. Wir blieben in diesem kleinen Teehaus nur kurze Zeit und der Aksakal ritt von hier an wieder voraus, während ich mich in meine Arba legte und es trotz des Stoßens und Schüttelns zustande brachte, einige Stunden zu schlafen.

Bei dem Dorf Kisil, das wir abends erreichten, warteten ungefähr 1 km vorher an der Straße der Gemeindevorstand mit einigen Begleitern und auch der Aksakal war wieder in seinem roten Samtrock erschienen, um uns in den Ort zu geleiten. Ich stieg auf das Pferd eines der begleitenden Soldaten und trabte mit der mir entgegengekommenen Reiterschar voraus. Wir erreichten bald das Haus des Gemeindevorstandes, und dieser, der von meinen naturwissenschaftlichen Interessen schon unterrichtet war, hatte bereits einen Topf voll Eidechsen fangen lassen, den er mir mit großem Stolz überreichte. Außerdem zeigte er mir einige Stücke Ton-Eisenstein, der aus den Vorbergen des Kuen-Lün im Süden des Ortes stammte, ferner auch ein Gußstück des daraus gewonnenen Eisens. Die Fundstellen dieses Erzes in den Gebirgen sind so ergiebig, daß sie für den ganzen Eisenbedarf des südlichen Tarimbeckens ausreichen. Sehr viel wird allerdings Kupfer verwendet, besonders zu allem Kochgeschirr.

Akhram Khan schien sich eine zoologische Rede einstudiert zu haben, denn er erzählte mir abends lange Zeit von allen Tieren der Umgebung von Khotan. Unter anderem erwähnte er Eidechsen mit langem Haar; er nahm dabei als Vergleichsobjekt eine meiner gesammelten Krötenechsen (*Phrynocephalus*) und zeigte mir genau, wo an den Eidechsen von Khotan die Haare säßen; besonders war es um den Hals herum. Ich konnte mir nicht denken, was er damit meinte, denn die Wissenschaft kennt bisher keine derartigen Tiere und ich kam erst später in Khotan dahinter; als man mir nämlich dort einmal

eine Springmaus der Gattung *Alactaga* überbrachte, erklärte der Aksakal sofort, dies wären die Tiere, von denen er mir in Kisil erzählt hätte. Ich legte dann eine Eidechse neben die Springmaus und machte ihn auf den großen Unterschied schon in der äußeren Gestalt aufmerksam. Auf die Anatomie konnte ich natürlich bei ihm nicht eingehen. Er blieb aber dabei, daß die beiden Formen einander sehr ähnlich seien, jede hätte einen langen Schwanz, wäre graugelb und liefe im Sand umher, und erst allmählich konnte ich ihm die Unterschiede beibringen, die zwischen Säugetieren und Eidechsen bestehen. In Kisil sprachen wir auch viel von Schlangen, von denen es einige giftige im Lande gibt und ich kramte auf Wunsch meiner Zuhörer alle meine Kenntnisse aus, die ich über die Wirkung von Schlangengift und die Verhaltensmaßregeln bei einem Biß besaß. Man hörte mir sehr aufmerksam zu, doch fanden die strenggläubigen Mohammedaner viel daran auszusetzen, daß ich große Mengen von Branntwein als vorzügliches Mittel gegen Schlangengift bezeichnete. Akhram Khan erzählte auch von der den Skorpionen zugeschriebenen Eigenschaft, sich selbst zu töten, wenn man sie in einen Kreis aus glühenden Kohlen setzt, und behauptete, das Experiment mehrmals selbst mit angesehen zu haben. Leider war kein Skorpion zur Stelle, mit dem er es hätte wiederholen können. Ich bezweifle übrigens sehr, daß diese Beobachtung richtig ist; es ist vielmehr anzunehmen, daß der Skorpion in diesem Falle lediglich im Todeskampfe den Schwanz mit dem daran befindlichen Stachel heftig hin und her bewegt und sich wohl auch selbst damit berührt, was auf oberflächliche Beobachter den Eindruck eines Selbstmordes machen kann.

Von Jarkent, wo ich mich einige Tage aufzuhalten gedachte, trennte uns nur mehr ein zweitägiger Marsch und dieser verlief mit einer Unterbrechung in dem Orte Kok-rabat ohne besondere Ereignisse. Wir hatten an diesem Teil des Weges einen großen Ausläufer der Wüste zu durchqueren und sofort nach dem Verlassen von Kisil fanden wir uns auf allen Seiten von Sanddünen umgeben. Man ritt stundenlang zwischen den gelben Hügeln dahin, ich schlief soviel ich konnte in meinem Wagen und auch die begleitenden Soldaten zogen es meistens vor, ihre Pferde an eine der Arbas anzubinden und im Wagen zu schlafen.

Meistens zeigte sich nichts Lebendes im Umkreis und nur einige Male sahen wir in der Ferne die Staubwolken, die ein Rudel von Gazellen aufwirbelte, oder ich konnte mit dem Feldstecher eines der graziösen Tiere erkennen, wie es aufmerksam und fluchtbereit zu uns herüber äugte. Näher an sie heranzukommen war ganz ausgeschlossen, denn die schlaun Tiere erblickten natürlich den Wagenzug viel früher, als sie von dort aus gesehen werden konnten und brachten

sich rasch in Sicherheit. Nur in den kleinen Gräben, durch die vermutlich einmal Bäche geflossen waren oder in der Zeit des Sommer-Hochwassers jetzt noch fließen, finden sich spärliche Reste von Vegetation, meist Tamarisken, Schilf oder Saxaul und zwischen den Wurzeln dieser Pflanzen kann man auch die wenigen Vertreter der Tierwelt finden, fast nur Eidechsen, Spinnen und kleine Käfer. Höchst selten bekamen wir einige Sperlinge und Haubenlerchen zu sehen und auch die Welt der kleinen Säugetiere hielt sich tagsüber verborgen. Auf ihr Vorhandensein konnten wir aber aus den zahlreichen Fährten schließen, die sich in dem feinen Sand sehr deutlich abzeichneten und nach diesen waren Springmäuse, Igel, gewöhnliche Mäuse und Ziesel festzustellen. Sehr hübsch sind die feinen Fußspuren, die die Käfer oder Spinnen in den Sand zeichnen und die aussehen wie die Züge einer sonderbaren Schrift. Die Fährten von Eidechsen sind sehr charakteristisch dadurch, daß zwischen den Fußspuren eine fortlaufende kleine Rinne zu sehen ist, die von dem nachgeschleppten Schwanz herrührt.

Wenn dann hinter den Sanddünen die undeutlichen Umrisse von Bäumen auftauchten, kam etwas Leben in unsere Gesellschaft. Die Kutscher trieben ihre Pferde, an jeder Arba waren drei, zu rascherem Schritt an, die Soldaten erwachten, kletterten auf ihre Pferde und einer oder zwei von ihnen galoppierten voraus, um die Ankunft der Karawane anzumelden. So war es, als wir Kok-rabat erreichten und nicht viel anders bei der Ankunft vor Jarkent. Diese Stadt liegt übrigens in einer sehr großen Oase und wir kamen bereits einige Stunden vor dem Betreten der Stadt durch Reisfelder, Gärten und Dörfer. Schon am Beginn der Oase erwartete uns Akhram Khan und der Aksakal von Jarkent mit einer Anzahl von Begleitern. Es ist üblich, bei der Begrüßung abzusteigen, und auch ich tat dies im Anfang, aber Akhram Khan redete mir solange zu, dies zu unterlassen, da ich als hoher Herr im Sattel bleiben könne, bis ich ihm wirklich folgte. Er war überhaupt sehr bemüht, mein Ansehen auf jede Weise zu steigern und er hatte die Mitteilung, die ich ihm gemacht hatte, nämlich, daß Herr Legationsrat v. Rosthorn entfernt mit mir verwandt sei, dahin ausgebaut, daß er überall erzählte, der österreichische Gesandte in Peking sei mein Bruder und ich daher natürlich in meiner Heimat einer der angesehensten Männer. Ich ließ ihn gewähren, da ich wußte, daß im Turkestanischen auch ein Vetter als Bruder bezeichnet wird und daß dergleichen Übertreibungen im Orient sehr gangbare Münze sind, von der von vornherein die Hälfte als landesübliche Ausschmückung in Abzug gebracht wird.

Der Aksakal von Jarkent, als Vorsteher einer so großen Stadt, hatte einen besonders festlichen Empfang vorbereitet und hatte Musikanten

in den Hof seines Hauses gesetzt, die die ganze Zeit auf Trommeln und zitherähnlichen Instrumenten spielten. Kurze Zeit nach meiner Ankunft in seinem schönen Haus kamen auch über ein Dutzend größerer Kaufleute, um mich zu besuchen. Es waren sogenannte Andishanis, d. h. Kaufleute aus dem russischen Turkestan, die sämtlich russische Untertanen waren und sich daher fast als Europäer fühlten. Es waren sehr würdevolle Herren, von denen mir jeder ein kleines Geschenk brachte, entweder ein Huhn, einen Korb mit Brot, ein paar Melonen und ähnliches. Natürlich mußte ich diese Geschenke erwidern und



Sartenkinder, Jarkent.

ich hatte dafür auch vorgesorgt, indem ich von Wien aus eine große Anzahl von Taschenmessern, billigen Theatergläsern, kleinen Teppichen europäischer Arbeit, Revolver, Taschenuhren usw. mitgebracht hatte. Für die Gastfreundschaft des Aksakal revanchierte ich mich auf den Rat Akhram Khans dadurch, daß ich ihm soviel Ellen schönen dunkelgrünen Tuches kaufte, als zur Herstellung von zwei Fest-„Tschappans“ nötig waren. Kurz nach meiner Ankunft hatte ich auch dem Tschokuan oder Untergouverneur meine Pässe geschickt und anfragen lassen, wann ihm mein Besuch angenehm wäre. Der Bote kam bald zurück und brachte mir die Nachricht, daß der Gouverneur mich um  $1/2$  10 Uhr

4\*

vormittags erwartete. Außerdem setzte ich mich mit den Herrn Raquette und Macartney in Verbindung und traf beide in den nächsten Tagen.

Die Stadt Jarkent ist ebenso wie Kaschgar in die sartische Altstadt und die chinesische Neustadt geteilt und wir hatten sie am folgenden Morgen beide zu passieren, bevor wir das Haus des Gouverneurs, der einfach mit dem Wort „Amban“ bezeichnet wurde, welcher Name auf jeden hohen Beamten angewendet wird, erreichten. Das Wort „Mandarin“, welches ebenfalls jeden Beamten bedeutet, scheint in Turkestan nicht üblich zu sein. Ich fuhr zu diesem Besuch in meiner Arba, die von meinen Leuten sehr hübsch mit Teppichen und Vorhängen ausgeschmückt worden war; da die Chinesen die europäische Sitte meistens recht gut kennen, ist es angezeigt, zu solchen Besuchen einen schwarzen Rock anzuziehen. Der Aksakal und Mahman begleiteten mich und uns voraus ritten einige Soldaten, die der Amban geschickt hatte, um mich abzuholen. Der Empfang ging diesmal ohne Salutschüsse vor sich, aber im übrigen verlief er ähnlich wie der in Kaschgar. Man setzte mir Tee vor, dann eine gezuckerte Zwiebel-suppe, dann noch eine Suppe, deren Zusammensetzung mir unbekannt war, und schließlich noch einmal Tee. Die Unterhaltung, bei welcher Mahman als Dolmetsch fungierte, war ganz fließend und drehte sich hauptsächlich um Geographie und Porzellan. Um dem Gouverneur etwas angenehmes zu sagen, erzählte ich, was auch ziemlich der Wahrheit entspricht, daß wir unsere beste Seide, sowie den besten Tee und das feinste Porzellan aus China bezögen, und knüpfte daran die Bemerkung, daß die meisten unserer Waren nicht so gut seien wie die chinesischen. Die Schmeichelei mißlang mir aber vollständig, denn Mahman übersetzte „unsere“ mit „russische“ und da der Amban vor russischen Waren große Achtung hatte, war er sehr befremdet über mein abfälliges Urteil, auch der Aksakal, der ja ein halber russischer Beamter war, blickte sehr böse darein. Ich erfuhr erst hinterher den Grund seiner Verstimmung; natürlich las ich Mahman vor dem Aksakal gehörig den Text und machte das Mißverständnis wieder gut, als der Gouverneur meinen Besuch erwiderte.

Für den Mittag war ich bei Herrn Macartney eingeladen, der sich für einige Wochen in Jarkent befand, um nach dem Wohlergehen der dortigen indischen Kolonie zu sehen und lernte bei ihm auch seine junge Frau und seine zwei netten Kinder kennen. Mir war die ganze Zeit schon ein wenig bange gewesen, daß mir die chinesischen Behörden am Ende den Eintritt nach Tibet verbieten würden, wie es dem englischen Hauptmann Deasy geschehen war, und ich empfand viel Erleichterung, als mir Herr Macartney sagte, daß dergleichen gegenwärtig gewiß nicht zu befürchten sei. Dagegen erfuhr ich, was mir

schon bekannt war, daß die englische Regierung gegenwärtig das Betreten Tibets von Indien aus nicht gestatte, daß aber andererseits kein Hindernis bestünde, aus Tibet nach Indien zu gehen. Es scheint, daß man von russischer Seite englische Reisende früher mit mehr Mißtrauen verfolgt hat als jetzt, wo der russische Einfluß im Turkestan gesichert ist und auch die Grenzfragen in Pamir erledigt sind. Von Herrn Macartney fuhr ich zum Hause der Familie Raquette und traf dort den Missionsarzt und seine Frau, die von ihrer schweren Krankheit wieder genesen war, sowie auch Frau Högberg, die in den nächsten Tagen wieder nach Kaschgar zurückkehrte. Jarkent war noch vor kurzer Zeit europäerfrei, jetzt aber will die schwedische Mission dort einen Vorposten errichten, so daß vorläufig Jarkent der Grenzpunkt europäischen Einflusses sein wird. Mit Herrn Raquette war ich bald im Fahrwasser der Parasitenkunde, wir brachten unsere Mikroskope herbei und versanken für zwei Stunden in die Tiefen der Wissenschaft.

Hier erfuhr ich auch von dem Mann, der später mein Dolmetsch wurde, und von dem mir Herr Raquette ebenso wie Herr Macartney erzählte. Es hieß zuerst, daß er sich in Kargalik aufhielte, später aber fanden wir ihn in Jarkent und ich gewann ihn bald für meine Dienste. Er war der Nation nach ein Tibetaner, stammte aber aus Ladak in Kaschmir und hatte seine Jugend bei den englischen Missionären von Spiti in Nord-Indien zugebracht; dort hatte er englisch lesen und schreiben gelernt und war später nach Leh gekommen, wo er im dortigen Missions-Spital beschäftigt wurde. In dieser Eigenschaft hatte er einige medizinische Kenntnisse erlangt und sich dann erst in Kargalik, später in Jarkent als Arzt niedergelassen. Er verfügte über einen Vorrat europäischer Medikamente und hatte, wie er mir sagte, eine ganz gute Praxis. Er war aber bereits entschlossen, bald wieder in seine Heimat zu gehen und die Gelegenheit, dies nicht nur umsonst, sondern sogar gegen Bezahlung tun zu können, war ihm sehr willkommen. Er hieß Jorpuntsok, mit seinem christlichen Namen Paul, und er gefiel mir schon von Anfang an recht gut. Allerdings war Mahman, der bisher mein Dolmetsch gewesen, dadurch abgesetzt und er empfand dies so schwer, daß er sich eine Zeit lang mit dem Gedanken trug, wieder nach Osh zurückzukehren. Erst als ich ihm dadurch eine etwas bevorzugte Stellung einräumte, daß ich ihn zu meinem zweiten persönlichen Diener machte, und ihn in seinen Satteltaschen meine Landkarten und Skizzenbücher tragen ließ, war er wieder getröstet und blieb bei mir.

Der chinesische Gouverneur hatte gleich nach meiner Ankunft als Geschenk für mich zwei Schafe, zwei Säcke mit Gerste und einige hundert Bund Heu geschickt und bei seinem Besuch erwiderte ich

diese Geschenke durch einen meiner Feldstecher und ein silbernes Reisebesteck. Außerdem photographierte ich ihn und wir tauschten die schönsten Redensarten miteinander aus. Er sagte: „Wenn ich durch dieses Glas sehe, werde ich immer das Bild meines hohen Freundes vor mir haben“, ich erwiderte darauf: „Und ich werde das Bild eines großen Gönners besitzen und ihn also auch fortwährend vor mir sehen“. Derartige Redensarten stören übrigens durchaus nicht das Zustandekommen eines angeregten Gespräches und sie werden nur gelegentlich in die Rede eingestreut oder bei der Begrüßung angewendet. Als der Gouverneur von mir fortging, lud er mich für den übernächsten Tag zu einem großen Diner und teilte mir mit, daß auch die Herren Raquette und Macartney zugegen sein würden. Dann stieg er wieder in seine Sänfte und ließ sich, umgeben von einigen Dutzend Begleitern, die ihm gefolgt waren, wieder heimtragen.

Im Laufe des nächsten Nachmittags besuchte mich Herr Raquette, um mit mir über die Art und Weise zu beraten, in der ich den mir nötigen Vorrat an Silber-Rupien beschaffen sollte. Es kommt genug indisches Geld auf dem Karawanenweg nach Jarkent, die dortige Hindu-kolonie besitzt sogar eine kleine Bank und der Scheckverkehr zwischen Turkestan und Indien ist durchaus nicht unbedeutend. Daß ich also die nötige Anzahl von Rupien aufreiben konnte, stand außer Zweifel und es handelte sich darum, einen möglichst billigen Preis zu erzielen; denn da ich 4000 Rupien (à Mk. 1.36) benötigte, war es anzunehmen, daß durch meine Nachfrage allein der Kurs bedeutend in die Höhe getrieben werden könnte. Herr Raquette war mit einigen indischen Geldwechslern bekannt und versprach mir die nötigen Schritte zu tun, um die nötige Summe unter annehmbaren Bedingungen zu beschaffen.

Als wir mit dieser Besprechung fertig waren, kam Herr Macartney in seinem kleinen hübschen Wägelchen angefahren, um mich zu sich abzuholen, und schlug mir vor, mit ihm vorher noch die städtische Badeanstalt zu besuchen. Die Turkestaner sind, so sonderbar es auch klingen mag, trotz ihrer allgemeinen Unreinlichkeit große Freunde des Badens, allerdings nur in größeren Zwischenräumen, regelmäßig aber nach Beendigung eines langen Rittes oder einer Fußwanderung. Die Badeeinrichtungen sind ähnlich denen bei unseren „türkischen Bädern“, bestehen also hauptsächlich aus Schwitzbad mit Massage. Vor dem Badhaus warteten wir eine Weile, bis die eben darin befindlichen Türken ausgebadet hatten, und es verstand sich von selbst, daß während unserer Anwesenheit kein eingeborener Gast zugelassen wurde. Aus einem Vorraum, in dem man sich entkleidete, gelangte man in eine Reihe von finsternen, heißen und feuchten Gewölben, in die nur durch kleine Löcher in der Decke spärliches Licht fiel. Der Boden



war naß und schlüpfrig und in den ersten Minuten konnten wir überhaupt nichts von unserer Umgebung unterscheiden. Erst nachdem sich die Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, war es möglich, die einzelnen Abteilungen der Gewölbe zu erkennen. Der Fußboden war in allen Gemächern aus Stein und mit Löchern versehen, durch die das Wasser abfließen konnte, und wie bei allen diesen Badeeinrichtungen findet sich kein Bassin, in dem man untertauchen könnte, sondern es wird aus Behältern, die an den Wänden eingemauert sind, durch den Badewärter je nach Wunsch heißes oder kaltes Wasser in einem Eimer herausgeschöpft und über den Badenden ausgegossen. Das Wasser wird in einem großen gemauerten Hauptkessel geheizt und von hier durch Kanäle in die einzelnen Baderäume geleitet und es gibt Räume, in denen nur heißes Wasser ist, andere, in denen das Wasser durch Zufluß von außen lau gemacht wird, und wieder andere, in denen sich nur das gewöhnliche Wasser der die Stadt durchziehenden Kanäle befindet. Die Prozedur beginnt in der Regel mit Übergießen mit heißem Wasser, dann folgt eine gründliche Einreibung des ganzen Körpers mit Seife, darauf eine tüchtige Massage durch den Badewärter. Dann wird man mit lauem Wasser übergossen und kann, wenn man will, den Vorgang mit kaltem Wasser wiederholen.

Nachdem wir fertig waren, fuhren wir nach dem Haus des Herrn Macartney, das ziemlich weit außer der Stadt lag, und ich verbrachte dort einen sehr angenehmen Abend. Als ich wieder wegfuhr, war das Stadttor bereits gesperrt, doch wurde es, nachdem ich einige Zeit Lärm geschlagen hatte, geöffnet und der Wagen brachte mich bis vor das Haus des Bürgermeisters. Der folgende Tag verging hauptsächlich mit Geldgeschäften und es war Herrn Raquette wirklich gelungen, den erwähnten Betrag in Silber-Rupien aufzubringen. Wie wir vorausgesehen hatten, war der Kurs bedeutend gestiegen und ich mußte für eine Rupie, die gewöhnlich Mk. 1.36 wert ist, den Preis von Mk. 1.46 zahlen. Das Abzählen der vielen Geldstücke nahm lange Zeit in Anspruch und ich verteilte es schließlich in Säcke von je 200 Rupien, mit denen ich eine meiner Zinkkisten vollständig anfüllte. Eine zweite war voll von dem chinesischen Silbergeld, das ich in Kaschgar gekauft hatte, und diese beiden Geldkisten bildeten in der Folge einen sehr sorgsam behüteten Teil meines Gepäcks. Es waren unter den Rupien alle vorhandenen Prägungen verteilt, sowohl die ganz neuen mit dem Kopf des Königs Eduard, als auch der gewöhnliche Typus mit dem idealisierten Bilde der Königin Viktoria; außerdem Rupien der ostindischen Company, manche davon sogar noch mit dem Kopf Wilhelm IV. aus dem Jahre 1835; 200 Rupien hatte ich in kleineren Silbermünzen und schließlich besaß ich noch einen Reservevorrat an Noten der Bank

von England und an russischen sowie englischen Goldstücken. Den Abend verbrachte ich zuhaus in Gesellschaft der zwei Aksakals und einiger Kaufleute der Stadt.

Ich hatte meine Leute angewiesen, mein zusammenlegbares Boot für den nächsten Tag bereit zu machen, und die Nachricht davon hatte sich weit herumgesprochen, so daß am folgenden Morgen, als ich das kleine Ding aus Holz und Leinwand nach dem Stadtteich tragen ließ, seine Ufer bereits mit einer dicht gedrängten Menge besetzt waren, die voll Spannung dem sonderbaren Ereignis der Bootfahrt entgegensahen. Dieser erste Versuch verlief zu meiner vollständigen Zufriedenheit, das Boot erwies sich als leicht lenkbar, stabil und tragfähig. Das trübe Wasser des Teiches wimmelte von kleinen Krebsen und Insektenlarven und mit dem Schleppnetz erbeutete ich viele Tausende der kleinen Tierchen. Mit einer Probe davon gingen wir sodann wieder zu Herrn Raquette und untersuchten den Fang genau unter dem Mikroskop.

Da wir für 4 Uhr zum Gouverneur geladen waren, nahmen wir früher nichts zu uns, um die entsprechende Aufnahmefähigkeit für das chinesische Diner zu bewahren, das unserer harrte. Die Pünktlichkeit der Gäste bei solchen Einladungen wird dadurch unterstützt, daß sie der Abgesandte des Gastgebers abholt und als Herr Raquette und ich, umgeben von unseren Begleitern, im Hof des Regierungsgebäudes absaßen, kam eben auch Herr Macartney geritten und auch die chinesischen Gäste waren bereits zur Stelle. Ich ritt ein Pferd des Aksakals und dieses zeigte sich zu meiner Überraschung gegen die abgefeuerten Böllerschüsse in keiner Weise empfindlich. Wir wurden zunächst in ein Empfangszimmer geführt, wo wir vorläufig mit Tee und schwammartigen Kuchen, die mit einer Art Marmelade gefüllt waren, bewirtet wurden. Die chinesische Form der Geselligkeit bei der Mahlzeit unterscheidet sich wesentlich von der europäischen dadurch, daß die Zeit für die Konversation vor der Mahlzeit angesetzt ist und daß man nach Beendigung des Mahles sich sofort verabschiedet, während man bei uns bekanntlich ziemlich kurz vor der Mahlzeit eintrifft und nach dieser noch lange Zeit beisammen bleibt. Wir saßen auch bei Tee und Mandelsuppe über zwei Stunden in dem erwähnten Raum und unterhielten uns über alle möglichen Dinge. Herr Macartney beherrscht die chinesische Sprache vollkommen und da auch mein Wortschatz an Turkestanisch bedeutend zugenommen hatte, kam ein ganz fließendes Gespräch zustande.

Auf das Diner selbst war ich sehr gespannt, denn man hört ja immer die abenteuerlichsten Dinge über die chinesische Küche und wie mir Herr Macartney gesagt hatte, sollte die Mahlzeit, zu der wir



Der Tschokuan von Jarkent.



geladen waren, sehr reichhaltig und mit echt chinesischen Gerichten besetzt sein. Nachdem wir in das Eßzimmer gegangen waren, hob der Gouverneur als Gastgeber erst die Gläser und Stäbchen seiner Gäste dicht vor die Augen, schüttelte dann jedem die Hand und machte den chinesischen Gruß, der in einer Kniebeuge besteht, während die rechte Hand dabei den Boden berührt. Wir erwiderten diesen Gruß alle auf dieselbe Weise und setzten uns dann auf die uns angewiesenen Plätze. Es war ein runder Tisch und die Stühle, auf denen wir saßen, waren, wie ich mich nachher überzeugte, von Thonet aus Wien. Außer uns drei Europäern waren noch vier chinesische Beamte zu Gäste und alle aßen mit Stäbchen, nur uns Europäern wurden Löffel neben die Teller gelegt. Wir setzten aber unseren Stolz darein, ebenfalls mit den Stäbchen zu essen, so schwierig die Sache im Anfang auch war. Die Stäbchen werden nicht, wie man vielfach glaubt, dazu gebraucht, die Speisen aufzuspießen, sondern man benützt sie in der Weise, daß man sie zwischen den Fingern der rechten Hand hält und aus ihnen eine Art von Pinzette macht, mit der man die einzelnen Stücke zum Mund führt. Natürlich können auf diese Weise nur Speisen gegessen werden, die bereits in kleine Stücke zerschnitten sind, und die Fleischgänge werden auch durchwegs in Form von Ragouts serviert. Ich hatte mir vorgenommen, die einzelnen Gänge zu zählen, gab es jedoch auf, als ich bei dem einundzwanzigsten angelangt war. Schätzungsweise wurden über vierzig verschiedene Gerichte aufgetragen. Außer den berühmten Schwalbennestern und den sagenhaften Regenwürmern, die angeblich in China gegessen werden, ließ das Menü an Absonderlichkeiten nichts zu wünschen übrig. Wir begannen mit einer Mandelsuppe, dann kamen verschiedene Fleischgerichte von Schaf, Schwein und Rind, dann Schinken in Sirupsauce, Bambuswurzeln, Geflügel-Ragout, die Zwiebel einer mir unbekanntem Pflanze, Lotussamen, verschiedene Arten von Geflügel, Taubeneier und als Hauptgang gekochte Haifischflossen, sowie Trepang, d. i. zerschnittene und zu Ragout verkochte getrocknete Holothurien oder Seegurken. Die meisten Speisen wurden mit sehr scharfen und vielfach gewürzten Saucen aufgetragen, zu anderen gab es auch Reis und ebenso bestand der letzte Gang aus gezuckertem und mit Safran gewürztem Reis; gleichzeitig wurde in Zuckerwasser gekochter Reis gereicht und als das übliche Zeichen, daß die Mahlzeit nun zu Ende sei, wurde jedem Gast noch mit einer Tasse Tee eine kleine Schale mit einfach gekochtem Reis vorgesetzt. Im übrigen tranken wir zur Mahlzeit kalten Tee und heißen Branntwein. Dieser wurde in kleinen Teekannen serviert und in kochendem Zustand auf den Tisch gebracht. Man trank ihn aus kleinen Porzellanschälchen und wenn der Branntwein in der Kanne auszukühlen drohte, wurde

diese weggenommen und frisch mit kochendem Schnaps gefüllt. Wie es die chinesische Sitte vorschreibt, standen wir nach dem letzten Gang sofort auf, schüttelten dem Gastgeber und den übrigen Anwesenden die Hand und verabschiedeten uns. Die chinesischen Herren waren jeder mit wenigstens einem halben Dutzend von Dienern erschienen und auch wir anderen hatten uns von drei Leuten begleiten lassen. Die Pferde wurden vorgeführt und unter einer Reihe von Böllerschüssen ritten wir ab. Ich hatte sehr bedauert, daß die Schwalbennester bei dieser Mahlzeit gefehlt hatten, Herr Macartney aber erklärte mir, daß diese im Binnenlande außerordentlich teuer seien und daß eine Suppe, denn nur in dieser Form werden sie gegessen, für sechs Personen zirka hundert Mark kosten würde. Ich lernte dieses bekannte chinesische Gericht auch in der Folge nicht kennen. Wir hatten jeder wenigstens dreimal soviel gegessen, als eigentlich in uns hineinging und das Abendessen, das uns Frau Raquette nach unserer Heimkehr vorsetzte, blieb unberührt.

Jorpuntsok hatte schon bei seinem ersten Besuch erzählt, daß er einen Bekannten in der Stadt habe, der sein Landsmann sei, und den er für billiges Geld als Pferdeknecht in meine Dienste bringen wollte. Er stellte mir den Mann am 10. Mai vor, und da er gute Zeugnisse von Hauptmann Rawling hatte und auch sonst einen angenehmen Eindruck machte, engagierte ich ihn sofort. An diesem Tag kaufte ich auch zwei Pferde, die aus dem Gebirge im Süden des Landes stammten und die mir sehr gut gefielen. Das eine war ein gemütlicher Schimmel, das andere aber ein zierlicher und feuriger schwarzbrauner Hengst. Er war in der ersten Zeit, als ich ihn hatte, ein wahrhaftiger Teufel und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, um nach Stuten Jagd zu machen oder andere Hengste wütend anzufallen und nach Kräften übel zuzurichten. Selbst später in Tibet, als alle übrigen Pferde gerade noch mit knapper Not ihr Tagewerk verrichten konnten, war der Schwarzbraune voll von kriegerischem Mut und er hielt von allen Pferden, die ich mit hatte, am letzten aus; allerdings verließ auch er das unwirtliche Land nicht mehr, sondern er teilte das Schicksal seiner fünfzehn Kameraden und verendete kläglich nach monatelanger harter Arbeit. Um die Zeit aber, von der ich jetzt spreche, konnte man sich kaum ein kampflustigeres und lebhafteres Geschöpf vorstellen und er gefiel mir so gut, daß ich ihn zu meinem persönlichen Reitpferd erwählte. Der Schimmel wurde Weichbold anvertraut, während meine übrigen Begleiter vorläufig noch in den Arbas fahren mußten, da ich die Hauptmasse der Reit- und Tragpferde erst in Khotan einkaufen wollte.

Der 10. Mai war der letzte Tag meines Aufenthaltes in Jarkent und ich brachte einige Stunden davon bei den Familien Raquette und

Macartney zu, traf auch die nötigen Vorbereitungen zur Abreise und übergab am Abend meinem Gastfreund das schon erwähnte, für ihn gekaufte Stück Tuch, über das er sehr erfreut schien und das vermutlich wirklich einen guten Gegenwert für die mir gebotene Gastfreundschaft vorstellte. Den Aksakal von Khotan, der bereits am Tag vorher weggeritten war, erwartete ich erst in seiner Stadt wiederzusehen.

Einer besonderen Eigentümlichkeit der Bevölkerung von Jarkent will ich noch erwähnen, bevor ich weitergehe. Es ist dies nämlich die außerordentlich große Verbreitung des Kropfes. Wie mir Herr Raquette, der diese Verhältnisse als Arzt genau kennt, sagte, waren etwa 70% der Gesamtbevölkerung mit diesem Übel behaftet. Einem oberflächlichen Beobachter konnte diese Zahl noch tief gegriffen erscheinen, denn eigentlich hatte jeder Mensch, dem man in Jarkent begegnete, einen Kropf, dessen Größe zwischen der eines Apfels und der einer Melone schwankte. Herr Raquette zeigte mir einen Mann, der, um seinem ungeheuren Kropf eine feste Stütze bieten zu können, um den Hals an Riemen ein Brett trug, auf dem der riesige Auswuchs seiner Kehle ruhte. Man schreibt gewöhnlich die Ursache dieses Leidens dem Trinkwasser zu und dafür sprach auch, daß einige Europäer in Kaschgar an sich selbst den beginnenden Kropf beobachten konnten, der erst bei sorgfältiger Vermeidung alles ungekochten Wassers wieder entschwand.

Mit dem Verlassen von Jarkent hatte ich tatsächlich alles, was mich noch an Europa erinnern konnte, hinter mir gelassen und es verging fast ein halbes Jahr bis ich wieder ein europäisches Gesicht erblickte. Nach umständlichem Abschied und nachdem sich der Aufbruch, wie es sich nach einer mehrtägigen Rast leicht verstand, einigermaßen verzögert hatte, ritten wir endlich auf unseren neuen Pferden, begleitet vom Aksakal und einigen seiner Freunde, sowie von der mir beigestellten Soldaten-Eskorte, dem Wagenzug voraus aus der Stadt hinaus. Der Aksakal begleitete mich etwa eine halbe Stunde bis zu einem kleinen Teehaus am Wege, wo wir die nachkommenden Arbas erwarteten. Dann ritt er nach feierlichem Abschied zurück, ich schloß mich der Karawane an und wir zogen weiter. Einschließlich der Kutscher und Soldaten bestand unsere Karawane aus vier Wagen, sechzehn Mann und sechzehn Pferden. Am Anfang führte unser Weg in einer schönen Pappelallee zwischen Obstgärten und Äckern dahin, und es fiel mir auf, wie reich das Getreide auf den Feldern stand. Es scheint, daß der salzhaltige Wüstenboden außerordentlich fruchtbar ist, wenn man ihn nur genügend bewässern kann, und mit der Frage der Bewässerung steht und fällt auch wirklich die ganze Bewohnbarkeit

des Landes. Regen ist in der Ebene außerordentlich selten und fällt nur dann und wann im Spätherbst oder Vor-Frühling. Ebenso schneit es sehr wenig und das bisschen Schnee, das dem Boden einen Vorrat an Feuchtigkeit liefern könnte, wird immer durch die im Winter herrschenden heftigen Stürme wieder fortgetrieben. So bezieht das Land seinen ganzen Bedarf an Wasser aus den vom Gebirge kommenden Flüssen und diese werden auch, bevor sie sich in natürlicher Weise im Wüstensand verlaufen, künstlich in ungezählte Kanäle zerlegt und vollständig aufgebraucht. In früheren Zeiten muß — das ist genau zu sehen — das Bewässerungswesen auf einer viel höheren Stufe gestanden haben wie jetzt und die letzte Blütezeit in dieser Hinsicht fällt in die Regierungsdauer Jakob Begs, der in den 70er Jahren des



Soldaten-Eskorte.

19. Jahrhunderts für längere Zeit die Herrschaft über Turkestan inne hatte und der scheinbar vielmehr für das Land getan hat, als in allen Zeiten vor — und bisher auch nach — ihm getan worden ist.

Mein schwarzbrauner Hengst ließ mir keinen Augenblick Ruhe; es war unmöglich ihm den Kopf freizugeben, denn er stürmte dann jedesmal in wilder Jagd davon und ließ sich nur mit großer Mühe wieder zu einem gewöhnlichen Trab oder Galopp bändigen. Auch wenn er sich dazu bequemte hatte, im Schritt neben den Wagen herzugehen, war große Vorsicht mit ihm am Platze. Einmal zog ich arglos mein Taschentuch hervor, um mir das Gesicht abzuwischen, und das kurze weiße Aufleuchten hinter ihm war genug, um ihn in einen derartigen Schrecken zu versetzen, daß er mit mir über einen Kilometer in den Sand hinaus durchging; und auch, wenn ich je mein



Notizbuch aus der Tasche nahm oder die Landkarte entfaltete, mußte ich höchst sorgsam zuwerke gehen, um ihn nicht vom neuem zum Durchbrennen zu veranlassen. Da er mir auf diese Art das Schreiben und Zeichnen, auch das Photographieren im Sattel unmöglich machte, vertauschte ich ihn nach einigen Tagen gegen Weichbolds Schimmel und nahm ihn erst viel später, als seine Tage schon gezählt waren, wieder zu meinem Reitpferd. Vorläufig behielt ich ihn aber wenigstens bis Khotan, in der Hoffnung, daß einige tüchtige Ritte ihm ein bischen von seinem Feuer nehmen würden, und benahm mich nun mit entsprechender Vorsicht, wenn ich auf ihm saß. Unsere erste Station Posgam-basar lag noch in der großen Oase von Jarkent und war ein großes Dorf mit einem sehr schönen Unterkunftshaus. Der Abend dort brachte uns eine große Fledermaus-Jagd, während deren Verlauf auch einige Mauerschwalben unser Opfer wurden. Alle meine Begleiter beteiligten sich durch Werfen von Tüchern und Mützen an der Verfolgung der Fledermäuse und endlich traf Maëddin, der nur mit einem dünnen Peitschenstiel bewaffnet war, zwei Fledermäuse auf einen Hieb und setzte sich dadurch in Besitz der Anzahl von Kupfermünzen, die ich für den Sieger in dieser Konkurrenz ausgesetzt hatte.

Wieder fand ich, als ich meine Rechnung begleichen wollte, daß diese bereits durch den Dschigiten des Aksakal von Jarkent bezahlt war. Es scheint üblich zu sein, daß man in Turkestan dem Gast auch noch den Aufenthalt in der ersten Station bezahlt, denn ebenso hatte es nach dem Verlassen von Kaschgar der Aksakal von Khotan gemacht. Unsere nächste Station war Kargalik, eine große Stadt, die in einer selbständigen Oase liegt, die aber mit der von Jarkent nahezu zusammen hängt. Den Jarkent-darja, der zu dieser Zeit sehr wenig Wasser führte, hatten wir bereits am Tag vorher durchritten, hatten aber auf dem Weg nach Kargalik noch einige seiner Arme sowie einen selbständigen kleinen Fluß zu passieren. Im übrigen war unser Weg ziemlich eintönig und nachdem wir um die Mittagszeit im Dorfe Tschar-bagh eine kurze Rast gehalten hatten, ritt ich mit Weichbold und einem der Soldaten der Karawane voraus, um den langen Weg nach Möglichkeit abzukürzen. Gegen 4 Uhr nachmittags kamen wir in die Nähe der Stadt und wurden dort an der Straße vom Aksakal von Kargalik und vier anderen Honoratioren empfangen. In einer dichten Wolke von Staub galoppierten wir bis zum Beginn der Basare, die wir wegen des großen dort herrschenden Gedränges wieder im Schritt zu passieren hatten. Im Hause des Bürgermeisters wurden wir in ähnlicher Weise untergebracht wie in Jarkent und da wir ziemlich früh am Tage angekommen waren, konnte ich den Nachmittag und Abend noch dazu benützen, um für meine Leute Schafpelze, Decken, Stiefel und Strümpfe

zu kaufen. Es ist üblich und auch notwendig, daß man seine Begleiter auf einer größeren Reise vollständig neu mit Kleidung versieht und die Regel ist, daß jeder Mann zwei Paar Filzstrümpfe, zwei Paar Stiefel, zwei Filzdecken und einen Schafpelz erhält. Diese Dinge bleiben das Eigentum der Leute und nach unserer Reise waren sie auch vollständig abgenützt und für weiteren Dienst untauglich, als wir im Herbst wieder in kultivierte Gegenden kamen.

Jenseits von Kargalik beginnt ein großer Ausläufer der Wüste, auf dessen Durchquerung in der Regel drei Tage gerechnet werden. Man findet unterwegs nur zwei kleine Stationen, in denen man Quartier und Wasser, aber nichts zu essen erhalten kann. Uns sagte man, daß in der ersten dieser Stationen namens Jakyn Längär augenblicklich kein Wasser zu haben sei und wir nahmen deshalb einen entsprechenden Vorrat mit uns. Auch versahen wir uns mit Proviant für drei Tage und als am folgenden Morgen



Unterwegs bei Jakyn.

die Karawane aufbrach, war ich zuerst mit dem Aksakal weit voraus; er begleitete mich bis an die Grenze der Oase von Kargalik, dort warteten wir bis der Train nachkam. Ich verabschiedete mich von meinen Begleitern und nachdem wir den letzten kleinen Bewässerungskanal hinter uns hatten, ritten wir gerade in die endlos sich vor uns erstreckende Wüste hinaus.

Der Gegensatz zwischen der Oase und der Wüste war außerordentlich scharf und während auf der einen Seite des Kanals noch Gärten und Felder angelegt waren, stand auf dem anderen Ufer nur mehr eine Reihe von Pappeln und hinter dieser begann sofort vollkommen vegetationsloser Sand. Zwischen hohen gelben Hügeln und stellenweise salzigem und steinigem Gelände ritten wir stundenlang in gleicher Weise dahin, bis im Laufe des Nachmittags eine kleine Insel in dem unendlichen Sandmeer, die winzige Oase von Jakyn, auftauchte; sie hatte nach der längsten Seite nur 400 Schritt im Durchmesser und wird gewöhnlich durch einen kleinen Bach erhalten, der aber derzeit

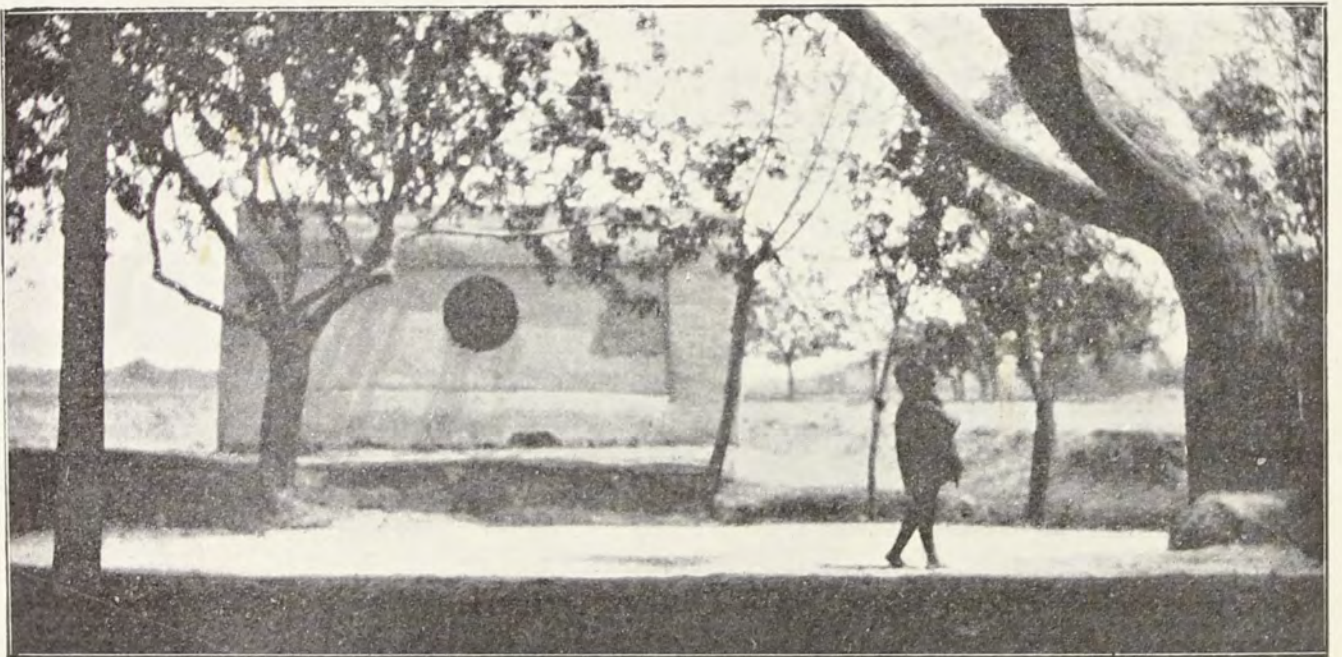
ausgetrocknet war. Wir hätten unter diesen Umständen an diesem Tag auch noch bis nach der Station Kosch-längär reiten können, da man uns aber in Jakyn sagte, daß dort ebenfalls kein Wasser zu haben sei, blieben wir hier und machten bereits um 3 Uhr nachmittags Quartier.

Ich machte in der Zeit bis zum Anbruch der Dunkelheit eine längere Exkursion, die eine hübsche zoologische Ausbeute ergab und nach dem Abendessen ging ich in Begleitung Weichbolds mit unserer Azetylenlaterne nach dem Fang nächtlicher Tiere aus. Lange Zeit fanden wir nichts anderes als Spinnen und Käfer und eine Eidechse, dann zeigte sich plötzlich im Lichtkreis der Laterne ein gespenstig hin- und herhüpfendes Wesen, das Weichbold nach einer kurzen wilden Jagd mit einem Peitschenhieb zur Strecke brachte. Es war eine Springmaus, ein zierliches Geschöpf mit feinen Gliedern und einem langen in eine kleine Quaste endenden Schwanz. Trotzdem wir eifrig weiter suchten, fanden wir keinen zweiten Vertreter dieser Gattung und begnügten uns mit einer weiteren allerdings sehr reichen Ausbeute an nächtlichen Spinnen und Insekten. Es erhob sich übrigens bald der übliche Abend-Sandsturm, der weiteren Aufenthalt im Freien unmöglich und auch im Haus selbst nicht besonders angenehm machte.

Von meinen Leuten entwickelte sich allmählich Sali-Ahun zum Koch während Jorpuntsok, mit dem ich mich am leichtesten verständigen konnte, dem ursprünglich damit betrauten Abdulla den Rang in der Eigenschaft des Karawanbaschi ablief. Dieser letztere schien übrigens recht zufrieden damit zu sein, daß er in eine weniger verantwortungsvolle Stellung gedrängt wurde, und ich hütete mich sehr, in die derart vor sich gehende Verschiebung des Personals einzugreifen, um keinen der Leute dem anderen vorzuziehen. Es verstand sich jedoch bald von selbst, daß Jorpuntsok auf Grund seiner halbeuropäischen Bildung unter den Eingeborenen die höchste Stelle einnahm und sie fügten sich auch alle willig seiner Autorität. Ich hatte in diesen Tagen begonnen, regelmäßig über die Temperatur Journal zu führen und notierte für heute die höchste Temperatur im Schatten mit 27, in der Sonne mit 38<sup>0</sup> Celsius, während die niedrigste Temperatur 2<sup>0</sup> über Null betrug.

Für den Weg nach Tschullak-längär nahmen wir uns wieder in Feldflaschen und Kürbissen Wasser mit und fanden, als wir nach kurzem Ritt Kosch-längär erreichten, dort tatsächlich kein Wasser vor. Nur das alte Ehepaar, das die Station bewirtschaftete, hatte seinen eigenen Bedarf aus Jakyn geholt und die beide dachten daran, für die Zeit der Dürre die Station zu verlassen und sich nach Kargalik zu begeben. Die Stationen auf diesem Teil des Weges unterschieden sich übrigens

sehr vorteilhaft von allen übrigen; sie waren von Jakub Beg erbaut und zwar nicht aus ungebrannten Ziegeln oder einfachem Lehm, sondern aus Thoneisenstein in Verbindung mit gebrannten Ziegeln. Der Weg war durch Säulen aus Lehm oder Ziegeln bezeichnet, die gleichzeitig die Funktion von Meilensteinen hatten, indem jeder vom anderen 6000 Ellen entfernt war. Die Strecke zwischen zwei solchen Wegweisern, wie diese selbst, werden mit dem Namen Potai bezeichnet. Im übrigen ist dieses Längenmaß das einzige in Turkestan heimische, alle kleineren Maßbezeichnungen sind aus Rußland entlehnt und ihre Namen aus den russischen Bezeichnungen verdorben. So wird die russische Elle oder Arschin (d. i. 711 mm) in Turkestan Altschin genannt, während der Zoll oder Werschok als Berschik bezeichnet wird.



„Potai“ (chinesischer Meilenstein).

Die russische Klafter oder Sashen wird in Turkestan Sartschin oder Saltschin genannt und auch das russische Pfund geht in Turkestan unter dem Namen Kadak.

Von Kosch bis Tschullak hatte unsere Umgebung den am meisten wüstenartiger Charakter der ganzen Strecke zwischen Kaschgar und Khotan. Nur manchmal bildeten Hügel aus zusammengebackenem Sand und Kies — Reste eines einst zusammenhängenden Plateaus — eine geringfügige Unterbrechung in der großartigen Eintönigkeit der Sandwüste. Auch die Potais auf dieser Strecke des Weges waren verfallen und bestanden vielfach nur mehr aus unregelmäßigen Lehmhaufen. Viel öfter als bisher fanden wir die Reste von verendeten Eseln, entweder lose Knochen, die von Füchsen oder Wölfen verstreut worden waren, oder auch zu vollkommenen Mumien gewordene Kadaver, die mit-

unter die abenteuerlichsten Stellungen annahmen. Eine dieser vertrockneten Esel-Leichen war von einem vorüberziehenden Wanderer an einen der verfallenen Potais angelehnt worden, so daß es von weitem aussah, als wollte ein Esel diesen Lehmhügel erklettern. Unsere Pferde hatten vor den traurigen Überresten große Angst und wichen ihnen in weitem Bogen aus, manchmal aber gingen sie bis dicht an eine der Eselleichen heran, um dann plötzlich mit einem wilden Satz über sie hinweg zu springen. Während des größten Teiles des Marsches blieb sowohl die Oase von Kosch hinter uns, als auch die von Tschullak, die vor uns lag, hinter dem Horizont verborgen und es zeigte sich im ganzen Umkreis nichts als eine unabsehbare Folge von einförmigen, sattgelben glitzernden Sandhügeln. Vier Stunden ging es in dieser Tonart weiter, dann ritten zwei von den



Vertrocknete Eselleiche.

Soldaten voraus, um in Tschullak das Quartier für uns zu bereiten und eine Stunde später folgte ich mit Weichbold und einem der Reiter nach; obzwar wir in der ersten Hälfte dieses Vorausreitens von der Station noch nichts erblicken konnten, schienen die Pferde ihre Nähe doch wohl zu empfinden, denn wir konnten sie kaum zurückhalten und gaben ihnen die Köpfe frei, als wir endlich den hohen Signalbaum des Sarais hinter den Sanddünen auftauchen sahen. Nun waren die Tiere nicht mehr zu halten und rannten so schnell sie konnten auf die Station los. Diese stand auf der Höhe eines Hügel aus Sand und Mergel und am Fuß der Anhöhe befand sich ein kleiner Teich, dessen Zufluß, ein schmaler Kanal, um diese Zeit vertrocknet war. Die winzige Oase, die sich um diesen Teich ausbreitete, zählte trotz ihres geringen Umfangs fünfzehn beständige Ein-

wohner, die teils im Stationshaus, teils in einer kleinen Lehmhütte neben dem Teich wohnten.

Ein kleines Reisfeld, dann ein noch kleinerer Garten und ein Gerstenfeld von wenigen Schritten im Umfang bildeten das ganze bebauete Gelände. Im Teich wimmelte es von Kröten und Wasserinsekten und als nach einer Stunde der Wagenzug nachkam, hatte ich bereits eine große Menge von diesen gefangen und außerdem harrten ein Pirol und eine Bekassine, die Weichbold erlegt hatte, der Bearbeitung. Am Abend erhob sich der Sandsturm, der um diese Jahreszeit ein regelmäßiges Ereignis zu sein scheint, und unser nächtlicher Ausflug mit der Azetylenlaterne ergab nur ein sehr geringfügiges Resultat. Auch von dem Dach der Station aus war nichts anderes zu sehen,



Oase Sürlük.

als die gelbe wellige Sandebene, soweit der Blick reichte. Das Haus ist ebenfalls von Jakob Beg erbaut und zwar aus demselben Material wie das Sarai von Kosch. Der hohe Signalmast wird in dieser Eigenschaft nicht mehr benützt und es findet sich in der Station auch weder eine Fahne, noch eine Laterne, die als Wegweiser für Reisende hätte aufgestellt werden können.

Auch am folgenden Tag hatten wir größtenteils dieselbe eintönige Wüstengegend zu durchreiten wie am Vortag und diese wurde nur nach mehrstündigem Ritt durch das Stationshaus von Sürlük unterbrochen, eine niedrige Lehmhütte neben einem alten verfallenen Wachturm und umgeben von höchstens einem Dutzend Bäumen.

Sürlük bezieht seinen Wasservorrat aus einem tiefen Brunnen, der wieder von Jakob Beg herrührt, und dessen Schacht mit Ziegeln ausgekleidet ist. Trotzdem bebautes Land vollkommen fehlt, leben in der Station doch zwei Familien mit einem halben Dutzend kleiner Kinder, die sich, während ich ein Glas Tee zu mir nahm, vor meinen Füßen spielend und schreiend umherwälzten. Die Leute beziehen ihre Nahrung aus Guma, einer größeren Stadt, die das Ziel unseres Marsches war, und die beiden Familienväter sind als Stationsaufseher von der Regierung besoldet.

Der Weitermarsch war drückend heiß und schon während der Rast war am Horizont ein Sandsturm aufgestiegen, der kurze Zeit nachher mit elementarer Gewalt loszutoben begann. Ungeheure gelbbraune Wolken überzogen den ganzen Himmel und von der Erde riß der Sturm große Massen von Sand auf, die uns mit dichtem Geprassel umflogen und überaus lästig geworden wären, hätten wir sie nicht im Rücken gehabt. Aber auch so waren alle Falten unserer Kleider, Hals, Augen, Mund und Ohren sehr bald mit Sand gefüllt und wir trachteten möglichst rasch Guma zu erreichen, um uns dort vor dem alles überziehenden Sand und Staub schützen zu können.

Als der Ort in Sicht kam, ritt ich in gewohnter Weise mit Mahman und einem der Soldaten voraus und wir kamen bald vor das Haus des Aksakals. Ich war verwundert, daß dieser nicht, wie es sonst der Fall gewesen war, uns an der Grenze des Ortes erwartete, erfuhr aber bald den Grund. Er hatte uns wirklich erwartet, aber an der Stelle, wo der meist benützte Weg der Karawanen nach dem Ort abzweigt, und da wir einen weniger begangenen aber kürzeren Weg geritten waren, hatten wir ihn verfehlt. Er hatte übrigens sein Haus mit Fahnen aus rotem Baumwollstoff geschmückt und auf dem Tisch im Gastzimmer stand bereits eine große Kupferplatte mit dem sogenannten Dastarchan, dem ersten Imbiß, der dem Besucher vorgesetzt wird und der aus Pistazien, gerösteten Mandeln, getrocknetem Obst und Zuckerwerk besteht. Auch der chinesische Ortsvorstand ließ kurz nach meiner Ankunft seine Karte abgeben und sandte einen Hammel, Klee, Gerste, Reis und eine große Anzahl von Kerzen. Ich ließ durch den Überbringer dieser Geschenke meinen Besuch im Yamen ankündigen und ritt hin, sowie Weichbold mit den Arbas nachgekommen war.

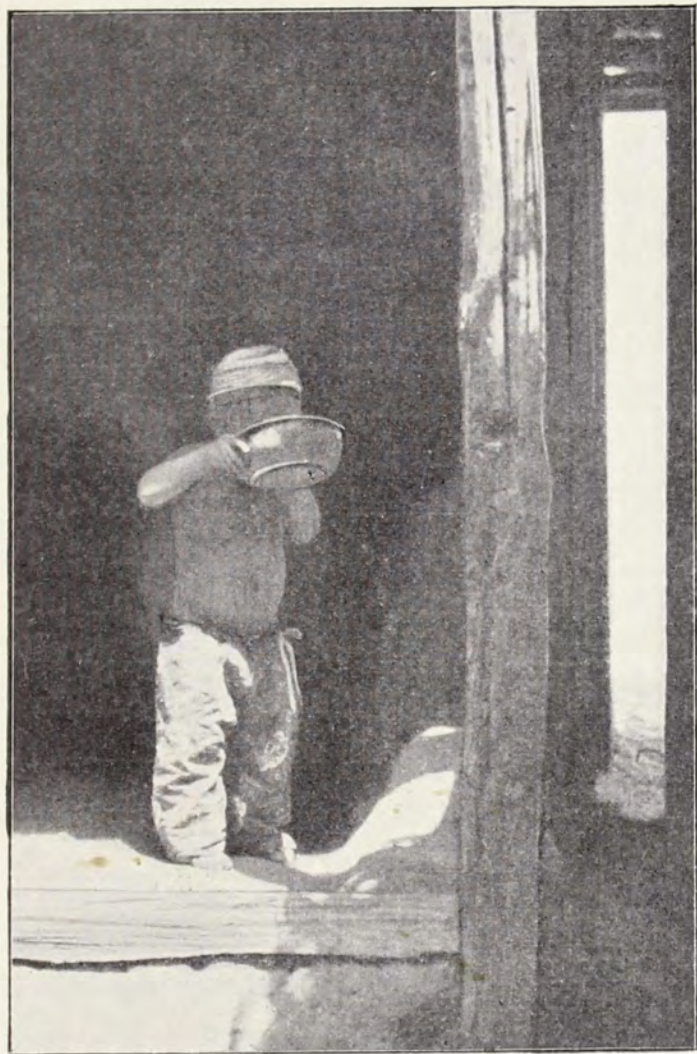
Das Haus war nach demselben Plan gebaut wie die Yamens von Jarkent und Kaschgar, hier wie sonst wurden nacheinander die drei Pforten aufgerissen und hinter der letzten stand der Amban, um mich zu erwarten. Mir war sehr leid, daß ich es in Kaschgar versäumt hatte, mir Visitenkarten nach chinesischer Art anfertigen zu lassen,

um den Beamten, mit denen ich verkehrte, nicht immer meine ihnen unleserliche europäische Karte geben zu müssen. Die chinesischen Visitenkarten bestehen aus rotem Papier, auf dem der Name und eventuell auch der Titel des Inhabers in schwarzer Schrift zu lesen ist, und mit diesen Papierkarten wird große Verschwendung getrieben. Nicht nur, daß eine solche bei Ankündigung eines Besuches abgegeben wird, erhält man auch eine im Augenblick, in dem der Besucher das Haus betritt, ferner wird jede Sendung damit begleitet und sogar wenn man selbst Besuch macht, wird einem eine Karte desjenigen übergeben, dem der Besuch gilt. Da der Amban von Guma nur ein kleiner Beamter war, war mein Besuch bei ihm sehr kurz, aber ich überreichte ihm als Revanche für die mir gesandten Geschenke eine Zigarettenspitze aus Bernstein, über die der Amban, der ein eifriger Zigarettenraucher war, große Freude empfand. Ich war kaum in mein Quartier zurückgekehrt, als er meinen Besuch erwiderte; er blieb ebenfalls nur einige Minuten, da wir aneinander kein großes Interesse empfanden und da auch mein Besuch bei ihm so kurz gewesen war. Trotzdem war ich schon im Besitz von vier seiner Visitenkarten, während er nur eine von mir hatte. Der Ritt im Sandsturm hatte sehr ermüdend gewirkt und ich ging zu Bette, ohne, wie es meine Absicht gewesen war, meinen 27. Geburtstag, der auf den 16. Mai fiel, bei einer Flasche Wein zu feiern.

Für den folgenden Tag hatte ich den Abmarsch für 7 Uhr morgens festgesetzt, aber wer nicht erschien, waren die vier Arbakeschs. Sie waren in einem nahe gelegenen Haus untergebracht und Mahman, den ich ausschickte, um nach ihnen zu sehen, kam bald zurück und erzählte, die Leute hätten sich geweigert heute zu fahren. Ich sandte Jorpuntsok aus, um die Kutscher zur Ordnung zu bringen, aber dieser kam ebenfalls unverrichteter Dinge zurück. Die Leute gaben als Grund erst die Müdigkeit der Pferde an, dann ihre eigene und die herrschende Hitze. Der wahre Grund schien indessen der zu sein, daß der Besitzer der Arbas in Kargalik zurückgeblieben war, und die übrigen Burschen seine Abwesenheit benutzen wollten, um nach der dreitägigen Wüsten-Wanderung einen Rasttag zu machen. Gegen einen solchen wäre nichts einzuwenden gewesen, hätten nicht Leute und Pferde in Jarkent fünf Tage vollständig Ruhe gehabt und wenn die Leute ihren Wunsch in anständiger Weise vorgebracht hätten. Ich sandte Jorpuntsok noch einmal mit dem Auftrag, die widerspenstige Gesellschaft herbei zu bringen. Als sie versammelt waren, wies ich sie unter Drohung der sofortigen Anzeige beim Amban an, sofort anzuspannen und mit den Wagen herüber zu kommen. Scheinbar eingeschüchtert zogen sie ab, kamen aber nicht wieder. Als ich nach



einer Viertelstunde noch einmal nach ihrem Quartier hinschickte, war dort keiner von den Kutschern zu finden. Nun sandte ich Lassu, um die faulen Burschen ausfindig zu machen, und dieser traf sie in einem Teehaus des Basars, wo sie sich in aller Ruhe niedergelassen hatten. Lassu, der sie zu ihrer Pflicht zurückbringen wollte, wurde von ihnen beschimpft und geschlagen, und kam voll Aufregung zurück, um Genugtuung für die ihm zugefügte Unbill von mir zu verlangen. Es mußte entschieden ein Exempel statuiert werden, und ich ließ durch



Ein Durstiger.

den Aksakal fünf Karauls oder Polizisten aufbieten, um die Burschen mit Gewalt herbei zu bringen. Sie kamen aber nicht direkt, sondern erst nach einiger Zeit mit den bespannten und bepackten Wagen. Um eine Wiederholung derartiger Frechheiten zu verhindern, mußte ich zu dem Mittel des Prügels greifen, so wenig mir das auch behagte. Ich ritt an die Leute heran und zog jedem von ihnen ein par feste Hiebe mit der Reitpeitsche über, worauf sie demütig auf die Wagen stiegen und losfuhren. Durch Jorpuntsok ließ ich ihnen noch sagen, daß ich sie nicht nur in Khotan der verdienten Strafe zuführen würde, sondern daß auch keiner von ihnen einen Pul Bakschisch erhalten sollte.

Nach halbstündiger Fahrt kam der Älteste von ihnen zu mir und bat mich im Namen aller wunderschön um Entschuldigung, aber ich blieb bei meiner Drohung von vorhin.

Der Sandsturm vom gestrigen Tag wehte noch mit ungebrochener Macht und kaum daß wir die baumgeschützte Oase hinter uns hatten, ging der Tanz der Sandwolken von neuem los. Es war in dem dichten Wirbel der Sandkörner kaum möglich, zu atmen und trotzdem man den Mund nach Möglichkeit geschlossen hielt, waren doch bald Zunge und Gaumen von Staub und Sand bedeckt. Abgesehen von den unangenehmen

Wirkungen, die der Sandsturm bei Menschen hervorruft, ist er eine Naturerscheinung von hervorragender Großartigkeit. Die wetterkundigen Eingeborenen können ihn für mehrere Stunden voraussagen, wenn sie am Horizont einen Dunststreifen von einer bestimmten rötlich-gelben Farbe erblicken und ich fand regelmäßig, daß wenn meine Leute einen solchen „Burân“ ankündigten, er wenige Stunden später losbrach. Wiederholt beobachtete ich, daß schon hoch gelegene Luftschichten vollkommen mit Sand erfüllt waren, bevor der Sturm in den tiefer gelegenen Regionen begann und daß der Sand vielfach bei Beginn des Sturmes geradezu wie Regen aus der Luft herabfiel. Wenn der Sturm in voller Gewalt ist, dann werden allerdings in gleichmäßiger Weise überall Sandmassen aufgewirbelt und zwischen den gelben dahinfegenden Wolken bilden sich zahlreiche Sandsäulen, die außerordentliche Höhen erreichen und in einem fortwährenden Wirbel über die Ebene getragen werden. Kommt man mit einer solchen dahintanzenden Sandsäule in Berührung, so kann es vorkommen, daß selbst ein Pferd durch sie zu Falle gebracht wird; für den Zwischenraum von einigen Sekunden findet man sich dann in einem tollen Drehsturm, der alles, was nicht festgemacht ist, nach oben mit sich reißt. Stücke Papier oder Stoff, Mützen oder was sich der Sturm sonst verschaffen kann, wird von solchen Sandsäulen senkrecht in die Höhe getrieben und meine Begleiter erzählten mir, daß selbst Schafe oder Ziegen manchmal mehrere Meter hoch in die Luft erhoben werden. Nach den Gewaltproben, die ich von solchen Wirbelstürmen erfuhr, habe ich keinen Anlaß, an dieser Behauptung zu zweifeln. Das Ende eines solchen Burans ist meist ganz plötzlich und der hoch in die Luft getragene Sand bleibt dann als gewittergelber Schleier lange schweben, bis er sich allmählich herabsenkt und reiner Luft Platz macht. Es gibt kaum einen Verschuß, der den feinen Sandkörnchen das Eindringen unmöglich machen könnte; nicht nur, daß sie durch die Kleider dringen, finden sie ihren Weg in fest verschlossene Kisten, in das Innere von photographischen Apparaten und Taschenuhren, in die Schlösser von Flinten und in die dicht schließenden Gehäuse von Instrumenten. Wir waren in diesen Tagen sehr von Sandstürmen verfolgt, doch erhoben sie sich meistens des Abends, während der Burân, von welchem ich eben sprach, kurz nach Sonnenuntergang zu Ende kam.

Um diese Zeit hatten wir bereits den Ort Mudschi erreicht und in dem kaiserlichen Rasthaus Quartier genommen. Der Posthalter war ein Sarte, der aber chinesische Uniform trug, und er war der einzige Nicht-Chinese, den ich in der Stellung eines Beamten antraf. In dem Stationshaus herrschte wieder die gewöhnliche Einteilung in Herrenzimmer und weniger bevorzugte Räume. Ich ließ jedoch mein Bett



Aufsteigender Sandsturm.



und mein Tischchen im Vorraum aufstellen, da das kleine Fensterchen des Herrenzimmers zu wenig Luft hereinließ. Ich hatte wenige Stunden später triftigen Grund mich sehr darüber zu freuen, daß ich an diesem Abend eine solche Ausnahme gemacht hatte. Der Abend verstrich ohne besonderes Ereignis und ich ging bald zu Bett. Während der Nacht erwachte ich durch ein fürchterliches Gekrach und Gepolter und als ich nach dem Feuerzeug griff, um Licht zu machen, fand ich mich plötzlich von einer so dichten Staubwolke umgeben, daß ich schleunigst aus dem Bett und zur Tür hinaus in die frische Luft sprang. Weichbold, der unter der Veranda schlief, die den Hof umgab, war gleichfalls durch den Lärm geweckt worden, und als wir Licht gemacht hatten, stellten wir fest, daß im Herrenzimmer die ganze Decke eingestürzt war. Sie bestand aus schweren Balken und einer halbmeterdicken Lehmschichte, und die Bettstelle auf der erhöhten Stufe, die mir als Lager hätte dienen sollen, war unter den zusammenstürzenden Massen vollständig zermalmt worden. Die beiden Räume waren derart von Staub erfüllt, daß ich unter das Vordach übersiedelte und dort den Rest der Nacht verbrachte. Von den übrigen Bewohnern des Hauses war niemand durch den nächtlichen Lärm geweckt worden und der Posthalter wurde fast ohnmächtig vor Schrecken, als er am Morgen sah, welcher Gefahr ich auf zufällige Weise entkommen war. Einer der Soldaten hatte seinen Holzsattel unter die Bettstelle im Herrenzimmer gelegt, und als er nach längerem Graben zutage gefördert wurde, fanden wir auch ihn in viele Stücke zerbrochen. Daß ich mich lebend aus der Affaire gezogen hätte, wenn ich nicht in das andere Zimmer übersiedelt wäre, ist kaum anzunehmen. So aber war das ganze Unglück nicht groß und auch der Posthalter tröstete sich bald.

Wir brachen um 8 Uhr auf und hatten bereits kurz vor 2 Uhr unsere nächste Station Sang-uja erreicht. Ein längerer Marsch war diesen Tag nicht möglich, da wir bis zur nächsten Station eine allzu große Strecke zu bewältigen gehabt hätten, und so verbrachte ich den Rest des Nachmittags mit einer zoologischen Exkursion und mit der ersten Serie einer astronomischen Längenbestimmung. Ich hatte mich zu diesem Zwecke auf das flache Dach des Hauses begeben und dort zwei spielende kleine Mädchen gesehen. Ich stieg wieder hinunter um ein paar Stück Zucker zu holen, die ich den Kindern geben wollte und dann erkletterte ich das Dach wieder von einer anderen Stelle. Als mich die Kleinen erblickten, ließen sie ihr Spielzeug im Stich und liefen in großer Angst über die Dächer davon. Eine von ihnen fiel in ein Loch, das zum Abzug von Rauch diente und ich befürchtete sehr, daß sie sich verletzt hätte; ich suchte das betreffende Haus auf und fand, daß sie mit einigen Hautabschürfungen davon gekommen war.

Sie zitterte vor Angst und schrie fürchterlich, als ich ihr mich mit etwas Verbandsstoff nähern wollte. Ich mußte auch mein Vorhaben aufgeben, ließ aber eine Portion Zucker für die Kleine zurück, an der sie sich hoffentlich später in ruhigerer Gemütsverfassung erfreut hat.

Am nächsten Morgen machte ich die zweite Serie meiner Längenbestimmung. Ich tat es hauptsächlich, um mich von der guten Funktion meines Instrumentes zu überzeugen und begann mit regelmäßiger Ortsbestimmung erst einige Wochen später. Auch mit Kartenzeichen beschäftigte ich mich damals noch nicht, da unser Weg vorläufig noch durch Gegenden führte, von denen besonders Dr. von Hedin genaue und zuverlässige Karten geliefert hat. Der Marsch dieses Tages führte durch dieselbe eintönige Sandebene wie der letzte und da das Reiten im Schritt bei der großen Hitze sehr einschläfernd wirkte, ging ich meist zu Fuß und sammelte Insekten und Eidechsen, um ab und zu wieder der inzwischen vorausgezogenen Karawane nach zu galoppieren. Bei dieser Gelegenheit erlebte ich ein merkwürdiges kleines Jagdabenteuer, das sich aber nur auf eine Spinne und die Larve eines Ameisenlöwen bezog. Ich war der betreffenden Spinne, die sich mit großer Gewandtheit meinen Fingern immer wieder entzog, schon etwa fünf Minuten lang nachgelaufen, als sie plötzlich in einer kleinen Vertiefung im Sand still hielt und auch bei meiner Annäherung nicht wieder weglief; als ich sie anfaßte, zog ich mit ihr einen Ameisenlöwen aus dem Sand, der sie als willkommene Beute betrachtet hatte, und beide mußten in mein Spiritusgläschen wandern.

Um die Mittagszeit erreichten wir ein einsames Häuschen aus Schilf und Astwerk, neben dem sich ein Brunnen befand. Sein Wasser war aber ganz salzig und auch in der Form von Tee nicht zu genießen. Unser Quartier, das Dorf Pjalma, erreichten wir gegen 4 Uhr kurz vor dem Ausbruch eines neuerlichen heftigen Sandsturms; der Aufenthalt im Freien wurde durch ihn unmöglich gemacht, in meinem Zimmer jedoch war's nicht viel besser, denn durch ein Loch in der Decke rieselte ununterbrochen wie aus einem Zuckerstreuer Sand herab. Der ganze Raum war von Staub erfüllt, der zwischen den Zähnen knirschte und alles mit einer mißfarbigen gelbgrauen Schichte überzog.

Der 19. Mai brachte eine weitere Fortsetzung des Reitens durch den Sand, das ich schon gründlich satt hatte. Die Wüste entbehrt zwar im allgemeinen durchaus nicht landschaftlicher Reize; man kann von ihr etwa dasselbe sagen wie vom Meer, nämlich, daß sie trotz ihrer scheinbaren Gleichförmigkeit doch eine derartige Fülle von verschiedenen Farbeneffekten aufweist, daß sich ihr Reiz nie erschöpft. Ich empfand diese Schönheiten auch, aber die Sandstürme der

letzten Tage hatten einen sehr gegenteiligen Einfluß auf mich gehabt. Wir waren von Khotan nur mehr durch zwei Märsche getrennt, und ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, in dem ich dort beginnen konnte, die Vorbereitungen für meine Reise nach Tibet zu treffen. Wir trafen an diesem Tag auf zwei verlassene Sarais mit ausgetrockneten Brunnen und im Laufe des Nachmittags hielten wir eine kleine Rast in dem Stationshaus von Kum-rabat. Als wir noch ein paar hundert Meter davon entfernt waren, flogen uns große Schwärme von Tauben entgegen und ließen sich teils auf der Erde, teils auf den Pferden und Reitern nieder. Der mich begleitende Dschigit holte aus der Satteltasche ein paar Handvoll Mais und warf sie unter die Tauben. Im Sarai selbst versammelten sich nach unserer Ankunft schätzungsweise etwa 1200 Tauben, die uns dicht umhüpften und umflatterten und sich ohne Scheu auf unseren Köpfen und Schultern niederließen. Die Gegend von Kum-rabat nämlich und die dort lebenden Tauben gelten als heilig und unverletzlich, und es lebt in dem kleinen Haus ein Mann, dessen Pflicht es ist, für die Fütterung der Tauben zu sorgen. Diese Gewohnheit geht auf einen heiligen Einsiedler namens Mohammed-Imam-Schakir-Pascha zurück, der vor längerer Zeit dort gelebt hat und ein Taubenpaar besaß, von dem angeblich alle in Kum-rabat lebenden Tauben abstammen. Der Heilige selbst hat sein Grabmal in einiger Entfernung vom Haus und die Fürsorge für die Nachkommen seiner Lieblinge geht so weit, daß man für sie in der Nähe von Khotan eigene Getreidefelder reserviert hat, deren Ertrag zu ihrer Fütterung verwendet wird, und die selbst an die chinesische Regierung keine Abgaben zu leisten brauchen. Scherzweise stellte ich an den Beschützer der Tauben die Frage, was er wohl tun würde, wenn ich jetzt mit der Schrotflinte unter die Tauben hineinschießen wollte; er erwiderte, er selbst könne mir zwar nichts tun, aber die Strafe des Himmels würde nicht ausbleiben. Er merkte wohl, daß es mir mit meiner Absicht nicht ernst war, und als ich noch dem Beispiel meiner Begleiter folgend einen großen Topf voll Gerste kaufte und unter die Tauben auswarf, war er von meiner guten Sinnesart überzeugt, und ich bekräftigte ihn noch in dieser Meinung, indem ich ihm einen kleinen Geldbetrag zum Ankauf von Getreide übergab.

Jenseits von Kum-rabat erhob sich eine Kette von Sandhügeln, und nachdem wir sie überschritten hatten, war die Wüste plötzlich zu Ende und wir ritten über eine Stunde durch schilfbewachsene sumpfige Wiesen. Der Gegensatz war ganz auffallend und es ist nicht leicht zu verstehen, wie sich innerhalb einiger hundert Meter sowohl Wüste finden kann, als Sumpfland, auf dem das über-

schüssige Wasser in großen Tümpeln steht. Der Sumpf ging bald in schönes Weideland über, richtige saftige Wiesen, die ich bisher in Asien noch nirgends gesehen hatte. Bei dem kleinen Teehaus Dagh-boghus traf der Beg von Sáoä mit uns zusammen und teilte mir mit, daß der Aksakal von Khotan noch im Lauf der Nacht ebenfalls dort eintreffen würde, um mich zu empfangen. Als wir den Ort erreicht hatten, wurden wir im Haus des Begs, der etwa die Funktion eines Friedensrichters inne hatte, untergebracht und ich saß nach dem Abendessen mit ihm noch bis 11 Uhr beisammen, um meinen Freund Akhram Khan zu erwarten. Es kam aber nur ein von ihm abgesandter Bote, der uns meldete, daß der Aksakal durch dienstliche Angelegenheiten vom rechtzeitigen Eintreffen abgehalten worden sei, daß er uns aber am folgenden Tag entgegenkommen wolle.

Wir trafen ihn kurze Zeit, nachdem wir unseren Weg am 20. fortgesetzt hatten. Er war mit einigen bewaffneten Begleitern erschienen und er sowohl wie ich stiegen beim Herankommen von unseren Pferden, um uns nach turkestanischer Sitte mit Umarmung und Kuß zu begrüßen. Akhram Khan hatte sich in große Parade geworfen und sah prächtig aus. Er trug einen prunkvollen seidenen Tschappan, einen golddurchwirkten Turban mit einem Reiherbusch und einer mit Türkisen besetzten Agraffe. Im Gürtel hatte er ein Dolchmesser und einen Säbel mit goldeingelegter Scheide stecken, und auch sein Pferd war mit bunten Bändern und einer großen gestickten Satteldecke geschmückt. Der Aksakal sagte mir, daß an der chinesischen Stadtgrenze die Beamten auf mich warteten, um mir einen festlichen Empfang zu bereiten, und ich ritt mit ihm und seinen Begleitern in raschem Tempo der Karawane voraus. Wir kamen durch einige Dörfer, in denen die Basarstraßen mit roten Flaggen geschmückt waren, und das Volk begrüßte uns überall mit großer Ehrfurcht. Die Begleiter des Aksakals ritten, uns eine Gasse schaffend, voraus und Akhram Khan drang darauf, daß ich an seiner rechten Seite bleiben müsse. Nach einiger Zeit erblickten wir von einem kleinen Hügel aus einige Zelte am Weg, die scharlachroten Fahnen chinesischer Soldaten und eine große Menge Volk. Es waren die Beamten von Khotan, die mit der ganzen Garnison der Stadt ausgerückt waren, um mich zu begrüßen. Beim Näherkommen zeigte sich, daß die Soldaten in einem breiten Spalier in bunter Parade aufgestellt waren, mit Gewehren und Lanzen, einige Befehlshaber zu Pferd. Am anderen Ende dieser Menschengasse erhob sich das prächtige Zelt, in dem der Gouverneur und der Militär-Kommandant mit den übrigen Beamten saßen, um das Zelt stand in bunter Reihe das Gefolge der Mandarins, Leute in roten Röcken mit spitzigen Mützen, Hellebarden und Schwertern. Rund



umher drängte sich eine große Menge von Volk, die durch Berittene in Schranken gehalten wurde.

Ich hatte nicht im Entferntesten erwartet, in so feierlicher Weise empfangen zu werden, fand mich aber rasch in meine Rolle. Der Aksakal flüsterte mir beim Näherkommen die nötigen Verhaltensmaßregeln zu und alles wäre sehr schön und würdig abgelaufen, wenn nicht mein schwarzbrauner Hengst gewesen wäre; diesen hatte schon das viele Volk nervös gemacht, und als nun laute Posaunenfanfaren ertönten, begann er heftig unter mir zu tanzen und wollte sich mit aller Macht nach rückwärts in Sicherheit bringen. Ich hielt ihm aber den Kopf kurz und bemühte mich, ihn in das Soldatenspalier hineinzubringen; die roten Fahnen machten ihm große Angst, und als nun gar eine Serie von Böllerschüssen losging und Feuerwerkskörper durch die Luft schwirrten, war es mit ihm zu Ende und er brach in wilder Flucht los. Das Gelingen der ganzen Empfangs-Zeremonie war in Frage gestellt. Aber es glückte mir im letzten Augenblick, den durchgehenden Hengst in das Spalier hinein zu steuern. Der Aksakal folgte mir und vor dem großen Zelt stand mein Schwarzbrauner erschrocken still; ich konnte den Augenblick benützen, um abzustiegen, und ich tat, als ob nichts geschehen wäre. Die Pferde wurden sofort von Dienern in Empfang genommen und ich stieg mit Akhram Khan die Stufen zum Zelt hinauf, in dessen Eingang sich die Beamten aufgestellt hatten. Wir begrüßten uns mit tiefen Kniebeugen und der Aksakal machte mich mit den sechs Herren bekannt. Die höchsten von ihnen waren der Gouverneur von Khotan als Zivilbeamter und der kommandierende General als Militäroberster. Es wurde Tee und Konfekt gereicht, nachdem ich die sechs roten Visitenkarten in Empfang genommen und durch ebenso viele von meinen eigenen erwidert hatte. Ich äußerte meinen Dank für den mir zuteil gewordenen festlichen Empfang. Der Gouverneur aber meinte, es wäre noch viel zu wenig gewesen und er hätte weit mehr Prunk entfaltet, wenn er nicht von meiner Ankunft erst wenige Tage vorher unterrichtet worden wäre. Ich konnte mir nicht recht vorstellen, in welcher Weise er die Festlichkeiten des Empfanges noch hätte steigern können, denn in der Tat muß man in Europa mindestens ein regierender Fürst sein, um mit derartigen Ehren aufgenommen zu werden.

Wir blieben etwa eine Viertelstunde im Zelt und dann setzte sich der ganze prächtige Zug nach der Stadt in Bewegung. Etwa vierzig Bewaffnete ritten voraus, dann folgte ich mit den Beamten und dem Aksakal und hinter uns kam im Laufschrift die Truppe der Soldaten. Wir erreichten bald das Stadttor und wurden dort von einer neuen Böller-Kanonade empfangen. Alle Gassen, die wir zu

passieren hatten, waren prächtig mit roten und gelben Flaggen geschmückt und ganz Khotan drängte sich in den Basaren, um die Sache mit anzusehen. Auf dem Marktplatz verabschiedeten sich die Beamten, und von hier bis zum Haus des Aksakals waren wir nur mehr von etwa vierzig Begleitern eskortiert. Auch Akhram Khan hatte sein Haus festlich geschmückt und eine Menge von hervorragenden Leuten aus der Stadt hatten sich eingefunden, so daß ich erst etwa eine Stunde allerlei Begrüßungen und Höflichkeitsreden austauschen mußte, bevor ich endlich dazu kam, mein bestaubtes Ich in die Badewanne zu stecken. In taktvoller Weise ließ man mir den Rest des Tages für meine eigenen Angelegenheiten, vor dem Haus jedoch blieb eine kleine Truppe von Soldaten bis spät in die Nacht. Nach dem Abendessen setzte ich mich mit Jorpuntsok und dem Aksakal zu einer großen Konferenz zusammen, und wir besprachen stundenlang die Zahl der zu beschaffenden Lasttiere, Getreidevorräte und anderen Stücke der Ausrüstung. Ich hatte ein großes und schönes Zimmer für mich allein, während meine Leute in einem Vorhof untergebracht und das Gepäck in einem Speicher zusammengestellt war.

Gegen Mittag des folgenden Tages ritt ich mit Jorpuntsok und dem Aksakal zum Gouverneur. Mein Besuch war ihm bereits angekündigt worden und im Hof des Yamen waren wieder über fünfzig Soldaten aufgestellt, während gleichzeitig eine Serie von Böllerschüssen abgebrannt wurde. Mein Schwarzbrauner lieferte wieder einige Aufregung, indem er auf das Krachen der Schüsse hin ein paar Minuten lang mit mir im Hof umherraste, die feierlich aufgestellte Mannschaft in große Verwirrung bringend. Als er endlich gebändigt war, ließ ich ihn heimschicken und mir an seiner Stelle Weichbolds Schimmel bringen, denn mein Hengst war als Reitpferd bei feierlichen Besuchen wirklich nicht geeignet. Vom Gouverneur begaben wir uns zu den im Rang nächsten Beamten und von dort wieder heim. Inzwischen waren von den verschiedenen Mandarins die üblichen Geschenke eingetroffen und ich sah mich plötzlich im Besitz von sechs Schafen, einer großen Menge von Heu und Klee, sowie mehrerer Säcke Gerste. Es ist entschieden eine vernünftige Sitte, dem Reisenden gerade die Dinge zu schenken, die er wirklich gut brauchen kann und dadurch auch dem Besitzer des Hauses sein Amt als Wirt und Verpfleger zu erleichtern. Denn natürlich wurden die Schafe nicht nur für mich und meine Leute verwendet, sondern so lange sie vorhielten, lebte das ganze Haus von ihnen und auch das Pferdefutter wurde gleichmäßig unter die Tiere des Aksakals und meine verteilt. Bald nach unserer Ankunft erwiderten die Beamten meine Besuche. Ich gab dem Zusammensein einen etwas gemütlicheren Charakter, indem ich

drei Flaschen Likör aufstellte, die ich noch von Kaschgar her besaß. Die Herren tranken fleißig und hatten schon nach kurzer Zeit ihre anfängliche Würde mit einer großen Heiterkeit vertauscht. Ich zeigte alle Teile meiner Ausrüstung vor, die den Chinesen fremd sein mußte, und sie staunten besonders über meine Mauser-Stutzen und



Empfang im Yamen, Khotan.

Browning-Pistolen; jeder von ihnen bekam einen Feldstecher als Geschenk und obendrein noch eine kleine Flasche von dem Likör, der ihnen so gut geschmeckt hatte.

Bereits bei meinem Eintreffen in der Stadt waren eine Anzahl von Pferdehändlern zur Stelle gewesen, die aber im Laufe des ersten Abends nicht vorgelassen worden waren. Von nun an aber war das Haus von früh bis abends fortwährend von Händlern und Hand-

werkern aller Art erfüllt, und ich kaufte gleich an diesem Morgen drei Pferde und einen Esel. Ich war mir über die Zahl der nötigen Lasttiere noch nicht ganz im klaren, denn ich wußte nicht, ob ich nur Pferde und Esel und nicht auch Kamele und Yaks anwenden sollte. Den Gedanken an Kamele gab ich aber bald auf, denn diese sind wohl in der Ebene und besonders in Wüstengegenden sehr gut zu brauchen, leisten aber vermutlich in unwegsamen Gebirgsregionen keine guten Dienste. Es haben sich zwar wiederholt Reisende im Tibet dieser Tiere bedient und bei der großen Tibetreise Dr. von Hedins waren sogar einige Kamele die einzigen überlebenden Tiere. Andererseits wieder berichten mehrere Reisende von den großen Schwierigkeiten, die sie mit Kamelen in felsigem Terrain gehabt hatten, und ich wollte lieber nichts derartiges riskieren. Yaks waren in Khotan nicht zu haben und ich mußte diese, falls ich überhaupt welche haben wollte, im späteren Verlauf der Reise kaufen. So beschränkte ich mich vorläufig auf Pferde und Esel und kaufte im Verlauf meines Aufenthaltes in Khotan 16 Pferde und 25 Esel. Sehr empfehlenswert wären Maultiere gewesen, aber solche waren in Khotan selten und die wenigen vorhandenen außerordentlich teuer. Man zahlt für ein Maultier ohne weiteres 600—800 Mk., während man ein gutes Pferd, ausgenommen natürlich Paradehengste feinsten Zucht, um 70—100 Mk. kaufen kann. Esel sind sogar schon zu einem Drittel dieses Preises zu haben. Alles im Haus stand im Zeichen eifrigster Arbeit. Es waren einige Zelte und Jurten gebracht worden, die man auf dem Dach probeweise aufstellte, ferner hatte der Aksakal bereits Filz, Sackleinwand und Stroh zur Anfertigung von Packsätteln beschafft und mit der Herstellung dieser wurde sofort begonnen. Zwölf Leute waren mit dem Zuschneiden, Ausstopfen und Zusammennähen der Packsättel beschäftigt; zahllose andere kamen und gingen beständig mit Proben von Hufeisen, Packtaschen, Stricken aus Ziegenhaar, Satteldecken und vielen anderen Dingen.

Am Anfang hatte ich die Absicht gehabt meinen ganzen Vorrat an Getreide in Khotan selbst zu kaufen, kam jedoch wieder von dieser Idee ab, als ein Mann namens Abdull Sattar erschien, der Getreidefelder im Süden von Khotan besaß und der sich verpflichtete, die ganze nötige Menge von Reis, Gerste und Mais auf seinen eigenen Tieren nach Polu zu liefern, dem letzten Dorf am Nordabhang des Kuen-Lün. Einige Tage später kam er zwar wieder und sagte, daß er keinen Reis liefern könne, sondern nur die anderen Getreidesorten, kam aber im übrigen seinen Verpflichtungen getreulich nach. Der Aksakal hatte in meiner Gegenwart mit Abdull Sattar einen großen Vertrag geschlossen, in dem die Menge des zu liefernden Getreides

sowie die Preise genau aufgeschrieben waren. Dieser Vertrag war von uns dreien unterzeichnet worden und ich gab ihn später Abdull Sattar zurück, nachdem er die bestellte Ware geliefert hatte. Auch Weizen- und Gerstenmehl hatte er beizustellen, und zwar Weizenmehl zum Preis von 110 Pul (1 Pul = 1 Heller) für einen Tscharak ( $7\frac{1}{2}$  kg); Gerstenmehl kostet im selben Verhältnis 100 Pul, Gerste 90 Pul, Mais dagegen nur 80 Pul. Am teuersten war Reis, der im Lande selbst nur wenig gebaut und meist aus Indien importiert wird, und ich mußte für einen Tscharak Reis 3 Tengas und 12 Pul zahlen. Der Preis für das Kilogramm stellt sich somit auf etwa 17 Pfennige. Ich kaufte im ganzen etwa 500 kg und diese mußten in meiner Gegenwart auf einer Handwage nachgewogen werden, ein Vorgang, der mehrere Stunden in Anspruch nahm.

Es gibt auch in Khotan eine Handelskolonie von sogenannten Andishanis oder Kaufleuten aus dem russischen Turkestan und diese kamen oft zu mir zu Besuch, teils nur um mit mir zu plaudern oder meine Sachen anzusehen, teils aber auch, um mich zum Besuch ihrer Magazine und Kaufläden einzuladen. Sie führten sich meist sehr hübsch ein, indem sie einen Strauß von Rosen, ein Körbchen mit Obst oder Zuckerwerk vorausschickten, waren aber durchaus auf meine Kundschaft nicht sehr erpicht, sondern es schien wirklich eine Art Absicht zu sein, dem Europäer, mit dem sie sich nahezu gleichgestellt fühlten, Aufmerksamkeiten zu erweisen. Ich brauchte übrigens teils zu meiner Reiseausrüstung, teils als Geschenke eine große Menge von Waren europäischer Herkunft, die man in Khotan nur in den Basaren dieser Andishanis bekommen konnte. Ich dachte hauptsächlich an Taschenmesser und Scheren und war ziemlich erstaunt, daß ich nicht nur diese, sondern auch Stahlfedern, Schweizeruhren und sogar verschiedene Parfüms in eleganten Glasfläschchen vorgelegt erhielt. Ich traf meine Auswahl und kaufte außerdem noch 500 Stearinkerzen und einen Posten Streichhölzer, damit meinen Vorrat an diesen Dingen auf 1000 Stück Kerzen und 1000 Schachteln Streichhölzer bringend. Den Bedarf an Streichhölzern hatte ich übrigens bedeutend überschätzt. Trotzdem wir keine andere Methode hatten, um Feuer anzumachen, verbrauchten wir in den folgenden vier Monaten nur 350 Schachteln und den Rest ließ ich später teils bei den englischen Missionaren in Leh, teils verwendete ich sie als hoch willkommene Geschenke für Tibetaner. Die Schweizer Roskopfuhren, die an Ort und Stelle  $1\frac{1}{2}$ —3 Franken kosten, mußte ich allerdings mit 4 Särs = 13 Mark für das Stück bezahlen, da ich aber aus Europa nur einen kleinen Vorrat an Taschenuhren mitgenommen hatte und sich diese als sehr praktische Geschenke erwiesen, war ich genötigt, noch mehr dazu zu kaufen.

Was übrigens Geschenke im chinesischen Turkestan anbelangt, erzielte ich den größten Erfolg mit Theatergläsern, Taschenuhren und Taschenmessern. Revolver eignen sich nicht besonders, da man dem Beschenkten eine große Anzahl Patronen mitgeben müßte, denn es ist ihm schwer oder gar nicht möglich, sich einen neuen Vorrat davon zu beschaffen. Was aber jedem Reisenden zu empfehlen ist und was ich leider unterlassen hatte, ist das Mitnehmen einer großen Anzahl seiner eigenen photographischen Porträts. Um ein solches wurde ich fast von jedem Menschen angegangen, mit dem ich zu tun hatte, und da man ebenso oft gebeten wird, die Leute, mit denen man Bekanntschaft schließt, zu photographieren, wäre das eigene Bild nur ein Gegenstück zu dem Bilde, das man von seinem asiatischen Bekannten macht. Auch daß ich keine chinesischen Visitenkarten besaß, empfand ich, wie schon erwähnt, recht unangenehm und beim nächsten Mal würde ich mir solche nicht nur ganz bestimmt mitnehmen, sondern auch dafür sorgen, ein Siegel mit meinem Namen in chinesischer und mohammedanischer Schrift bei mir zu haben. Großen Erfolg erzielt man bei Chinesen mit europäischen Likören und Bonbons. Auch sind Silberlöffel sehr beliebt. Was ich jedoch in Khotan an Geschenken einkaufte, war hauptsächlich für Tibet bestimmt und ich folgte dabei den Ratschlägen Jorpuntsoks, der die verschiedenen Neigungen seiner Landsleute sehr gut kannte. Die kleinen europäischen Jute-Teppiche, von denen ich einige Dutzend mit hatte, fanden seinen entschiedenen Beifall; außerdem veranlaßte er mich einige Stücke Seidenzeug zu kaufen sowie einen besonderen Vorrat von Tabak für Geschenkzwecke. Ich hatte unter anderem auch ein Dutzend Gummistempel mit, die die heilige tibetanische Formel „Om mani padme hum“ trugen. Die Idee, solche Dinge für Tibetaner mitzunehmen, hatte mir im Jahre 1904 in Tiflis der russische Tibetforscher Rittmeister von Kasnakoff gegeben. Jorpuntsok dachte über diese Gummistempel gering, aber in diesem Falle behielt er Unrecht. Ich erzielte mit ihnen einen außerordentlichen Erfolg und hatte nur zu bedauern, daß ich nicht mehrere Dutzend davon mit hatte.

Von weiteren Gegenständen meiner Ausrüstung, die teils fertig gekauft, teils auf Bestellung angefertigt wurden, will ich in bunter Reihenfolge erwähnen: Filzdecken (Kighiss) für Packsättel und als Bettzeug für die Mannschaft; aus Baumwollschnüren geflochtene Doppelsäcke (Kurdschun) zum Aufbewahren von Mehl, Reis, Zucker etc.; fünfundzwanzig Paar Stricke aus Ziegenhaar, vier Garnituren Hufeisen für jedes der Tragtiere, die dazu nötigen Nägel, vier Blecheimer, dreißig große Packsäcke, Bratpfannen, Kochkessel und eiserne Dreifüße, einige 100 m Hanfschnüre, noch vierzehn Filzdecken, gefärbte

Brillen als Schutz gegen Schneeblindheit, große Mengen von Riemen zu Zäumen und Pferdegurten, für jeden der Leute ein Dolchmesser, die nötigen Vorräte an Tee, Zwiebeln, Tabak, Pfeffer, Ingwer und Rosinen, ganz abgesehen von den Konservenvorräten, die ich bereits hatte, und tausend andere Dinge, die hier aufzuzählen zu weit führen würde. Im Verlauf einer Woche hatte ich bereits sechzehn Pferde und siebzehn Esel beisammen und ließ weitere Einkäufe für die Orte, die wir jenseits Khotans noch zu passieren hatten. Da Abdull Sattar das ganze Getreide vertragsmäßig nach Polu zu liefern hatte, reichten die bisher gekauften Tiere aus, um mein gesamtes Gepäck zu tragen. Auch meine zoologischen Sammlungen machten große Fortschritte und ich konnte kurz vor meiner Abreise aus Khotan vier Kisten heim-schicken, die mit Fellen, Vogelbälgen und in Formol konservierten Fischen, Reptilien, Insekten usw. gefüllt waren.

Gleichzeitig mit dieser Sendung expedierte ich auch einen Ballen mit Teppichen, die ich in Khotan gekauft hatte. Khotan ist der Sitz einer großen und berühmten Teppich-Industrie und es werden besonders Seidenteppiche hergestellt. Die Muster dieser Teppiche zeigen eine interessante Mischung von chinesischen, türkischen und griechischen Dessins und auch die Arbeit ist recht gut. Was aber das Traurige bei den Teppichen von Khotan ist — sie sind sämtlich mit Anilinfarben gefärbt. Ich suchte vergeblich nach pflanzengefärbten Teppichen, bot hohe Preise hierfür und man hätte sie mir sicher gebracht oder ich hätte sie in den Magazinen finden können, wenn es solche überhaupt gäbe. Aber auch der Aksakal stimmte darin mit allen Kaufleuten überein, daß pflanzengefärbte Teppiche in Khotan nicht hergestellt würden. Die Andishanis importieren Anilin aus Rußland, vielfach auch das bereits gefärbte Garn und da die Eingeborenen selbst über die Schönheit von Teppichen meist andere Begriffe haben als wir Europäer, sehen sie in der Verwendung dieser europäischen Farbstoffe kein Hindernis und benutzen sie wie gesagt ausschließlich. Im übrigen sind die Teppiche trotz dieses Fehlers recht hübsch und überraschend billig; man kann Wollteppiche in den Dimensionen von  $1\frac{1}{2} \times 3$  m für den Preis von vierzig Mark kaufen; seidene von derselben Größe für das Doppelte. Ich kaufte im ganzen neun Stück und schloß sie meiner zoologischen Sendung bei.

Diese hatte einen ziemlich umständlichen Weg zu machen. Es gibt nämlich in Khotan wie auch in Kaschgar keinen Spediteur und ich hatte den Transport meiner Sachen folgendermaßen eingerichtet: in Andishan hatte ich mit dem dortigen Vertreter der russischen Transport-Kompagnie Nadjeshda abgemacht, er solle alle Sendungen, die von mir eintrafen, an meine Angehörigen in Wien, zahlbar dort,

absenden. In Osch hatte ich den neuen Bezirksvorsteher, Oberst Alexejeff, gebeten, alles, was von mir einträte, an den Spediteur in Andishan zu schicken, in Kaschgar hatte mir Herr Hammerbeck versprochen, ankommende Kisten oder sonstige Gepäcksstücke nach Osch an den Bezirksvorsteher zu expedieren und der Aksakal von Khotan sicherte mir zu, er würde die seiner Obhut anvertrauten Kolli durch einen besonderen Boten an Herrn Hammerbeck senden lassen. Ich machte mich darauf gefaßt, daß die Sendung unter diesen Umständen wenigstens vier Monate brauchen würde, um nach Wien zu kommen. Aber selbst damit hatte ich die nötige Zeit noch unterschätzt; als ich mich nämlich später, im Oktober, telegraphisch darnach erkundigte, erfuhr ich, daß noch nichts eingetroffen sei, und auch bei meiner Ankunft in Wien am 20. Dezember zeigte sich noch nichts. Ich bequeme mich bereits zu dem schmerzlichen Gedanken, daß die ganzen Sachen verloren seien, sie trafen aber am 24. Dezember vollständig und unversehrt in Wien ein. Ein halbes Jahr also war für sie nötig gewesen, um den allerdings nicht kurzen Weg zurückzulegen.

In diesen Tagen warb ich auch noch den letzten meiner ständigen Begleiter an, einen Afghanen, namens Said Agul, und hatte nun sieben Eingeborene in meinen Diensten, eine nicht besonders große Zahl im Verhältnis zu den sechzig Tragtieren, mit denen ich meinen Marsch nach Tibet begann. Aber es war anzunehmen, daß von den Tragtieren manche wegsterben würden und daß dann die Zahl der Leute ausreichen würde, um die übrigen Tiere zu versorgen. Dieser Blick in die Zukunft verwirklichte sich später in noch viel gründlicherem Maße, als ich es mir vorgestellt hatte.

Einer meiner nächsten Besuche galt dem Militärkommandanten der Stadt, dem Darin oder General Tang. Ich lernte in ihm einen sehr sympathischen und ganz von europäischen Ideen erfüllten Mann kennen, mit dem ich mich rasch befreundete und so oft zusammentraf, als es unsere beiderseitigen Beschäftigungen ermöglichten. Bei meinem Besuch hatte er mich zu meiner großen Überraschung mit den Worten: „Ah, bon soir“ begrüßt. Dies war aber sein ganzer französischer Wortschatz und ich, der ich mich schon gefreut hatte, diesmal ohne Dolmetsch auszukommen, mußte wieder die umständliche Konversation über zwei Vermittler führen. Auch Tang hatte das übliche Geschenk, einen Hammel und Gerste, gesandt, und ich schenkte ihm dagegen einen Revolver mit fünfzig Patronen. Schon zwei Stunden, nachdem ich ihn verlassen hatte, kam ein Bote, um noch Patronen zu erbitten. Der General hatte bereits alle verschossen und dadurch, daß ich ihm noch einmal fünfzig Patronen schickte, verminderte sich mein Vorrat so sehr, daß ich künftighin jedem Revolver nur mehr zwanzig Patronen



beifügen konnte. Mit dieser geringen Anzahl war natürlich niemand zufrieden und ich brachte auch die meisten Revolver wieder mit nach Haus. Im übrigen unterhielt ich mich bei Tang Darin sehr gut. Er besaß eine Sammlung von Gewehren, unter denen mir ein österreichischer Werndl-Karabiner und ein deutsches Mauser-Modell 74 besonders auffiel. Die übrigen Gewehre waren alte russische und englische Modelle. Der General war sehr erstaunt von mir zu hören, daß ich in meiner Heimat kein Offizier sei, denn er wußte von der allgemeinen



Gasse in Khotan.

Wehrpflicht, und als ich ihm sagte, daß man mich seinerzeit für untauglich erklärt hätte, äußerte er sich in einer Weise über die betreffenden Beamten meiner Heimat, daß ich seine Ausdrücke lieber nicht wiedergeben will. Trotzdem lud er mich ein, am nächsten Tag mit ihm einer Revue der kleinen Garnison beizuwohnen und auch dem Scharfschießen seiner Soldaten zuzusehen. Im übrigen hatte er durch seine Fragen erfahren, daß ich über europäische Militärverhältnisse immerhin einigermaßen unterrichtet war, und er stellte mir in Aussicht, daß er meine Kritik seiner Truppe erwartete und daß ich ihm sagen solle, was an seinen Soldaten nicht in Ordnung sei. Er war ein

Mandarin mit rotem Knopf und empfand es als notwendig, mir zu erklären, warum er als General einer so kleinen und entlegenen Garnison vorstände. Er sagte mir, daß gerade die entlegensten Plätze mit den besten Beamten besetzt werden müßten, um das gute Funktionieren des Verwaltungsapparates auch in diesen Gegenden zu ermöglichen; ich erwiderte ihm sofort, daß in Europa dieselben Verhältnisse herrschten. Mit einer der chinesischen Redeb Blüten, die ich mir schon angeeignet hatte, zitierte ich, was ich ein Sprichwort meiner Heimat nannte: „Einem guten Pferd legt man eine große Last auf, ein schlechtes Pferd braucht gar keine zu tragen.“ Darüber war Tang Darin sehr erfreut und wir schieden als die besten Freunde.

Er erwiderte meinen Besuch am nächsten Morgen und die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um meine Gewehre. Tang Darin hatte von Repetiergewehren bereits gehört, aber noch nie welche gesehen und der Mechanismus meines Mauserstutzens imponierte ihm außerordentlich. Ich schenkte ihm eine Armeefeldflasche, das deutsche Modell aus Aluminium mit Filzüberzug, und daß gerade diese Art von Flaschen bei der ihm vorbildlichen deutschen Armee eingeführt waren, machte ihm großes Vergnügen. Er hatte übrigens auch schon von Österreich gehört, denn er hatte seine Jugend in seiner Vaterstadt Peking verbracht und kannte daher alle europäischen Mächte, die dort vertreten waren. Er kam mir mitzuteilen, daß die projektierte Waffenübung erst in einigen Tagen und zwar am 2. Juni stattfinden könne und lud mich dafür ein, an einem Fest teilzunehmen, das der Gouverneur und er in einem Garten der Stadt veranstalten wollten. Ich nahm diese Einladung mit großem Dank an und begab mich zur festgesetzten Zeit mit dem Aksakal, der natürlich auch eingeladen war, nach dem betreffenden Garten.

Dort war ein mäßig großer Platz zwischen den Bäumen mit Teppichen belegt und auf einer erhöhten Stufe stand ein Tisch, der mit allerlei Leckerbissen besetzt war, um ihn herum die Stühle für bevorzugte Gäste. Die Bäume waren dicht mit Papierlaternen behängt und der Platz außerdem mit Talgkerzen beleuchtet. In einer Ecke saßen sechs Musikanten mit Trommeln, Flöten, Mandolinen und einem anderen Instrument, das einer Zither ähnlich sah, nur war es etwa dreimal so groß, wurde aber in derselben Weise gespielt. Ich hatte, um einen besonderen Beleuchtungseffekt herzustellen, meine Azetylenlaterne mitgebracht und setzte sie in Tätigkeit, als bald darauf die bestellten Tänzerinnen erschienen. Es waren ihrer sechs und darunter eine alte Frau, die aber nicht mittanzte, sondern auf dem Boden sitzend die „Duttar“ spielte. Dieses Instrument ist einer Gitarre ähnlich und vermutlich ist auch der Name dasselbe Wort. Die Tänzerinnen waren halbwüchsige Mädchen, zwei

von ihnen waren höchstens zehn Jahre alt; sie tanzten bald einzeln, bald zu zweien, bald alle zusammen. Die vorgeführten Tänze waren einander sehr ähnlich und bestanden hauptsächlich in ganz kleinen taktmäßigen Schritten und ebensolchem Bewegen der Arme und Hände. Der ganze Ausdruck des Tanzens lag in den Händen und Fingern und meine kundigen Begleiter erklärten mir genau, was die einzelnen Handbewegungen und Armstellungen bedeuteten. Es kamen die verschiedensten Gefühle und Leidenschaften zum Ausdruck, aber für jemand, der die Sprache dieser Bewegungen nicht kannte, war es ganz unmöglich irgend etwas zu verstehen. Ab und zu war ein Tanz auch mit Gesang begleitet und im Gegensatz zu meinen Freunden, die von den Vorführungen entzückt waren, fand ich die Sache recht langweilig, zumal ich zwischen den einzelnen Tänzen nicht den geringsten Unterschied finden konnte. Die übrigen aber, und unter ihnen besonders ein junger chinesischer Leutnant, wußten sich vor Begeisterung kaum zu halten und schrieen und klatschten Beifall nach jeder Nummer. Schließlich kam auch ich dahinter, daß diese Art des Tanzens, wenn nicht eine Kunst, so doch eine sehr fein durchgebildete Fertigkeit ist, aber Schwung, Rhythmus oder Anmut nach europäischen Begriffen ist darin nicht enthalten.

Nach jeder Nummer spendeten die Anwesenden Hände voll von Kupfergeld, das in ein Tuch geworfen wurde, welches neben der alten Gitarrespielerin auf dem Boden lag. Der Aksakal hatte ein besonderes Kunststück; so oft er Geld gab, legte er es zuerst auf eine kleine Blechtasse und schwenkte diese über meinem Kopf, um damit anzudeuten, daß das Geld eigentlich von mir stamme, oder vielmehr, daß er in meinem Namen zahle. Ich hatte diese Liebenswürdigkeit zu erwidern, dann wiederholte sich der Vorgang mit den einzelnen Mandarins und schließlich war das Tuch so voll, daß es zusammengelegt und weggetragen und dann ein neues aufgebretet wurde. Meine Leute, die an der Grenze des Lichtkreises inmitten einer großen Schar von Neugierigen der Vorstellung zusahen, hatten bald ihren kleinen Vorrat an Kupfergeld erschöpft, oder sagten wenigstens, daß es so wäre; sie kamen dann zu mir, um neue Vorräte zu erbitten, und die Anzahl von Geldkränzen, die ich mitgenommen hatte, verminderte sich zusehends. Um solche Geldgeschenke hervorzurufen, hatten die Tänzerinnen noch eine eigene Methode; sie verlegten abwechselnd den Schauplatz ihrer langsamen Drehungen dicht vor einen der Gäste und blickten ihn während des Tanzens beständig an, um nach Beendigung der Nummer vor ihm auf alle Viere niederzufallen. Dann mußte der Betreffende noch eine besondere Handvoll Münzen der Tänzerin selbst übergeben, diese fing sie in ihrem Rock

auf und bewegte sich dann langsam tanzend nach dem aufbreiteten Tuch hin, in das sie die Geldstücke allmählich hineinrieseln ließ.

Nachdem zwei Stunden in dieser Tonart vergangen waren, machte der junge Leutnant, der sich ebenfalls schon zu langweilen schien, einen Vorschlag, der mit großem Jubel begrüßt wurde. Einer meiner Leute bekam ein Silberstück zwischen die Zähne und mußte auf dem freien Platz niederknien. Die Aufgabe der Tänzerin war es, die Münze ihrerseits mit dem Mund fortzunehmen. Die Mädchen stellten sich dabei sehr schüchtern und erreichten damit, daß ich beim ersten Versuch drei Geldstücke zwischen Mahmans Zähne stecken mußte, bevor sich die eine von ihnen entschloß, sich in der vorgeschriebenen Weise den Preis zu holen. Dieser Scherz wurde mehrmals wiederholt und dann erfand der Leutnant wieder etwas neues. Die größte der Tänzerinnen mußte mit ihm außerhalb des Zuschauerkreises die Kleider vertauschen und er ging soweit, ihr sogar seine Mütze mit dem weißen Knopf aufzusetzen. Dann tanzte er als Mädchen und sie als Mann, aber nachdem man bemerkt hatte, welche Veränderung mit den beiden vorgegangen war, langweilte man sich ebenso wie zuvor. Schließlich brachten zwei meiner Leute, Lassu und Maëddin, eine wirklich gute Nummer. Lassu hatte sich aus Schafpelzen und einer Maske ein Affenkostüm zurecht gemacht und Maëddin stellte in ähnlicher Weise einen Bären vor. Erst spielte sich diese Angelegenheit in den Bäumen ab, die den Schauplatz umstanden, und besonders Lassu leistete Großartiges im Springen von einem Baum zum anderen, im raschen Herabgleiten und blitzschnellen Wieder-Hinaufklettern. Schließlich wurde er von Maëddin gestellt und die beiden lieferten sich einen überaus komischen Ringkampf, bis endlich der Affe vom Bären totgebissen wurde. Dann krochen sie aus ihren Umhüllungen heraus und ließen sich von allen Anwesenden beschenken. Durch den Beifall kühn gemacht, brachten sie eine zweite Nummer vor, nämlich einen ladakischen Schwertertanz; jeder hatte einen großen Krummsäbel, den sie bald hoch in die Luft schleuderten, um ihn am Griff wieder aufzufangen, bald in tollem Wirbel um ihre Köpfe schwangen, um schließlich miteinander zu fechten. Die Klängen schwirrten mit unheimlicher Schnelligkeit durcheinander und berührten sich doch nie. Das ganze machte vollständig den Eindruck eines Kampfes auf Leben und Tod, ohne daß man auch nur das leiseste Klirren der Waffen vernahm. Nur zum Schluß fochten sie wirklich und diesmal war es Maëddin, der tot bleiben mußte. Dann führten sie auch noch einen ladakischen Tanz auf, bei welchem Lassu die Damenrolle übernahm. Jeder der beiden hatte ein rotes Tuch, das sie im Verlaufe des Tanzes sehr geschickt zur Gestalt eines Vogels mit

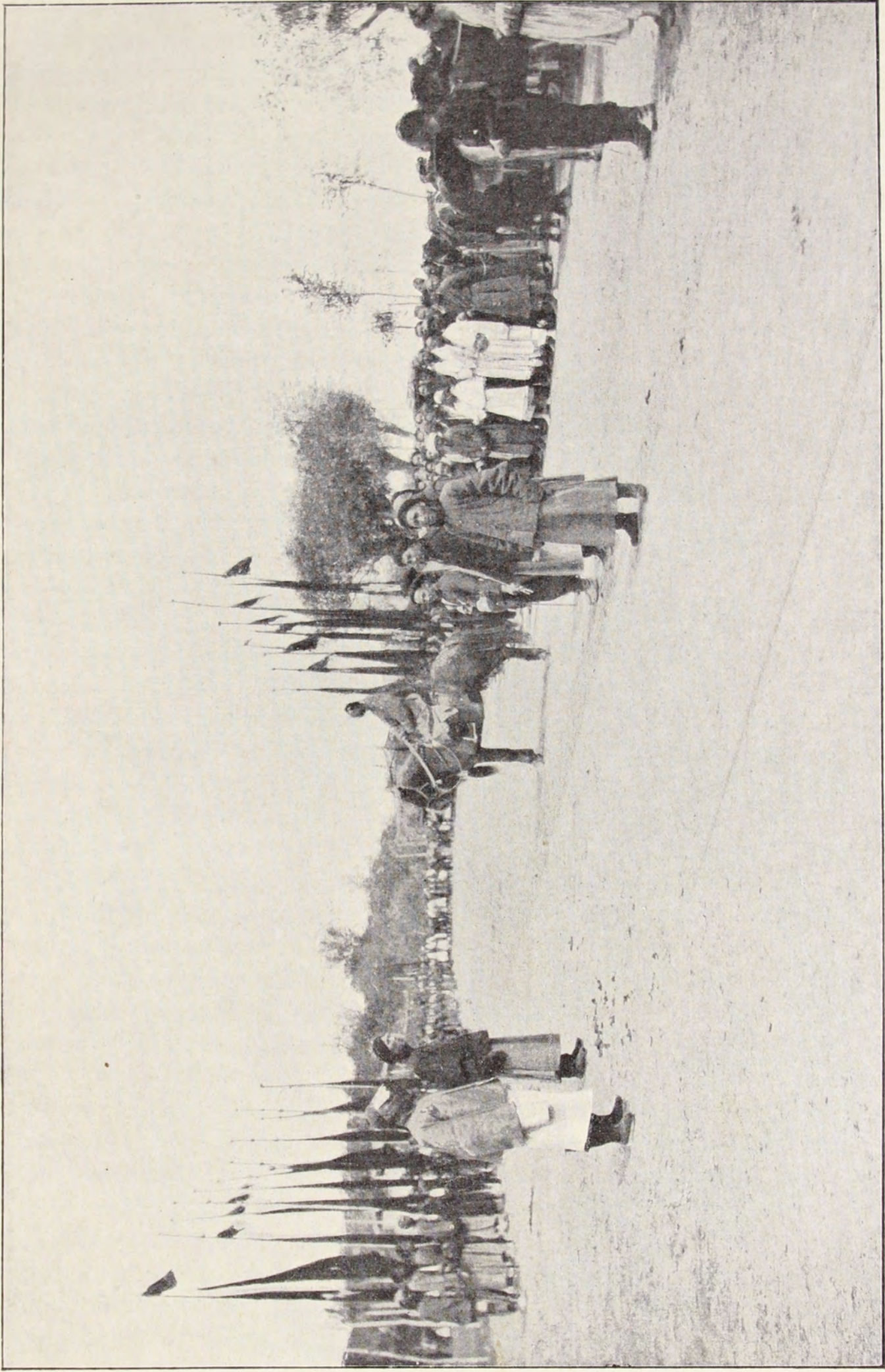
Kopf, Schnabel, Flügeln und Schwanz zusammenknoteten. Zum Schluß tanzten sie Arm in Arm und ließen die roten Vögel in allerlei Windungen und Kurven umeinander kreisen, bis schließlich beide in die Bäume geschleudert wurden.

Es war inzwischen weit über Mitternacht geworden und wir zogen schließlich heim. Die Mandarins hatten entweder Sänften oder Pferde zur Stelle, ich ging mit dem Aksakal zu Fuß, da unser Haus ganz nahe gelegen war. Wir hatten im Verlauf des Abends eine große Flasche Benediktiner ausgetrunken und auch Akhram Khan hatte für diesmal seine Strenggläubigkeit beiseite gelegt. Er war ungemein munter und sang mit lauter Stimme Lieder, trotzdem ich ihm fortwährend zuredete, dies mit Rücksicht auf seine Stellung zu unterlassen. Der Katzenjammer stellte sich bei ihm auch am anderen Morgen pünktlich ein; er schämte sich sehr und betete fortwährend um Verzeihung für seine Sünden. Währenddem kamen drei kleinere chinesische Offiziere zu mir auf Besuch und auch der Leutnant von gestern erschien und meldete mir, er sei vom Gouverneur beauftragt, von nun an beständig im Haus des Aksakals zu sein, um irgend welche Wünsche, die ich haben könnte, gleich seinem Vorgesetzten zu melden. Er war auch bedeutend niedergeschlagener als am vergangenen Abend und trank große Mengen von Tee und Wasser, doch leugnete er entschieden, daß dies auf den Benediktiner zurückzuführen sei, und sagte, das Tanzen hätte ihm viel Durst gemacht. Die drei Offiziere, die etwa den Rang von Hauptleuten hatten, interessierten sich nicht so sehr für meine Waffen, als vielmehr für die Zusammensetzung meiner europäischen Kleidung. Ich mußte ihnen genau demonstrieren, wie ich meine Hemdkragen aufzuknöpfen pflegte, wie ich meine Krawatte band und meine Stiefel schnürte. Ihre Neugier ging so weit, daß mir nichts übrig blieb, als mich nahezu vollständig zu entkleiden, damit ihnen nichts an meiner Toilette verborgen blieb. Als ich aber dann an ihren Wortführer die Bitte richtete, mich nun in derselben Weise in die Kenntnisse der chinesischen Tracht einzuweißen, weigerte er sich entschieden und ging nur so weit, seinen Oberrock abzulegen.

Dagegen vervollständigten diese Herren meine Kenntnisse über die chinesische, besonders durch Knöpfe ausgedrückte Rangordnung, über die mir bereits Konsul Kolokoloff einen größeren Vortrag gehalten hatte. Die allerhöchsten Beamten, wie Vize-Könige oder Ministerpräsidenten tragen einen Knopf aus Bergkrystall und zwar stellt der glashelle Knopf die hohe, der wolkige die tiefere Kategorie dar; dann folgen die roten Knöpfe; der aus Korallen vor dem aus rotem Bein; daran schließt sich der blaue Glasknopf und der blaue Bein-

knopf. Sodann folgt der durchsichtige Glasknopf und der weiße undurchsichtige Glasknopf. Die tiefste Stufe stellen die gelben Knöpfe vor und zwar wieder der gelbe Glasknopf und der Goldknopf. Außerdem ist genau geregelt, welche Art von Pelzwerk die einzelnen Klassen der Beamten zur Verbrämung ihrer Mäntel benützen dürfen und auch am Kragen kommt die Rangordnung zum Ausdruck. In den schwarzen Busch, der rückwärts von der Mütze wegragt, und der aus zerfaserten Krähenfedern besteht, werden als Auszeichnung Pfauenfedern verliehen und zwar bis zur Zahl fünf oder sechs und eine sehr hohe Auszeichnung ist die Reitjacke aus gelber Seide. Auch die Farben, in der die Empfangszimmer der Beamten gehalten sind, sind streng für die einzelnen Rangklassen festgelegt; ebenso die Art der Beförderung, Pferde, Arbas oder Sänfte. Im Sommer wird auch anstelle der Filzmütze ein trichterförmiger Strohhut getragen, dazu kein Krähenbusch, sondern nur der Knopf. Meine Besucher waren Blaubeinknöpfe, der junge Ordonnanzoffizier ein Weißknopf. Der Gouverneur aber trug den blauen Glasknopf, Tang Darin wie der Dao Tai von Kaschgar sogar den roten Korallenknopf. Untergeordnete Beamte, die noch tiefer stehen als die Gelbköpfe, tragen zwar dieselben Mützen oder Hüte, aber ohne Knöpfe.

In diesen Tagen verließ der Gouverneur der Stadt, der mich empfangen hatte, seinen Posten und sein Nachfolger im Amt war bereits in der Stadt. Der Aksakal gab als Anlaß dieses Wechsels ein großes Diner, zu dem der alte und neue Gouverneur, Tang Darin und fünf andere Beamte geladen waren. Sie erschienen alle mit zahlreichem Gefolge und wir setzten uns an den großen Tisch, den der Aksakal im Vorhaus aufgestellt hatte. Der ganze Raum war mit Teppichen belegt, mit Fahnen und Papierlaternen behängt und die sechs Musikanten, die beim Tanzabend Musik gemacht hatten, waren wieder zur Stelle. Diesmal spielten sie besonders chinesische Weisen und darunter einen sehr schönen Marsch, von dem ich vermute, daß er vielleicht europäischen Ursprungs ist. Diesmal wurden uns keine chinesischen Speisen vorgesetzt, sondern nur solche, die sich mit mohammedischen Gesetzen vertragen, also hauptsächlich Hühner, Hammelfleisch und Reis; doch fehlte es nicht an Obst und Gemüse sowie Zuckerwerk. Die chinesischen Herren hatten ihre Eßstäbchen mitgebracht, konnten aber damit nicht der Hammelkeule, die auf den Tisch gebracht wurde, zu Leibe gehen; schließlich baten sie mich, ihnen das Fleisch vorzuschneiden, was ich auch gerne tat, zumal ich mich sehr freute, daß dieses Mal die Chinesen die beim Essen Ungeschickten waren. Der Aksakal saß nicht mit bei Tisch, sondern hatte das Amt eines Oberkellners übernommen und ließ sich auch durch



Garrison von Khotan in Parade.





unser Zureden nicht bewegen, an der Mahlzeit teilzunehmen. Ich hatte meinen letzten Vorrat an Wodka geliefert und die Herren tranken sehr eifrig. Zum Schluß wurde Tee gereicht und die Herren steckten sich ihre mitgebrachten Opiumpfeifen an, während ich mich mit einer Zigarette begnügte. Jeder von ihnen hatte sein Instrument in einem schönen Holzkasten durch einen Diener mitbringen lassen und man zeigte mir genau den Vorgang, das Drehen eines Opiumkügelchens über einer kleinen Flamme, das Aufstreichen der weichen Masse, die das Aussehen von Stiefelwichse hat, auf die Pfeifenmündung und schließlich auch das Rauchen selbst. Der neue Gouverneur hatte eine besonders schöne Pfeife; sie sah wie die anderen einer Flöte ähnlich und war reich mit Silberringen und Türkisen besetzt. Übrigens wurde sehr mäßig geraucht und niemand verfiel in die Zustände, die uns als Folge des Opiumrauchens berichtet werden, und die sich nur bei unmäßigen Rauchern oder Anfängern einstellen.

Beim Abschied erbat sich Tang Darin die Begünstigung, mich jederzeit unangemeldet besuchen zu können, und ich willigte gerne ein, denn ich hatte an ihm großen Gefallen gefunden und, da er ein wenig turkestanisch konnte, war es mir auch möglich fast ohne Dolmetsch mit ihm zu verkehren. Er kam schon am nächsten Morgen zu mir und erkundigte sich besonders nach europäischen Schulverhältnissen, da er die Absicht hatte, seinen Sohn, einen sechzehnjährigen Jüngling, in den diplomatischen Dienst zu stellen und ihm zu diesem Zweck eine abendländische Ausbildung zukommen zu lassen. Ich war in der Lage, ihm zu sagen, daß sich in den meisten europäischen Hauptstädten eine kleine Anzahl von Chinesen befinde und er seinen Sohn beispielsweise auch nach Wien senden könne, wo ich mich ihm gerne zur Verfügung stellen würde. Tang Darin schien die Sache ganz ernst zu nehmen und sagte, er würde mir schreiben, wenn er seine Absicht wirklich ausführte.

Endlich kam auch die angesagte Truppenrevue und das Probe-schießen zustande. Der General kam mit mehreren seiner Offiziere, um mich abzuholen, der Aksakal und mehrere der Andishanis begleiteten uns, und als wir auf dem Schießplatz vor der Stadt angekommen waren, fanden wir dort bereits eine große Menschenmenge unserer harrend. Die Soldaten standen auf einen Haufen beisammen, bei unserer Annäherung aber bildeten sie ein breites Spalier, erhoben ihre Fahnen, präsentierten die Gewehre und die Trompeter stießen in ihre langen Posaunen. Ich dachte, die Übung würde gleich beginnen, aber erst wurde in einem Zelt, das an der Straße aufgeschlagen war, Tee getrunken und geraucht; dann schritten wir die Front ab und ich korrigierte, was ich unrichtig fand. Es war wirklich nicht viel und

die Soldaten machten bis auf ihre mangelhafte Kleidung einen gut gedrillten Eindruck. Manche von ihnen waren allerdings bloßfüßig, andere hatten nur Lappen anstatt der Schuhe; die Mehrzahl aber von ihnen war in sauberer Uniform mit einem großen Goldkreis auf Brust und Rücken. Dieser Kreis stellt eigentlich ein Auge vor und ist ein Überrest aus der alten chinesischen Zeit. Sein Zweck soll sein, den Träger vor Verletzungen zu schützen. Ich machte einige Aufnahmen vom General, den Offizieren und der Mannschaft und schlug dann vor mit dem Schießen zu beginnen; aber erst mußte wieder im Zelt Tee getrunken werden. Endlich war es so weit, daß wir anfangen konnten. Die dichtgedrängte Menge mußte alle Augenblicke mit großer Grobheit zurückgedrängt werden und schließlich wurde durch eine Anzahl von Soldaten ein Kordon geschaffen, der die Leute von der Schußbahn entfernt hielt. Es war in einer Entfernung von ungefähr 200 m eine Mannscheibe aufgestellt worden, einer jener Neu-Ruppiner Papiersoldaten, die auch in der deutschen Armee als Zielscheiben dienen. In der Nähe war hinter einer Aufschüttung von Erde der Zieler verborgen; nach jedem Treffer hatte er mit einer großen roten Fahne zu winken. Ich verfolgte das Schießen mit dem Feldstecher und fand, daß die Treffsignale regelmäßig auch dann gegeben wurden, wenn die Kugel einige Meter vom Ziel entfernt in den Boden gefahren war. Im übrigen schossen die Soldaten nicht schlecht, und nachdem ich dem General meine Anerkennung darüber ausgesprochen hatte, begannen wir selbst zu schießen. Tang Darin schoß teils mit meinem Mauser, teils mit seinem Martini; auch Weichbold beteiligte sich und jeder von uns hatte seine Treffer. Das Schießen in liegender Stellung schien dem General noch fremd zu sein. Er begriff aber gleich als ich ihm erklärte, daß ein liegender Schütze ein viel geringeres Ziel abgäbe und außerdem sicherer schießen könne, und er berief sofort ein Dutzend Soldaten, um ihnen die neue Stellung zu zeigen. Die Soldaten aber machten geltend, daß sie sich auf dem feuchten Boden die Uniform beschmutzen würden, und wir mußten deshalb zu einer Sandstelle gehen, wo das Experiment ausgeführt wurde. Am Anfang ging es zwar nicht besonders gut, nach einigen Versuchen jedoch begriffen die Soldaten allmählich und Tang Darin versprach mir in Hinkunft auch das Schießen in liegender Stellung zu üben. Als wir fertig waren, gab es noch einmal im Zelt Tee und zum Schluß gingen wir noch einmal die Front der Soldaten ab, die sich inzwischen wieder in Spalier aufgestellt hatten; endlich ritten wir heim.

Für den 5. Juni hatte ich den Aufbruch festgesetzt und die zwei vorhergehenden Tage waren bis zum äußersten mit Arbeit aller Art ausgefüllt. Von der Absicht, eine Jurte zu kaufen, war ich wieder

abgekommen, denn erstens war in Khotan kein brauchbares Modell zu haben und zweitens braucht das Aufstellen eines solchen Zeltes aus Holzlatten und Filz wenigstens eine Stunde und diese Zeit war mir zu lang; dagegen kaufte ich ein anderes Zelt ohne Boden, das ich als Küchen- und Vorratszelt zu benützen gedachte; es war aber später einer der ersten Gegenstände, die wir zurückließen. Ich hatte aus Europa zwei Zelte meiner eigenen Konstruktion mitgebracht, die ich schon bei früheren Gelegenheiten erprobt hatte. Das eine war 6 m lang,  $2\frac{1}{2}$  m breit und 2 m hoch, das andere hatte bei gleicher Höhe eine Seitenlänge von  $2\frac{1}{2}$  m und quadratischen Grundriß. Das kleinere der beiden Zelte war für mich bestimmt, das größere für die Mannschaft. Außerdem hatte ich noch ein ganz kleines Touristenzelt mit mir, das leicht in einem Rucksack untergebracht werden konnte und das ich gelegentlich bei Exkursionen vom Hauptlager weg zu benützen gedachte. Die beiden größeren Zelte hatten in aufgestelltem Zustand die Form von dreiseitigen Prismen und das größere bestand aus einem Gerüst von elf Stangen, die untereinander ebenso wie ihre Verbindungsteile gleich und auswechselbar waren. Für das kleinere waren neun Stangen nötig. Diese waren aus Eschenholz gefertigt und 3 cm dick. Allerdings war das lange Bündel von Stangen, das dadurch bedingt war, nicht gerade leicht zu befördern, dafür aber boten die Zelte andere Vorteile, diesen einen Nachteil ausgleichend. Die Leinwand bestand aus einem Stück und wurde so um das Gerüst geschlagen, daß das Zelt einen Boden hatte und der Wind von keiner Seite hinein konnte. Die Konstruktion bewährte sich auch auf dieser Reise ausgezeichnet und trotzdem die Zelte niemals am Boden befestigt wurden, hielten sie doch den größten Stürmen stand, ohne von der Stelle gerückt zu werden oder anderswie zu leiden. Daß die Zelte in sich selbst stabil sind und keiner Befestigung am Boden bedürfen, hat außerdem den Vorteil, daß man sie sowohl im Sand als auch auf sumpfigem oder felsigem Boden aufstellen kann, während Zelt-Pflöcke in solchem Terrain nicht halten würden. Die Einrichtung meines kleinen Zeltes bestand aus einem Feldbett, einem zusammenlegbaren Tischchen und einem kleinen Klappstuhl. Dadurch, daß man eine oder zwei Kisten hineinstellte, war es genug beschwert.

Die Karawane verließ bereits am Nachmittag des 4. Juni Khotan und ging über den Khotan-darja am ersten Tag bis Jurun-kasch. Ich folgte mit Weichbold, Lassu und den übrigen Leuten, die mich noch ein Stück begleiteten, erst am nächsten Morgen nach. Tang Darin kam abends noch einmal zu mir und ich versprach ihm bei dieser Gelegenheit die Bilder, die ich von ihm und seinen Soldaten aufgenommen hatte, nach Wien zu senden mit dem Auftrag, ihm die ge-

wünschte Anzahl von Kopien zurückzuschicken. Dem Aksakal schenkte ich beim Abschied eines meiner Schrotgewehre mit einer entsprechenden Anzahl Patronen, als Dank für seine Gastfreundschaft. Er sowohl wie ein vom Gouverneur beauftragter Beg begleiteten uns bis Polu.

Am Morgen des 5. Juni waren wir endlich marschbereit. Bevor wir das Haus verließen, zog noch einmal die ganze Garnison vorbei und beim Schießplatz, den wir zu passieren hatten, fand ich sie wieder in Parade aufgestellt. Ebenso waren alle meine bekannten Mandarins wieder erschienen und bevor ich Khotan endgültig verließ, tranken wir noch einmal alle zusammen im Zelt an der Straße Tee. Ich bekam zwei Soldaten als Eskorte mit und nach wiederholtem Abschied ritten wir endlich davon. Nach kurzer Zeit trafen wir auf den Beg von Jurun-kasch, der uns entgegen gekommen war. Er hatte seinerseits vier Begleiter und etwa ein halbes Dutzend Kaufleute aus Khotan hatten sich unserem Zug angeschlossen. Schon in Jurun-kasch, wo wir mit der Karawane zusammentrafen, wurde im Haus des Begs längere Rast gehalten und dasselbe wiederholte sich in den nächsten Tagen in jedem Dorf, das wir zu passieren hatten. Alle Straßen, durch die wir kamen, waren festlich geschmückt und unser Zug vergrößerte sich mit jeder Rast. Am ersten Tag ritten wir nur bis zu dem Sarai von Kotass-längär in der Nähe des Dorfes Sampula, wo ich die ganze Gesellschaft, die mit mir gekommen war, einschließlich der Pferde und Esel für Abend und Nacht freihielt. Es waren mit meinen Leuten 27 Mann, über 40 Pferde und 30 Esel. Dieser große Schwarm verringerte sich am nächsten Morgen um die zwei Soldaten, die ich als überflüssig entließ und um einige der Kaufleute aus Khotan, die nicht länger mitkommen konnten. Die Karawane war bei Tagesanbruch vorausgegangen, nur das Pferd, das mein Privatgepäck zu tragen hatte, folgte mit uns nach.

Sampula liegt bereits an der Grenze der Oase von Khotan und wir hatten diese nach wenigen Minuten ganz hinter uns. Wieder ritten wir in die Sandwüste hinaus, alle in breiter Front nebeneinander und die meisten meiner Begleiter trugen in ihren Leibbinden Vorräte von Aprikosen, die unablässig von einem der Reiter zum anderen herübergereicht wurden. Ich dachte anfangs, die ganze Gesellschaft würde mit mir bis Polu reiten, und erst allmählich fand ich heraus, daß außer meinen Leuten nur der Beg und der Aksakal mit je zwei Dienern den Weg bis dahin mitmachen würden. Nach mehrstündigem Ritt übersetzten wir die Ausläufe des Tekelik-Tagh, flache Hügelrücken aus rotem Sandstein, in die tief eingeschnittene aber meist vertrocknete Bachbetten gegraben waren. Das Hauptgebirge lag zu unserer Rechten

in Dunst verhüllt, aber wir näherten uns ihm mit jedem Schritt. Wir erreichten die Station Utrakija-längär schon um 3 Uhr nachmittags, mußten aber hier halten, da der Weg bis zur nächsten Ansiedelung zu lang gewesen wäre. Bevor wir in der Station ankamen, hatten wir vom Rande des Plateaus, auf dem wir uns befanden, steil hinab nach einem breiten Flußbett zu reiten, das aber bis auf ein meterbreites Bächlein leer war. Am anderen Ufer befand sich noch in der Talsohle ein kleiner Garten aus Pappeln mit einem Teich, und von hier führte ein schmaler Steig wieder auf der anderen Seite auf die Höhe, wo die Station stand. Es war ein von Jakob Beg erbautes Haus mit vier Ecktürmen, Schießscharten und einem festen Tor.

Nach dem Essen ging ich an den kleinen Teich hinab und fand dort eine große Menge von Krebsen, Schwimmkäfern und Schnecken. Nachdem ich die Beute versorgt hatte, schrieb ich Briefe und Notizen bis zum Abend. Dadurch, daß Lassu an der Grenze von Tibet schon umkehren sollte, um nach Kaschgar zurückzugehen, war es mir möglich, die letzten Nachrichten an meine Angehörigen, bevor ich bewohnte Gegenden verließ, noch unmittelbar vor dem Betreten Tibets, abzuschicken. Lassu sollte den Brief, dem ich jeden Tag einige Seiten hinzufügte, auf dem Konsulat in Kaschgar abgeben und der Konsul hatte mir versprochen, ihn über Osch heim zu befördern. In der Beschäftigung des Schreibens wurde ich durch die Nachricht unterbrochen, der Beg von Tschakkar sei mit drei Begleitern eingetroffen, um mich bis zu seinem Ort zu begleiten. Er wurde begrüßt, trank mit mir eine Tasse Tee und setzte sich dann mit meinen übrigen Begleitern auf die Veranda, um die Wasserpfeife zu rauchen. Der Abend des heißen Tages war angenehm kühl und der Mond beleuchtete das einsame Haus in der Sandwüste, die sich endlos nach allen Seiten zu erstrecken schien. Ich ging am späten Abend noch lange Zeit auf den Fang von nächtlichen Tieren aus, fand aber recht wenig, da ich mich hauptsächlich mit den wunderbaren Farben-Effekten beschäftigte, die der bleiche Mondschein auf dem rotgelben Sand und dem düsteren Stationshaus hervorzauberte. Der übliche Sandsturm fehlte an diesem Abend und ich konnte deshalb mein Fenster offen halten.

Der Weg bis Hascha führte durch ganz ähnliches ödes Land wie der vom vorigen Tag, nur mit dem Unterschied, daß wir eine Reihe von Vorbergen zu übersetzen hatten, zwischen denen tief eingeschnitten je ein wasserloser Flußlauf lag. Das Wetter war bedeutend klarer geworden und der riesige schneegekrönte Wall des Kuen Lün war die ganze Zeit deutlich zu sehen. Der Gedanke, daß ich über diese ungeheure Gebirgsmauer hinüber sollte, kam mir ganz unwahr-

scheinlich vor, aber ich wußte, daß auf meinem Weg ein bereits öfter begangener Paß lag, wemgleich dessen Höhe die des Montblanc noch um mehr als 300 m zurückließ. Meinen schwarzbraunen Hengst hatte ich vorläufig aufgegeben, da er mir das Arbeiten im Sattel unmöglich machte, und hatte gestern einen großen hageren Schimmel geritten, den ich aber ebenfalls nicht behielt, weil er erstens heftig stolperte und zweitens „klebte“, d. h. von der Masse der übrigen Pferde nicht wegzubringen war. Jetzt ritt ich einen zierlichen Eisenschimmel, aber auch bei diesem blieb ich nicht, denn ich fand schließlich unter den Pferden einen Falb, der alle Eigenschaften hatte, die ich von ihm verlangte. Ein frommes Tier, das stehen blieb, ohne daß man fortwährend den Zügel anziehen mußte, das einen sicheren Tritt hatte,



Auf dem Weg nach Polu.

groß und kräftig war und das auch, wenn es sein mußte, einen tüchtigen Galopp von sich geben konnte. Den Schwarzbraunen ritt nun Weichbold und der große hagere Schimmel wurde Mahman übergeben.

Wir wollten an diesem Tag bis Tschakkar reiten, als wir aber die kleine Oase von Hascha erreichten, fanden wir, daß dort die vorausgezogene Karawane bereits Quartier gemacht hatte. Sie dachten, es wäre meine Absicht gewesen, an diesem Ort zu übernachten, und da ein neuerliches Aufpacken zu umständlich gewesen wäre, ließ ich es dabei bewenden. Hascha war eine große Vegetationsinsel in einem tief eingeschnittenen Flußtal, und wie mir der Beg sagte, wohnten dort 1800 Menschen. Eine geschlossene Ortschaft war es aber nicht, sondern die einzelnen Häuser lagen zerstreut zwischen Feldern und Gärten. Das Karawansarai war das erste Haus, auf das wir trafen und ich beschloß den Tag schon kurz nach Anbruch der Dunkelheit,

nachdem ich vorher wieder eine ganz ergiebige zoologische Exkursion gemacht hatte.

Tschakkar liegt von Hascha nur 15 km entfernt und wir waren nach zweistündigem Ritt dort. Kurz nach dem Verlassen unseres Quartieres hatten wir den Fluß zu überschreiten, vor dem meine eingeborenen Begleiter großen Respekt hatten. Er war aber ganz seicht und bereitete uns keinerlei Schwierigkeiten. Wir waren in Anbetracht des kurzen Marsches ziemlich spät aufgebrochen, aber trotzdem schon um 1 Uhr an Ort und Stelle. Abdull Sattar, der Getreidelieferant, erwartete uns bereits und sagte, das Getreide wäre in Saibagh bereit. Akhram Khan ritt mit ihm voraus, um die Ladung zu übernehmen. Ich blieb den ganzen Nachmittag zuhaus, nachdem ich gesehen hatte, daß ich unmöglich ausgehen konnte ohne beständig von einer wenigstens fünfzigköpfigen Menge verfolgt zu sein.

Wir trafen am nächsten Tag in Sai-bagh wieder mit dem Aksakal und Abdull Sattar zusammen und dieser hatte 28 Esel gestellt, um meinen Getreidevorrat nach Polu zu bringen. Unser nächstes Quartier war der große Ort Dört-Iman. Der Ort verdankt seinen Namen den Gräbern von vier Heiligen und die Sitte gebietet, daß man solchen geweihten Stellen zu Fuß vorbei geht. Da die vier Grabhügel ziemlich nahe nebeneinander liegen, gingen wir die ganze Strecke zu Fuß und brauchten dazu fast eine Stunde. Wir wurden in einem Haus untergebracht, das einem Freund Abdull Sattars gehörte, und ich kaufte dort noch drei Esel. Einschließlich der 28 Tiere Abdull Sattars bestand unsere Karawane damals aus etwas über 70 Tieren und das Unterbringen dieser großen Anzahl war nicht gerade einfach. Ein bedeutender Vorrat von Getreide war schon in diesen Tagen nötig, aber ich sparte damit nicht, denn die Tiere mußten, solange es noch leicht möglich war, gut gefüttert werden, um in späteren mageren Zeiten noch ein wenig Kräfte übrig zu haben. Ich kaufte aber alles nötige Futter im Ort selbst ohne meinen Vorrat in Anspruch zu nehmen. Der Abend brachte uns eine seltene Naturerscheinung in diesem Lande, nämlich einen einstündigen tüchtigen Regen. Mehrtägiges Regenwetter muß notwendig alle Lehmhütten zerstören, doch solches stellt sich nie ein, aber es genügte der Regen von einer Stunde, um die Wände unseres Hauses so erheblich zu beschädigen, daß ich es vorzog, im Garten zu übernachten.

Am 11. Juni endlich kamen wir bis Polu und hatten auf dem Weg dorthin den Pumas-dawan, einen Paß von 3250 m Höhe, zu überschreiten. Auf der Höhe desselben erwarteten uns sechs Männer, unter ihnen der Beg von Polu und der Aksakal von Kerija. Ich hatte ursprünglich die Absicht gehabt, auf den Weg von Khotan nach Polu diesen Ort zu be-

rühren, war aber später davon abgekommen. Trotzdem hielt es der Aksakal von Kerija für seine Pflicht, mir entgegenzukommen und er begleitete mich ebenfalls bis Polu. Wir machten auf der Paßhöhe Mittagsrast und erreichten bald den Rand des Tales, in dem Polu liegt. Wir hatten etwa 300 m auf sehr steilen losen Schuttabhängen hinabzureiten, dann den Kurab-su zu durchqueren und vom anderen Ufer wieder etwa 50 m zu dem Ort hinaufzusteigen. Polu ist ein kleines Dorf auf einem Hügel zwischen dem Zusammenfluß des Kurab-su, der von unserem Grenzpaß herabkam und des Terek-su, der weiter in den Vorbergen entspringt. Das beste Haus des Ortes, das einem Mann namens Mohammed Hadschi gehörte, war für uns eingeräumt worden, und ich richtete mich dort häuslich ein, da ich vermutlich ungefähr eine Woche hier bleiben mußte. Im letzten Teil des Weges hatte ich das Pferd des mich begleitenden Begs von Khotan geritten und da dieser es verkaufen wollte, nahm ich es ihm gleich ab. Eines unserer Pferde war erkrankt und lag im Stalle auf der Erde. Niemand wußte, was ihm fehlte, aber Abdulla meinte, man müsse dem Pferd ein Glas Wodka geben, dann würde es wieder gesund. Ich tat ihm seinen Willen und überzeugte mich, daß niemand anders den Schnaps bekam, als das Pferd. Aber Abdullas Mittel half nichts und das Pferd verendete im Lauf der Nacht.

Ich hatte mich nun doch entschlossen, Yaks zu kaufen, auch brauchte ich noch einige Esel und schließlich wollte ich eine kleine Hammelherde mit mir nehmen, die uns als Nahrung dienen sollte. Ich hatte die Absicht gehabt, diese Schafe in kleinen Doppelsäcken soviel Reis und Salz tragen zu lassen, als zu ihrer Zubereitung nötig war. Aber ich gab den Gedanken bald wieder auf, denn die Schafe von Turkestan, im Gegensatz zu denen von Tibet oder Kaschmir, werden nie zum Lastentragen verwendet und die Tiere magern rasch ab, wenn sie mehr als ihr eigenes Gewicht zu tragen haben.

Am nächsten Tag kaufte ich fünfzehn Schafe sowie auch einige Esel und ließ eine Anzahl von Yaks von den umliegenden Bergen ins Dorf bringen. Meine Absicht, diese Tiere zum Lastentragen zu verwenden, rief bei den Eingeborenen großes Erstaunen hervor, denn von ihnen werden sie nur zum Ziehen des Pfluges benützt. Es waren aber im Ort drei Yaks, die mit der Expedition des Oberst Bruce aus Kaschmir gekommen waren und die dieser Reisende als Lasttiere gehabt hatte. Diese gingen auch bei einem Versuch, der mit ihnen gemacht wurde, willig unter den ihnen aufgepackten Kisten und auch die übrigen fünf, die ich kaufen wollte, leisteten nur anfangs allerdings sehr heftigen Widerstand, ließen es sich aber dann auch gefallen, daß man ihnen eine Last auflud. In Polu wollte ich mir auch zwei



oder drei Hunde verschaffen, die natürlich kräftig und scharf sein mußten. Es gibt in allen Orten von Turkestan genügend Hunde zweifelhafter Rasse, die aber meist, da sie herrenlos sind oder wenn sie einen Herren haben, von diesem sehr schlecht behandelt werden, mager und heruntergekommen aussehen. Hätte ich einen der Hunde von Polu einfach eingefangen und mit mir genommen, so wäre das Tier vermutlich von niemandem vermißt worden; da ich aber bekannt machte, daß ich Hunde kaufen wolle, fanden sich natürlich sofort die nötigen Besitzer, die Geld für ihre Tiere verlangten. Allerdings waren die Preise nicht hoch. Die drei Hunde, die ich schließlich kaufte, nachdem ich mich von ihrer Wachsamkeit und ihrem Mut überzeugt hatte, kosteten zusammen nur ungefähr 4 Mk. Es war ein fuchsroter, etwa von der Gestalt eines Eskimohundes, nur bedeutend größer und zwei ebenfalls langhaarige schwarz-weiße, die ungefähr aussahen wie Hühnerhunde. Sie wurden vorläufig im Haus angebunden und sehr gut gefüttert, damit sie sich an uns gewöhnen sollten, und obzwar ich später einen der beiden schwarz-weißen seinem Herrn zurückgab, hatte es ihm doch so gut bei mir gefallen, daß er unaufgefordert mitkam, als wir Polu verließen. Wir verloren ihn aber einige Wochen später und er hat vermutlich im Tibet ein trauriges Ende gefunden, während ich die beiden anderen unversehrt bis Indien brachte, wo ich sie zurückließ.

In den Tagen, die wir hier zubrachten, wuchs meine zoologische Sammlung bedeutend; wir sammelten hier die ersten Murmeltiere sowie einige Exemplare von Berghühnern, darunter ein asiatisches Königshuhn. Auch begann ich hier mit den regelmäßigen astronomischen Ortsbestimmungen und dem Aufnehmen des zurückgelegten Weges, während ich das barometrische, thermometrische und meteorologische Journal bereits seit Khotan führte.

Der Beg von Khotan war zwei Tage nach unserer Ankunft zurückgekehrt, auch der Aksakal von Kerija verabschiedete sich bald; ebenso Abdull Sattar, und nur Akhram Khan und seine zwei Begleiter blieben bis zum Schluß. Ihm gab ich noch eine Reihe von Briefen mit, die er mit meinen Kisten nach Kaschgar befördern sollte und auf seinen Wunsch auch ein Schreiben, in dem ich ihm alle Dienstleistungen und Freundlichkeiten bescheinigte, die er mir erwiesen hatte.

Ich hatte in Polu noch eine größere Menge von Getreide eingekauft und nachdem wir am 16. und 17. Juni alle Lasten verteilt und ausgewogen hatten, waren wir am Abend des letzteren Tages marschbereit. Außer meiner Karawane, die damals, mich eingeschlossen, 9 Mann, 16 Pferde, 8 Yaks, 36 Esel, 16 Schafe und 3 Hunde musterte, hatte ich noch für den Weg bis über den Grenzpaß 20 Mann aus dem Dorf und 10 Esel gemietet, welche letztere noch einen Extravorrat an Gerste trugen.

Am 18. Juni um 9 Uhr morgens marschierten wir ab und hatten bald Polu aus dem Gesicht verloren. Es war die letzte Ansiedelung, die wir für lange Zeit treffen sollten, und mit ihr hatten wir auch die Gesellschaft von Menschen zurückgelassen. Der treue Akhram Khan gab mir noch etwa eine Stunde lang das Geleite; als er sich zur Rückkehr nach dem Dorf entschloß, stieg er von seinem Pferd und betete schweigend eine lange Weile; dann umarmte er mich mit tränenfeuchtem Gesicht und wünschte mir Allah's Segen, Gesundheit und Glück auf meiner langen Fahrt. „Ich“, sagte er, „muß hier bleiben und zurück in meine Stadt; mein Gebet aber geht mit dir und mein Herz bleibt bei dir.“ Noch einmal schüttelten wir uns, schon vom Sattel aus, die Hände, dann wandte er sein Pferd und ritt fort, ohne zurückzusehen. Die Leute, die gleich uns Halt gemacht hatten, sprachen ein kurzes Gebet, dann riefen sie alle „Bismillah“ (Gott mit uns!) und damit begann eigentlich die ernsthafte Reise in die Wildnis.



Karawane beim Aufbruch aus Polu (18. VI.).

### III. Teil.

#### Reise in Westtibet.

Bevor ich daran gehe, meine Weiterreise auf tibetanischem Gebiet zu schildern, mögen einige allgemeine Bemerkungen über Tibet und seine Bewohner am Platze sein. Tibet ist bekanntlich derjenige Teil der Erdoberfläche, auf dem die größten zusammenhängenden Hochlandsmassen in über 5000 m Seehöhe zu finden sind. In keinem anderen Weltteil ragen außer den Berggipfeln größere Landstrecken so weit in den Himmel. Die höchstgelegenen Gebiete von Tibet befinden sich im Nordwesten des Landes, während sich nach Osten zu eine allmähliche Abflachung bemerkbar macht. In dem erwähnten Teil von Tibet, den ich hauptsächlich berührte, findet man keinen Punkt, der tiefer als 5000 m läge. Eine der tiefsten Einsenkungen in diesem Gebiet ist der Jeschil-kul, welcher wenige Meter höher liegt, als die

angegebene Zahl. Südlich vom 34. Breitegrad und östlich vom 82. Längengrad von Greenwich beginnen in den Talsohlen Höhenzahlen von 4000 und darüber aufzutauchen, aber erst jenseits des 94. Meridians kann man von dem Beginn einer ausgesprochenen Senkung reden. In dieser östlichen Länge ist das Hochland bedeutend enger als im mittleren und westlichen Teil von Tibet, und diese Einschnürung wird bedingt durch die Gebirgsketten, die unter dem Namen Columbus-Gebirge und Marco Polo-Gebirge bekannt sind. Zwischen diesen Ketten und dem Hauptkamm des Kuen-Lün, welcher hier Ustun-tag und Arka-tag genannt wird, liegt, im Osten begrenzt durch die Humboldt-Kette und das Rittergebirge, eine große Einsenkung, die zum Teil von Wüsten, zum Teil von den großen Salzsümpfen des Zaidam ausgefüllt wird. Im Süden und Osten dieses Gebietes findet man wieder Höhenzahlen von 3000 und darüber und je weiter man nach Osten kommt, desto mehr senkt sich das Gebiet ab.

Die tiefstgelegenen Gegenden des eigentlichen Tibet sind die Täler des Indus und des Brahmaputra beziehungsweise der Oberlauf dieser Flüsse. Der Indus heißt tibetanisch Singeh-kabâb, was ungefähr bedeutet: „Aus dem Löwenrachen entsprungen“. Angeblich ist nämlich der Felsen, aus dem die Indusquelle entspringt, ähnlich geformt wie das Haupt eines Löwen mit geöffnetem Maul. Der Brahmaputra wird in Tibet mit verschiedenen Namen bezeichnet; in seinem obersten Teil heißt er Tamdshan-Tschamba, weiter stromabwärts Matschang-Sangpo, in dem Teil endlich, wo er bereits seinen Durchbruch durch die nordindischen Grenzgebirge beginnt, fließt er unter dem Namen Dihang. In der Gegend von Lhasa wird er einfach als Sangpo, d. i. „Fluß“, bezeichnet. Südlich von Lhasa liegt das Indusbett in einer Seehöhe von etwa 3400 m und in den weiteren, bisher noch nicht erforschten Teilen seines Laufes senkt sich der Brahmaputra rasch, bis er bei seinem Übertritt auf indisches Gebiet in der geringen Seehöhe von 140 m angelangt ist.

Die Frage, ob der Sangpo auch wirklich der obere Teil des Brahmaputra ist, konnte noch nicht mit Bestimmtheit gelöst werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist es so, denn anders könnte man sich weder das Vorhandensein des großen Stroms im Nordosten Indiens erklären, noch den weiteren Lauf des tibetanischen Sangpo. Zuverlässige Berichterstatter haben die in Betracht kommenden Gegenden noch nicht bereist. Behauptet wird der Zusammenhang des Sangpo mit dem Brahmaputra auf Grund der Wahrscheinlichkeit einerseits, andererseits der Angabe indischer Pandits, das sind Eingeborene, die im Dienste der indischen Regierung Tibet bereisen, und die eine oberflächliche Ausbildung im Kartenzeichnen und Vermessen erhalten.

Einer dieser Pandits behauptet, den Lauf des Sangpo so weit bergab verfolgt zu haben, bis er bereits die indische Tiefebene von Weitem erblicken konnte. Doch schenkt man dieser Angabe allgemein keinen Glauben. Bis zu dem Dorf Dschala Dschong, in einer Seehöhe von 2440 m, wurde der Lauf des Sangpo in zuverlässiger Weise festgestellt. Von dort bis zu seinem Austritt in Assam, dem nordöstlichen Teil von Indien, hat der Fluß noch eine Strecke von ungefähr 200 km zurückzulegen und es ist anzunehmen, daß sein Gefälle in diesem Teil seines Laufes außerordentlich groß ist. Es wurden einmal von einem der Pandits einige tausend rotgefärbte Korkkugeln in Tibet in den Sangpo geworfen, und bei seinem Austritt nach Indien sollten vorher dazu bestimmte Leute auf das Vorbeischwimmen von solchen Korken achten. Infolge irgend eines Mißverständnisses jedoch befand sich niemand am unteren Ende des Flusses, und das gewünschte Resultat konnte nicht festgestellt werden. Eine bedeutend kürzere Strecke legt der Indus in Tibet zurück. Seine Quellen sind noch nicht mit Genauigkeit bekannt, aber es kann mit Recht angenommen werden, daß er ungefähr 100 km östlich von Gartok (Gar-jarsa) entspringt. Die Eingeborenen kennen seine Quelle, denn sie berichten ja über die Form des Felsens, aus dem der Fluß entspringt. Europäer haben sie jedoch noch nicht erreicht.

Ein wichtiger Nebenfluß des Indus, der Gartang-tschu, fließt von dem Paß Dsharkola nach Nordwesten, um sich in der Nähe des Klosters Taschi-gong mit ihm zu vereinigen. An den Ufern dieses Nebenflusses liegt eine der bedeutendsten Ansiedelungen Tibets, die Stadt Gartok. Wenigstens ist die Stadt im Sommer von vielen Menschen bewohnt und es wird dort jährlich ein großer Markt abgehalten, der von Kaufleuten aller umliegenden Länder besucht wird. Auf Grund des Vertrages von Lhasa im Jahr 1904 wurde der Markt von Gartok ebenso wie der von Gjangtse, dem indischen Handel freigegeben, jedoch mit der Beschränkung, daß nur eingeborene Kaufleute, nicht aber Europäer, ihn besuchen dürfen. Der zweite solche Vertragsmarkt, das eben erwähnte Gjangtse, liegt auf dem Wege von Indien über Sikkim nach Lhasa und zwar an einem Nebenfluß des Sangpo. Das Tal des letzteren und seine Nebentäler sind die bewohntesten Gegenden von Tibet. An einem der Nebenflüsse, der von Nordosten kommend, in den Sangpo mündet, namens Ki-tschu, liegt auch Lhasa.

Die Gesamtbevölkerung von Tibet wird sehr verschieden angegeben. Der Beobachter, dem man am meisten Sachkenntnis zutrauen kann, der Burjate Tsibikoff, der lange Zeit in Tibet zugebracht hat, schätzt sie auf  $2\frac{1}{2}$  Millionen, während Dr. von Hedin, der genaueste europäische Kenner von Tibet meint, sie müsse 3—4 Millionen be-

tragen. Die Bevölkerung ist jedoch auf einen verhältnismäßig kleinen Teil des Landes beschränkt, nämlich den Westen, Süden und zum Teil auch Osten, während der Norden und das ganze Zentral-Tibet so gut wie menschenleer ist. Die bedeutendsten Städte des Landes sind außer Lhasa Schigatse, Gjangtse, Gartok, Rudok. Kleinere und manchmal nicht ständig bewohnte Orte sind: Gar-gunsa, Tadam, Duksam, Nag-tschu, ohne daß damit die Zahl der kleineren Städte oder größeren Dörfer erschöpft wäre. Ein bedeutender Teil der Bevölkerung sind Nomaden, die keinen festen Wohnsitz kennen, sondern im Sommer in hochgelegenen, im Winter in tiefgelegenen und wärmeren Gegenden in ihren Zelten wohnen. Das Leben dieser Nomaden ist außerordentlich dürftig, ihr Hauptbesitzstand sind die Herden von Yaks, Schafen und Ziegen, mit denen sie von einem Grasplatz zum anderen ziehen, und ihre Nahrung besteht hauptsächlich aus Milchprodukten. Im Winter pflegen sie sich einen entsprechenden Vorrat von Gerste gegen Schafwolle einzutauschen, im Sommer aber sind sie fast durchwegs ohne Getreide oder Brot. Anders natürlich ist es in den Teilen von Tibet, die von einer sesshaften Bevölkerung erfüllt sind. Hier wird in nicht geringem Maße Ackerbau getrieben, hauptsächlich Gerste; im Tal des Sangpo findet sich sehr viel bebautes Land und bei der geringen Seehöhe dieser Gegenden hat die südliche Breite bereits so viel Einfluß auf die Temperatur, daß Bäume und sogar Obstanpflanzungen gehalten werden können.

Eine charakteristische Nationalspeise ist das sogenannte Zamba, ein Gemisch von Tee, Gerste und Butter, das in Form von Brei oder Teig gebracht wird. Das wichtigste Getränk im Land ist der Tee, der aber meist nicht in der bei uns üblichen Bereitung getrunken wird, sondern gemischt mit Milch, Butter und Salz. Der Vorgang bei der Bereitung dieses Getränkes ist folgender: Man bereitet in einem Teekessel einen gewöhnlichen mittelstarken Absud und gießt diesen in heißem Zustand in ein Butterfaß, in dem sich bereits eine entsprechende Menge heißer Milch befindet. In dieses Gemisch wirft man je nach Wohlstand oder Geschmack einige Klumpen Butter und die nötige Menge von Salz und mischt das Gebräu mit einem Butterstößel durcheinander. Im Geschmack erinnert es nicht im geringsten an Tee und wenn man es nicht wüßte, würde man nie daran denken, daß dieser in dem Getränk enthalten sein könnte. Es ist vielmehr eine dickflüssige fette Suppe, zu der die Butter und das Salz den Hauptgeschmack liefern. Das Getränk ist jedoch nahrhaft, besonders in den Gebirgsgegenden, in denen der Organismus vorzugsweise Fett benötigt. Ermöglichen die Umstände das Bereiten von Zamba nicht, so wird auch einfach sogenannter Talkân gegessen, das ist Mehl, das

mit Wasser und, wenn es angeht, auch mit Salz und Fett zu einem Teig gerührt wird. Das tibetanische Brot wird ebenfalls in sehr einfacher Weise hergestellt, und zwar in der Form von flachen Kuchen, die meistens ungesalzen sind. Man kann diese Kuchen, die einigermaßen an die in Indien üblichen „Tschapati's“ erinnern, auch mit Eiern, Fett, Zucker und Salz bereiten, also eine Art von Omelette herstellen. Fleisch wird fast nicht gegessen; höchstens das von wilden Tieren, aber auch dieses nur selten, denn das Töten von Tieren selbst zu Nahrungszwecken wird von der buddhistischen Religion verboten. Aus diesem Grund wird auch wenig Jagd getrieben, und von dem erlegten Wild, unter dem hauptsächlich wilde Pferde (*Equus hemionus*, tibetanisch Kiang, richtiger Skiang) in Betracht kommen, ferner Antilopen, Gazellen, Hasen und Vogelwild, wird meistens nicht das Fleisch, sondern es werden hauptsächlich die Haut, Hörner und Knochen verwendet. Die Bedürfnisse der Nomaden sind ebenso wie ihr Hausrat sehr bescheiden und ärmlich. Das wichtigste Gerät in einem Nomadenzelt ist das Butterfaß, dazu kommt noch ein Kochkessel und einige wenige hölzerne Eß- und Trinkschalen. Eine alte Luntenflinte ist bereits ein Gegenstand, den man selten findet, Messer dagegen und einfache Schwerter sind allgemein verbreitet.

Die Landesreligion war ursprünglich der Buddhismus, seit dem 15. Jahrhundert in der von dem Reformator Zong-Kapa eingeführten Fassung. Die ursprüngliche Lehre ist jedoch fast vollständig verloren gegangen und hat der Vielgötterei und einem ausgedehnten Dämonendienst Platz gemacht. Unter den Göttern, Halbgöttern und guten oder bösen Dämonen unterscheidet man zwei Kategorien, Lu und La. Mit La werden die Götter bezeichnet, welche oberhalb der Erdoberfläche wohnen, mit Lu die unter der Erde und im Wasser wirkenden. Jedem Fluß, jedem größeren Berg, jedem der wenigen Bäume des Landes wird ein eigener Lokalgott zugeordnet und dieser wird in guter Stimmung erhalten, indem man um die Bäume oder an anderen Orten, besonders auf Kreuzwegen oder Paßhöhen Steinhäufen zusammenträgt, in die mit Fähnchen versehene Stäbe gesteckt werden. Auf den Fähnchen sind Gebete gedruckt, die sich von selbst verrichten, wenn sie im Winde flattern. Die einzelnen Steine sind selten mit größeren eingravierten Gebeten bedeckt, der überwiegenden Mehrheit nach mit der heiligen Formel „Om mani padme hum“ und solche Steine werden auch zur Versöhnung der Flußgötter in die Gewässer geworfen. In der Nähe von Klöstern, auch von vielen Städten oder Dörfern, sind große, manchmal mehrere hundert Meter lange Steinwälle aufgeführt, die wieder dicht mit solchen gravierten Steinen bedeckt sind. Ein derartiges „mani“ verdankt in der Regel seine Entstehung einem

Kloster, doch wurden solche vielfach in früherer Zeit auch von Königen angelegt und werden gegenwärtig, wengleich seltener, von Privatleuten erbaut. Das „mani“ bringt der ganzen Gegend, in der es steht, Glück und Segen und für die Reisenden ist es religiöse Pflicht, es beim Vorbeireiten an ihrer rechten Seite zu lassen. Ein besonderes Verdienst ist es um ein „mani“ einmal oder öfters im Kreis herumzugehen. Eine große Anzahl von Klöstern in Tibet beschäftigen einige ihrer Mönche ausschließlich mit dem Gravieren von solchen Steinen und vielfach reisen die Mönche auch im Land umher, überall „mani“ = Steine anfertigend und auf die bereits vorhandenen Steinhäufen oder Steinwälle legend.

In ähnlicher Weise wie man Gebete durch den Wind treiben läßt, geschieht es auch durch das Wasser. Die in Bächen aufgestellten Gebetsmühlen sind eine gewöhnliche Erscheinung. Auf die Welle des Wasserrades ist ein Steinzylinder aufgesetzt, der über und über mit eingeschnittenen Gebeten bedeckt ist; manchmal ist auch der Zylinder selbst hohl und in seinem Inneren befinden sich eng zusammengerollte Papierstreifen, auf denen wieder möglichst oft und mit möglichst kleinen Buchstaben das „om mani padme hum“ gedruckt ist. Gebetsmühlen werden auch für den Handbetrieb hergestellt und eine derartige kleine Maschine findet man im Besitz fast jedes erwachsenen Tibetaners. Es ist eine kleine Metall-Trommel, die auf einen kurzen Stiel aufgesetzt ist und die durch ein an einem Kettchen angebrachtes Gewicht in kreisförmige Drehung versetzt werden kann. Das Innere der Trommel ist wieder mit einem bedruckten und zusammengerollten Papierstreifen ausgefüllt. Der Gedanke bei dieser Gebetstrommel ist der, daß bei jeder Umdrehung alle die Gebete verrichtet werden, die auf dem Papierstreifen gedruckt sind, daß man also die heilige Formel bei einer einzigen Umdrehung der Trommel mehrere tausendmal abbetet. Jeder Tibetaner hat seine Gebetsmühle stets zur Hand und er hält sie immer fort in Drehung, wenn er nicht anders sehr beschäftigt ist. Während des Gespräches, beim Reiten, selbst beim Essen dreht sich die kleine Mühle beständig und bringt ihren Besitzer mit jeder Umdrehung der Erlösung um einen Schritt näher.

Die Vorstellungen vom Leben im Jenseits sind ziemlich unklar. An Stelle des buddhistischen Nirwana ist ein positives Paradies getreten und als dessen Gegenstück eine richtige Hölle mit einem Oberteufel, zahlreichen untergeordneten Teufeln und ewigen Qualen, besonders durch Feuer und siedendes Wasser. Eine Wiedergeburt für solche, die zur Hölle verdammt sind, gibt es nicht, dagegen ist eine solche im Paradies möglich. Nur die Seelen sehr guter und frommer Menschen kommen sofort dorthin, andere müssen eine be-





Tal des Kurab Su,



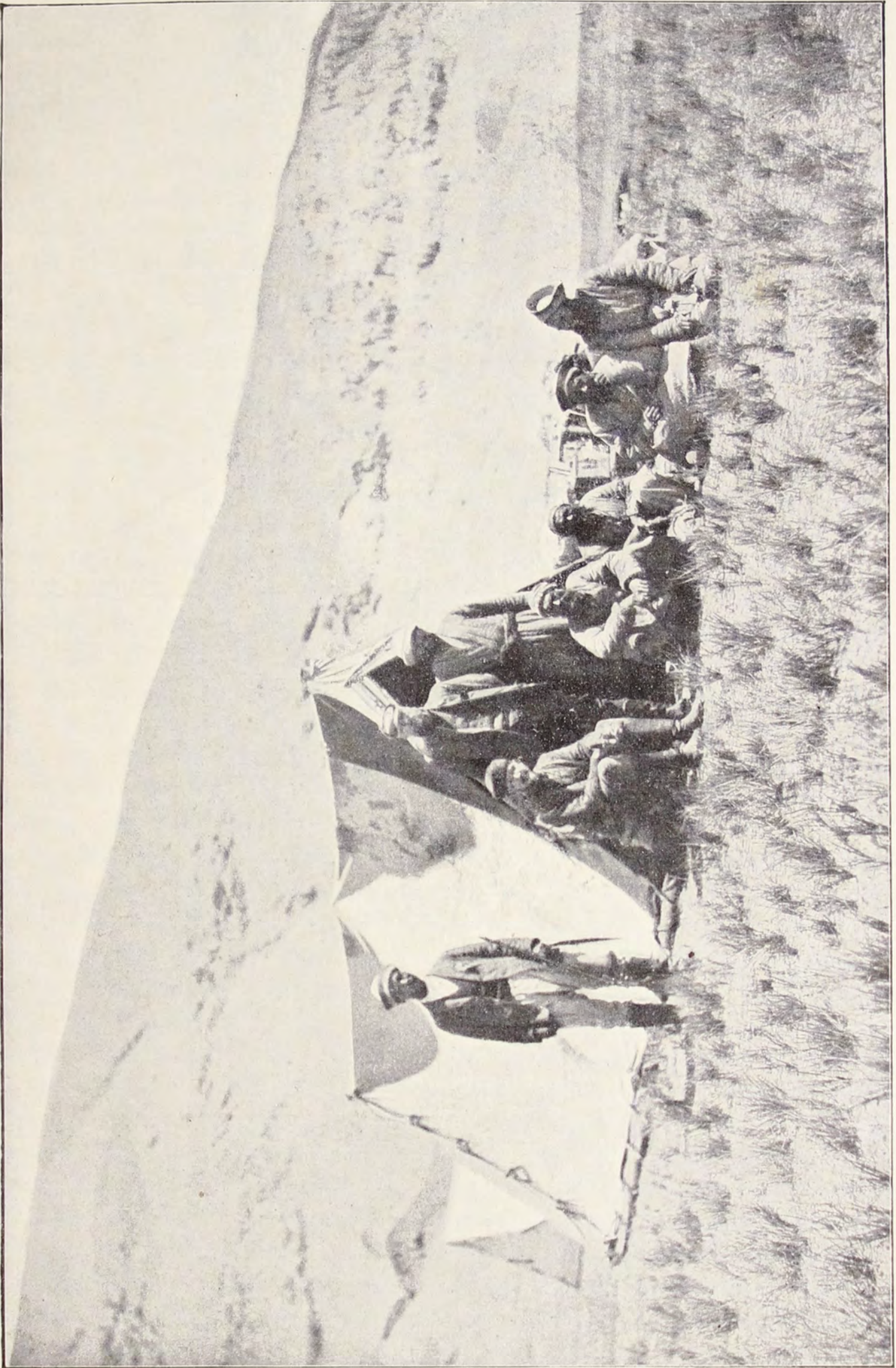
stimmte Reihe von Wiedergeburten durchmachen, bis sie es endgültig erreichen. Dort können sie entweder ewig in der Seligkeit verbleiben, oder aber nach längerer oder kürzerer Zeit wieder geboren werden. So berichtet man beispielsweise von dem gegenwärtigen Abt des berühmten Klosters Himis in Ladak, daß er eine Wiedergeburt des Gründers dieses Klosters sei. Dieser letztere lebte vor ungefähr 500 Jahren und hieß Stagzang-Raspa. Die ganze Zeit nach seinem Tod lebte seine Seele im Paradies, um auf eine gute Gelegenheit zur Wiedergeburt zu warten. Buddha selbst, oder wie ihn die Tibetaner nennen, Schakjamuni Gotamm, wird als Gott verehrt, und neben ihm noch ungefähr 300 andere Götter und Göttinnen, die alle bildlich dargestellt und in besonderen Heiligtümern verehrt werden. Außer diesen Göttern gibt es auch noch eine sehr große Zahl von Dämonen, und alle Abstufungen von Heiligen über Viertel- und Halbgötter zum wirklichen Gott. Die brahmanischen Gottheiten finden sich vielfach in Tibet in veränderter Gestalt und Funktion wieder. So zum Beispiel Kali, Durga, Siwa und Parbati.

Gewöhnliche Kirchen oder Tempel gibt es in Tibet nicht. Die Heiligtümer sind durchwegs in Klöstern, von denen es eine große Anzahl gibt. Sehr berühmte Klöster sind: Kumbum in Osttibet, Taschi Lumpo, Galdam im Süden, und das schon erwähnte Himis in Ladak. In den großen Klöstern leben mehrere tausend Mönche beisammen, doch gibt es auch ganz kleine, in denen nur zwei Lamas wohnen. Die Lamas (Lama bedeutet der Höhere) sind die Priester des Landes und die höchste Klasse der Gesellschaft. Es gibt mehrere Sekten, unter denen besonders die Rotmützen und Gelbmützen hervorragen. Die roten Lamas sind die Anhänger der alten Lehre und haben weniger strenge Grundsätze, während die gelben, die sich selbst Gelupka nennen, d. i. Tugendhafte, der Lehre des Reformators Zong Kapa folgen, und wenigstens ursprünglich einen sehr strengen und enthalt-samen Lebenswandel führten. Außer den in Klöstern lebenden Mönchen gibt es noch solche, die zwar aus einem Kloster hervorgegangen sind, jedoch in Städten und Dörfern als Seelsorger wohnen. In den Klöstern bewohnt jeder Mönch eine getrennte Zelle, doch haben sie gemeinsame Speiseräume und Heiligtümer. Die Zahl dieser in einem einzelnen Kloster ist nicht beschränkt. Es sind halbdunkle Räume, in denen eine Art von Altar aufgebaut ist; auf dem Altar oder dahinter, oder in Nischen der Wände befinden sich die Götter-Statuen, die von der Höhe von wenigen Zentimetern bis zu vielfacher Lebensgröße variieren. Bei den großen Statuen ist stets das Gesicht verhüllt, und wird nur an besonderen Festtagen dem Volk gezeigt. Regelmäßig befinden sich auf dem Altar eine Reihe von kleinen

Schälchen aus Silber oder einer silberähnlichen Legierung, die mit Gerste, Zucker und Wasser als Opfergabe für die Götter gefüllt werden. Der Inhalt der Schälchen wird täglich gewechselt. Die großen Statuen ebenso wie die kleinen Statuetten sind entweder aus Holz, Papiermaché, Ton, Messing, Kupfer oder Bronze. Der Sockel der kleinen Götterbilder ist immer hohl und wird mit Getreidekörnern, auf Papier gedruckten Gebeten oder geweihten Stoffstücken angefüllt, worauf ein Blech über die Öffnung gelötet wird. Götterbilder besitzt auch die stets vorhandene Kapelle in jedem Wohnhaus, während die geheiligten bemalten Fahnen nur in Klöstern zu finden sind. Mit solchen Fahnen sind die Wände und Pfeiler der Heiligtümer dicht behängt, und es sind auf ihnen entweder religionsgeschichtliche Darstellungen oder wieder Götterbilder aufgemalt.

Man sagt, daß ungefähr ein Drittel der männlichen Bevölkerung von Tibet dem Priesterstande angehöre. Die Lamas sind im ganzen Lande außerordentlich hoch geachtet, und müssen bei allen wichtigen Ereignissen im Menschenleben, wie Geburten, Hochzeiten und Leichenbestattungen zugegen sein.

Das Haus, in dem ein neuer kleiner Tibetaner das Licht der Welt erblickt hat, gilt für die Zeit eines Monates als unrein, und es wird nicht besucht, außer von den nächsten Verwandten. Nach Ablauf dieser Zeit findet eine festliche Zeremonie statt, in der die Lamas eine bedeutende Rolle spielen. Der Täufling — man kann ihn beinahe so nennen — wird von einem Lama, unter der Assistenz mehrerer anderer, mit Safranwasser unter Gebeten gewaschen, erhält seinen Namen und wird standesamtlich gebucht. Er erhält von seinen Großeltern eine Ausstattung an Kleidchen und Wäsche, von Freunden und Verwandten kleine symbolische Geschenke, wie geweihte Seidentücher, Säckchen mit Reis und andere Dinge. Das Haus wird mit einem in Safranwasser getauchten Yakschwanz besprengt und wird sodann wieder rein und besuchsfähig. Nur wenn das Baby ein Knabe ist, findet hierauf ein fröhliches Fest statt, bei welchem große Mengen von Tschang, einem süßlichen Gerstengebräu, getrunken werden. Die Kenntnis des Lesens ist in Tibet ziemlich weit verbreitet und wird den Knaben meistens in der nächstgelegenen Klosterschule beigebracht; Mädchen müssen diese Fertigkeit, falls sie sie überhaupt erwerben sollen, zuhause erlernen. Wenn ein Knabe zum Beruf eines Lama herangebildet werden soll, so kommt er bereits vom sechsten Jahr ab in ein Kloster, in dem er fortan zu wohnen hat. Wie nach katholischer Sitte haben die Mönche und Leutpriester das Gelübde der Armut und Keuschheit sowie der Mäßigkeit im Essen und Trinken abzulegen; befolgt wird es allerdings, wie ich selbst erfahren konnte, nicht immer.



Mitglieder der Expedition.



Sehr früh naht in Tibet die Zeit, in der die Eltern an die Verheiratung ihrer Kinder denken müssen. Daß Knaben, oder Männer, wenn man sie so nennen will, im vierzehnten, Mädchen im zwölften Jahr heiraten, ist nichts Seltenes. Die Werbung bringt ein älterer Verwandter des männlichen Kandidaten vor, und was dieser und der Vater des Mädchens dabei sprechen, essen und trinken müssen, ist genau vorgeschrieben. Die Verlobung wird in beiden Häusern gefeiert, jedesmal aber auf Kosten des männlichen Teils oder dessen Familie. Auch hat die Familie des Bräutigams der anderen Familie während der ganzen Brautzeit Tschang zu liefern; die Menge wird bei der Werbung festgesetzt. Diese beiden Feste, an die sich manchmal auch die Bewirtung aller Dorfbewohner schließt, wird als Thabtschang bezeichnet, was etwa „Beratungsbier“ bedeutet.

Der Werber hat dem Brautpaar allerlei Geschenke zu machen, die genau aufgeschrieben werden. Heiratet später eines seiner Kinder, so hat der derzeitige Bräutigam die Geschenke in gleichem Maße zu erwidern und tritt dann seinerseits als Brautwerber auf. Wie bei allen Festlichkeiten, werden auch hier Lamas zugezogen, die natürlich dafür entlohnt werden und deren Zahl daher mit dem Reichtum des Bräutigams Schritt hält. Man erzählte mir von einer Hochzeit in Gartok, bei der siebzig Lamas zugegen waren. Ihre Aufgabe ist es, beständig Segensgebete zu sprechen und kleine Teufelsgestalten ins Wasser zu werfen, auf die vorher alles Unheil, das das Haus treffen könnte, vereinigt worden ist. Die Hochzeit selbst findet längstens ein Jahr nach der Verlobung statt. Am Morgen des ersten Festtages errichten einige Freunde des Bräutigams vor dessen Haus einen Turm aus Gerstenteigziegeln, der mindestens die Höhe der Eingangstür erreichen muß. Holzschalen mit Butter und Krüge mit Tschang werden in Nischen und auf Stufen des Turmes aufgestellt. Die betreffenden jungen Leute werden sodann vom Vater des Bräutigams eingeladen, mit seinem Sohn zu tanzen. Dieser Tanz, zu dem wieder zahlreiche Bekannte eingeladen werden, kann mit Unterbrechungen drei Tage dauern. Dann gehen die Tänzer, der Bräutigam ausgenommen, die Braut einholen. Vorerst wird dort wieder getanzt und gezecht, hierauf wird das Mädchen, beritten wie alle anderen, unter Musik und Jubel nach ihrem neuen Heim geleitet. Das Komité der Bräutigamsfreunde überbringt auch die Mitgift, die selten in barem Gelde besteht, meistens aus Stoffen, Schmuck, Getreide und Vieh. Auch die Mitgift wird genau aufgezeichnet, denn im Falle einer Scheidung muß sie zurückgegeben werden. Nun ist die ganze Hochzeitsgesellschaft wieder im Hause des Bräutigams beisammen. Ein alter Verwandter liest dem Brautpaar allerlei Segensprüche und Mahnungen vor, wieder wird von

den Lamas ein Teufelsbild verflucht und weggeworfen, dann beten alle Anwesenden laut einen bestimmten Spruch, und nun ist die Trauung vollzogen. Aber noch läßt man die jungen Leute nicht allein; das Fest, das nun wieder gefeiert wird, dauert bis zum nächsten Morgen; nach Sonnenaufgang hat die Braut mit ihren Freundinnen einen religiösen Tanz aufzuführen, nach dessen Beendigung die Gäste heimgehen. Jetzt bleiben die Neuvermählten einige Tage sich überlassen, dann aber müssen sie bei allen Bekannten Besuch machen. Hochzeitsreisen gibt es nicht; dazu eignet sich das Land zu wenig.

Monogamie ist die gewöhnliche Form der Ehe. Sehr selten hat ein Mann mehrere Frauen, und zwar in der Form, daß er die jüngeren Schwestern seiner Braut mitübernimmt. Diese werden ihm aber nicht angetraut, sondern spielen eine untergeordnete Rolle. Auch können sie heiraten, wenn sich für sie ein Bewerber findet, aber die Feierlichkeiten bei einer derartigen Hochzeit sind gering. Die Polyandrie ist eine charakteristische Erscheinung in Tibet, aber auch nur in der Gestalt, daß die ledigen Brüder des Gatten untergeordnete Rechte auf die Frau haben. Immer gilt aber in diesem Falle der richtige Gatte als Vater der Kinder. Als Ursache der Polyandrie wird die Absicht angesehen, Übervölkerung zu verhindern, da das wenige ertragfähige Land nur eine beschränkte Anzahl von Menschen ernähren kann. Aus demselben Grund werden auch viele Söhne zum Priesterstande bestimmt. Auch verteilt sich das Familienvermögen nicht so rasch, wenn mehrere Söhne sich nur in einer Linie fortpflanzen.

Über die Scheidung bestehen keine bestimmten Vorschriften; es entscheidet hier die öffentliche Meinung. Wenn ein Mann seine Frau unbedingt loswerden will, muß er die ganze Mitgift zurückgeben. Will die Frau ihren Mann verlassen, so bekommt sie nichts mit und muß sich im Elternhause mit der Funktion einer Dienstmagd begnügen. Ehebrecherinnen werden fortgejagt, Ehebrecher haben außer dem Unwillen ihrer rechtmäßigen Gattin oder dem Zorn des betrogenen Mannes nichts zu fürchten. Das Ansehen des betrogenen Teiles leidet aber in keiner Weise.

Der Totenkultus ist bedeutend; die Leichen werden, wo es die Umstände erlauben, verbrannt. Besonders sorgfältige Konservierung kennt man nicht, wie sich ja dies bei der herrschenden Ansicht von der Seelenwanderung leicht erklärt. Stirbt in einem Hause jemand, so bringt man ihn in die Hauskapelle, die überall vorhanden ist, und die herbeigeholten Lamas beten tagelang ununterbrochen für das Seelenheil des Verstorbenen. Dann wird die Leiche in kauender Stellung in einem bemalten und entsprechend geformten Sarg zur Verbrennungsstätte gebracht. Diese Säрге gehören in den meisten Fällen



der Gemeinde oder einem Kloster und werden immer wieder gebraucht. Stets wird als Brennstoff Holz verwendet, niemals der sonst viel benutzte trockene Mist von Pferden oder Yaks. Wohlhabende Leute lassen sich auch auf Zedern- oder Sandelholz verbrennen, meist aber ist es Wachholder- oder Fichtenholz; da Holz im Lande überhaupt ein sehr seltener Artikel ist, kostet ein Leichenbegängnis viel Geld; auch müssen die Lamas entlohnt werden, die bei der Bestattung unbedingt dabei sein müssen. Etwa drei Tage währt die Totenklage im Sterbeshause, dann wird die Asche unter Gebeten ins Wasser gestreut; ein kleiner Teil jedoch wird pulverisiert und mit Staub zu einem Teig vermengt, aus dem man kleine Götterbilder verfertigt. Nach einer oder mehreren Wochen wird sodann das Haus von Lamas wieder mit Safranwasser besprengt, um die Dämonen zu vertreiben, die an dem Todesfalle schuld tragen.

Die Vorstellungen von einer Belohnung oder Bestrafung nach dem Tode haben mit den Ideen des Buddhismus ebenso wenig gemein, wie andere religiöse Einrichtungen und Bräuche. Von solchen erinnern manche sehr an katholische Prinzipien: die zahlreichen Heiligen, zu denen gebetet wird, das ganze Klosterwesen, das Gelöbnis der Armut und Keuschheit, das Besprengen des Neugeborenen mit geweihtem Wasser, der Wechselgesang zwischen Priester und Volk beim Gottesdienst und noch einige andere. Die Ähnlichkeit ist auffallend und umso interessanter eine Anekdote, die an verschiedenen Stellen wiedergegeben ist. Der erwähnte Zong Kapa, der um 1400 n. Chr. lebte, und auf den die meisten heute giltigen religiösen Sitten zurückgehen, war aus dem Kloster Kumbum hervorgegangen. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts besuchte der französische Missionar Huc dieses Kloster; dort erzählte man ihm, daß, als Zong Kapa noch ein Jüngling war, ein „alter Lama aus dem Westen“ nach Kumbum gekommen sei; dieser hielt sich dort längere Zeit auf und pflegte besonders mit dem jungen Zong Kapa viel Umgang; als auffallendstes Kennzeichen dieses alten Priesters wurde dem Pater Huc gegenüber die große Nase des Fremden genannt, und man sagte ihm, sie müsse etwa so ausgesehen haben wie seine, Huc's, eigene. Bei der Plattnasigkeit der Tibetaner gilt vermutlich schon jede gewöhnliche Europäernase als groß, und Huc folgerte daraus, daß jener Lehrer Zong Kapa ein Abendländer gewesen sein müsse. So würde sich, obzwar die ganze Sache recht unsicher ist, die Ähnlichkeit der tibetanischen Liturgie mit der katholischen dadurch erklären, daß zu jener Zeit ein europäischer Missionar, von dem wir nichts wissen, nach Tibet gelangte, und den heranwachsenden Reformator in so nachhaltiger Weise beeinflusste.

Einige Bemerkungen über die Geschichte von Tibet seien mir auch gestattet. Die uns zugänglichen Quellen sind durchaus nicht zahlreich und besonders von der vorchristlichen Zeit wissen wir im ganzen ziemlich wenig. Tibet stand in der Zeit, als der Buddhismus dort seinen Einzug hielt, unter der Herrschaft von Königen, die vielfach auch als Eroberer auftraten. Als Einführer des Buddhismus in Tibet anstelle der früheren Naturanbetung und des ebenfalls weit verbreiteten Schamanismus wird der König Srontsang Gampo (629—698 nach Chr.) genannt.\*) Ihm wird auch die Einführung der heute in Tibet giltigen Schrift zugeschrieben, und bei seiner Regierung begann zuerst der chinesische Einfluß in Tibet fühlbar zu werden, während vorher auf allen Gebieten der Indiens vorbildlich war. In den folgenden Jahrhunderten war Tibet wiederholt in große Kriege mit China, den Mongolen und Kaschmirern verwickelt, und das Reich dehnte sich damals bedeutend über seine heutigen Grenzen aus. Die höchste Blüte erreichte es unter dem König Tibtsong, welcher ebenso wie seine Vorgänger siegreiche Kriege gegen China führte. An den Friedensschluß nach einem dieser Kriege (821) erinnert noch heute eine Gedenksäule in Lhasa. Der Mongolensturm unter Dschingis Khan ließ auch Tibet nicht unberührt, und es war im 13. Jahrhundert den mongolischen Herrschern tributpflichtig. Trotz dieser politischen Erniedrigung hatte Tibet geistigen, besonders religiösen Einfluß auf seine Eroberer, und der Buddhismus begann sich unter diesen immer mehr auszubreiten. Noch heute finden wir Spuren seiner ehemaligen großen Verbreitung, denn weit über die Grenze Tibets hinaus, und zwar nicht allein gegen Indien, das Stammland des Buddhismus, sondern auch nach Norden gegen die Mongolei, wo große Völkerstämme sich zur lamaistischen Religion bekennen.

Eine neue Periode begann mit dem Auftreten des bereits mehrfach genannten Zong Kapa, welches ungefähr mit dem Sturz der mongolischen Herrschaft und dem Auftreten der Ming-Dynastie in China zusammenfällt. In diese fällt auch die Begründung der Würde des Dalai Lama, die bis zum heutigen Tag aufrecht erhalten ist. Der erste Dalai Lama hieß Rogda Sotnan, er starb 1588 und von seinem Tod ab datiert die Ansicht, daß jeder herrschende Dalai Lama eine Wiedergeburt dieses ersten sei. Die chinesische Herrschaft über Tibet wurde vorübergehend im 18. Jahrhundert durch einen mongolischen Einfall unterbrochen, der sich bis Lhasa erstreckte und die Eroberung dieser Stadt zur Folge hatte. Nach der Niederwerfung dieses Einbruches

---

\*) Die folgenden Daten entnehme ich zum Teil der Schrift: „Tibet“ von Dr. Georg Wegener, Halle a. S. 1904.

durch den Kaiser von China wurde Tibet offiziell unter die Oberherrschaft des chinesischen Reiches gestellt, während es vorher ohne formelle Festsetzung unter chinesischem Einfluß gestanden hatte. Um 1750 versuchten die Tibetaner noch einmal ihre eigene Königsdynastie wieder aufzurichten, doch gelang dies nicht, und seither herrschen ununterbrochen die Dalai Lamas über das Land. Neuerlich befestigt wurde die chinesische Oberherrschaft im Jahre 1792, als China den Himalayastaat Nepal unterwarf und die Nachbarstaaten Sikkim und Bhutan tributpflichtig machte. Seit diesem Ereignis datiert auch das System der Absperrung Tibets gegen die Europäer, das im chinesischen Einfluß begründet ist, und erst allmählich von den Tibetanern angenommen wurde. Im Mittelalter und in der Neuzeit bis einschließlich 1760 wurde Tibet wiederholt von Europäern bereist, hauptsächlich von katholischen Missionären; für einige Jahre bestand sogar in Lhasa selbst eine ständige katholische Mission. Seit 1792 aber ist es den Europäern nicht mehr gestattet, das Land zu bereisen und alle, denen es seither geglückt ist, hatten mehr oder weniger unter diesem System zu leiden. Besonders erstreckte sich das Verbot auf die Stadt Lhasa, die seither nur zweimal von Europäern erreicht wurde, nämlich im Jahr 1811 von dem englischen Arzt Sir Thomas Manning und 1846 durch die französischen Missionäre Huc und Gabet. Asiatische Reisende dagegen betraten die Stadt wiederholt und zwei von ihnen, die Burjaten Norsunoff und der bereits erwähnte Tsibikoff brachten längere Zeit dort zu. Norsunoff, oder wie er mit seinem tibetanischen Namen heißt, Gomang Lobsang (d. i. Verstand vieler Köpfe), war besonders tätig, den russischen Einfluß in Tibet zur Geltung zu bringen, und organisierte auch die im Jahre 1900 zustande gekommene tibetanische Gesandtschaft an den Kaiser von Rußland. Von ihm rührt auch die erste Photographie von Lhasa her, die jemals gemacht wurde, und zwar stellt sie den Palast Potala, die Residenz des Dalai Lama, vor. Sie stammt aus dem Jahr 1901 und blieb vereinzelt, bis im Anschluß an die englische militärische Expedition von 1903—1904 eine Reihe von Büchern über die Stadt erschien mit zahlreichen Photographien und Plänen. Aus der Zeit um 1660 ist eine Zeichnung des Palastes erhalten, die von dem oberösterreichischen Jesuiten Andreas Kircher, vielleicht auch von seinem Kollegen Gruber stammt. Auf dieser Zeichnung wird der Palast Bieta-la genannt und es sind seither jedenfalls bedeutende Veränderungen mit ihm vorgegangen, denn die Zeichnung stimmt zur Photographie nur in sehr beschränktem Maße.

Auch einige der indischen Pandits haben wiederholt Lhasa erreicht. Der russische Einfluß ist seither vollständig vom englischen verdrängt worden, ohne daß jedoch Tibet in politische Abhängigkeit von England

geraten wäre. China betrachtet es vielmehr nach wie vor als seinen Vasallenstaat und widersetzte sich auch energisch der Durchführung des Vertrages, den die englischen Heerführer mit der tibetanischen Regierung geschlossen hatten. England mußte auf die verlangte Gebietsabtretung verzichten und seine Truppen und Residenten aus Tibet zurückziehen. Seither hat sich die englische Regierung der tibetanischen Absperrungstaktik politisch angeschlossen, und das Land ist nicht leichter erreichbar geworden als bisher.

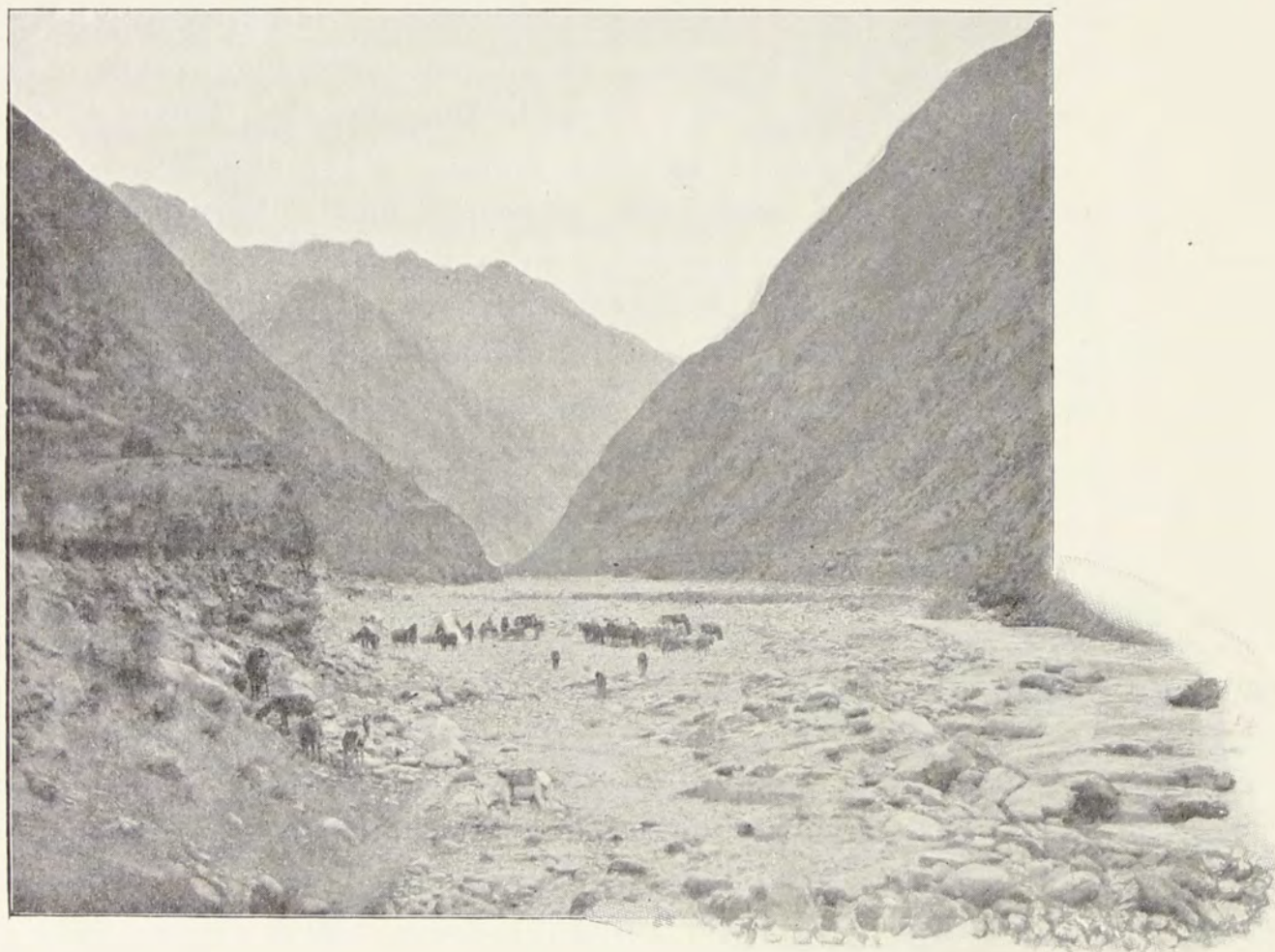
Das Klima von Tibet ist streng kontinental und sehr kalt. Besonders gilt dies für die höher gelegenen Teile des Landes, während die Winterkälte in den bewohnten Gegenden infolge der geringen Seehöhe mäßiger ist. Prschewalskj beobachtete im Winter ein Nacht-Minimum von minus  $35^{\circ}$ , und selbst im Hochsommer sinkt die Temperatur nachts regelmäßig unter den Nullpunkt. Ich selbst hatte wiederholt Gelegenheit selbst im Hochsommer bedeutende Kältegrade zu messen, im Juni —  $9^{\circ}$  C., im Juli —  $13^{\circ}$  C., im August —  $9^{\circ}$  C. und schon im September —  $15\frac{1}{2}^{\circ}$  C. Bei Tag steigt die Temperatur jedoch bedeutend und die höchste Tagestemperatur, die ich maß, und zwar am 27. August, betrug  $26^{\circ}$  C. im Schatten. Doch dauert die Wärme nur 3—4 Stunden um Mittag, und mit dem Sinken der Sonne tritt sofort wieder Frostwetter ein. Ein großer Faktor ist die strahlende Wärme, die manchmal die Quecksilbersäule eines der Sonne ausgesetzten Thermometers auf  $40^{\circ}$  und darüber trieb. Am 26. Juni beispielsweise betrug die niedrigste Temperatur —  $6^{\circ}$ , das Maximum im Schatten  $19\frac{1}{2}^{\circ}$  und  $38^{\circ}$  in der Sonne. Eine besondere meteorologische Erscheinung sind die heftigen Stürme, die fast ununterbrochen herrschen. Sie endigen meist plötzlich mit Sonnenuntergang, erheben sich aber ein bis zwei Stunden später wieder zu neuer Stärke, um den Rest der Nacht und den ganzen folgenden Tag weiter zu wehen. Die windstillste Zeit ist also im Sommer die Zeit zwischen 7—9 Uhr abends. Die Luft ist meist trotz der heftigen Stürme sehr klar, was mit der durch die Seehöhe hervorgerufenen Verdünnung zusammenhängt; diese letztere macht sich sehr bedeutend fühlbar, besonders bei körperlicher Tätigkeit und ganz besonders beim Bergaufsteigen. Der niedrigste Barometerstand, den ich während meiner Reise messen konnte, betrug 362 mm, also weniger als die Hälfte des normalen Luftdruckes auf dem Meeresspiegel. Es ist somit klar, daß man dann unter allen Umständen doppelt so rasch atmen muß wie im Tiefland, und daß damit auch die Zahl der Herzschläge bedeutend steigt. Schon bei leichteren Anstrengungen konnte ich bei mir wiederholt 115—120 Pulsschläge in der Minute beobachten, und einmal stieg diese Zahl bei einer besonderen Anstrengung sogar auf 148. Man muß beim

Bergaufgehen in solchen Seehöhen unbedingt alle paar Minuten still halten, um die Lungen und das heftig arbeitende Herz wieder ein wenig zur Ruhe kommen zu lassen. Die dünne Luft hat auch vielfach Erscheinungen von Bergkrankheit zur Folge, die sich besonders in Schwindel, Ohnmachtsanfällen und Erbrechen äußert. Doch hatten die Mitglieder meiner Expedition erfreulicherweise darunter nicht zu leiden, nur in den ersten Tagen klagten einige der Leute über Kopfschmerzen. Die Bewölkung ist gering, ebenso die Niederschläge, die meist in der Form von Schnee fallen, eine regelmäßige Erscheinung jedoch sind kurze aber sehr heftige Hagelstürme. Die Trockenheit der Luft ist außerordentlich und macht sich in jeder Richtung fühlbar. —

Man rechnet für den Weg von Polu bis über den Paß vier bis fünf Tage, und da diese Gegend manchmal von Goldgräbern bereist wird, gibt es bestimmte Lagerplätze, an denen man übernachtet. Es befinden sich zwar an diesen Plätzen keine Häuser, aber dadurch, daß man dort regelmäßig lagert, ist der Boden glatt getreten und selbstverständlich ist Gras, Wasser und Brennmaterial in der Nähe. Nach diesen drei Dingen mußte ich regelmäßig auch den Tagesmarsch richten, und das Auftreten der drei genannten Erscheinungen hängt naturgemäß miteinander zusammen. Nur in der Nähe von Wasser kann Gras wachsen, und wo Gras ist, findet man auch Brennstoff. Dieser besteht der Hauptsache nach in dem vertrockneten Mist wilder Tiere, besonders Antilopen, Wildpferde und Yaks. Meist hat man in einer Viertelstunde soviel davon gesammelt, um ein Feuer unterhalten zu können, während man die Tragtiere frei grasen läßt. Sie anzubinden wäre verfehlt, denn sie könnten dann unmöglich die nötige Futtermenge finden; selbst auf der üppigsten tibetanischen Wiese stehen die einzelnen Halme einige Zentimeter voneinander entfernt, und zwischen ihnen blickt überall der nackte Boden durch. Auf der Suche nach Gras versteigen sich allerdings die Pferde oft weit, und müssen dann mit vieler Mühe wieder eingefangen werden, aber man zieht diese Unannehmlichkeit vor, um die Lasttiere nach Möglichkeit ohne Inanspruchnahme des mitgeführten Getreidevorrates ernähren zu können.

Wir hatten kurz hinter Polu das Tal des Kurab-su verlassen, da dieser hier eine unpassierbare Schlucht durchströmte. Nach etwa zwei Stunden erreichten wir es wieder und begannen langsam am Fluß bergan zu steigen. Aus einem klaren Bach, an dem wir vorbeikamen, schöpfte ich den ersten Trunk Wasser, den ich seit dem Verlassen von Wien zu mir genommen hatte. Später in Tibet aber konnte man unbedenklich frisches Wasser trinken, denn es fehlt dort die Möglichkeit einer schädlichen Verunreinigung. Die Yaks machten meinen Leuten viel Mühe; sie stellten sich sehr ungeschickt an, einer

von ihnen fiel in eine mehrere Meter tiefe Felsspalte, und es dauerte über eine Stunde bis wir ihn wieder herausgeholt hatten. Ein zweiter zeigte sich außerordentlich widerspenstig, trotzdem er bei der in Polu abgehaltenen Probe seine Last willig einige Kilometer getragen hatte. Heute aber legte er sich regelmäßig nach einigen Schritten nieder, rollte sich so lange auf der Erde, bis die zwei Getreidesäcke, die er trug, abgeschüttelt waren; dann wehrte er sich mit Hörnern und Füßen heftig gegen jede Annäherung, und wenn er endlich gebunden und



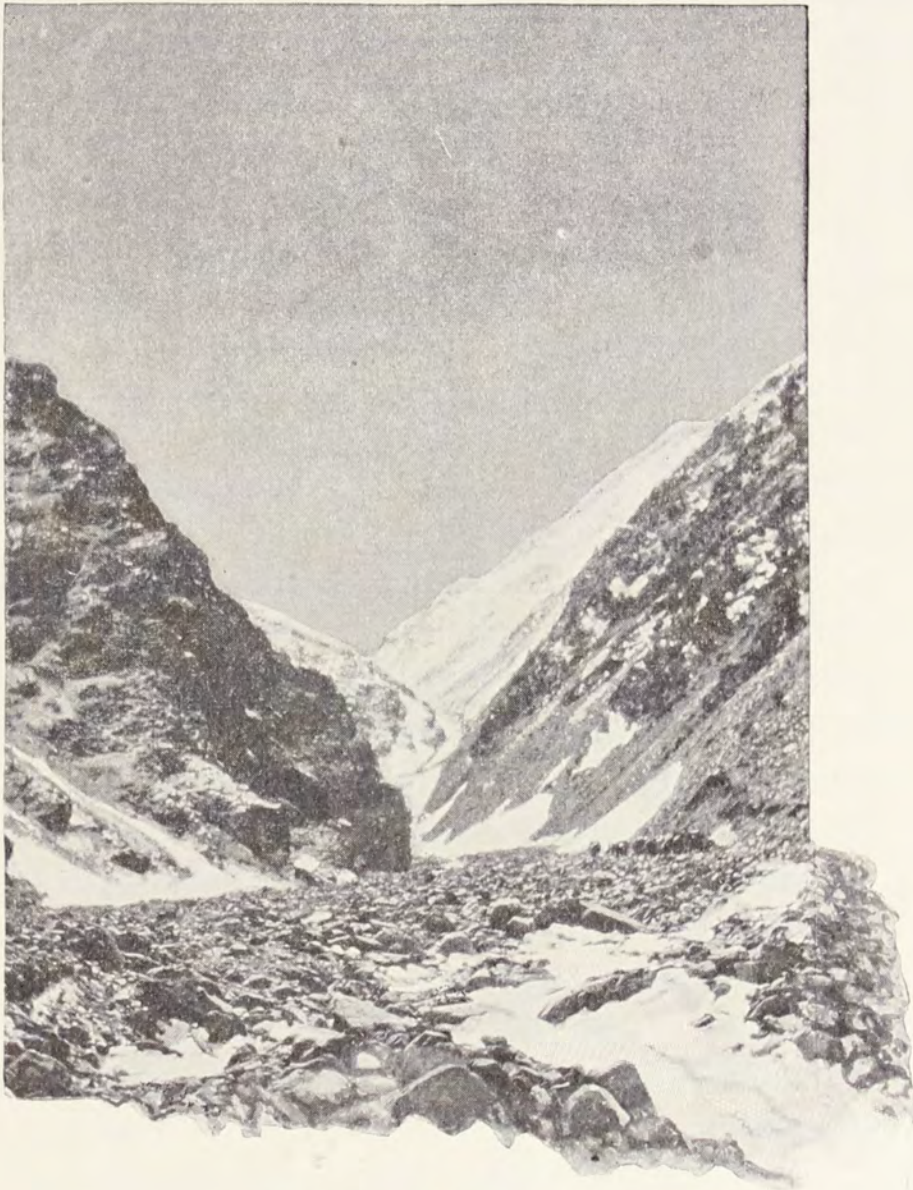
Der erste Lagerplatz (18. Juni).

neu beladen war, begann er nach einer halben Minute sein Spiel von Neuem.

Unser erster Marsch war nicht groß und schon gegen 4 Uhr nachmittags schlugen wir unser erstes Zeltlager auf. Es wurde nur mein kleines Zelt aufgestellt, da der von grobem Gerölle bedeckte Talboden nicht mehr Platz übrig ließ. Das Mannschaftszelt wurde übrigens auch im weiteren Verlauf der Reise nur bei schlechtem Wetter oder nur dann aufgestellt, wenn wir länger als eine Nacht in demselben Ort blieben. Meist zogen es die Leute vor, sich aus den

zusammengestellten Kisten eine hufeisenförmige Mauer zu bauen, die mit der Leinwand des großen Zeltes überdeckt war.

Bis hierher hatte mich der Beg von Polu begleitet, nun aber ging er zurück, nachdem ich ihm ein Zeugnis ausgestellt und ihm das übliche Geschenk überreicht hatte. An diesem Tag auch übergab ich der Mannschaft die neu gekauften Kleider und veranlaßte sie, die Kleider, die sie bisher trugen, zurückzulassen. Die Leute mußten



Tal des Kurab-Su.

sich erst entkleiden und dann bekamen sie ihre neuen Gewänder, die bisher fest verpackt gewesen waren. Durch diese Maßregel erreichte ich es, daß unsere Karawane während der ganzen Reise in Tibet vollkommen ungezieferfrei war. Erst bei unserem Wiedereintreffen in bewohnten Gegenden erneuerten wir die Bekanntschaft mit Kleiderläusen, denen wir auch im Turkestan nicht hatten ganz entgehen können. Es waren an diesem Abend aus meinen Vorräten 29 Mann und 80 Tiere zu verpflegen, nicht gerechnet die Schafe, die sich auf

eigene Faust ihr Futter suchten und die Hunde, die sich mit den Abfällen aus der Küche sättigten.

19. Juni. Unser erstes Lager in der Nähe der Örtlichkeit Gulluk war bereits in 2810 m Höhe gelegen, für diesen Tag aber stand uns keine besondere Steigung bevor, da wir uns ausschließlich im Flußbett bewegten. Wiederholt mußte der Bach überschritten werden, der morgens klar und klein war, aber im Laufe des Nachmittags mächtig anschwell und mit seinem nun lehmbräunen Wasser fast die ganze Talsohle bedeckte. Der Weg war über alle Beschreibung schlecht; beständig hatten sich die Tiere in dem groben Geröll abzumühen, und wir kamen sehr langsam von der Stelle. Die Yaks und Esel hatte ich eine Stunde vor unserem Aufbruch vorausgehen lassen, doch holten wir sie bald wieder ein. Einer der Yaks war mit einem Vorderfuß zwischen zwei große Felsblöcke geraten, und das Bein war gebrochen. Das Tier war weiter nicht zu brauchen, und ein gut angebrachter Schuß aus dem Browning machte seinem Leben ein Ende. Nachdem derart der Anfang zur Totenliste meiner Tiere gemacht war, ritt ich mit Weichbold den übrigen weit voraus, und als wir gegen Sonnenuntergang an eine Stelle kamen, wo auf einem sanften Abhang ein bischen Gras wuchs, warteten wir auf die Karawane. Als der Zug der Esel ankam, schickte ich ihn gleich einige Kilometer weiter, um ihnen für den nächsten Tag einen kleinen Vorsprung zu sichern. Allmählich sammelten sich die Nachzügler zusammen, und es wurde abgekocht. Einige der Pferde waren in den Bach gefallen, hatten sich aber nicht verletzt, nur ihre Lasten waren vollständig durchnäßt und der Inhalt wurde zum Trocknen ausgebreitet. Am Abend aber begann es heftig zu regnen, und mit großer Eile mußte alles zusammengeholt und zugedeckt werden. Als sich um 10 Uhr abends das Wetter wieder besserte, wurden die nassen Sachen neuerdings zum Trocknen ausgelegt, und am nächsten Morgen konnten wir sie wieder verpacken.

Am 20. Juni waren die einzelnen Teile der Karawane während des ganzen Tages auf eine Strecke von mehreren Kilometern verteilt. Die Esel hatten großen Vorsprung, die Pferde bildeten die Mitteltruppe und die Yaks waren in der Nachhut. Lassu hatte beständig damit zu tun, von einer Gruppe zur anderen und wieder zurückzureiten, um mich über die Ereignisse auf dem Laufenden zu erhalten. Der Kurab-su hatte sein Bett in eine enge Schlucht verengt und diese mußte wiederholt auf großen Umwegen umgangen werden. Lange Zeit ritt ich mit Weichbold allein, und wir bemühten uns vergeblich die Eselkarawane einzuholen; unaufhörlich mußten wir steile Kniepässe bewältigen und bald führte der Weg tief unten in der

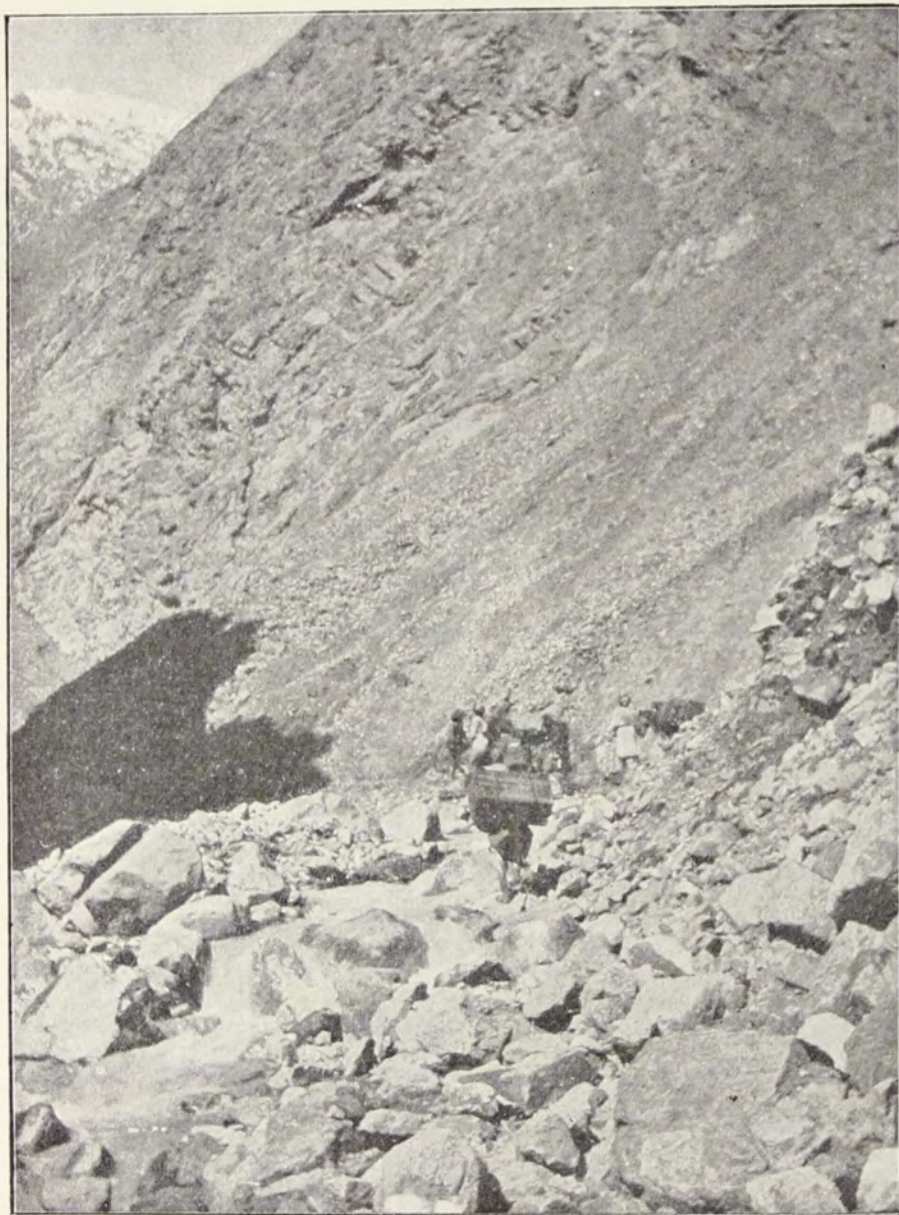


Schlucht, dann wieder auf einem schmalen Felsband zu schwindelnder Höhe hinauf, um auf der anderen Seite sofort in halsbrecherischem Absturz nach der Talsohle zurückzuführen. Ich rechnete nachträglich die Summe der einzelnen Steigungen aus und fand, daß sie zusammen die Zahl von 2500 m erreichten. Bis auf 400 m aber hatten wir alles eingebüßt. Es regnete fast ununterbrochen, und ein fürchterlicher Sturm blies vom Paß herab mit elementarer Gewalt durch die enge Schlucht und über die kahlen Höhen. Es wurde keine Mittagsrast gehalten, eine Marscheinteilung, bei der ich auch in der Folge blieb, sondern man trachtete regelmäßig den Platz des Nachtlagers möglichst rasch zu erreichen. Nach mehrstündigem Ritt erreichten wir endlich die Vorhut, die bereits die Stelle, an der ich zu übernachten gedachte, passiert hatte.

Die Leute hatten sich einen sehr ungeeigneten Punkt zum Lagern ausgesucht. Es war auf dem Boden einer engen Klamm ohne Gras und ohne Feuerholz. Von diesem aber hatten wir einen kleinen Vorrat bei uns, und an die Tiere wurde Gerste verfüttert. Das Bachbett ließ keinen Raum zum Aufstellen meines Zeltes, doch befand sich in der steilen Wand eine kleine Höhle, in der man einigermaßen von dem beständig herabströmenden Regen geschützt war. Der Aufenthalt darin war übrigens durchaus nicht angenehm; die Wände bestanden aus lose zusammengebackenem Geschiebe, und ab und zu fiel ein Stein von der Decke des Eingangs polternd herunter; andere kollerten beständig von der Höhe herab und die Tiere mußten ganz nahe der Felswand angebunden werden, um sie vor Steinschlägen zu bewahren. Die Nachhut ließ sehr lange auf sich warten, und als sie endlich ankam, erfuhr ich, das ein Pferd verloren gegangen war. Es war viele Meter tief in die Schlucht gestürzt, hatte drei Beine gebrochen und war getötet worden. Das Hinabklettern zum abgestürzten Tier und das Heraufbefördern der Last nahm über zwei Stunden in Anspruch, und die beiden Kisten wurden von zweien der Leute aus Polu für den Rest des Weges getragen. Durch die Verteilung von Gerste an alle Tiere war eine Esellast aufgegangen, und sie wurde durch die Kisten ersetzt, die das abgestürzte Pferd getragen hatte. Regen und Wind verhinderten auch das Anzünden eines Feuers, und nur Tee wurde an diesem Abend auf meinem Kochapparat bereitet. Die übrige Mahlzeit bestand lediglich aus Brot, das ich von Polu mit hatte, und wir waren nach der Anstrengung des Tages mit dem Abendessen nicht gerade zufrieden. Doch war nichts zu machen und alle beeilten sich das Tagwerk zu Ende zu bringen und zu schlafen, so gut es ging.

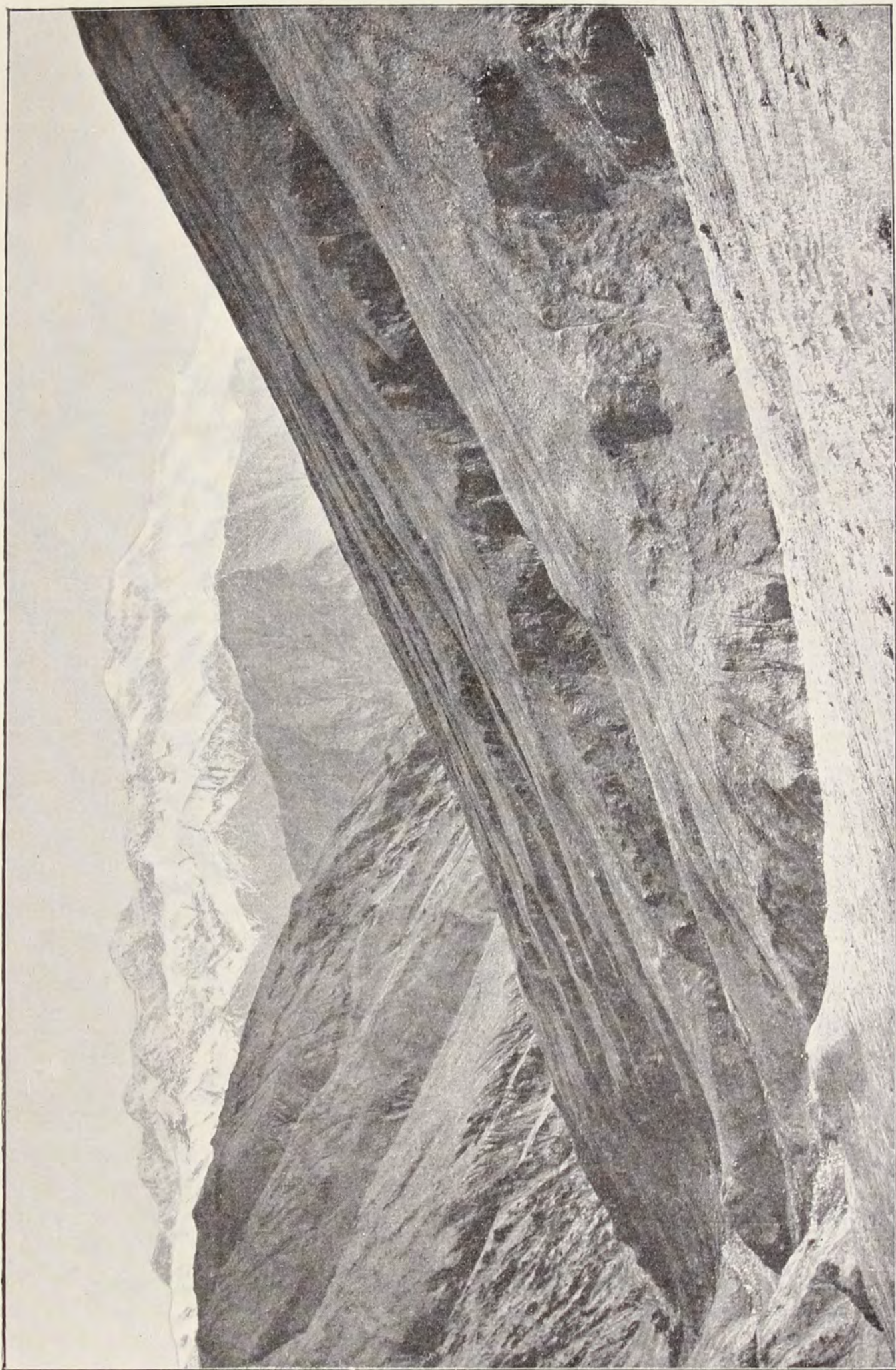
Der folgende Tag brachte über alle Beschreibung schwierige Passagen und stellte an Menschen und Tiere gleich hohe Anforde-

rungen. Sechsmal im Verlauf des Weges mußten an gefährlichen Stellen alle Tiere abgeladen werden, dann wurden sie einzeln am Zügel bis zu einem sicheren Platz geführt; alle Kisten mußten von den Leuten nachgebracht und wieder aufgeladen werden. Vorwiegend marschierten wir einfach im Bachbett, und nur wo dieses zu eng oder zu tief war, um passierbar zu sein, wurde mit großer Anstrengung die ganze Karawane über



Schwierige Passage bei Lager III.

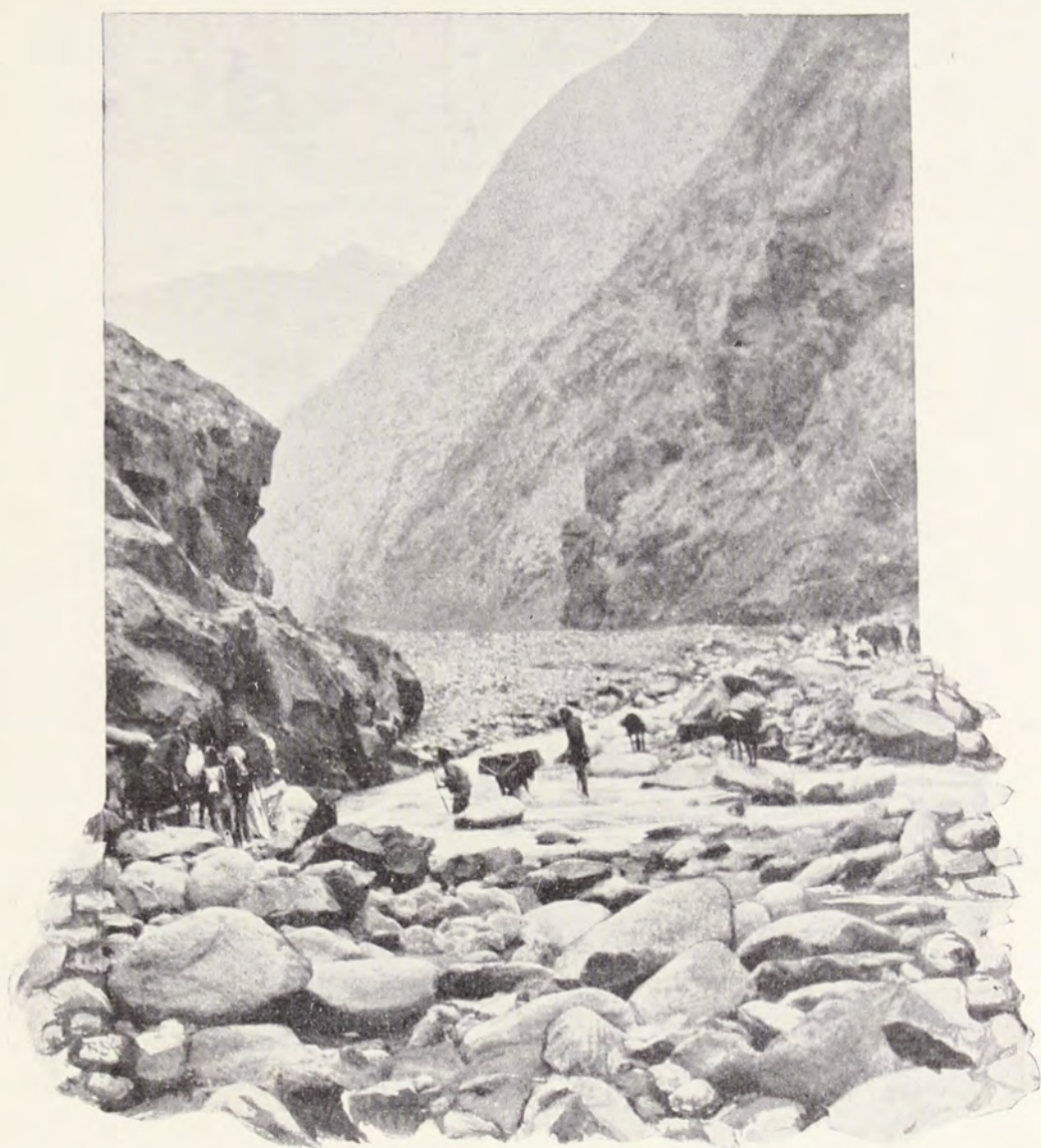
riesige Felsblöcke die steilen Wände hinaufgeführt, um bald darauf wieder den steilen und gefährlichen Abstieg nach dem Bach machen zu müssen. Unterwegs fanden wir einen Esel, der abgestürzt und von der Vorhut zurückgelassen worden war. Das arme Tier hatte sich das Kreuzbein gebrochen und wurde erschossen. Die schwierigsten Stellen waren, wo der Bach eine scharfe Krümmung machte, die in steilem Bergauf und Bergab abgeschnitten werden mußte. Durch Hiebe und Geschrei angetrieben kletterten die Tiere dann mit ihren



In Mont Blanc-Höhe auf dem Su-Baschi.



schweren Lasten hinauf, soweit es ging. Dann begann das Abpacken, Hinüberführen und Aufpacken von neuem. Wiederholt waren die Pferde und Yaks nur dadurch weiter zu bringen, daß drei Männer an Stricken anzogen, die am Sattel und am Kopf des Tieres befestigt waren, während zwei andere hinten nachschoben, oder das geplagte Pferd durch Stockhiebe und Steinwürfe weitertrieben. Als wir das Ende der Schlucht erreichten, befanden wir uns bereits in einer Höhe



Bachübergang bei Lager III.

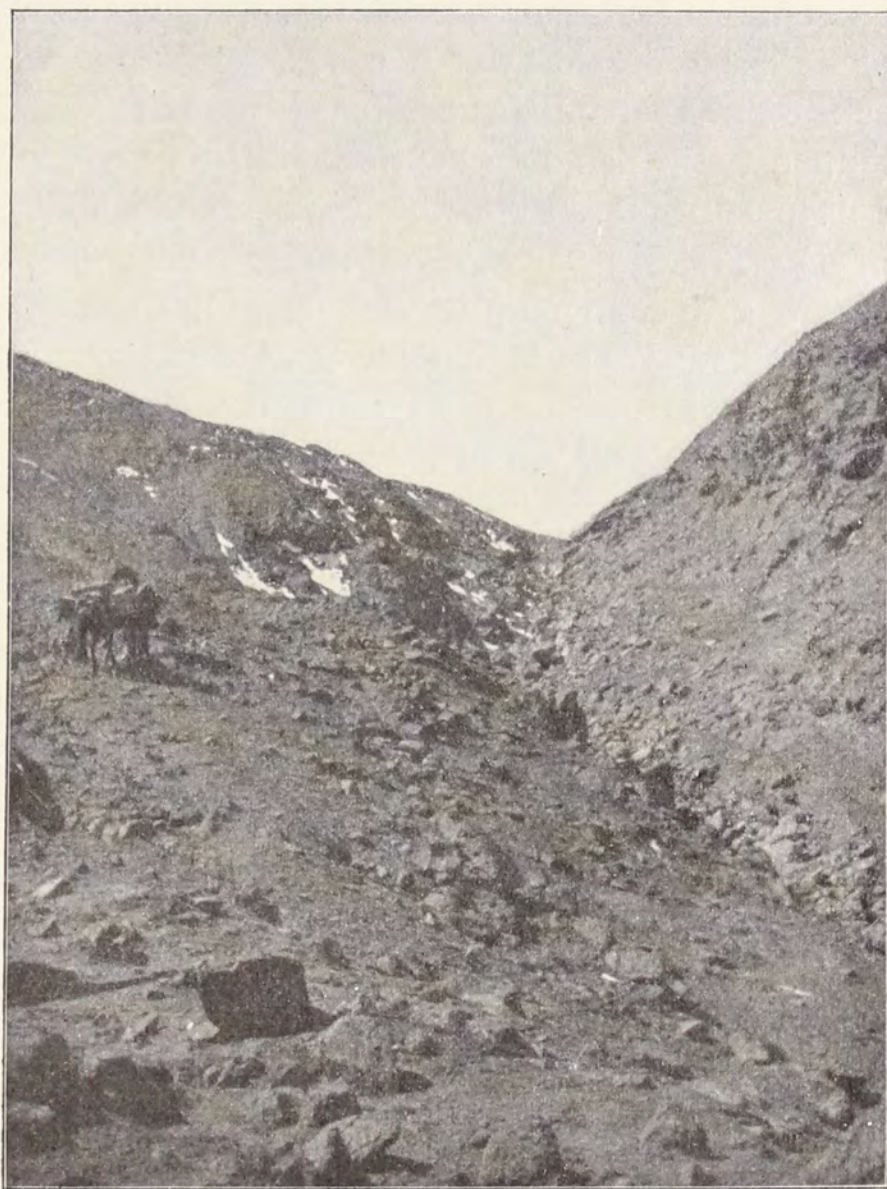
von mehr als 4000 m; es wurde eine kurze Rast gehalten, die Kisten und Ballen wurden neu zurecht gerückt und befestigt, und dann zogen wir zwei Stunden lang durch ein prächtiges breites Hochtal, sanft bergan. Es war nicht daran zu denken, an diesem Tage noch den Paß zu überschreiten, denn die Lasttiere hatten bereits ihr Äußerstes getan. Vor dem Beginn des letzten Anstieges machten wir um 5 Uhr halt; beide Zelte wurden aufgestellt und die zwei Kisten, die schwer beschädigt waren, wurden zu Brennholz zerhackt. Ihr Inhalt wurde in

zwei leer gewordene Gerstensäcke gefüllt. Von den Leuten aus Polu waren sechs so bergkrank, daß ich sie entlassen mußte, während ein siebenter einfach zurückblieb, trotzdem er seine Löhnung nicht erhalten hatte. Die Seehöhe unseres Lagers maß ich mit 4650 m, die Temperatur um 8 Uhr abends mit  $-1/2^{\circ}$  C., das Minimum der folgenden Nacht mit  $-3\ 1/2^{\circ}$ . Bis auf den Sturm, der ungebändigt vom Paß herabtobte, hatte sich das Wetter gebessert, und es war eine wundervolle Sternennacht.

22. Juni. Beim Abmarsch erfuhr ich, daß die Leute gestern zwei Yaks zurückgelassen hatten, die nicht mehr weiter konnten. Die Lasten waren durch Pferde nachgebracht worden. Ich sandte sofort Lassu aus, um die beiden Tiere herbeizuschaffen, und während er mit den Leuten auf die Suche ging, begann der Rest der Karawane den Anstieg gegen den Paß. Ich blieb mit Jorpuntsok und Mahman beim Lagerplatz zurück, um auf die Leute mit den Yaks zu warten. Als sie zurückkamen, brachte Lassu den Schwanz und einen Huf des einen Yaks als Beweis, daß er das Tier tot gefunden habe. Vom zweiten behauptete er, es läge im Sterben und würde jedenfalls den Tag nicht mehr erleben. Damit war die Totenliste schon auf fünf gestiegen, aber ich hoffte, daß es besser gehen würde, wenn wir erst den Paß hinter uns hätten. Wir ritten der vorausgegangenen Karawane nach, erst in engen Windungen an der Wand des Haupttales hinauf, dann in einem Seitengraben, der schließlich der Paßhöhe zuführte. Wir kamen rasch in die Höhe und bald passierte ich den bisher höchst gelegenen Punkt meines Lebens. Es war bei 4760 m; so weit war ich nämlich im Jahr 1904 auf den Ararat hinan gekommen; bald wurde auch die Höhe des Montblanc (4810) erreicht, und ich machte von hier aus eine Aufnahme der im Norden gelegenen Berge. Sie überragten unsere Stellung noch um schätzungsweise 2000 m und die höchsten Punkte dieser Ketten mögen wohl in die 7000 hineingeragt haben. Nachdem wir den erwähnten Graben verlassen hatten, befanden wir uns zwar noch nicht auf der Paßhöhe selbst, aber der letzte Teil der Steigung war sanft und führte durch unregelmäßiges Hügeltterrain. Schließlich erhob sich aus diesem eine flache Kuppe, jederseits von hohen Bergen eingeschlossen, und auf dieser lag der höchste Punkt. Die ebene Fläche war etwa 100 m lang und halb so breit, dann begann auf der anderen Seite sofort der Abfall. Die Karawane war bereits im Abstieg begriffen, Mahman aber und einer der Leute aus Polu waren auf der Höhe zurückgeblieben, mit ihnen ein Pferd, das sich ein Bein gebrochen hatte. Das arme Tier brauchte drei Kugeln, bis es tot war. Dann machte ich eine Reihe von photographischen Aufnahmen und setzte meinen Höhenthermometer in Tätig-

keit. Ich maß die Paßhöhe mit 5180 m, und als inzwischen die Packpferde nachgekommen waren, begannen wir den Abstieg nach Tibet.

Ein Plan, den ich seit meinen Knabenjahren gehegt hatte, war nun zur Ausführung gelangt, und mit einem tiefen Gefühl der Genugtuung lenkte ich meinen Gaul in den seichten Graben, der in ein



Letzter Teil des Su-Baschi (5180 m).

breites sandiges Tal hinabführte. Was ich vorläufig von Tibet sah, war eine mehrere Kilometer breite Ebene, im Süden begrenzt von einer hohen Kette wildgeformter Berge. Gegen Osten glitzerte der Spiegel eines Sees, des Atschik-kul, in dessen Nähe wir unser erstes Lager auf tibetanischem Gebiet aufschlagen wollten. Der Abstieg war natürlich bedeutend kürzer, als das lange Bergauf von Polu her, und das erwähnte breite Tal öffnete sich bald in einem weiten Trichter nach der Ebene zu. Um nicht zu rasch an Höhe zu verlieren, hielten

wir uns vorläufig am nördlichen Hang, schräg gegen den See hinüber kreuzend. Der Hang bestand aus losem Schutt, den zur Zeit der Schneeschmelze zahlreiche Bäche zusammengetragen hatten. Die meisten dieser Wasserläufe waren jetzt leer, denn erst später, im Juli und August, zergehen die großen Schneemassen der Grenzberge. Ich hielt mich mit verschiedenen Aufnahmen im Hintertreffen auf, während die Karawane vorauszog. Als ich sie wieder einholte, fand ich, daß die Leute ungeschickterweise auf einen halbvereisten Sumpf zugegangen waren, statt auf den See; dort blieben sie ratlos stehen. Die durchweichte Strecke des Bodens zu passieren war nicht möglich, denn unter der dünnen Eisschichte erstreckte sich tiefer Morast, und bei einem Versuch darüber hinwegzukommen, sanken einige der Tiere bis über den Bauch ein. Die Stelle mußte umgangen werden, und wir teilten uns in drei Gruppen um einen gangbaren Weg nach dem Grasplatz zu finden, den wir in einiger Entfernung vor uns sahen. Ich ritt mit Weichbold und Mahman gegen Osten, und nach einigen Kilometern fanden wir eine Stelle, eine natürliche Brücke von Ton und Mergel, die nach einer Reihe von Erhöhungen führte, die gleich Inseln aus dem halbgefrorenen und halbausgetrockneten See hervorragten. Nachdem wir auf diese Weise den Grasplatz erreicht hatten, wurden den übrigen durch Schießen und Winken Zeichen gegeben uns zu folgen, und nach einer Stunde war die ganze Gesellschaft wieder beisammen. Das Gras war gelb und hart, aber wie ich schon wußte, konnten wir auf besseres nicht rechnen. Nun wurde abgepackt, man stellte die beiden Zelte auf und dann ließ man die Tiere laufen; wir waren sicher davor, daß sie sich allzuweit entfernten, denn sie hatten nur die eine Brücke, auf der wir gekommen waren, und diese ließ sich leicht vom Lager aus beobachten.

Die Hilfsmannschaft aus Polu erklärte, sofort wieder zurückgehen zu wollen, denn sie hofften noch am Abend unseren Lagerplatz jenseits des Passes erreichen zu können. Von den zwanzig Leuten waren nur mehr acht übrig geblieben, und diese waren rasch abgelohnt. Als Ersatz für die Tiere, die bisher verloren gegangen waren, kaufte ich noch sechs Esel, und damit war der Stand der Karawane erreicht, mit dem ich für die nächsten Monate zu rechnen hatte. Es waren 13 Pferde, 4 Yaks, 37 Esel, außerdem noch die 3 Hunde und 13 von den ursprünglich 16 Schafen; zwei davon hatten wir bereits aufgegessen, ein drittes war verloren gegangen. Auch Lassu sollte von hier zurückgehen, und ich hatte den Abend über genug zu tun, um die Briefe zu vollenden, die ich ihm am nächsten Tag mitgeben wollte. Er besaß ein eigenes Pferd und bekam noch einen entsprechenden Vorrat an Reis und Mehl sowie ein Stück Schaffleisch mit auf den Weg.



Spät abends nahm ich noch den Polarstern auf, und um 4 Uhr morgens wurde ich bereits von Lassu geweckt, der sich verabschiedete. Gleichzeitig mit ihm war Jorpuntsok als Wortführer meiner Leute erschienen, und ich wurde sehr gebeten, Lassu doch hier zu behalten, denn ohne ihn waren wir dann nur mehr acht Mann, und das Bepacken der Tiere sowie die übrigen Verrichtungen waren natürlich etwas viel für diese geringe Zahl, zumal ich selbst bei dieser Beschäftigung kaum in Betracht kam. Ich konnte aber auf diesen Wunsch nicht eingehen, denn ich hatte in Kaschgar Pater Hendriks fest versprochen, dafür zu sorgen, daß Lassu Ende Juli in Kaschgar zurück sein konnte. Für die Beförderung der Briefe erhielt er noch ein besonderes Geschenk, dann ritt er ab, und mit ihm schwand die letzte Verbindung, die mich mit der bewohnten Welt zusammen hielt. Der mitgegebene Brief traf, wie ich später erfuhr, erst Anfangs September in Wien ein.

Ich hatte eine zweitägige Rast festgesetzt und begann gleich am Morgen mit der Aufnahme der Länge und Breite und mit einem möglichst genauen Vermessen des umgebenden Geländes. Wir befanden uns inmitten einer Anzahl von Teichen und Tümpeln, die zusammen mit dem Namen Sagüs-kul bezeichnet werden, während der Atschik-kul, ein regelrechter See, etwa 2 km im Osten begann. Zur Zeit des Hochwassers stehen die einzelnen Teiche vermutlich im Zusammenhang oder aber der Sagüs-kul hat aufgehört, ein zusammenhängender See zu sein, denn in der Gegend sind, wie ich bald bemerken konnte, bedeutende Niveauveränderungen vorgegangen, die auf vulkanische Ereignisse zurückzuführen sind. An landschaftlicher Schönheit ließ der Ort nichts zu wünschen übrig; die breite Ebene war auf drei Seiten von hohen Schneebergen umschlossen, nur nach Osten zu erstreckte sie sich in sanfter Senkung bis zum Horizont. Ich begann damit, daß ich mit dem Stahlband eine Strecke von 1000 m abmaß, und dann auf dieser Basis mit meinem Universalinstrument eine Reihe von Dreiecken aufbaute, deren Spitzen die wichtigsten Gipfel der Umgebung waren. Den See selbst maß ich einfach mit dem Kompaß und Schrittzahl. Der größte Teil war von Eis bedeckt, wo er offen war, wimmelte es von kleinen Krebschen und das Wasser war bis zur Tiefe von einem Meter kaum merklich salzig. Weiter unten jedoch zeigte sich ein bedeutender Salzgehalt, und das lebhafte Kleintierleben, das augenblicklich den See bevölkerte, ist vermutlich auf die Saison der Schneeschmelze beschränkt, in der große Mengen von süßem Wasser in kurzer Zeit zusammenkommen. Der Sagüs-kul ist abflußlos, zwischen ihm und seinem östlichen Nachbar schiebt sich eine Barre aus basaltischer Lava, der Teil eines großen Stromes, der

von den Bergen im Süden herabkommt. Im Laufe des Nachmittages, als ich mich ziemlich weit vom Lager entfernt hatte, vernahm ich aus der Richtung gegen Osten den gedämpften Ton eines Schusses und dachte mir, daß Weichbold auf einem Jagdausflug begriffen sei; als ich aber zurückkam, fand ich die ganze Gesellschaft damit beschäftigt, unsere noch immer feuchte Wäsche zum Trocknen auszubreiten und alle dachten, daß den Schuß ich abgefeuert hätte. Niemand war mit einem Gewehr vom Lager weggegangen, alle hatten den Schuß gehört, aber keiner konnte ihn sich erklären. Ansiedelung gab es im weiten Umkreis keine, und wir begnügten uns schließlich damit, daß ein eingeborener Jäger, der sehr weit in die Berge vorgedrungen war, der Schütze gewesen sein müsse.

24. Juni. Während der Nacht war das Thermometer auf minus  $8\frac{1}{2}^{\circ}$  gesunken, nach Sonnenaufgang aber wurde es bald behaglich warm, und das Wetter wäre wunderschön gewesen, hätte sich nicht gegen Mittag ein heftiger Sturm aus Osten erhoben; er kam so plötzlich, daß wir nicht mehr Zeit hatten, die ausgebreitete Wäsche in Sicherheit zu bringen, und der größte Teil davon erhob sich gleich abenteuerlichen Vögeln in die Lüfte und wurde gegen Westen davongetragen. Es wurde eine Expedition ausgeschiedt, um die verlorenen Sachen zu finden, und bis auf wenige Stücke brachte man alles wieder zusammen.

An Tieren stellten wir außer der Fauna des Sees zahlreiche Eidechsen der Gattung *Phrynocephalus* fest, außerdem Wildgänse, Enten, Krähen, tibetanische Hasen (*Lepus hispidus*), auch sahen wir eine Gazelle und in der Nähe fanden wir zwei Schädel von Antilopen (*Pantholops hodgsoni*). Fische schienen im See zu fehlen; auch Schnecken oder Versteinerungen suchte ich vergeblich. Dagegen fand ich die Überreste ehemaliger heißer Quellen, schwefeldurchsetzte Sinterkrusten, von denen ich einige Proben sammelte. Die Hügel in unserem Lager waren aus Sand und Lehm deutlich geschichtet, und darin fanden sich große zusammenhängende Bänke einer Art Torf, jedenfalls aus den Ufergegenden des ehemaligen großen Sagüs-kul, dessen Spiegel damals folglich viel höher gestanden haben muß. Am Abend hörte der Sturm so plötzlich auf, wie er begonnen hatte, und die Nacht war fast windstill.

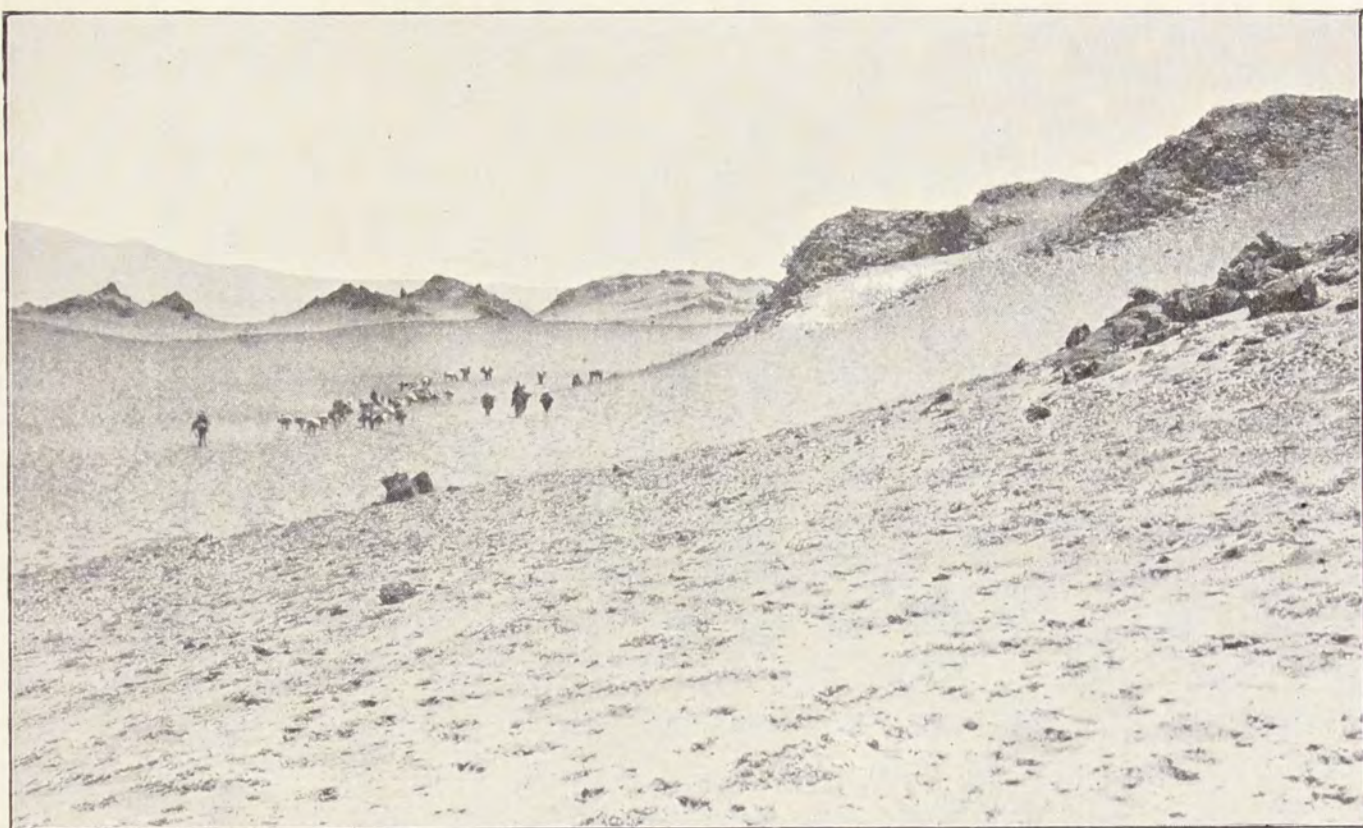
Den Aufbruch aus diesem Lager hatte ich für den folgenden Morgen festgesetzt; es war das fünfte unserer Reise, doch konnte es noch mit einem uns bekannten Ortsnamen, nämlich Sagüs-kul, bezeichnet werden, während ich später die einzelnen Lager nur mit fortlaufenden Nummern benannte. Zum erstenmal mußten alle Tiere ohne Hilfsmannschaft beladen werden, und es dauerte daher ent-



Lager am Sagüs-Kul.



sprechend länger; besonders die Esel machten uns viel zu schaffen; sowie einer seine Last aufgepackt erhalten hatte, legte er sich sofort nieder und versuchte sie abzuwälzen. Hatte man ihn wieder aufgerichtet, so zeigte es sich, daß inzwischen einige andere den Augenblick, in dem sie ohne Obhut waren, in ähnlicher Weise benutzt hatten. Als wir endlich marschbereit waren, nahmen wir die Tiere in die Mitte und nachdem sie bemerkt hatten, daß die zweitägige Rast zu Ende war, ergaben sie sich in ihr Schicksal und gingen ruhig ihres Weges. Einer der Yaks jedoch war in keiner Weise weiterzubringen; trotzdem Abdulla mit aller Macht an dem Strick zerrte, der an dem



Alter Lavastrom bei Lager V.

Nasenring des Tieres befestigt war, erreichte er nicht mehr, als das Tier jeweils 20 oder 30 Schritt weiterzubringen, worauf es sich sofort wieder niederlegte. Erst als ihm die Last abgenommen und auf die anderen Yaks verteilt wurde, ging es weiter. Um unseren Weg abzukürzen, hatten wir das Seegebiet an einer anderen Stelle verlassen, und nachdem wir einige Sumpfstreifen und zugefrorene Kanäle unter großer Mühe passiert hatten, erreichten wir den südlichen Teil des Abhanges und festen Boden. Vor uns lag jetzt der dunkelgraue Rücken des Lavastromes, der zu übersteigen war. Von seiner Höhe war genau zu sehen, wo er entsprungen war und wie er sich in seinem weiteren Verlauf in verschiedene Arme geteilt hatte. Der größte davon hatte sich zwischen den Sagüs-kul und Atschik-kul eingeschoben,

die anderen ragten bis in den letzteren See hinein und bildeten dort zahlreiche Vorgebirge und kleine Inseln. Der Atschik-kul war herrlich blau und grün mit violetten Lichtern und ebenfalls zur Hälfte gefroren; sein Wasser war nur ganz schwach salzig, aber trotzdem fand ich darin nichts Lebendes.

Am langsamsten von allen Tieren gingen die Yaks. Die Pferde und Esel waren bald weit voraus und ich blieb in der Mitte und behielt so Fühlung mit beiden Teilen. Nachdem wir in stetigem Bergauf und Bergab den größten Komplex des Lavastromes überschritten hatten, wandten wir uns in südöstlicher Richtung der Öffnung eines großen Tales zu, das in die Ebene mündete. Eine Reihe von erloschenen Kratern war in der Nähe zu sehen, aber keiner von ihnen hatte einen nennenswerten Lavastrom ausgeschickt. Der Weg bis zur Mündung des Tales schien ganz eben, als wir aber näher kamen, fanden wir, daß der Boden aus zahllosen Hügelchen von etwa  $\frac{1}{2}$  m Höhe bestand, zwischen denen tiefe und enge kleine Gräben waren. Die vorausgegangene Karawane verminderte denn ihr Tempo auch bedeutend, als sie so weit war, und damit war für die Yaks die Möglichkeit geboten, wieder aufzurücken. Auf dem letzten Hügel hielt ich, bis Mahman nachkam. Er brachte aber nur drei Yaks mit sich und erzählte, der vierte sei nicht von der Stelle zu bringen, so sehr sich Abdulla auch bemühte. Ich ließ ihn vorausgehen und ritt selbst zurück: nach einer halben Stunde fand ich in einer Bucht des Sees Abdulla neben dem Yak schlafend. Ich weckte ihn in ziemlich grober Weise auf, aber er meinte, er habe sich nur schlafen gelegt, weil es unmöglich gewesen sei, den Yak von der Stelle zu bringen und er daher warten mußte, bis ihm jemand zur Hilfe kam. Wir bemühten uns nun zu zweit den Yak zunächst zum Aufstehen zu bringen, und als uns dies endlich gelang, band ich den Nasenstrick um meinen Sattelknopf und hoffte den widerspenstigen Gesellen auf diese Art weiterzubringen. Nun lief er plötzlich nach der anderen Richtung davon, so sehr ich mich auch bemühte, ihn zu halten. Schließlich stieg ich ab, Abdulla und ich zogen nun an dem Strick und endlich setzte sich das schwerfällige Tier unter Gebrumm in Bewegung. Nachdem dies eine Viertelstunde so gegangen war, saß ich wieder auf und ritt voraus. Bald traf ich auf Mahman, der in einer trostlosen Situation war. Von seinen zwei Yaks lag der eine am Boden, rings um ihn Packsattel und Kisten, und von den letzteren war die eine zerbrochen und die Konservenbüchsen, die sie enthalten hatte, lagen dutzendweise im Sand. Der zweite Yak stand, doch war ihm der Sattel auf den Bauch geglitten, und die Last schleppte er am Boden nach. Mit Hilfe Mahmans belud ich ihn frisch, und dann wandte ich mich dem liegenden

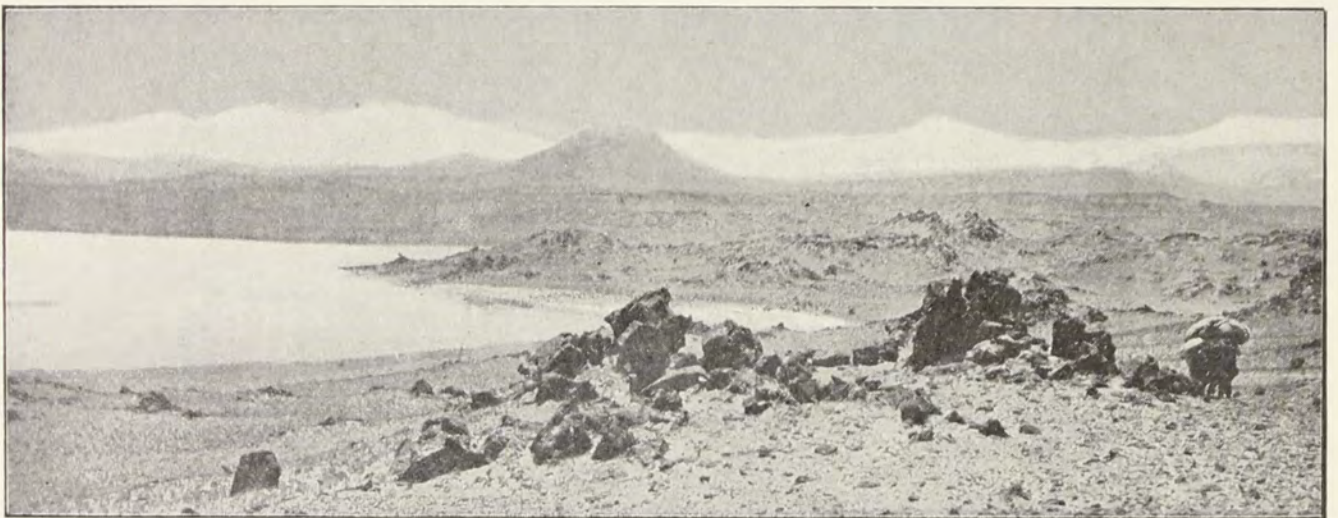
Yak zu; wir konnten aber mit ihm nicht fertig werden und überließen ihn Abdulla, der eben auftauchte; bis wir die Stelle erreichten, an der die Karawane Lager gemacht hatte, mußten wir den Yak, den wir vor uns hertrieben, nicht weniger als fünfmal frisch satteln und beladen, und so sehr wir auch auf ihn losprügelten, legte er sich immer wieder nieder und schüttelte mit einer geschickten Bewegung die Last ab. Mahman und ich hatten alle Taschen voll von Konservenbüchsen, und diese mußten wir jedesmal, wenn das schwarze Vieh am Boden lag, auspacken, um sie dann, während der Yak vorläufig wieder bepackt war, auf unseren Pferden und uns selbst unterzubringen. Schließlich war mir die Sache zu dumm und ich ritt voraus mit dem Versprechen zwei Leute vom Lager zur Hilfe zu schicken. Kurz nach Sonnenuntergang kam ich an, und Maëddin mußte mit Said-Agul und zwei Pferden zurück. Als ich um 11 Uhr abends zu Bett ging, waren die Yaks noch nicht eingetroffen, und ich beauftragte Jorpuntsok, bei Tagesanbruch auf die Suche zu gehen.

Wir anderen mußten natürlich warten, bis alle Nachzügler eingetroffen waren, aber es fehlte dann immer noch der eine Yak, um den ich mich mit Abdulla bemüht hatte. Wie mir Jorpuntsok erzählte, hatten sie alle drei Pferde und sich selbst vor den Nasenstrick gespannt, schließlich war aber der Yak wild geworden, hatte sich aus dem Nasenring losgerissen, und war mit Hinterlassung einer großen Blutspur davon gestürmt. Die Last wurde auf Said Aguls Reitpferd gepackt, und von nun an mußte dieser zu Fuß gehen.

Unser Lager war etwa 2 km südlich der kleinen Seengruppe Ullug-kul gewesen, die nach dem Kerija-darja abfließt, wir aber folgten dem Abfluß nicht, sondern wandten uns nach Südosten, um den Kerija-darja auf kürzerem Weg weiter oben zu erreichen. Beim Aufbruch erschienen in der Nähe des Lagers zwölf Kiangs (wilde Pferde), und beobachteten uns aufmerksam aus einer Entfernung von ca. einem Kilometer. Als ich mich aber von der Karawane trennte, um näher an sie heranzureiten, verschwanden sie wie der Blitz in einer großen Staubwolke. Ich dachte ursprünglich, das Tal, in dem wir uns befanden, möglichst weit bergauf zu verfolgen, aber schon nach kurzer Zeit öffnete sich zur Linken ein, wie es schien, niedriger und bequemer Durchpaß nach der Richtung, in der wir gehen sollten. Rasch wurde die Vorhut benachrichtigt, und alle Tiere in das schmale Tal hineingetrieben, das auf den Paß hinaufführte. Der Anstieg war sehr steil, dafür aber kurz, und nach einer Stunde erreichten wir die Höhe bei 5310 m. Ich hatte richtig gerechnet; vor uns lag ein kleiner Talkessel, von einem starken Bach durchströmt, und wenn wir diesen weiter verfolgten, mußten wir schließlich über einen neuen Paß das Tal des

Kerija-darja erreichen. Wir waren bald unten und ritten ohne Zwischenfälle bis gegen Sonnenuntergang stromauf. Der Grasplatz, den wir um diese Zeit erreichten, war sehr dürftig, und alle Tiere mußten daher mit Gerste gefüttert werden. In der Nähe waren einige Antilopen zu sehen, und Weichbold zog nach ihnen aus, kam aber nach Einbruch der Nacht zurück, ohne zu Schuß gekommen zu sein. Wieder war es nachmittags sehr stürmisch gewesen, abends aber ließ der Wind nach, und ich konnte in Ruhe in meinem Zelt bis Mitternacht arbeiten.

Die Antilopen waren hier noch bei weitem nicht so zahlreich, als wir sie später im Süden antrafen, wo wir manchmal Herden von mehreren Hundert Stück auf einem geringen Raum beisammen sehen konnten, während sie hier im Norden in Rudeln von zehn bis zwölf



Lavafeld und Krater am Atschik-Kul.

Stück auftreten; selten waren in einem Rudel Männchen und Weibchen beisammen, ausgenommen bei größeren Herden. In den kleineren Gesellschaften findet sich fast ausschließlich nur das eine oder das andere Geschlecht vertreten. Der Körper der Antilopen ist zierlich und graziös, der Kopf dagegen plump und unhübsch. Die schwarzen Flecken auf der Stirne erwecken den Eindruck, als hätte sich das Tier beschmutzt, und nicht den einer natürlichen Zeichnung. Die Hörner, die sich nur beim Männchen finden, sind zweifellos das Hübscheste am ganzen Tier. Sie sind schön leierförmig geschweift, im unteren Teil geringelt, die scharfe Spitze ist glatt. Als größte Hornlänge gibt Rawling\*) 27 Zoll = 68,5 cm an. Der stärkste Bock, der von uns erbeutet wurde, hatte, der Kurve nach gemessen, eine Hornlänge von 62 cm, bei einem Abstand der Spitzen von 33 cm. Das Fleisch dieser

\*) The great plateau. London 1904.



Tiere war in der Folge, als wir keine Konserven mehr hatten, unser Hauptnahrungsmittel.

27. Juni. Die Schafe hatten sich verlaufen und konnten erst nach längerem Suchen zur Stelle gebracht werden. Unser Aufbruch aus Lager VII verzögerte sich daher bis 10 Uhr, doch machte dies nicht viel, da wir doch nicht daran denken konnten, den nächsten Paß an diesem Tag noch zu überschreiten. Wir folgten dem Fluß weiter stromauf, und dieser begann bald an Stellen, wo er weniger rasch floß, mit einer dünnen Eisschichte bedeckt zu sein. An einer Stelle verengte sich das Tal, gleichzeitig aber kam in dieser Enge der Fluß fast zum Stehen und bildete einen von senkrechten Felswänden umgebenen kleinen See. Wir mußten diesen umgehen, da das Eis doch nicht stark genug schien, um auf ihm den See überschreiten zu können, und stiegen sehr steil gegen die zu unserer Rechten gelegenen Talwände an. Die Pferde mußten zu diesem Zweck abgeladen werden, als aber der größte Teil die erste Stufe des Anstieges erreicht hatte, glaubten die zurückgebliebenen Leute, die übrigen Tiere auch mit der Last bergan treiben zu können. Bis auf ein Pferd kamen sie auch ohne Zwischenfall hinauf, dieses eine aber verlor das Gleichgewicht und kollerte mit seiner Last etwa 25 m bergab. Unten gab es einen großen Krach, dann sprang das Pferd auf und ließ die beiden Kisten, die es getragen hatte, in zertrümmertem Zustand zurück. Es waren dieselben Kisten mit Kleidern, die schon vor dem Kisil-dawan einmal ins Wasser gefallen waren; damals war ihr Inhalt in einige Säcke verpackt worden, später aber brauchten wir die Säcke zu etwas anderem und es wurden wieder zwei Kisten mit den Kleidern gefüllt. Die Kisten konnten jetzt nurmehr als Brennholz dienen und wir nahmen zu diesem Zweck die Trümmer mit uns.

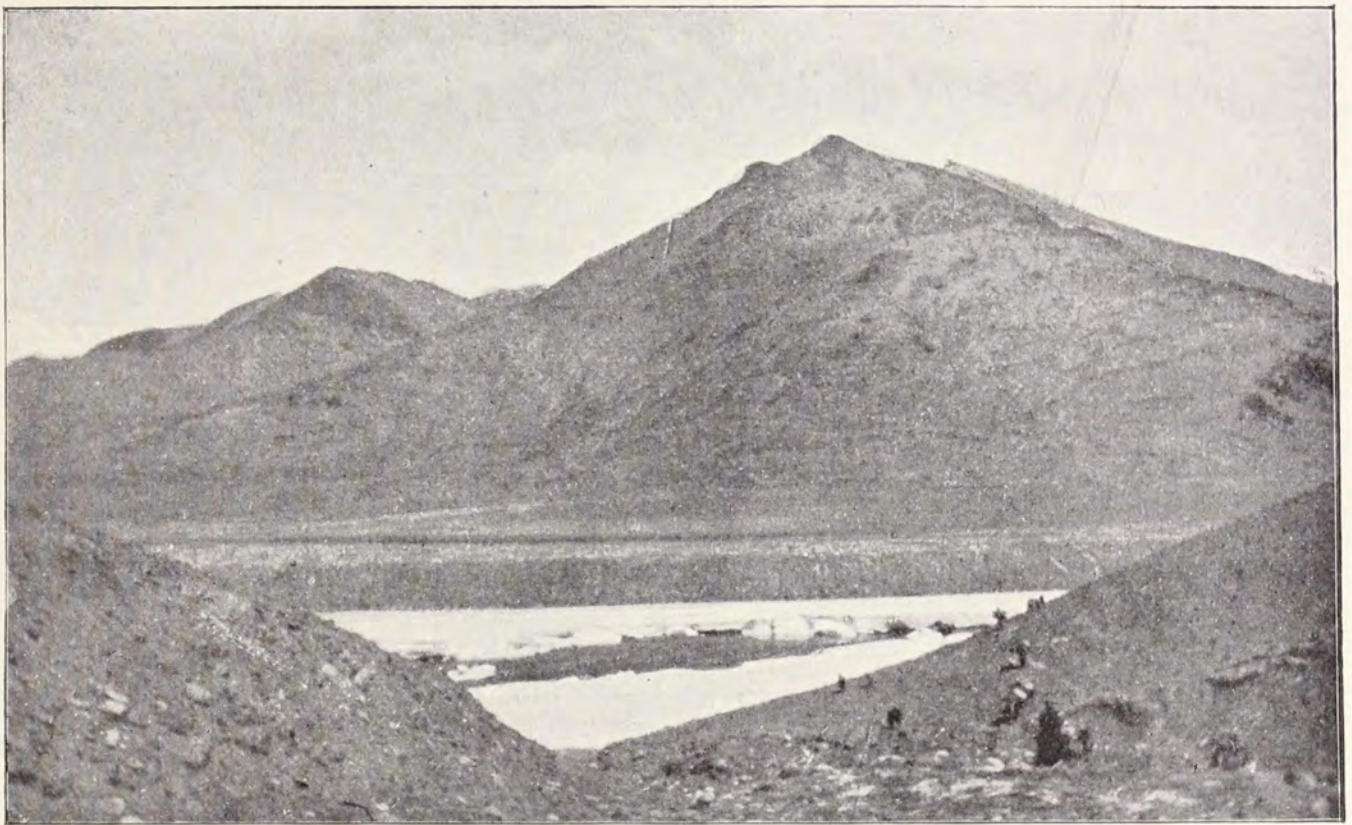
Eine Zeitlang zogen wir auf einem breiten Band an der Tallehne dahin, dann mußten wir wieder zum Fluß hinab. Dieser war inzwischen unter dem wachsenden Einfluß der Sonne bedeutend angeschwollen und das schmutzigbraune Wasser strömte sowohl über als auch unter der Eisschichte sehr rasch. An manchen Stellen barst die Eisdecke mit donnerndem Krachen und riesige Schollen begannen den Fluß hinabzutreiben, so daß vorläufig nicht daran zu denken war, ihn zu durchreiten. Wir mußten an seinem linken Ufer noch bis gegen Abend bleiben, erst dann verengerte er sich ein wenig und ward eisfrei, trotzdem aber noch so reißend und hoch angeschwollen, daß der Übergang große Schwierigkeiten bereitete, besonders für die kleinen Eselchen; denn wo ein Pferd ins Wasser steigen kann, ohne daß es ihm bis an den Rumpf reicht, ist ein Esel schon fast bis über den Rücken eingetaucht und kann sich infolgedessen im reißenden Wasser

nicht aufrecht erhalten. Die Esel mußten alle einzeln an langen Stricken hinüber gezogen werden, benahmen sich aber gut und schwammen wie sie eben konnten. Der Flußübergang hatte uns über eine Stunde aufgehalten; eine weitere Stunde hatte die Bewältigung der Stelle gekostet, an der das Pferd abgestürzt war, und es wurde daher 6 Uhr abends, bis wir einen brauchbaren Grasplatz erreichten. Kurz vorher hatten wir den Fluß noch einmal zu kreuzen, dies aber an einer Stelle, an der der Übergang keine besonderen Anforderungen an die Tiere stellte.

An einer windgeschützten Stelle wurde Lager gemacht und die Zeit bis zum Einbruch der Dunkelheit benutzte ich, um einen nahegelegenen Gipfel zu besteigen und von dort aus nach unserem weiteren Weg Umschau zu halten. Meine Leute hatten anfangs kein besonderes Vertrauen in meine Fähigkeit als Führer in unbekanntem Gebieten und kamen stets mit besorgten Fragen, wie wir denn weiter kommen würden, ob wir auch immer Wasser finden könnten und ob wir uns nicht rettungslos verirren würden. Bald aber merkten sie, daß ich mich immerhin ganz gut zurecht fand; besonders als ich an diesem Abend mit einer kleinen Kartenskizze zurückkam, die ich auf dem erwähnten Gipfel gezeichnet hatte, und den Leuten auseinandersetzte, daß wir bald an eine Talgabelung kommen würden und dann links gehen müßten, um auf einen nicht allzu hohen Paß zu gelangen; auch daß ich regelmäßig die astronomischen Ortsbestimmungen vornahm, beruhigte die Leute sehr und sie muteten natürlich meinem Instrument wunderbare Kräfte zu. Daß man damit durch die Berge sehen konnte, war für sie außer allem Zweifel und sie wurden darin noch dadurch bestärkt, daß sie selbst nie etwas sehen konnten, wenn sie je einmal durch das Fernrohr meines Universals guckten.

Am folgenden Morgen waren wieder einmal die Schafe verschwunden; sie waren uns bereits mehr als lästig, denn sie verstreuten sich auch während des Marsches und wenn wir genug anderes Fleisch gehabt hätten, wäre niemand darüber betrübt gewesen, sie ganz zu verlieren. So aber mußten sie doch beisammen gehalten werden und vier der Leute, unter ihnen Weichbold, zogen aus, um sie zu suchen. Drei Stunden vergingen so, bis plötzlich Jorpuntsok die kleine Schafherde hoch oben am westlichen Talabhang erblickte. Die Suchenden wurden durch Schießen und Winken verständigt, und Mahman begann mit Weichbold ein großes Umgehungsmanöver, um die Schafe wieder nach der Talsohle herabzutreiben. Ihr Eintreffen war jetzt nurmehr eine Zeitfrage und ich ließ die Karawane vorläufig vorausgehen. Als wir sie einholten, hatten sie an der Talgabelung, von der ich vorhin sprach, halt gemacht und warteten auf Befehle. Wir bogen links, d. h. nach Osten ab und betraten

ein Tal, in dem ein starker Nebenbach floß. Die Steigung war sanft und der Weg wäre sehr leicht gewesen, wenn nicht der Bach bereits seine Nachmittags-Größe gehabt hätte; so ließ er an den Abhängen wiederholt keinen Platz zum Vorbeikommen und wir hatten ihn im Lauf des Nachmittags wenigstens zehnmals zu kreuzen. Die Yaks, die uns einen ganzen Tag lang keinen Ärger bereitet hatten, begannen von neuem sich von der unangenehmen Seite zu zeigen und besonders einer, ein großer starker Stier, eröffnete wieder das Spiel des Niederlegens, das wir schon sattsam kannten. Ich blieb mit Said Agul und Maëddin zurück, wir packten die Lasten auf Maëddin's Reitpferd, aber



Bei Lager VIII.

trotzdem wollte der Yak nicht von der Stelle. Es war von ihm nur Eigensinn und nicht Müdigkeit, denn gelegentlich, wenn ihm die Prügel zu viel wurden, entwischte er mit großer Behendigkeit bergauf. Ihn wieder herunterzuholen war ein besonderes Kunststück, und kaum war er unten am Bach angelangt, lag er schon wieder da, als hätte er nie gestanden. Der Reihe nach wurden alle uns bekannten Mittel angewendet; Stockhiebe, so heftig sie auch geführt wurden, fruchteten nichts, das Zusammendrehen des Schwanzes, das Maëddin zur Anwendung brachte, entlockte dem Yak zwar einen Galopp von einigen hundert Schritten, aber dann ging er sofort wieder in die liegende Stellung zurück. Schließlich machten wir aus Papier und

Stroh ein Feuer unter seinem Schwanz an, aber er rückte nur sehr geschickt einen halben Meter von der Stelle und erstickte das Feuer mit seinem Körper. Endlich nahmen wir unsere Zuflucht zu Steinwürfen, die hauptsächlich auf die Spitze der Hörner gezielt waren, denn bei dem großen Hebelarm, die ein so langes Horn bietet, mußte der Stoß dem Tier sehr unangenehm sein. Dieses Mittel hätte vielleicht noch geholfen, so grausam es auch zu sein scheint, Maëddin aber traf mit einem Steinwurf den Yak so unglücklich, daß er ihm die Schläfenschlagader zersprengte. Ein starker Blutstrahl spritzte hervor und nun war das Tier verloren; ihm näher zu kommen, oder gar die Wunde zu verbinden, war unmöglich und nach einigen Minuten streckte sich der Yak unter Zuckungen lang aus und es blieb wieder nur der Browning, um seinem Leben ein Ende zu machen. Bevor der Yak endgültig tot war, ließ ich ihn von Said Agul nach mohammedanischer Art schächten, um wenigstens sein Fleisch verwenden zu können. Ohne diese rituelle Art der Tötung nämlich hätten meine strenggläubigen Begleiter nichts von ihm gegessen. So aber konnten wir ein großes Stück aus dem Schenkel mit uns nehmen, das wenigstens für zwei Mahlzeiten ausreichte.

Erst nach einer Stunde hatten wir den Train wieder eingeholt und verließen bald das Tal, um in einen Seitengraben einzubiegen. Der Anstieg war hier bedeutend schwieriger als bisher und wurde dies noch mehr, als wir in einen zweiten und schließlich in einen dritten ganz steilen Graben gelangten. Es konnte aber kein Zweifel bestehen, daß wir auf dem richtigen Weg nach dem Paß waren und wir sahen die letzte Höhe bald vor uns. Weiter aber konnten wir nicht kommen, denn durch das ablaufende Schneewasser waren die aus losem Schutt bestehenden Talwände so versumpft, daß weder Mensch noch Tier passieren konnte. Auf einem Umweg gelang es Jorpuntsok die Paßhöhe zu erreichen und er kam mit der Meldung zurück, daß diese nur ungefähr 2 km entfernt sei und daß auf der anderen Seite ein steiler Abfall nach dem Kerija-darja hinabführte. Den Fluß und die Grasplätze an seinen Ufern hatte er von der Höhe aus sehen können. Die Leute, die der Ansicht gewesen waren, daß wir vollständig irre gegangen seien, waren durch diese Nachricht freudig überrascht und setzten in Zukunft keine Zweifel mehr in meine topographischen Angaben. Heute aber mußten wir schon bleiben, wo wir waren, und übernachteten, trotzdem weder Gras noch Brennholz zu finden war. Statt ersterem wurde an die Tiere Gerste verfüttert, zu letzterem mußte wieder eine Kiste herhalten, deren Inhalt in den leer gewordenen Getreidesack gefüllt wurde. Um 7 Uhr abends trat bereits Frost ein und der Paß wäre nun, da der Boden gefroren

war, leicht zu passieren gewesen; einen Augenblick dachte ich auch daran, trotz der hereinbrechenden Dunkelheit den Übergang noch an diesem Tag zu machen, doch gab ich den Gedanken wieder auf und war hinterher sehr froh darüber; denn der nächste Morgen brachte uns das schwierigste Stück der ganzen Reise. Um 8 Uhr abends war die Temperatur bereits auf  $-3\frac{1}{2}^{\circ}$  gesunken, und die Seehöhe maß ich mit 5770 m. Es war dies der höchste Punkt, den wir bisher erreicht hatten und die verdünnte Luft machte sich besonders beim Lastenheben unangenehm fühlbar. Niemand jedoch war bergkrank, im Gegenteil war das ganze Lager sehr guter Laune, denn morgen sollten wir ja den Kerija-darja erreichen, und für dort hatte ich eine dreitägige Rast angesagt.

Für die Nacht wurden alle Tiere, auch die Schafe, angebunden, da sie sich sonst auf der vergeblichen Suche nach Gras zu weit entfernt hätten, und daher ging auch der Abmarsch rasch von statten. Vor 8 Uhr früh brachen wir auf, und da der Boden um diese Zeit noch gefroren war, erreichten wir ohne Schwierigkeiten um 9 Uhr die Paßscharte. Diese war 5850 m hoch und, wie Jorpuntsok richtig gesagt hatte, konnten wir von dort sehr gut die schönen Grasplätze am Fluß tief unten vor uns sehen. Die Höhendifferenz war allerdings bedeutend, etwa 700 m, wie sich später herausstellte, aber es war auch dafür gesorgt, daß wir sie nicht allzu rasch bewältigten. Der Abstieg nämlich, der vor uns lag, war kein Tal, sondern eine steil abfallende Schlucht, über und über angefüllt von riesigen Felsblöcken, ohne eine Spur von Weg oder gangbarem Terrain. Im ersten Augenblick stand ich ratlos, denn so schlecht hatte ich mir die Sache nicht vorgestellt; um mir aber vor den Leuten nichts zu vergeben und da wir ja schließlich doch hinunter mußten, stellte ich mich so, als hätte ich es gar nicht anders erwartet und sagte nur, der Abstieg sei zwar schwierig, dafür aber kurz und heute Abend würden wir auf jeden Fall, wie ich es vorausgesagt hatte, am Kerija-darja lagern.

Zunächst versuchten wir die Tiere bepackt hinunter zu führen, aber dies zeigte sich bald als unmöglich und es begann nun ein höchst martervoller Abstieg. Die Tiere strauchelten, brachen zwischen den Steinen ein und stürzten; die Lasten kollerten bergab, es gab blutige Läufe und zerbrochene Kisten, ein Esel stürzte sich zu Tode, die ganze Schlucht war erfüllt von Kisten, Säcken und Ballen, von liegenden, kletternden, strauchelnden und stürzenden Tieren, von fluchenden Menschen und rollenden Steinen. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß manche Tiere zwanzigmal ab- und wieder aufgepackt wurden; während ein Tier hergerichtet wird, legen sich fünf andere erschöpft nieder, die Schafe klettern in die höchsten Klippen, müssen wieder heruntergeholt

werden, ein Pferd rollt mit seiner Last dreißig Meter bergab, steht zitternd auf und klettert voll Schreck fünfzig Meter abseits und bergauf; man muß es zurückholen. Die Yaks, so geschickte Kletterer sie auch sonst sind, können in keiner Weise von der Stelle gebracht werden. Die Leute führen drei oder vier Tiere ein Stück bergab, klettern zurück, holen zwei oder drei andere, gehen wieder zurück,



Schlechter Weg!

schleppen die Kisten nach, versuchen ein Tier zu bepacken, müssen die Last nach einer halben Minute wieder herab nehmen. Dort steckt wieder ein Pferd mit beiden Läufen in einer Spalte und alle Mann müssen mithelfen, um das Tier loszukriegen. Schließlich, nachdem die Sache fünf Stunden gedauert hatte, waren zwölf Pferde mit ihren Lasten auf einer sanften Böschung auf halbem Weg geborgen. Man ging zurück, den anderen Tieren zur Hilfe, inzwischen verstiegen sich die hinunter gebrachten Tiere wieder auf der Suche nach Gras, irgend

jemand wurde eilig hinunter geschickt, um sie einzufangen, konnte die Arbeit nicht bewältigen und schrie um Sukkurs, ein anderer ging zu ihm hinunter, wurde aber sofort wieder zurückgerufen, da man oben in der Schlucht alle Hände brauchte, und auf diese Art vergingen wieder einige Stunden.

Um 5 Uhr nachmittags hielt ich mit Jorpuntsok und Abdulla am Ausgang des Couloirs mit einundzwanzig Eseln und sieben Pferden. Said Agul wurde wieder zu den übrigen hinauf geschickt, wir anderen gingen, um einen Lagerplatz ausfindig zu machen. Gras wuchs in der Ebene nach tibetanischen Begriffen reichlich zwischen großen verstreuten Lavablöcken; der Kerija-darja selbst floß in einer tiefen Schlucht, die uns zunächst unzugänglich schien, und eine vom Wind geschützte Stelle war überhaupt nicht zu finden. Wir packten die vollständig erschöpften Tiere ab und die meisten von ihnen dachten nicht einmal daran, Gras zu fressen, sondern streckten sich zu Boden und blieben wie tot liegen. Aus den mitgekommenen Kisten und Säcken erbauten wir eine kleine Schutzmauer gegen den Südweststurm. Die Zelte, mein Pelzrock und was sonst noch hätte Schutz bieten können, war noch weit hinten. Wir kauerten zähneklappernd und frierend hinter unserem spärlichen Windschutz, bis nach einer Stunde Weichbold auf der Stelle erschien. Er brachte drei totmüde Eselchen mit sich und kam hauptsächlich, um Hilfe für die Nachzügler zu holen. Abdulla ging zurück, um wieder Hand anzulegen. Mein Thermometer wies schon jetzt auf 5<sup>0</sup> Kälte und nach Einbruch der Dunkelheit begann ein fürchterlicher Schneesturm; Schnee, Sand und kleine Steine prasselten in dichtem Hagel um uns herum und es wurde 1/28 Uhr, bis endlich der Rest der Karawane nachkam. Um 9 Uhr morgens hatten wir den Abstieg begonnen und hatten also mehr als zehn Stunden gebraucht, um eine Strecke von knapp 4 km zurückzulegen.

Als die Mannschaft beisammen war, gab ich noch bekannt, daß jeder Mann als Extrazulage für die heutige Anstrengung fünf Rupien gutgeschrieben erhalte. Diese Mitteilung stellte die gute Laune sofort wieder her und mit großem Eifer begann man mit dem Aufstellen meines Zeltes. Vier Leute mußten die Leinwand halten, die mit Ungestüm im Wind flog und zerrte, während Jorpuntsok das Zeltgerüst aufstellte. Als die Leinwand darüber gezogen wurde, bog sich die starke Giebelstange wie ein dünnes Rohr und ich rief Jorpuntsok zu, nur ja vorsichtig zu sein, sonst würde die Stange brechen. Sehr zuversichtlich entgegnete er: „Oh no, Sir“ — schon gab es einen Krach, und die Stange war ab. Eine von den drei Reservestangen mußte zugezogen werden und nach einigen Minuten konnte ich endlich mein Zelt betreten. Feuer anzumachen und das Abendessen zu kochen war bei

diesem Sturm ganz ausgeschlossen, und wir mußten uns mit dem harten Brot von Khotan und einem Trunk Wasser begnügen. Ich saß fest ver mummt auf meinem Feldbett und der Sturm riß und bog wie toll an dem leichten Gerüst aus Holz und Leinwand. Jeden Augenblick erwartete ich das Zelt einbrechen zu sehen oder mit dem ganzen Ding davon zu fliegen und ich wagte es nicht, meine Privatkisten auszupacken, aus Furcht, im gedachten Falle den Inhalt meiner Kisten mit zu verlieren. Das Zelt aber rührte sich nicht von der Stelle, so sehr auch die Leinwand flatterte, und die Stangen krachten. Nach einer Stunde wagte ich endlich meine Bücher und Instrumente hervorzuholen und die übliche Abendarbeit zu beginnen. Um 10 Uhr abends erreichte der Sturm seinen Höhepunkt und neben anderen weniger wichtigen Gegenständen, die auf Nimmerwiedersehen in die Lüfte entführt wurden, rollte auch unser großer Kochkessel vor dem Sturm davon wie ein leichter Hut. Mahman lief ihm nach und erreichte ihn auch bald, um aber gegen den Sturm zum Lager zurückzukommen, mußte er eine Viertelstunde lang auf allen Vieren kriechen, da es unmöglich war, sich aufrecht zu erhalten. Auch die Lasttiere lagen alle auf dem Boden und fraßen noch immer nicht. Trotzdem ließ ich jedem von ihnen seinen Futtersack mit Gerste umbinden, und am nächsten Morgen hatten sie doch schließlich ihre Ration zu sich genommen. Um Mitternacht kam der Schneesturm zu Ende. Wie bei einem Schiff, das nach schwerer See wieder in stilles Fahrwasser kommt, richtete sich das Zelt wieder in seine ursprüngliche Lage nach Spannung und Schwerkraft und alles beruhigte sich. Mein kleines Zelt hatte seine Sturmtaufe glänzend bestanden und ich schlief darin ohne Sorge für den Rest der Nacht.

30. Juni. Das Minimum für die Nacht war minus 6<sup>0</sup> und um 8 Uhr morgens war immer noch 4<sup>0</sup> Frost. An der Windseite meines Zeltes und der Kistenmauer waren große Massen von Schnee aufgetürmt und während die übrigen Tiere bereits auf der Wiese umherzogen und weideten, lagen zwei Esel starr und steif und halb begraben unter angewehtem Schnee. Der Becher Kaffee, den ich auf meinem Tischchen stehen gehabt hatte, war bis auf den Grund gefroren und ein fester bräunlicher Kegelstumpf kam zum Vorschein, als ich mit dem Hammer auf den Boden des Bechers schlug. Ich selbst hatte unter der Kälte weniger gelitten, denn ich war fest eingewickelt gewesen. Die Leute richteten zurecht, was im Lauf der Nacht durcheinander geflogen war, und dann wurde eine große Mahlzeit bereitet. Ein Schaf wurde geschlachtet und außerdem das Stück Yakfleisch von gestern zu P'lau verkocht. Ich richtete mich häuslich ein, denn wir wollten drei Tage an dieser Stelle bleiben, und begann mit regel-



mäßiger Arbeit. Weichbold machte vormittag einen großen Jagdausflug und kam siegesfreudig zurück, denn er hatte drei Antilopenböcke zur Strecke gebracht; er bekam ein Pferd und einen Mann mit, um das erlegte Wild ins Lager zu bringen, aber noch bevor die beiden zurückgekommen waren, erschienen die übrigen Leute in meinem Zelt, um mir mitzuteilen, daß sie von dem Fleisch der geschossenen Antilopen nicht essen würden, denn die Tiere seien nicht „halal“ d. h. nicht rituell geschlachtet. Ich erklärte zunächst, daß ich keines der Schafe opfern würde, solange wir noch anderes Fleisch hätten und hielt dann eine lange Rede über das Leben des Propheten Mohammed, von dem ich behauptete, er hätte einmal, als er sehr hungrig gewesen, in der Wüste sogar Schweinefleisch gegessen. Die Leute staunten über meine angebliche Kenntnis des Koran, blieben aber bei ihrer Meinung. Nur Abdulla und Mahman waren liberaler gesinnt, abgesehen von Jorpuntsok und uns beiden Europäern, aber Said Agul, Sali Ahun und Maëddin waren nicht zu bekehren. Eindringlich setzte ich auseinander, daß mit dem Verbot des Koran nur das Essen verendeter oder wie es in der Schrift heißt, erstickter Tiere gemeint sei, daß ein geschossenes Stück ebenso halal wäre wie eines, dem man den Hals durchschnitten hätte und schließlich brachte ich es dahin, daß das Schächten nachträglich an den Tieren vorgenommen wurde. Wir hatten nun Fleisch in Fülle und ich ordnete an, daß der Rücken und die Schenkel der einen Antilope in Streifen geschnitten und getrocknet werden sollten. Den Nachmittag verbrachte ich mit topographischen Aufnahmen der Umgebung, abends aber war es im Freien nicht auszuhalten, da sich ein ähnlicher Sturm erhob wie am vergangenen Tag. Diesmal aber hatte ich bereits Vertrauen zu meinem Zelt und ließ mich durch das Heulen und Toben des Windes nicht in meiner Arbeit stören.

Die Gegend, in der wir uns befanden, hat den Namen „Baba hatun“ was turkestanisch „altes Weib“ bedeutet. Jorpuntsok aber hatte eine andere Auslegung; er leitete den Namen aus dem hindostanischen her und meinte Baba wäre eine Art Ehrentitel und Hatun ein Eigenname. Er hatte aber bestimmt unrecht, denn es war so gut wie ausgeschlossen, daß die Namen aus einer anderen Sprache als der turkestanischen stammten, um so mehr, als sich ähnliche merkwürdige Bezeichnungen sehr oft finden. Einige der merkwürdigsten hatte ich auf dem Weg nach Kaschgar kennen gelernt und einige andere in Turkestan. Eine Ansiedelung oder auch nur die Zelte von Nomaden finden sich in Baba Hatun nicht und der einzige Rest einer ehemaligen Wohnstätte war die Ruine eines Turmes etwa 2 km östlich von unserem Lager. Der Kerija-darja floß hier im allgemeinen von Westen nach Osten. Ein Stück weiter aber macht er ein scharfes Knie gegen Norden

und beginnt dann seinen Durchbruch durch den Kuen Lün. Es wäre natürlich naheliegend den Fluß ganz einfach aufwärts zu verfolgen, um nach Tibet zu gelangen, das Durchbruchstal aber ist, wie alle Eingeborenen erzählen und einige Europäer erfuhren, unpassierbar. Der Kurabsu, den wir von Polu aus verfolgt hatten, mündete kurz unterhalb des Dorfes in den Kerija-darja, der hier bereits das Durchbruchstal verlassen hat. Wir hatten also nur die große Krümmung des Flusses und seinen unwegsamen Teil abgeschnitten. Die Berge im Norden unseres Lagers hatten eine Kammhöhe von ungefähr 6000 m und einige Gipfel, die ich trigonometrisch maß, waren 6200 und 6380 m hoch. Die Vorberge waren in eine große Zahl von weit in die Ebene vorspringenden Rippen und dazwischen befindlichen kurzen steilen Tälern zerlegt. Im ganzen zählte ich, soweit ich mit meinen Aufnahmen reichen konnte, siebzehn solcher Vorsprünge. Sie glichen



Beladen der Tiere.

einer dem anderen aufs Haar und wenn man einen von ihnen wiedererkennen wollte, mußte man sich seine Zahl merken und dann vom äußersten Vorsprung an zu zählen beginnen. Gegen Osten konnte man außerordentlich hohe Schneegipfel erblicken und nach den Angaben der russischen Karte, die allerdings in diesen Gebieten sehr ungenau ist, erreichen diese Gipfel nahezu 7000 m. Unserem Lager gegenüber, also in der Richtung nach Süden, traten zwei deutliche Krater aus der Hauptkette hervor und aus ihnen war ein großer Lavastrom entsprungen, der bis über den Fluß herüber reichte und dessen letzte Ausläufer in Gestalt losgelöster Blöcke die ganze Talebene bedeckten. Der Fluß selbst hatte sich durch diesen Lavastrom ein tiefeingeschnittenes Bett genagt und fließt in der so geschaffenen Schlucht auf eine Strecke von ungefähr 3 km. Die Lava hatte den roten Sandstein überflossen und an einigen Stellen, die durch die Tätigkeit des Baches aufgeschlossen waren, war die Aufeinanderfolge der Gesteine genau zu

sehen. Als Unterstes lag der graublaue Hornblendegranit, der den Hauptkern der Gegend bildete, über ihm hatte sich der rote Sandstein abgelagert, dieser war von der andesitischen Lava bedeckt worden und am nördlichen Teil des Abhanges hatten wieder die von den Höhen herabgeschwemmten Ablagerungen des roten Sandsteines die Lavamasse mit einer mehrere Meter mächtigen Schichte überzogen.

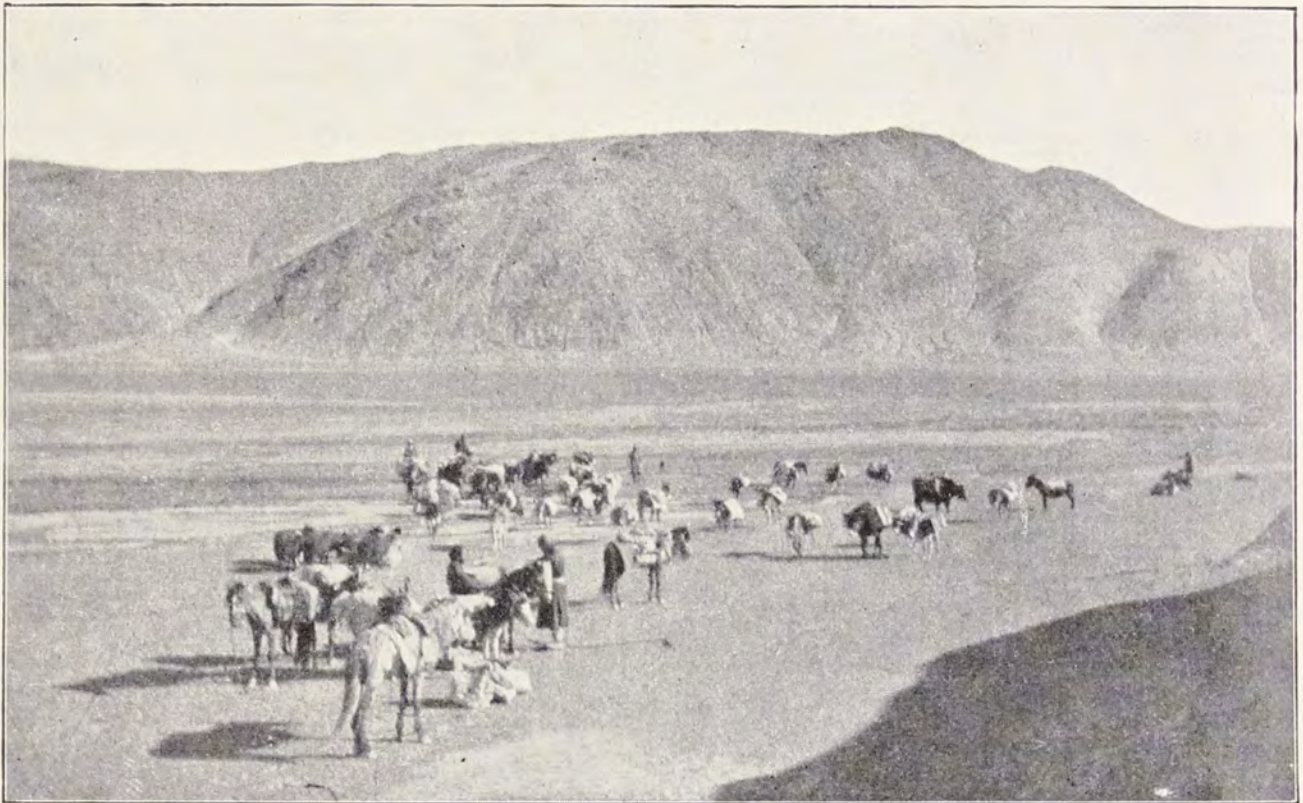
Auf allen bisherigen Karten ist der weitere Verlauf des Kerija-darja in der Weise angegeben, daß er von Baba Hatun noch eine Strecke von 10—12 km nach Südosten verfolgt werden kann, wo sich seine verschiedenen Quellbäche vereinigen. Bei einem kleinen Ausflug aber fand ich, daß einige Kilometer oberhalb des Lagers eine Gabelung stattfindet, deren einer Teil, der die Fortsetzung des Teiles unterhalb der Vereinigung bilden würde, nur ein kleines Bächlein ist, das nach wenigen hundert Metern endigt; der andere Teil jedoch ist ein sehr wasserreicher kleiner Fluß, der aus Westen aus einem engen und langen Tal hervorkommt. Zwar ist es ganz gut möglich, daß ein sogenannter Nebenfluß tatsächlich mehr Wasser führt als der Hauptfluß; so ist ja beispielsweise der Inn an seiner Mündung in die Donau bedeutend größer als diese selbst, ebenso wie der Missouri bei seiner Mündung in den Mississippi. Trotzdem aber werden die beiden als Nebenflüsse aufgefaßt, da die allgemeine Gestalt der Täler keine andere Auslegung zuläßt. In diesem Falle jedoch war das Exempel nicht allzu schwierig. Das kleine Bächlein, das ich erwähnte, verlief zwar in der Richtung des Haupttales und der große Zufluß kam unter rechtem Winkel herein. Doch war dieser Winkel lediglich bedingt durch den mächtigen Lavastrom und wenn man sich diesen wegdachte, so konnte man das Bett des Kerija-darja ohne bedeutende Krümmung in das des großen Quellbaches fortsetzen. Diese Vermutung fand ich später auch bestätigt, als ich an dem betreffenden Ufer zwischen den Vorbergen und den durch den Lavastrom gebildeten Hügeln die Reste eines alten Bachbettes auffand, das hoch oben aus dem Nebenbach entsprang und sich bis nahe an unser Lager verfolgen ließ. Durch vulkanische Tätigkeit also und damit verbundene Niveauveränderungen wurde der ursprüngliche Fluß zu einer so starken Krümmung genötigt, daß man leicht geneigt sein kann, den Teil oberhalb der Krümmung als seinen Nebenfluß aufzufassen, während das kleine Bächlein, das ursprünglich in einem sehr spitzen Winkel mündete, als Fortsetzung des Hauptflusses angesehen werden kann. Später hatte ich noch Gelegenheit das ganze Tal zu verfolgen und fand dann meine Vermutung bestätigt.

Der Oberlauf des Kerija-darja bildet für eine lange Strecke die Grenze zwischen bekanntem und bisher nicht aufgenommenem Gebiet.

Der weiße Fleck auf der Karte, der etwa  $1\frac{1}{2}$  Längengrade breit ist, wird auf der östlichen Seite wieder begrenzt durch das Gebiet des Markham-Sees, der von Rawling und Deasy entdeckt wurde. Diesen See wollte ich zunächst erreichen und dabei einen Übergang über die Gebirgskette östlich des Kerija-darja suchen. Am folgenden Tage wollte ich mit Mahman einen Rekognoszierungsritt unternehmen und da wir sodann Tags darauf das Lager abbrechen wollten, mußte ich vorerst noch alle meine Arbeiten abschließen. Der ganze Tag, der eigentlich ein Rasttag sein sollte, verging auf diese Art unter eifriger Arbeit. Ich holte alle meine Notizen nach, machte eine zweite Ortsbestimmung und rechnete diese sowie die Messungen der umliegenden Gipfel aus. Alle gesammelten Tiere, Pflanzen, Gesteinsproben wurden sortiert, gebucht und untergebracht und zwischendurch war ich noch viermal unten am Fluß um mein großes Netz zum Fischfang auszulegen. Ich hatte zwar im Fluß bisher keine anderen Lebewesen bemerkt als die Larven von Köcherfliegen, aber ich wollte doch die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen. Es fing sich aber nichts im Netz und ich glaube, daß dieser Teil des Flusses oberhalb seines Durchbruches tatsächlich fischleer ist. Bei der starken Strömung, die das Wasser hier hatte, war es trotz der großen Kälte der Nacht, die minus  $11^{\circ}$  betrug, nicht zugefroren. Die kleinen Zuflüsse aber bildeten, als ich etwa um 8 Uhr morgens mit Mahman wegritt, glitzernde Kaskaden aus Eis, die erst im Laufe des Morgens wieder zergingen.

Wir ritten erst ungefähr 2 km an unserem Ufer stromauf, bis die enge Schlucht zu Ende war und wir an einer breiten Stelle bequem über den Fluß setzen konnten. Den steilen Uferhang erkletterten wir in vielen Windungen und ritten dann auf einen der schon erwähnten Krater zu. Es war vielmehr nur die Ruine eines solchen, denn er war nach Norden zu offen und bildete nur mehr einen halbkreisförmigen Wall um einen zentralen kleinen Kegel. Jenseits des Kraters erreichten wir ein kleines Tal, das auf eine sandige Hochfläche führte und über diese ritten wir drei Stunden hin. Zu unserer Rechten hatten wir eine Kette von schroffen Bergen und in diesen zeigte sich bald eine Einsenkung, die leicht überschreitbar schien. Wir machten auf der Höhe halt, denn ich sah von hier aus schon, was ich zu sehen wünschte; jenseits der Höhe senkte sich ein enger Pfad steil ab nach einem breiten Tal, das, so weit man sehen konnte, sanft ansteigend und mit flacher Sohle nach dem Paß in der entfernten Hauptkette führte. Diesen Paß also wollte ich in Angriff nehmen, denn auf der entgegengesetzten Seite hoffte ich dann bereits ein Tal zu finden, auf dem man, wenn nicht direkt, so doch wenigstens auf Umwegen zum Markham-See gelangen konnte. Um die Gegend besser kennen zu lernen,

wählte ich auf dem Rückweg einen anderen Weg, der anfangs sehr leicht und gut gangbar aussah. Nach zwei Stunden aber standen wir vor einem steilen Abhang, der zum Kerija-darja hinabführte, der aber über und über mit kantigen Lavablöcken bedeckt war. Wir versuchten erst hinab zu klettern, gaben aber dieses Vorhaben auf, als sich unsere Pferde zu verschiedenen Malen die Läufe blutig geschlagen hatten. Nun trachteten wir unseren früheren Weg wieder zu gewinnen und erreichten ihn auch nach einiger Zeit vor einem kleinen Paß, auf dessen einer Seite wir die Pferde buchstäblich hinaufzerrten, während auf der anderen Seite der Abfall so steil war, daß diesmal die Pferde



Ankunft in Lager XI.

am Schwanz zurückgehalten werden mußten. Dann wollte ich auch noch den Fluß an einer anderen Stelle übersetzen, es gelang uns aber nicht und wir mußten einen neuerlichen Umweg von einigen Kilometern machen, bis wir wieder das jenseitige Ufer erreichten. Der Weg aber, den wir am Morgen gemacht hatten, war auch für die ganze Karawane gangbar und wenn wir erst das lange Tal zum Paß erreichten, konnten wir weiter nicht fehl gehen. Im Lager war trotz der späten Stunde das Essen noch nicht bereit; die Schwierigkeiten wegen des Antilopenfleisches hatten sich wieder erhoben und diesmal weigerten sich alle Leute einstimmig davon zu essen. Maëddin und Said Agul hatten, wie ich jetzt erfuhr, seit unserer Ankunft in diesem Lager überhaupt nur Reis und Brot gegessen; die anderen hatten sich zwar angesichts

der reichen Jagdbeute dazu bequemt, jetzt aber war ihr Gewissen wieder erwacht und man verlangte die rituelle Schlachtung eines Hammels. Um keine Mißstimmung hervorzurufen, gab ich nach und eine Stunde später war eine riesige Menge von Reisleisch fertig. Ferner wurde beschlossen, daß künftighin an jedem Jagdausflug einer der Mohammedaner teilnehmen sollte, um sofort, nachdem das Wild gefallen war, das „halal“ zu besorgen.

3. Juli. Die Leute begannen erst um 1/29 Uhr mit der Arbeit und wir waren daher erst um 11 Uhr marschbereit. Ich ärgerte mich sehr und führte ein Gesetz ein, demzufolge der Mannschaft Lohnabzüge gemacht werden sollten, wenn sie nicht zur angesagten Stunde mit dem Aufpacken der Tiere fertig wären. Für diesmal machte ich nur die versprochene Belohnung für den Paß vom 29. Juni rückgängig. An derselben Stelle wie Mahman und ich überschritten wir den Fluß und begannen damit den Vorstoß in unbekanntes Gebiet. Ein Esel hatte im Lager zurückgelassen werden müssen, ein zweiter blieb nach einer Stunde Wegs erschöpft liegen. Im ganzen waren auch die übrigen Tiere sehr geschwächt und ich dachte ihnen am Markhamsee, den ich am vierten Tag zu erreichen hoffte, eine einwöchentliche Rast zu gönnen. Vorläufig mußten sie sich noch bedeutend anstrengen, um ihre schweren Lasten den steilen Anstieg hinauf zu schleppen. Oben angelangt durchquerten wir mühsam die Ebene mit den großen Lavablöcken und erreichten schließlich den Paß, auf dem ich bei meinem ersten Ritt umgekehrt war. Die Seehöhe war 5750 m. Die Hunde jagten eine Gazelle auf, natürlich ohne sie zu erreichen, und später eine Antilope, die ihnen ebenfalls mühelos davonlief. Der Abstieg war bedeutend angenehmer und führte durch einen hübschen steilwandigen Graben nach dem langen Tal, das ich tagsvorher entdeckt hatte. Am Zusammenstoß der beiden Täler war ein guter Grasplatz und wir lagerten hier. In einer Entfernung von mehreren hundert Metern zogen zehn bis zwölf Antilopen-Gaisen gemächlich am Ufer entlang und wir störten sie nicht. Der Abend war klar und es herrschte nur mäßiger Wind. Der Mond näherte sich bereits der Kreisform und als die Nacht hereingebrochen war, bot die Landschaft ein Bild von überwältigender Großartigkeit. Die Lichteffekte, die das blasse Mondlicht auf der tiefschwarzen Lava, dem roten Sandstein und dem leuchtenden weißen Schnee hervorrief, waren über alle Beschreibung prächtig und ich konnte mich trotz der scharfen Kälte lange nicht entschließen, in mein Zelt zu gehen.

Am Morgen aber hatte sich das Wetter bedeutend geändert. Dunkle Wolkenfetzen zogen eilig über den Himmel und das lange Tal herab brauste der Sturm, Wolken von Sand mit sich reißend. An

unserem Lagerplatz waren wir davor geschützt, als wir aber in das Haupttal einbogen, warf sich uns der Wind mit aller Macht entgegen und nur Schritt vor Schritt konnten wir weiter kommen. Das Tal war fast ohne Krümmung und man konnte eine lange Strecke weit hinauf sehen, dafür aber bot sich uns kein Fleckchen, an dem wir nicht der ganzen Gewalt des Sturmes ausgesetzt waren. Im übrigen aber war der Weg nicht der schlechteste, die Talsohle war eben und der Bach mußte nur wenige Male übersetzt werden. Zwei Esel wurden unterwegs marschuntauglich und konnten nur mit knapper Not unbepackt weiter gehen; ihre Last, bestehend aus Reis, wurde zurückgelassen. Sie hielten aber nicht bis zum Abend aus und blieben liegen noch bevor wir das Lager erreichten. Ich war voll Zuversicht, noch an diesem Tag den Paß überschreiten und einen Grasplatz auf der anderen Seite erreichen zu können und wurde in dieser Hoffnung noch dadurch bestärkt, daß wir bereits eine Höhe von 5800 m erreicht hatten, ohne daß die angenehme Bildung des Tales sich irgendwie veränderte. Ich war dem Train um ungefähr einen Kilometer voraus, als ich gegen 2 Uhr nachmittags zu einer Stelle kam, wo sich das Tal plötzlich verengte und steil anzusteigen begann. Um den weiteren Weg zu rekonoszieren, ließ ich mein Pferd stehen und ging zu Fuß weiter. Bald sah ich, daß der Paß, der vor uns lag, durchaus nicht so harmlos war, als er vom weiten ausgesehen hatte; vor mir öffnete sich eine Schlucht, die auf der einen Seite von einem steil abfallenden Schneefeld, auf der anderen Seite von einem Hang aus losem Gerölle eingeschlossen war. Der Boden dieser Enge war mit Eis- und Firnmassen erfüllt, in die der darunter rieselnde Bach große Höhlen gegraben hatte, deren Decke trügerisch mit Schutt und Sand überzogen war. Ehe ich noch wußte, was mit mir geschah, war ich auch schon durchgebrochen und ungefähr zwei Meter tief in seichtes Wasser gefallen. Ich brauchte eine Viertelstunde, um mich wieder herauszuarbeiten und sagte mir gleich, daß man auf solchem Weg die Tragtiere nicht gehen lassen konnte. Die Paßhöhe mußte knapp vor mir liegen und ich kletterte daher weiter, obzwar ich den Charakter der Falle, in die wir hier geraten waren, schon ermessen konnte. Die Kletterpartie nach der Höhe war schon für einen einzelnen Fußgänger außerordentlich schwierig, für eine Karawane war sie vollkommen unpassierbar. Auf der einen Seite klaffte die Randkluft des Firnfeldes, auf der anderen Seite stieg der vom geschmolzenen Schnee durchweichte und schlüpfrige Abhang in die Höhe. Der Boden der Schlucht selbst war mit Eisklippen und ungefügten Felsblöcken angefüllt. Nach einer halben Stunde hatte ich diese Passage hinter mir und kam auf ein flachgeneigtes Schneefeld, auf dem ich in kurzer Zeit die Paßhöhe erreichte

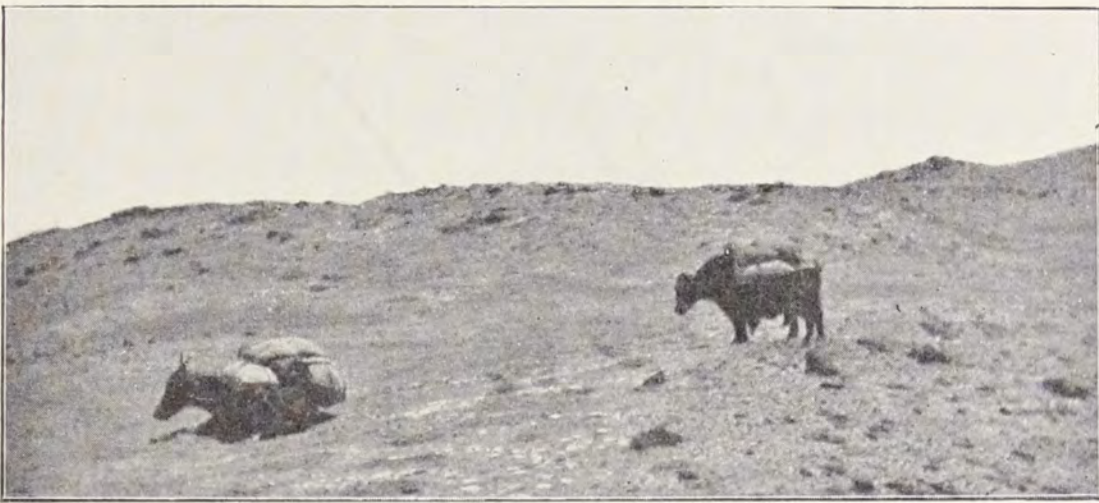
Der Abstieg auf der anderen Seite schien ungleich einfacher, aber ich konnte mich auf seine Untersuchung nicht einlassen, da ich zur Karawane zurück mußte und da es nach dem, was ich gesehen hatte, ein Unding war, den Weg durch die Eisschlucht auch nur entfernt in Erwägung zu ziehen.

Zu meinem Ausgangspunkt zurückgekehrt, fand ich, daß Weichbold bereits mit Abdulla auf die Suche nach einem Weg gegangen war, auf dem man die Schlucht umgehen konnte. Es mündeten hier einige kleine Gräben in das Tal und ich untersuchte zwei von ihnen, während Jorpuntsok einen dritten in Angriff nahm. Jedesmal war das Resultat die Erkenntnis, daß es unmöglich sei, auf einem dieser Wege in die Höhe zu kommen. Der Aufenthalt in dem engen Tal war mit einiger Gefahr verbunden: der Sturm riß unaufhörlich Felsstücke und Steine los, die die Abhänge herab kollerten und oft in bedenklicher Nähe von unserem Train zu Boden kamen. Wir machten eine Stelle ausfindig, wo wir vor diesen Geschossen einigermaßen gesichert waren, und ich machte noch einen Versuch, einen Ausweg aus unserer Bedrängnis zu finden. Ich stieg in den Graben, den Jorpuntsok untersucht hatte, fand aber, daß schon nach einer kleinen Strecke eine steile Felsstufe selbst für einen einzelnen Kletterer den Weg sperrte. Es gelang mir schließlich sie zu umgehen, obzwar mir schon klar war, daß auf diese Art keine Möglichkeit eines Entkommens geboten war, fand mich aber nach wenigen Metern vor einer zweiten solchen Stufe und kehrte entmutigt um. Inzwischen waren Weichbold und Abdulla zurückgekehrt und brachten ebenfalls die Nachricht, daß sie keinen gangbaren Weg gefunden hätten. Versuchsweise wurde das stärkste Pferd in die Eisschlucht hineingeführt, aber trotzdem drei Leute dem Tier weiter halfen, brachten wir es in einer halben Stunde nicht einmal hundert Meter von der Stelle. Wir kehrten zum Lagerplatz zurück, niedergeschlagen und ratlos.

Die Dunkelheit begann bereits hereinzubrechen und wir mußten notgedrungen an Ort und Stelle übernachten. Es gab weder Gras noch Brennholz, sondern nur Wasser oder vielmehr Eis, denn nach 6 Uhr war jeder Tropfen in der Umgegend festgefroren. Als an die Lasttiere die übliche Gersten-Ration verteilt wurde, fanden wir ein Pferd tot, drei Esel lagen in Pfützen von erbrochenem Blut und einen von ihnen tötete ich sofort, während ich für die anderen vielleicht noch eine Besserung erhoffte. Alle übrigen Tiere waren derart erschöpft, daß sie entweder zitternd an der Felswand lehnten oder regungslos auf der Erde lagen; alle verschmähten das Futter. Der Sturm war so heftig, daß wir uns nur weiter bewegen konnten, wenn wir uns mit einer Hand an den Felsblöcken oder einer Kiste fest-



hielten. Mit vieler Mühe wurde aus den Brettern einer Kiste unter dem Schutz eines großen Steines ein Feuer angemacht und alle Hände mußten helfen, um mein Zelt aufzustellen. Als wir damit fertig waren, faßte es der Sturm und warf es über den Haufen. Drei Kisten und zwei große Steintrümmer mußten hineingelegt werden, um es vor dem Davonfliegen zu bewahren, und dann setzte ich mich mit Jorpuntsok zu einer ernstesten Beratung zusammen. Daß wir nicht über den Paß konnten, war klar, ebenso, daß es uns auch am folgenden Tag nicht gelingen würde. Ebenso einleuchtend war es, daß wir in drei Wochen kein einziges Lasttier mehr gehabt hätten, wenn es in dieser Weise fortging. Ich wehrte mich mit aller Macht gegen den Gedanken, umzukehren, aber ich sah schließlich selbst, daß kein anderes Mittel blieb, wenn nicht die ganze Karawane zugrunde gehen sollte. Es war



Yaks.

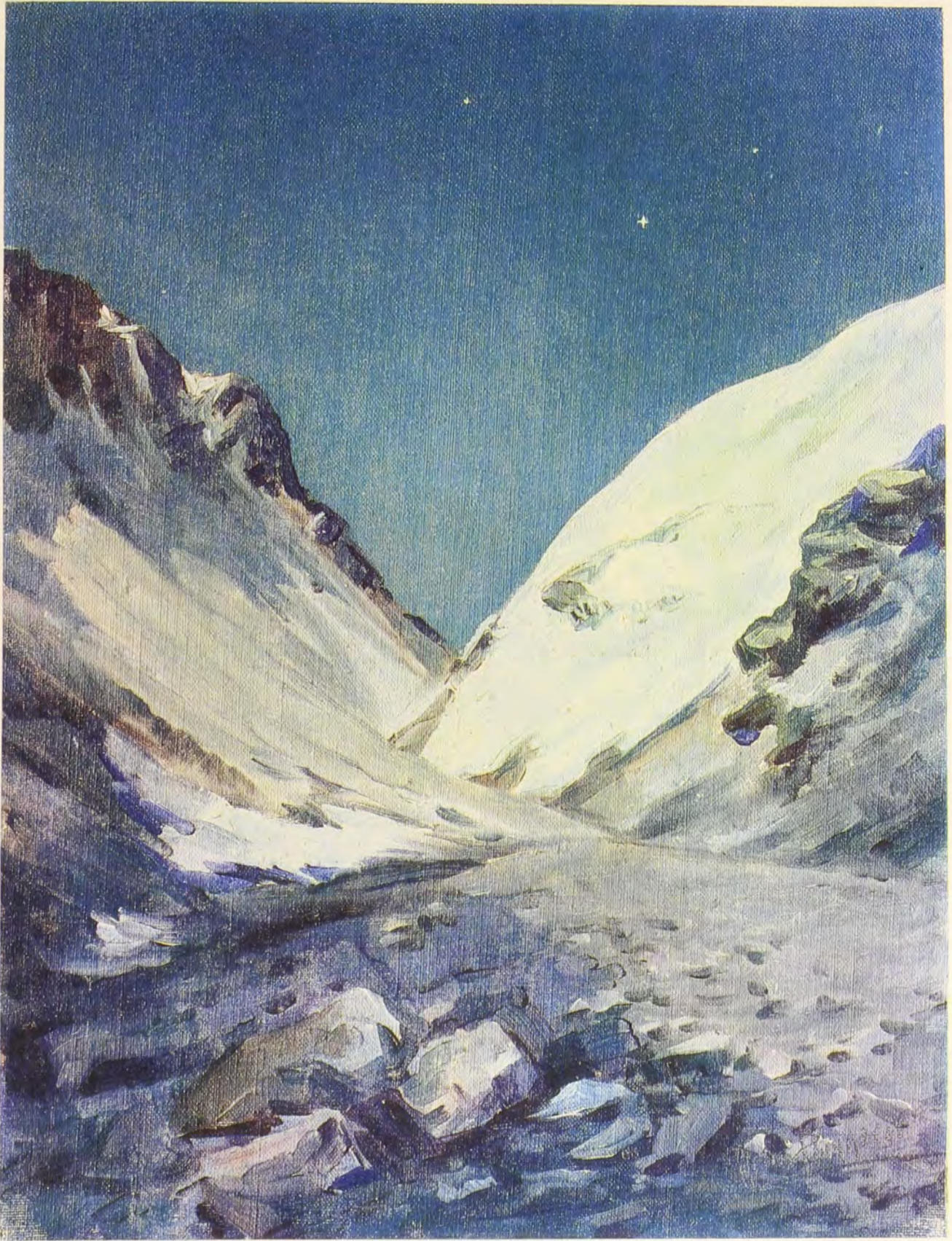
ein bitterer Augenblick für mich, als ich endlich einwilligte, nach dem Kerija-darja zurückzugehen und zunächst den Jeschil-kul aufzusuchen, den tiefstgelegenen Punkt, der mir in der ganzen Umgebung bekannt war. Ich ließ der Mannschaft das Ergebnis unserer Beratung mitteilen, und sie kamen alle, um sich für diese Wendung zu bedanken. Die ganze Nacht tobte der Sturm mit fürchterlicher Macht vom Paß herab durch das Tal und selbst in meinem Zelt hatte ich 8<sup>0</sup> Kälte.

Ich stand bei Tagesanbruch auf, da ich vor Sorgen und Ärger doch nicht schlafen konnte, und sah mir meine Tragtiere an. Die beiden Esel waren verendet und neben dem toten Pferd lag starr und steif der eine der beiden Yaks. Eine Nacht hatte hingereicht, um fünf Tragtiere zu töten und wenn ich nicht alle verlieren wollte, mußten wir so rasch als möglich zurück. Der Sturm war noch so heftig wie am Abend und wir packten auf ohne gefrühstückt zu haben. Dieser Lagerplatz, der höchste während der ganzen Reise, war 5950 m

über dem Meer gelegen; die Paßhöhe selbst 6100 m. Weichbold hatte bei seinem Suchen nach einem Ausweg sogar eine Höhe von über 6300 m erreicht. Steif gefroren waren am Morgen alle Stricke, Riemen und Säcke, — steif gefroren auch unsere Finger, mit denen wir uns an den Sätteln und Packgürteln abmühten. Das ganze Lager war in tief niedergeschlagener Stimmung und am meisten waren die armen Tiere zu bedauern, die aus der Ruhe der Erschöpfung herausgerissen wurden und wieder beginnen mußten, ihre schweren Lasten zu tragen. Eine Kiste mit Konserven, eine zweite mit Kerzen und zwei Säcke mit Reis blieben zurück.

Stumm und gedemütigt zogen wir ab. Es war der erste große Mißerfolg gewesen, der uns betroffen hatte, und ich konnte es nicht verwinden, daß mir dieser Gebirgsübergang, auf den ich so große Hoffnungen gesetzt hatte, vollständig mißlungen war. Ich ritt voraus, um nicht mit meinen Leuten sprechen zu müssen, und wartete erst wieder auf die Karawane, als wir den Lagerplatz vom vorigen Tag erreicht hatten. Hier waren wir auf das lange Tal getroffen und da der Bach darin offenbar derselbe war, der oberhalb vom Lager X. in den Kerija-darja mündete, mußte dieser Fluß auf kürzerem Weg zu erreichen sein, wenn wir einfach unser Tal stromab verfolgten. Die ganze Zeit sahen wir die Fährten von wilden Yaks und bekamen auch einige von diesen Tieren, allerdings aus großer Entfernung, zu Gesicht. Der Bach schwoll, durch zahlreiche kleine Zuflüsse gespeist, bedeutend an, je weiter wir stromab kamen. Im übrigen aber war die Sohle des Tales, trotzdem sie von senkrechten Felswänden eingeschlossen war, eben und mit weichem feinen Sand bedeckt. Wir befanden uns auf der Südseite der Kratergruppe, die wir drei Tage vorher vom Norden passiert hatten, und da der Bach auf dem ungangbaren Paß entsprang, konnte ich seinen ganzen Lauf bis zur Mündung in den Darja und das ganze in dieser großen Schlinge liegende Terrain aufnehmen. Da ich weit voraus war, hatte ich Zeit einige höher gelegene Punkte zu ersteigen, um von dort aus meine Kartenskizzen zu ergänzen. Ich konnte bereits den Grasplatz am Ufer des Darja sehen und ritt daher weiter voraus, als die Karawane in Sicht kam. Bald aber mußte ich sehen, daß unser Tal unten ebenso gründlich abgesperrt war als oben am Paß und daß wir offenbar zum zweitenmal in eine Falle geraten waren. Das Tal verengte sich zu einer Klamm mit unersteiglichen Wänden und wenn wir durchwollten, mußten wir einfach im Bach reiten.

Ich machte einen Versuch und es begann nun ein überaus schwieriger Ritt. Mein einziger Weg, der Bach, war manchmal etwas breiter, so daß das Pferd leidlich waten konnte, meist aber bildete er



Pass vom 4. Juli.



stille und tiefe Kessel und ich mußte dann von einem Felsstück zum anderen springen und mein Pferd hinter mir herziehen. Bald waren meine Kleider vollständig durchnäßt, denn ich mußte wiederholt vom Pferd ins Wasser steigen, wenn es in einer dieser Vertiefungen stecken blieb. So oft die Wand ein bißchen weniger steil war, versuchte ich den Rand der Schlucht zu gewinnen, aber es mißlang mir regelmäßig. Schließlich erreichte ich, als es bereits dunkel war, die Stelle, wo der Fluß seinen Durchbruch durch den Lavastrom begann und eine Viertelstunde später stand ich in der Ebene; von der Karawane war weit und breit nichts zu sehen; ich sattelte meinen Gaul ab und wartete.

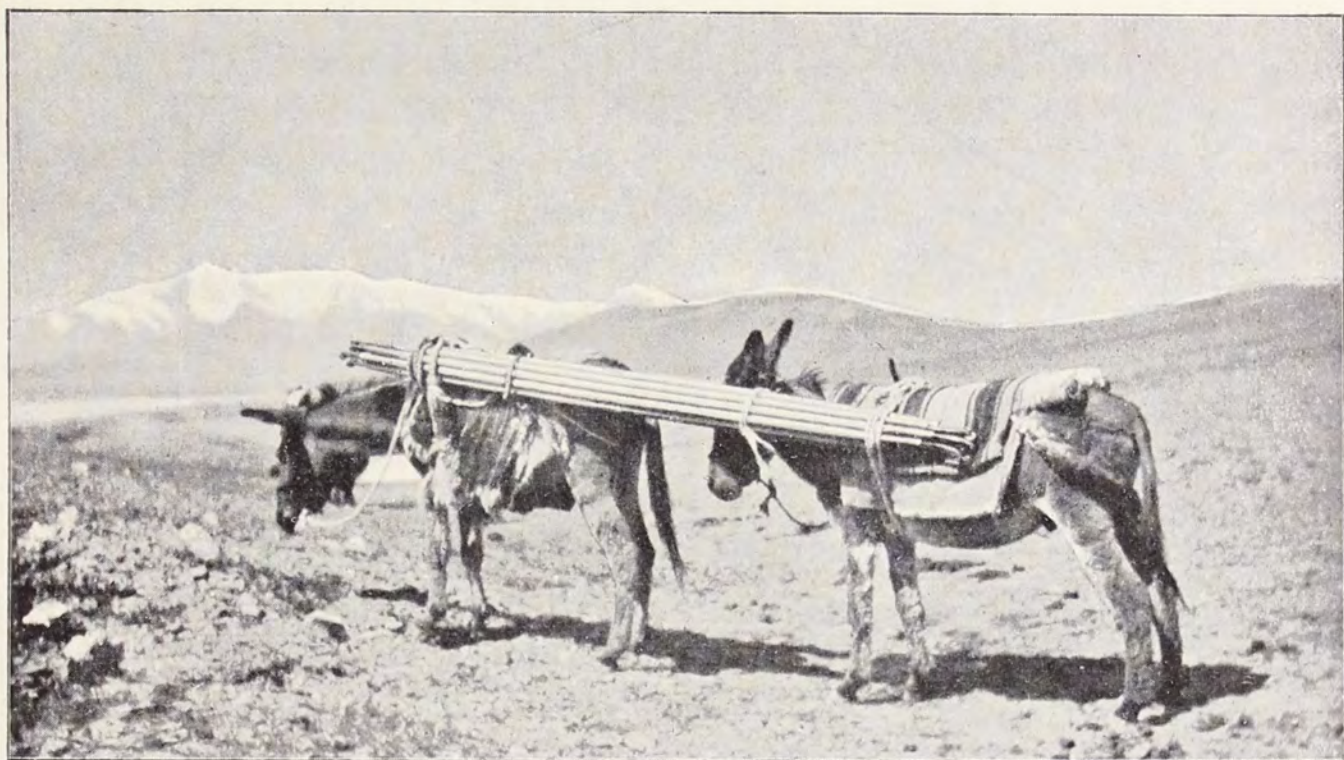
So gut ich konnte, schützte ich mich hinter Felsblöcken vor dem wütenden Sturm, ab und zu ging ich ein Stück taleinwärts, um nach der Karawane zu sehen, aber es wurde immer dunkler und niemand kam. Ich begann mir trockenen Yakmist zusammen zu suchen, um mir für die Nacht ein Feuer anzumachen, denn ich dachte nicht anders, als daß ich hier bis zum folgenden Morgen bleiben müsse. Wäre ich sicher gewesen, daß die Karawane durch die Schlucht herabkommen würde, hätte ich ihr entgegenreiten können, so aber bestand auch die Möglichkeit, daß sie auf einem Umweg über die Höhe steigen konnte und daß ich sie dann verfehlen würde. Schließlich berührte mich etwas von rückwärts und als ich mich umblickte, sah ich den fuchsroten Hund vor mir. In einiger Entfernung erschien auch Jorpuntsok zwischen den Felsen. Er kam aufgeregt herbei und schien sehr überrascht, mich am Leben zu finden. Er war mir durch die Schlucht gefolgt, hatte aber bald nicht mehr weiter können und war umgekehrt, in der Vermutung, daß ich im Bach ertrunken sei. Die Karawane war, wie er mir sagte, noch weit entfernt. Die Leute hatten am oberen Ende der Klamm Halt gemacht, da sie es für unmöglich hielten, diese mit den gepackten Tieren zu passieren. Sie hatten wohl auch Recht, denn was einem einzelnen Reiter gelingt, mag immerhin für eine größere Karawane, besonders aber für schwerbepackte kleine Esel undurchführbar sein. Jorpuntsok war auf einem großen Umweg über die Berge gekommen, hatte sein Pferd zurückgelassen und forderte mich nun auf, mit ihm zum Lager zurückzugehen. Ich sattelte wieder auf und folgte ihm auf den Weg, den er mir zeigte. Erst ging es steil bergauf, dann kam ein tiefer Graben, in den wir hinunter mußten, um auf der anderen Seite wieder hinauf zu klettern. Dann ging es oben zwischen Felsklippen eine Zeitlang weiter, schließlich einen steilen Rücken hinan und von oben konnten wir tief unten vor uns das Lagerfeuer sehen. Es war schon vollständig finster und außerdem stürmte und regnete es. Es schien mir das klügste, mich meinem Pferd anzuvertrauen, da ich selbst kaum einen Schritt vor mich sehen konnte.

Jorpuntsok nahm den Schwanz des Tieres in die Hand und so ließen wir uns von ihm herunter führen. Es war  $\frac{1}{2}$  12 Uhr nachts, als wir beim Lager ankamen, und die erste Meldung, die mir gemacht wurde, war, daß ein Esel abgestürzt und ein Pferd verendet sei. Das Essen war schon bereit, auch mein Zelt war aufgeschlagen, und eine Viertelstunde später lag ich in meinem Schafpelz gerollt auf dem Bett und schlief.

Es war vorläufig noch nicht zu sehen, wie wir den Kerija-darja erreichen sollten; keinesfalls konnte die Karawane denselben Weg gehen, den ich gemacht hatte. Andererseits war es auch undenkbar, sie über die Höhe zu führen, über die ich mit Jorpuntsok geklettert war. Man mußte also in irgend einer Weise von unserem Lagerplatz den Rand der Schlucht erklettern, und wir begannen am folgenden Morgen zu rekognoszieren. In dem steilen Schutthang am rechten Ufer hatten wir einen kleinen Wildsteig gefunden, der von Yaks und Antilopen ausgetreten war, und wenn man diesen mit Schaufel und Spaten etwas erweiterte, mußte es gelingen, die Tiere, natürlich einzeln und unbepackt, hinauf zu bringen. Während einige der Leute mit der Wegarbeit beschäftigt waren, fingen wir anderen die überall zerstreuten Pferde und Esel zusammen und trieben auch die Schafe durch viele Steinwürfe über den Bach. Dann begann das schwierige und gefährliche Hinaufführen der Lasttiere auf dem schmalen, kaum  $\frac{1}{2}$  m breiten Pfad, und es vergingen vier Stunden, bis alle oben waren. Auf der Höhe tobte ein Sturm, der durch Mark und Bein ging; wir mußten uns die Mützen mit Riemen oder Tüchern um den Kopf festbinden und ganz zusammengeduckt im Sattel sitzen, um nicht vom Pferd geblasen zu werden. Und kalt war es zum Erbarmen. Dazu konnte man nicht einmal still seines Weges reiten, sondern mußte alle paar Minuten absitzen, um einem Pferd oder einem Esel, der gestürzt war, wieder aufzuhelfen, oder um die Schafe, die fortwährend hinter Felswänden zusammengekauert Schutz vor dem Sturm suchten, wieder herauszuholen und weiterzutreiben. Ich war mit Mahman voraus, um einen Abstieg von der Lavawand zum Flußbett zu finden, und während wir an der felsigen Kante entlang ritten, um einen passierbaren Punkt zu finden, wurde Mahmans Pferd, wie es mit seinem Reiter ging, von einem wütenden Windstoß ganz einfach platt zur Erde geworfen. Der Satteltgurt war geplatzt und das erschreckte Pferd stürmte unter dem Winde davon; bald allerdings ließen seine geringen Kräfte nach und ich, der ich nachgeritten war, konnte es wieder einfangen. Es war mir aber unmöglich, die beiden Pferde gegen den Sturm zurückzuführen und ich mußte warten, bis Mahman herbei kam; dann wagten wir es nicht mehr, aufzusteigen, sondern führten die Tiere, klappernd vor

Kälte und mit äußerster Anstrengung gegen den heulenden Sturm ankämpfend, wieder zurück.

Anfangs schien es, als sollten wir überhaupt keinen Weg nach dem Fluß hinab finden, schließlich aber entdeckten wir eine kleine Scharte in der steilen Wand, in der man zur Not hinabklettern konnte. Allmählich kam die Karawane nach; die Mähnen und Schweife der Pferde flatterten und flogen im Sturm und die Leute selbst drückten sich mit schiefgelegtem Körper Schritt für Schritt vor. Wenn einer von ihnen sich umwenden mußte, um einen hinter ihm befindlichen Esel anzutreiben, wurde er regelmäßig ein paar Schritt weit getrieben, bis er wieder festen Halt fassen konnte. Auf diese Art brauchten wir



Esel mit Zeltstangen.

zu einer Strecke, die wir sonst in einer halben Stunde hätten durchmessen können, mehr als drei Stunden, und als endlich die Truppe bei der von uns gefundenen Stelle beisammen war, begann erst wieder ein Abstieg, zu dem wir  $1\frac{1}{2}$  Stunden brauchten, um  $\frac{1}{2}$  km in der Länge und vielleicht 60 m in der Tiefe zurückzulegen.

Erst bei Sonnenuntergang erreichten wir den Fluß, dessen Wasser zur Hälfte in der Luft zu fliegen schien; fortwährend riß der Sturm große Wassermassen auf, und wenn eine dieser Wasserhosen uns traf, so war es, als hätte man uns mit Eimern überschüttet. Am schlimmsten war die Sache im Fluß selbst; die reißende Strömung zog die Füße der Tiere nach der einen Seite, der tobende Wind drängte die Körper nach der anderen und fast alle Tiere wurden ein- oder zweimal in

dieser schwierigen Gleichgewichtslage in das Wasser gerissen. Die Nacht brach schon herein, als die ersten das andere Ufer erreichten, wo wir an einem spärlichen Grasplatz Halt machten. Es war unmöglich, eine vor dem Sturm geschützte Stelle zu finden, und als ein Sack mit Gerste geöffnet wurde, um an die Tiere verfüttert zu werden, stürzte der Sturm den Sack um und die kostbaren Körner flogen als feiner Hagel davon. Es war bereits zu spät, um ein Feuer anzumachen, selbst wenn es der Sturm gestattet hätte, und es wurden daher in meinem Zelt über einer Spiritusflamme der Reihe nach vier kleine Gefäße mit Wasser zum Kochen gebracht und daraus Kaffee bereitet. Jeder Mann erhielt drei Stück aus meinem kostbaren Vorrat an Zwieback, denn das Brot von Khotan war bereits zu Ende, und dann gingen wir, müde wie wir waren, sofort schlafen. Das Wetter war klar und der Vollmond leuchtete silbern über das öde Land, aber der fürchterliche Sturm machte jede Arbeit, auch jede Lust zur Arbeit, ja eigentlich jeden Gedanken zur Unmöglichkeit. Das einzige, was man tun konnte, war, sich möglichst fest einzuwickeln und das halberfrorene Liegen in der grimmigen Kälte war der Höhepunkt der Freuden, die der Tag bringen konnte.

Es sollte in diesem Lager genügend lange gerastet werden, um den erschöpften Tieren ein wenig Ruhe zu gönnen, und es wurde verboten, eines der Tiere auch nur zu einem kleinen Ausflug zu benützen. Als ich am Morgen aus meinem Zelt kam, fand ich Maëddin und Sali Ahun krank. Der erstere litt an Rheumatismus und lag jammernd und stöhnend unter allen Schafpelzen begraben, über die die Mannschaft verfügte. Sali Ahun war neben ihm im Zelt; er hatte eine Reihe großer Geschwüre an den Beinen und Armen und ich war etwa eine Stunde beschäftigt diese der Reihe nach zu behandeln, zu waschen und zu verbinden. Maëddin gab ich eine gehörige Dosis von Citrophen und ließ ihn außerdem andauernd heißen Tee trinken, bei strengem Verbot, das Zelt im Lauf des Vormittags zu verlassen.

Ein weiteres unangenehmes Ereignis war, daß die Schafe verschwunden waren. Beim Nachfragen stellte sich heraus, daß man sie überhaupt nicht über den Fluß gebracht hatte, aber bei der allgemeinen Abspannung bei der Ankunft im Lager hatte niemand darauf geachtet. Die Tiere wieder zu finden schien fast aussichtslos und bei dem fürchterlichen Wetter wollte ich auch keinen von meinen Leuten zwingen, im Freien auf die Suche zu gehen. Ich rief daher Freiwillige auf und setzte einen Preis von 10 Rupien aus für den, der die Schafe vollzählig wieder bringen könne. Es waren noch zehn im ganzen und eine weitere Bestimmung meines Preisausschreibens war, daß überhaupt für das Einbringen eines Schafes 1 Rupie gezahlt würde. Derart an-



gespornt begaben sich Mahman, Said Agul und Abdulla vom Lager weg. Es wollte zwar jeder von ihnen ein Reittier mithaben, aber darauf ließ ich mich nicht ein, denn was unsere armen geplagten vierbeinigen Gefährten brauchten, war Ruhe und nichts als Ruhe bei möglichst gutem Futter. Der Getreidevorrat war ja bereits im Verhältnis zu der verminderten Zahl der Fresser sehr groß geworden und obzwar wir eine bedeutende Menge zurückgelassen hatten, war es aber andererseits jetzt nicht am Platz damit zu sparen, denn wenn man jetzt nicht hergab, soviel gefressen werden konnte, war anzunehmen, daß ich am Ende einer Woche eine aus Kadavern bestehende Karawane befehligt hätte. So wurden zunächst jedem Tier 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> kg zugemessen und nachdem sie sich von ihrer ersten Erschöpfung erholt hatten, drängten sie sich im Windschatten der Zelte eifrig fressend zusammen.

Für den 8. Juli sagt mein Tagebuch: „Gegen Morgen beginnt heftiger Schneefall, beim Aufstehen ist die Gegend die reinste Winterlandschaft; das Schneien dauert bis 11 Uhr, dann kommt Wind und ein bischen Sonne. Ein Esel ist über Nacht verendet, ein zweiter liegt in einer Lache von hellrotem Blut und wird erschossen. Es ist der große weiße Esel, der immer sehr störrisch war, den ich aber für den stärksten gehalten hatte. Ein dritter und der schlanke Grauschimmel sind im Verenden. In den zwanzig Tagen, die wir von Polu weg sind, haben wir im ganzen, die Sterbenden mitgerechnet, einundzwanzig Tragtiere verloren und zählen jetzt noch zwölf Pferde, sechsundzwanzig Esel und einen Yak, statt sechzehn Pferde, sechsunddreißig Esel und acht Yaks. Neununddreißig statt sechzig! Wohin soll das führen? Sali Ahun ist arbeitsunfähig, die zehn Hämmel nirgends zu finden. Die Mannschaft hat seit zwei Tagen kein Fleisch gegessen, ich esse Konserven, von denen die Leute nichts wissen wollen, eigentlich nur, um die Last zu vermindern. Reis und Mehl haben wir reichlich und Wild wird sich wohl finden. Wer aber soll das Gepäck tragen? Wenn dieses Wetter anhält, verlieren wir täglich mindestens eines der Tiere. Wir können auch bei solchem Wetter nicht weiter, denn die letzten zwei Tage waren nicht Rast genug, um die Tiere eventuell einem graslosen Lager bei Schneesturm auszusetzen. Schließlich werden wir wohl weiter müssen, aber vorläufig bleiben wir noch morgen hier. Nachmittags schießt Matthias eine Art Tadorna, die „halal“ gemacht und abends gegessen wird. Acht Mann teilen sich in die eine Ente. Seit 3 Uhr ist wieder Schneetreiben und trotzdem es nicht sehr kalt ist — um 8 Uhr abends 6<sup>0</sup> Kälte — friert man in der feuchten Luft zum Erbarmen.“

9. Juli. „Es sind, seit wir hier lagern, fünf Esel und ein Pferd verendet. Wir beginnen mit dem Zurücklassen von Gepäck. Zu-

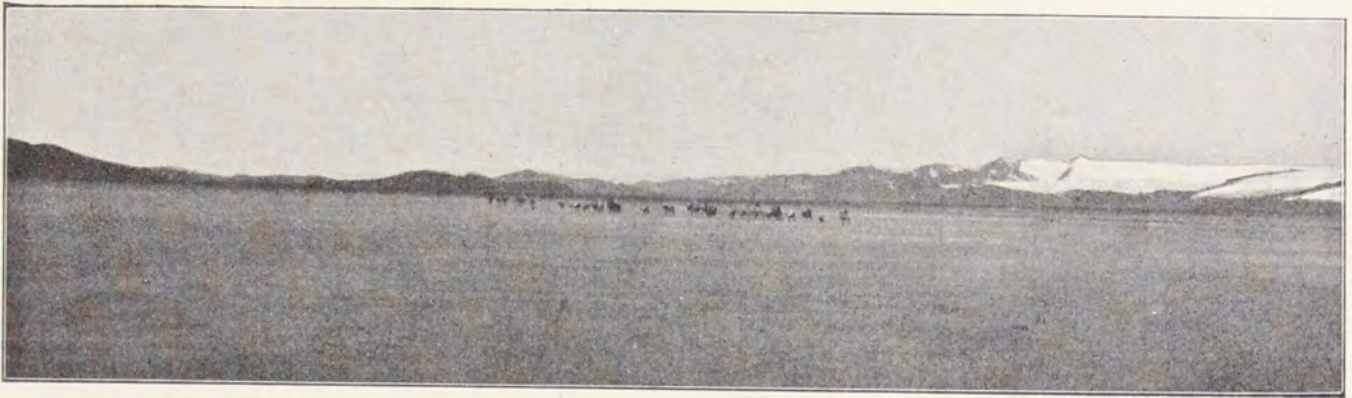
nächst muß eine Kiste mit Alaun daran, dann die Kiste mit Petroleum, weiters das Zelt von Khotan und ein Sack Reis. Ferner beginnen wir die Konserven, ca 150 kg, ganz unökonomisch aufzuessen. Die Kadaver der armen Tiere liegen, ein wenig weggeschleppt, um das Lager herum — ein trostloser Anblick! Morgen gehen wir nach Südwesten weiter. Matthias schoß zwei Hasen, die gegessen wurden, die Felle für die Sammlung bewahrt. Abdulla hat die Hämmel wieder gefunden.“

Wir befanden uns immer noch in einer Seehöhe von 5170 m und zunächst hatten wir wieder ein weiteres Stück bergan zu gehen. Vor dem Abmarsch wurden die zurückgelassenen Kisten zusammengestellt. Der Holzrahmen des zusammenlegbaren Bootes wurde zu Brennholz zerschlagen, dann gab ich in jede der Kisten einen Zettel mit einer in englischer Sprache geschriebenen Bezeichnung des Inhalts und der Erwähnung der Umstände, unter denen die Sachen zurückgelassen wurden. Die Schlüssel wurden in einer leeren Konservbüchse unter den Kisten in den Sand gegraben, dann breiteten wir die geteerte Leinwand des Bootes aus, schlugen alles sorgfältig darin ein und deckten über das Ganze das Zelt von Khotan. Dieses wurde mit den Zeltplöcken im Boden festgeschlagen und außerdem wurde eine Mauer von Steinen rund herum aufgetürmt. Ich bin gespannt zu erfahren, ob einmal ein europäischer Reisender dieses Depot findet. Vor Eingeborenen ist es so gut wie sicher, denn die tibetanischen Nomaden kommen nie so weit nach Norden.

Da nach der Verteilung der Lasten noch immer ein Sack mit Gerste zu viel war, wurde jedem der Tiere sein gefüllter Futtersack umgebunden und dann begannen wir langsam den Marsch. Die kleine Talstufe, die wir zunächst zu ersteigen hatten, war nicht viel mehr als 40 m hoch; aber trotzdem dauerte es eine Ewigkeit, bis wir hinauf kamen. Stumpsinnig und unempfindlich geworden gegen Schläge standen die erschöpften Tiere nach jedem Schritt keuchend still und so widerlich mir auch das Schauspiel war, gab es für die armen Geschöpfe immer wieder nichts als Prügel. Wir mußten ja weiter und so lange noch ein Funken Kraft in ihnen war, mußten sie ihn hergeben. Der Vormittag brachte in kurzen Zwischenräumen zwei heftige Hagelböen. Der Sturm aber hatte ein wenig nachgelassen und nachmittags war meist Sonnenschein. Wir folgten dem sogenannten Bette des Kerija-darja, das aber nur das schmale Rinnsal des schon erwähnten Bächleins war, und übrigens war das Tal schon nach einigen Kilometern durch eine starke Barre vollständig abgesperrt. Diese erhob sich etwa 300 m hoch über die Sohle und wir passierten sie an einer Stelle, wo ein kleiner periodischer Bach schon ein bischen vorgearbeitet hatte. Von der Höhe erblickten wir vor uns eine langge-

streckte Sandebene, in deren östlichem Teil ein kleiner sumpfiger See lag; so weit ich mit dem Feldstecher sehen konnte, war kein Gras zu entdecken; wir gingen daher etwa einen Kilometer zurück, denn dort hatten wir einen leidlichen Platz passiert.

Es war erst  $\frac{1}{24}$  Uhr nachmittags, aber den paar Grashalmen zu liebe blieben wir an dieser Stelle. Wasser fanden wir zunächst nicht, aber an einer etwas feuchten Stelle brauchten wir nur einen halben Meter tief zu graben, um einen kleinen Brunnen herzustellen. Es war mir gelungen, die Mohammedaner dazu zu überreden, daß sie Konserven aßen, aber sie beschränkten sich auf Fisch, da dieser nach ihren Glaubensgesetzen nicht halal gemacht werden muß. Hunger litten wir absolut nicht, denn wir gingen mit den Konserven so verschwenderisch um als möglich. Da aber die Last doch noch zu schwer war, trotzdem wir in diesem Lager nicht weniger als 15 Büchsen leergegessen hatten, wurde kurzer Hand eine Kiste von etwa 40 kg zurück-



Alter Seegrund bei Lager XVI.

gelassen. Ich hatte bisher als kleine Unterstützung beim Finden des Weges eine englische Karte und die russische Vierzig-Werst-Karte gehabt, ausgenommen natürlich für die Gegenden am rechten Ufer des Darja. Nun aber wurden beide unbrauchbar, nicht, weil nichts auf ihnen eingezeichnet war, sondern weil die Einzeichnung vollständig falsch war. Das große Seebecken, das vor uns lag, war auf der englischen Karte überhaupt nicht vorhanden und ihr zufolge sollten von der Höhe, auf der wir standen, die Abflüsse bereits nach dem Jeschil-kul führen. Tatsächlich ist dies aber durchaus nicht der Fall und die russische Karte war in dieser Hinsicht immer noch um eine Kleinigkeit besser; um nach ihr zu reisen aber war sie ebenfalls nicht zu brauchen.

Der Rücken, auf dem wir gelagert hatten, war von einer Moräne gebildet, die von den Bergen im Osten herabgekommen war. Spuren ehemaliger Vergletscherung waren sehr häufig und auch jetzt war noch ein recht bedeutender Gletscher erhalten, der einzige, den ich auf tibetanischem Gebiet zu sehen bekam. Auf der Höhe selbst waren die

leeren Becken ziemlich großer Tümpel, die offenbar noch vor kurzer Zeit mit Wasser gefüllt gewesen sein mußten. Ihrem Sickerwasser verdankten wir wohl unseren bescheidenen Brunnen. Die Ebene, in die wir nun abstiegen, war offenbar der Boden eines ehemaligen sehr großen Sees, der aber jetzt ohne scharfe Kontur auf den östlichen Teil des Beckens zusammengeschrumpft war. Ein spärliches Wässerchen floß durch den Sandboden dem See zu und erweiterte sich bald zu einem schwammigen Salzsumpf, dem wir sorgfältig aus dem Weg gingen. Vorläufig war es nicht möglich an den See heran zu kommen, denn schon einen Kilometer von der Wasseroberfläche war der Boden so weich, daß man darin stecken blieb. Am Abend jedoch konnte ich an einer mehr hügeligen Stelle das Ufer erreichen und fand das Wasser stark salzig. Damit war schon gezeigt, daß der See nicht zum Gebiet des Jeschil-kul gehörte und die weitere Aufnahme der Umgebung bestärkte auch die Annahme, daß es ein selbständiges abflußloses Becken war. Die Vermutung wäre naheliegend, daß dieses Seebecken ursprünglich mit dem Oberlauf des Kerija-darja im Zusammenhang gestanden hätte und daß man daher berechtigt sei, das kleine Bachbett vom Lager XV als den Rest des ehemaligen Ausflusses aufzufassen. Daß dieser nur durch die große Moräne zugesperrt worden sei, wäre nicht abzuweisen, aber die Ebene des Salzsees liegt um volle hundert Meter tiefer als der letzte Teil des erwähnten Bachbettes. Wenn man also nicht große Niveauveränderungen annehmen will, muß man von dieser Ansicht zurückkommen.

Auf der russischen Karte war das Seebecken mit dem Namen Tangra tschumschak bezeichnet, einer der zahlreichen Fantasie-Namen, die man auf tibetanischen Karten findet. Wie solche Namen zustande kommen, meldet eine kleine Anekdote, deren angeblicher Held ein russischer Offizier sein soll. Er fragte seinen Dolmetsch nach dem Namen irgend einer Örtlichkeit und erhielt von diesem die Antwort: „Huda billadeh“ d. h. „Gott weiß es“, oder genauer „Ich weiß es nicht“. Dieser Name wurde auf der Landkarte eingezeichnet und ich bezweifle durchaus nicht, daß eine Reihe von anderen Namen auf ähnliche Mißverständnisse zurückzuführen ist. Besonders hinsichtlich der Seen ist große Vorsicht geboten. Ich machte später wiederholt die Beobachtung, daß die Eingeborenen jeden Salzsee mit dem Wort „zaka“ bezeichnen, was wörtlich „Salzmund“ bedeutet, andererseits jeden See von süßem Wasser mit dem Wort „njak-tschu“, was wieder „Fischwasser“ bedeutet. Sie unterscheiden also einfach zwischen unbelebten salzigen und von Fischen bewohnten Süßwasser-Seen; es wäre also ganz verfehlt eine solche Bezeichnung als allgemein giltigen Namen aufzufassen. Über die Bedeutung des Namens Tangra-tschum-

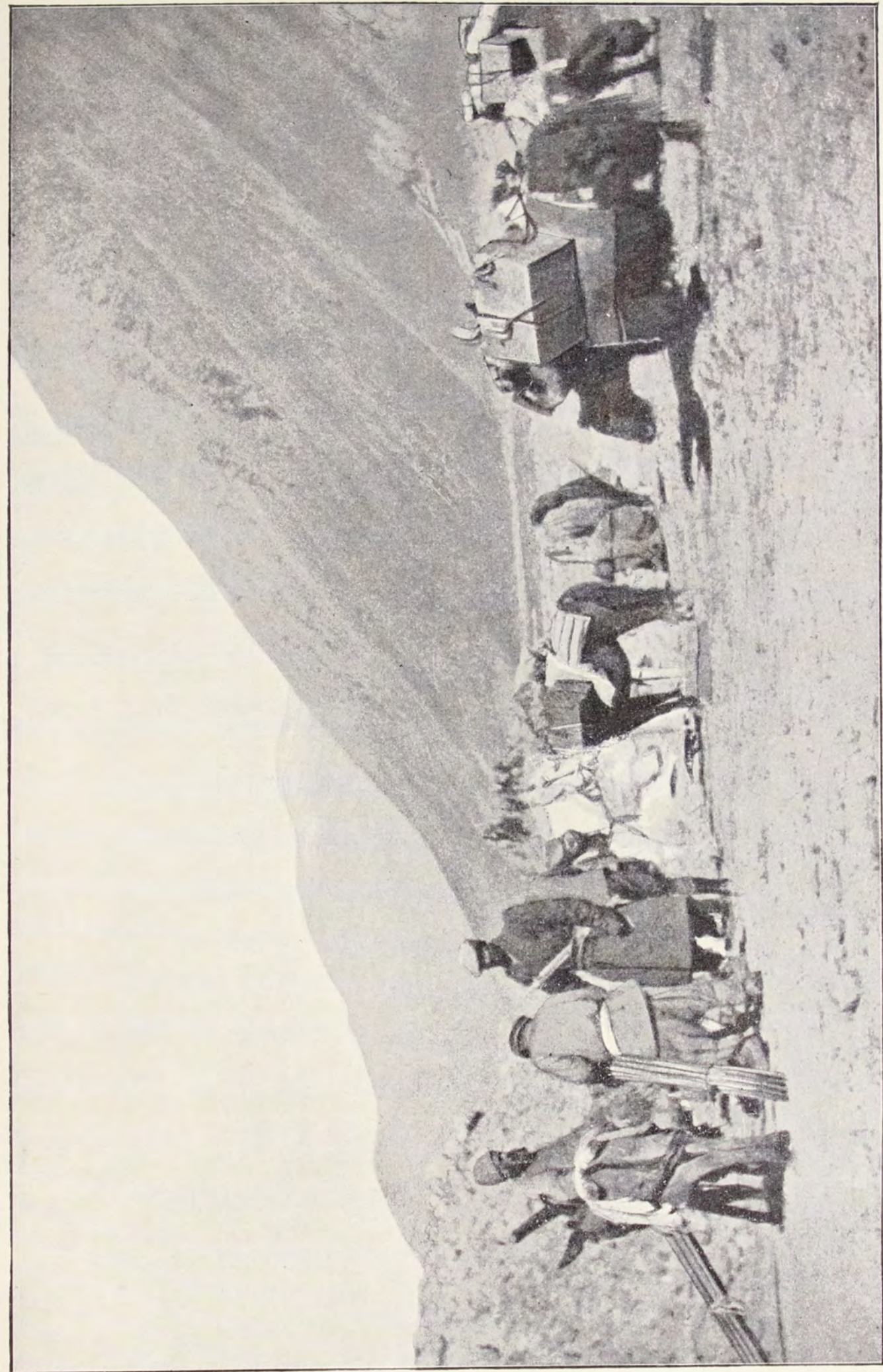
schak konnte mir auch Jorpuntsok keine Auskunft geben und das Wort ist demnach schwerlich tibetanisch. Wie es aber zu einem Namen in einer anderen Sprache kommen soll, ist mir unbegreiflich, und die Bezeichnung auf der russischen Karte hat vermutlich eine ähnliche Entstehung wie die von „Huda billadeh“.

In der Ebene kamen wir ziemlich flott von der Stelle, nur der eine Yak, der noch übrig war, mußte beständig von Weichbold und Jorpuntsok eskortiert werden. Wir stellten an diesem Tag den Marsch-Rekord seit dem Betreten von Tibet mit einer Tagesleistung von 22 km auf. Diese Zahl ist gewiß nicht geeignet zu imponieren, denn unter normalen Umständen kann ja ein Fußgänger in 4<sup>1/2</sup> Stunden diese Strecke zurücklegen. In Tibet aber sind eben die Verhältnisse ein bisschen anders und man muß froh sein, wenn man nicht jeden Tag auf eine Passage trifft, wie wir sie am 29. Juni gehabt hatten. Im Süden schloß eine Hügelkette den See breit ab und an den Abhängen fanden wir zwar kein Gras, aber größere Mengen von Eurotia, einer Pflanze, die über der Erdoberfläche kleine mützenartige Formen aus steifen holzigen Ästchen und graugrünen Blättern bildet und nur wenige Zentimeter hoch wird, die dagegen in den Boden sehr lange und stark holzige Wurzeln entsendet. Dieser dürftige Strauch hat ebenfalls für den Reisenden in Tibet große Bedeutung, insofern nämlich, daß nicht nur die Wurzeln vorzügliches Brennholz geben, sondern auch die Tiere den oberirdischen Teil der Pflanze gerne fressen. Auch\* in diesem Fall verwendeten wir den Eurotia-Strauch wie auch oft früher und später zu beiden Zwecken, mußten aber noch ein wenig Gerste hinzufügen. Zum Abendessen gab es als Abwechslung Reis mit Rosinen, aber kein Fleisch. Die Schafe hatten sich wieder — diesmal endgültig — verlaufen. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht und im Augenblick empfand ich trotz des schweren Verlustes nur den Vorteil, der darin bestand, daß man auf sie nicht fortwährend achtgeben und daß man sie nicht täglich stundenlang suchen mußte. Wieder blieben zwei Esel im Lager tot liegen.

Der See setzte sich nach Süden hinter den Hügeln, die wir umgehen mußten, noch einige Kilometer fort. Im Osten war eine Anzahl von Schneefeldern, deren Abflüsse sich im Sande der Ebene verliefen; zum Schluß verengte sich die Ebene zu einem kleinen Tal, in dem ein starker Bach floß. Nach kurzer Zeit aber erweiterte sich dieses zu einem neuen leeren Seebecken, in dem der Bach seine Wassermengen aus zahlreichen sumpfigen kleinen Tümpelchen zusammenholte. In dieser zweiten Ebene wurden wir ganz unerwartet von einem überaus heftigen Hagelsturm überrascht, der große Verwirrung in die Karawane brachte. Die erschreckten Tiere, denen die Eisstückchen in die Augen

flogen, warfen ihre Lasten ab und zerstreuten sich rasch in die Umgebung und, so lange das Geprassel der Eiskörner anhielt, war auch nicht daran zu denken, sie wieder einzufangen. Die große gelbbraune Wolke, die eilend über den Himmel hinzog, war aber nach einer halben Stunde schon weit weg und die Sonne kam wieder hervor. Man fing die Ausreißer zusammen, belud sie frisch und dann begannen wir den Anstieg auf die Bergkette, die diesen Seenkomplex nach Süden abschloß. Die Höhe maß ich mit 5650 m und beim Abstieg gelangten wir in ein drittes Seebecken, das aber ebenfalls bis auf einige kleine Bachläufe wasserleer war. Diese flossen nach Süden, aber wie sich später herausstellte, nicht nach dem Jeschil-kul, sondern nach dem von Deasy entdeckten und benannten Lighten Lake. Während wir Umschau hielten, auf welcher Seite wir wohl aus dem rings von Bergen umschlossenen Becken herauskommen könnten, überfiel uns ein neuerlicher Hagelsturm, der um vieles heftiger war als der vorige. Wie auf ein Kommando legten sich alle Tiere nieder und wir fanden ebenfalls nichts besseres zu tun, als ihrem Beispiel zu folgen. Ebenso rasch als es gekommen, war das Unwetter wieder vorbei und wir konnten in geordnetem Zug unseren Weg fortsetzen. Auf dem sandigen Boden wuchs neben den gewöhnlichen Sträuchern eine andere Pflanze, die eben in der Blüte stand, und hübsche Kränze von hellvioletten Blüten um ein kleines dunkelgrünes Kissen bildete. Im weiteren Verlauf des Weges begann eines der Pferde, dasselbe, das ich in Polu dem Beg von Khotan abgekauft hatte, zurückzubleiben. Ich hielt mich mit Abdulla in seiner Nähe, während die übrigen vorausgingen und sobald das Pferd nicht mehr den Ansporn hatte, den das Mitgehen mit einem großen Zug bewirkt, blieb es stehen und brach gleich darauf zusammen. Wir befreiten es von seiner Last und richteten es mit vieler Mühe wieder auf, auch den Packsattel nahmen wir ihm ab und dann war es möglich es in langsamem Schritt weiter zu führen. Da es aber seine Last nicht mehr tragen konnte, mußte ein anderes Pferd zu Hilfe geholt werden und ich eilte der Karawane nach, die ich gerade einholte, als sie den Lagerplatz für den Abend erreicht hatte. Das stärkste Pferd und der Yak wurden zurückgeschickt und kamen nach einer Stunde mit dem Gepäck. Das kranke Pferd und Abdulla waren noch weit zurück, da ich aber das Tier nicht aufgeben wollte, so lange es noch lebte, sandte ich Mahman hin, um zu veranlassen, daß es jedenfalls zum Lager gebracht werde. Die beiden kamen spät abends an und am folgenden Morgen war das Pferd tot.

Der nächste Marsch mußte uns zum Jeschil-kul bringen. Es war mir schon wiederholt aufgefallen, daß die südlichen Bergabhänge regelmäßig wasserleer waren, während man auf den nach Norden gelegenen



Beim Aufbruch.





genügend Schneebäche antraf; da wir aller Voraussicht nach an einem gegen Süden gerichteten Hang lagern mußten, wenn wir den Jeschil-kul erreichten, ließ ich vorsichtshalber in einer der Zinkkisten 30 Liter Wasser bereit stellen. Es war natürlich ausgeschlossen, eine genügende Menge davon mitzunehmen, um nötigenfalls auch die Tiere tränken zu können, denn ein durstiges Pferd trinkt ohne Schwierigkeit 6—8 Liter Wasser auf einmal und wir hätten dementsprechend mindestens drei Lasten mit Wasser mit uns nehmen müssen. Es war jedoch niemand vorhanden, der diese hätte tragen können. Vorläufig bestimmte ich den nächsten Tag zur Rast und zu unser aller großen Freude schoß Weichbold eine mittelgroße Antilope, während ich eine Ente und vier Steinhühner erlegte. Said Agul war bei der Antilopenjagd mitgewesen und hatte das geschossene Tier sofort halal gemacht, so daß alle weiteren Schwierigkeiten entfielen. Es wurde eine ausnahmsweise große Menge von P'lau bereitet, umsomehr, als Mahman erzählte, er hätte von einem Hügel aus eine kleine Karawane herannahen sehen. Ich stieg sofort auf denselben kleinen Berg und der Triöder zeigte mir, daß in der Tat sechs Mann, ein Pferd, ein Yak und eine Herde von Schafen näherkamen. Es waren aber keine Europäer, sondern Kaufleute aus Tankse in Ladak, wie wir rasch erfuhren, als sie im Lager ankamen. Ich war meinerseits sehr überrascht, in dieser vollständigen Einöde Menschen anzutreffen, noch größer aber war das Erstaunen der Tankse-Leute, als sie Weichbold und mich zu Gesicht bekamen.

Angelegentlich rieten sie uns davon ab, unseren Weg nach dem Süden fortzusetzen und prophezeiten uns den sicheren Tod, wenn wir ihrem Rat nicht folgten. Sie hatten vor den Tibetanern große Angst, denn sie waren auf ihrem Weg einer Räuberbande in die Hände gefallen, die ihnen 150 Schafe samt ihren Lasten weggenommen hatten. Die sechs Männer waren alle unbewaffnet und hatten sich in keiner Weise zur Wehr gesetzt. Der Yak und das Pferd trugen ihr Zelt und ihren Proviant, die Schafe waren mit Rohsilber, Zucker und Türkisen beladen. Die Neuangekommenen wurden von uns bewirtet und ich begann sie sofort nach dem Weg auszufragen, den sie bisher gemacht hatten. Da zeigte sich jedoch, daß sie Tibet erst vor ganz kurzer Zeit betreten hatten, denn sie waren von Ladak über das Plateau Aksai-tschin hereingekommen. Die Strecke also, die sie zurückgelegt hatten, lag nicht auf meinem Weg. Sie selbst gingen zum erstenmal mit Waren nach Turkestan und hatten diese sonst nie benützte Route gewählt, um bei ihrem Eintreffen in Khotan vor ihren Konkurrenten einen Vorsprung von ungefähr einer Woche zu gewinnen. Der Haupthandelsweg von Ladak nach Turkestan, der von April bis

November viel begangen wird, führt über den Karakorum-Paß und trifft die turkestanische Ebene zwei Tagereisen von Khotan. Den sechs Männern war die Gegend, die sie zu durchreisen hatten, vollkommen unbekannt und sie waren daher sehr erfreut uns anzutreffen. Nicht so sehr, weil sie von uns Auskunft erhalten konnten, sondern weil sie nun einfach unseren Spuren folgen wollten und immer dort lagern, wo wir es getan hatten. Ich wollte sie vor dem Paß bei Baba Hatun warnen, aber es gelang mir nicht, denn sie kannten weder diesen Ortsnamen noch konnten sie aus der Landkarte, die ich ihnen vorzeichnete, klug werden. Nach langen Verhandlungen verkauften sie uns ein Schaf, waren aber nicht dazu zu bewegen, von ihrem Türkisenvorrat etwas abzugeben, trotzdem ich sehr hohe Preise bot. Sie sagten, die ganze Ladung wäre nicht ihr Eigentum, sondern gehöre einem Großhändler in Kaschmir und sie dürften nur in Khotan ihre Waren verkaufen.

Am Morgen hatte es tüchtig geschneit, mittags klärte sich der Himmel auf, dafür aber begann wieder der übliche Sturm. Ich war zwar gegen diesen bereits ein bißchen abgestumpft, aber die ewige Wiederholung brachte mich doch jedesmal in hilflosen Ärger. Es war rein nichts anzufangen, solange der Sturm anhielt, und man mußte einfach im Zelt bleiben und sich noch freuen, daß man diesen bescheidenen Schutz gegen den Wind hatte.

Bei seinem Ausflug hatte Weichbold auch von den Höhen im Süden unseres Lagers die Jeschil-kul-Ebene und den See selbst zu Gesicht bekommen und hatte bestätigt, was ich vermutet hatte, nämlich, daß die gegen Süden gelegenen Abhänge von Schnee und daher auch von Wasser frei wären. Er konnte uns nun auch den besten Weg weisen, und zwar einen, den ich ohne seine Kenntnis nicht gegangen wäre; ich wollte vielmehr den Fluß, von dem ich wußte, daß er sich in den Lighten-See ergieße, noch ein Stück abwärts verfolgen und dann einen Übergang suchen. So aber konnten wir den Weg bedeutend abschneiden und hatten schon nach drei Stunden die Paßhöhe erreicht. Sie lag bei 5700 m und über die kahle Höhe fegte ein toller Sturm. Es war noch jetzt um 10 Uhr vormittags bitterkalt, in der Nacht hatten wir sogar minus 13<sup>0</sup> gehabt. Von der Höhe konnte man nicht nur das Seebecken vollkommen überblicken, sondern auch den weiten Umkreis bis in die hohen Schneegipfel der Deasy-Gruppe im Süden, die in ihrer wildzerklüfteten Form wie auch in ihrer Farbe an die Dolomiten erinnert. Sie besteht aus rotem Sandstein. Der Ausblicks-Radius von der sehr exponierten Höhe betrug ungefähr 60 km. Bei einem Versuch, eine vorläufige Kartenskizze in mein Notizbuch zu zeichnen, riß mir der Sturm nicht nur das Blatt, das ich eben

vorhatte, aus der Hnnd, sondern auch alle übrigen Blätter, die lustig nach Norden zurückflogen. Glücklicherweise hatte ich das Buch erst tags vorher in Gebrauch genommen und die letzte Skizze bereits ausgearbeitet. Ich versuchte nun auf dem Leinwandrücken einer Landkarte zu zeichnen, aber trotzdem ich diese achtfach zusammengelegt in der Hand hielt, entschlüpfte sie mir und riß mitten durch. Schließlich mußte ich aus der Satteltasche ein starkes Kartonblatt nehmen und dieses hielt endlich dem Wind stand.

Der See schien nur wenige Kilometer entfernt zu sein, aber wir ritten Stunde um Stunde, ohne ihm merklich näher zu kommen. Nachdem der erste Teil des Abstieges hinter uns lag, ritten wir durch unregelmäßiges Hügelland mit zahlreichen vertrockneten Bachläufen. Trotzdem wir einen kleinen Vorrat an Wasser mit uns hatten, wollte ich doch der Tiere wegen womöglich Wasser finden und obgleich der Sturm unseren Ritt zu einer wahren Tortur machte, zogen wir doch immer weiter, in der Hoffnung, in dem tiefgelegenen Teil des Bachbettes wenigstens durch Graben etwas Wasser beschaffen zu können. Etwa 2 km vom See war ein kleiner Grasfleck und wir mußten hier Halt machen, obzwar der Boden vollkommen trocken war. Auch das Graben bis zur Tiefe von einem Meter lieferte keine Spur von Feuchtigkeit und weiter unten stießen wir auf eine Schichte von festem Mergel, der weiteres Graben unmöglich machte. Die Tiere konnten also nichts zu trinken bekommen, aber da sie am Morgen genügend Wasser gehabt hatten und es außerdem sehr kalt war, konnten sie schon die Nacht durstig aushalten. Der See nämlich ist bittersalzig und sein Salzgehalt war sogar so groß, daß mein Areometer zur Messung nicht ausreichte, trotzdem es auf sehr große Konzentrationen eingerichtet war.

Ich war gleich nach der Ankunft im Lager zum See hinabgeritten und hatte dabei das leere Bachbett verfolgt, das weiter unten in eine romantische enge Schlucht durch starke Bänke von grauem Kalk und gelbgrauem Mergel eingeschnitten war. Die derzeitige Form der Wasserfläche war sehr verschieden von den Einzeichnungen auf der Karte, aber jedenfalls ändert sie sich oft, denn bei dem weiten und flachen Gebiet um den See breitet sich dieser selbst bei geringem Steigen offenbar sehr aus. An der Stelle, wo ich das Ufer erreichte, war der sandige Saum um das Wasser etwa 400 m breit und dann kam eine Terrasse aus feinen Konglomeraten, darüber eine Bank von sehr dünn grau und gelb geschichtetem Mergel. Soweit ich diese Strandlinie mit dem Feldstecher verfolgen konnte, erstreckte sie sich in gleicher Form und Höhe rund um den See, nur war der Zwischenraum zwischen ihr und dem Wasserspiegel besonders im Südwesten einige Kilometer groß. Ich warf wiederholt mein Plankton-Netz an

der 40 m langen Leine aus und zog es stets ohne eine Spur von Lebewesen ein; auch am Strand war nichts zu entdecken, was darauf hindeutete, daß die Wasser des Sees belebt sein könnten. Eine breite glitzernde Salzkruste umsäumte das Ufer und das Wasser selbst bildete in den kleinen Buchten zähen Schaum.

Als ich am Ufer entlang ein bißchen nach Osten ging, sah ich in der Entfernung von einigen Kilometern eine Dampfwolke, die nur von einer heißen Quelle herrühren konnte; diese konnte ich nicht unbesucht lassen und ging mir mein Pferd holen, das ich am Ausgang der erwähnten kleinen Schlucht angebunden hatte. Nach einer halben Stunde war ich an Ort und Stelle und fand tatsächlich eine große Schwefel-Therme, die auf einem Raum von etwa 100 m aus drei größeren und zahlreichen kleineren Löchern zutage trat. Sie kochte in unregelmäßigen Zwischenräumen heftig auf und entwickelte dann bedeutende Dampfmassen, die lebhaft nach Schwefelwasserstoff rochen. Der Boden rund herum war mit Sinter- und Schwefel-Inkrustationen bedeckt. Die genaue Temperatur der Quelle zu messen, war mir leider nicht möglich, denn das kleine Thermometer, das ich bei diesem Ausflug mit mir hatte, ging nur bis 70<sup>0</sup> C. und reichte zur Bestimmung nicht aus. Vermutlich war die Temperatur des Wassers, wie es bei solchen Kochquellen zu sein pflegt, an der Oberfläche nahe an 100<sup>0</sup>, in der Tiefe vermutlich sogar noch etwas höher. Bei der Umschau nach anderen ähnlichen Quellen entdeckte ich an einem Hügel am Westufer einige schwefelgelbe Flecken, die vermutlich auch auf Thermen zurückzuführen waren, doch besuchte ich sie vorläufig nicht, da der Weg des nächsten Tages daran vorbei führte.

Die einbrechende Dunkelheit nötigte mich zur Rückkehr ins Lager und am nächsten Tag wollten wir so rasch als möglich Wasser aufsuchen, denn unser Vorrat ging am selben Abend zu Ende. Die beste Aussicht hatten wir am Westufer, wo ein großes Tal in das Seebecken mündete, und dort sollte dann die große Rast gehalten werden, die unseren armen Tieren so nötig war.

18. Juli. Am Morgen war es fast windstill, ein überaus seltener Zustand. Zum Frühstück gab es schon kein Wasser mehr und ich wollte den Abmarsch nach Möglichkeit beschleunigen, aber einige der Lasttiere waren nicht zu finden. Wir alle gingen auf die Suche, aber es wurde Mittag, bis wir die Ausreißer gefunden hatten. An einen größeren Marsch war infolgedessen nicht mehr zu denken und wir mußten nur dazu sehen, möglichst rasch Wasser zu finden. Nicht nur unserer wegen — wir waren alle recht durstig — sondern hauptsächlich wegen der Tiere, die bereits seit 30 Stunden nicht getrunken hatten. Wir gingen in drei Partien und die Verabredung war, daß der, der

zuerst Wasser fände, zwei Schüsse hintereinander abfeuern sollte. Es waren bereits zwei Stunden verstrichen und das Signal war noch nicht gefallen, als ich mit Mahman in einem kleinen, im übrigen trockenen Graben ein Tümpelchen schmutzigen Wassers von der Größe einer Waschschüssel auffand. Wir stachen mit unseren Messern den Boden im ganzen Umkreis auf und als wir gefunden hatten, daß wir auf diese Art wohl einen kleinen Wasservorrat kriegen konnten, gaben wir das verabredete Signal und bald war die Karawane versammelt. Die durstigen Tiere stießen und drängten sich um die kleine Grube, wurden aber vorläufig zurückgehalten und festgebunden, bis ein Brunnen gegraben war. Als wir so weit waren, wurde erst durch ein Tuch Wasser in zwei Blecheimer geseiht und dann wurden die Lasttiere paarweise zur Tränke geführt. Wiederholt mußte das Becken frisch ver-



Nachzügler.

tieft werden, denn es war jedesmal bis auf den Grund leer, wenn zwei der Tiere getrunken hatten. Schließlich aber hatten sie alle genug bekommen und wurden wieder angebunden. Es gab nämlich kein Gras und sie sollten sich nicht wieder so weit verlaufen. Dann wurde der Brunnen von neuem ausgegraben und bis zum Abend hatte sich wieder eine neue Wassermenge angesammelt. Von einem nahegelegenen Hügel konnte ich einige Aufnahmen der Seeufer machen und meine Kartenskizze fortsetzen, die ich am nächsten Tag von einem dritten Standpunkt aus vollendete. Am heutigen Abend nahmen wir zum erstenmal die Maggi-Präparate in Gebrauch, von denen ich einen großen Vorrat hatte, aber im Anfang wollte die Mannschaft die ihnen fremden Dinge, gegen die sie auch religiöse Bedenken hegten, nicht essen und es mußte zunächst in zwei Kesseln gekocht werden, um nicht die Speisen der Mohammedaner mit der für sie sündhaften abendländischen Würze zu verunreinigen. Nur Mahman ließ sich herbei, einen Löffel Reis-

fleisch zu kosten, dem ein Suppenwürfel und ein bißchen Würze beigemischt war; es schmeckte ihm so gut, daß er sofort den Ruhm der Maggipräparate im Lager eifrigst verkündete. Dann kamen der Reihe nach die anderen und wollten ebenfalls versuchen und alle waren so froh, ein bißchen neuen Geschmack in unser einförmiges Menu gebracht zu sehen, daß von nun ab keine Bedenken mehr dagegen vorgebracht wurden.

Trotz des kurzen Marsches am letzten Tag und trotz der Gerstenfütterung waren am Morgen zwei Pferde und ein Esel verendet, und es war höchste Zeit, daß wir einen guten Grasplatz erreichten, um die armen Tiere endlich ausruhen zu lassen. Das Wetter war an diesem Tag windstill und warm, ganz als ob der Gott des Sturmes durch die Pferdeopfer versöhnt worden wäre. Ich schickte Weichbold und Maëddin voraus, damit sie möglichst bald Wasser fänden; ich bildete mit Mahman eine andere Patrouille und der Rest der Karawane folgte langsam nach. Zunächst ritten wir zu viert nach dem See hinab, dann eine lange Zeit in der sandigen Uferebene und schließlich über einen vorspringenden Hügelrücken nach der Mündung des großen Tales im Westen. Die Hügel waren dieselben, auf denen ich tags zuvor die schwefeligen Flecken gesehen hatte, und ich fand auch, daß letztere wirklich von Quellen herrührten, die ähnlich der großen vom Nordufer, aber derzeit versiegt waren. Im Tal angelangt, ritt ich mit Mahman am Nordabhang, die anderen mehr in der Mitte, und als wir eben eine kleine blaue Wasserfläche vor uns erblickt hatten, merkten wir, daß sie auch schon von Weichbold und Maëddin gesehen worden war. Wir trafen gleichzeitig bei dem kleinen sumpfigen Tümpel ein und fanden zu unserer Freude, daß das Wasser süß und die Umgebung verhältnismäßig reich mit Gras bewachsen war. Das war ein Platz, wie wir ihn brauchen konnten, und außerdem fehlte es nicht an kleinem Wild. Noch bevor die Karawane nachgekommen war, hatte ich mit Weichbold zwei Wildenten und zwei Hasen geschossen und alle waren halal gemacht worden. So brauchten wir uns um das Abendessen nicht weiter zu sorgen; das Schaf nämlich, das ich bei Lager XVII gekauft hatte, war bereits wieder aufgezehrt. Die Bälge der Enten und Hasen wurden präpariert, und Weichbold hatte außerdem noch ein kleines Nagetier der Gattung *Lagomys* mit seiner Mütze gefangen; dieses mußte ebenfalls Fell und Skelett meiner Sammlung liefern; damit hatten wir für den Rest des Tages genug zu tun.

Das Wetter blieb wunderschön und es wurde sogar unangenehm warm. Um 4 Uhr nachmittags war die Temperatur im Schatten 16<sup>0</sup>, in meinem Zelt aber um 10<sup>0</sup> höher und in der Sonne betrug sie sogar 34<sup>0</sup>. Ich mußte Rock und Weste ausziehen, um im Zelt nicht zu heiß zu

haben, und betrachtete fast mit körperlichem Übelbefinden den dick gefütterten Schlafsack und meinen schweren Pelzrock, die bereits für die Nacht auf meinem Bett bereit lagen. Ich wußte aber wohl, daß es dann wieder sehr kalt sein würde, denn in der vergangenen Nacht hatten wir 11<sup>0</sup> unter Null gehabt und in der nächsten wurden es wieder ihrer acht. Dabei verendete neuerlich ein Pferd und ein Esel. Durch den starken Verbrauch von Gerste war zwar die gesamte Last etwas geringer geworden, aber der Verlust an Tieren hielt in keiner Weise Schritt mit diesem Gewichtsentsgang. Wir waren nun seit Polu dreißig Tage unterwegs und hatten ebensoviele Tiere verloren. Es waren nur mehr acht Pferde, einundzwanzig Esel und ein Yak vorhanden. Es war ganz undenkbar mit der derartig geschwächten Karawane einen neuerlichen Vorstoß nach Osten zu machen und ich mußte sehr gegen meinen Willen und betrübten Herzens mit dem Schicksal ein Kompromiß schließen.

Maëddin kannte den Apo-zo, den größten bekannten Süßwassersee von Tibet, der etwa 50 km südlich von unserer augenblicklichen Position lag, und wohin er einmal mit einer englischen Jagdexpedition von Ladak aus gekommen war. Er erzählte, daß dort große Wiesen seien, außerdem viel Wild und angenehme Plätze zum Lagern. Es wurde ein großer Kriegsrat gehalten und schließlich folgender Beschluß gefaßt: Wir wollten zunächst nach dem Apo-zo; das konnte leicht geschehen, ohne uns wesentlich aus der geplanten Richtung zu bringen, da der See sogar ein bißchen östlicher lag als unser gegenwärtiges Lager. Dort sollte die Karawane lange Zeit bleiben, während Jorpuntsok und Maëddin mit zwei Pferden und Proviant für vier Tage einen Vorstoß nach Südwesten machen sollten, und zwar in die Landschaft Rundor, wo im Sommer gewöhnlich Nomaden aus der Gegend von Rudok sich aufhalten sollten. Bei diesen Nomaden sollten die beiden trachten möglichst viel Yaks oder Pferde zu kaufen. Ich selbst konnte mich dort natürlich nicht zeigen, denn die Eingeborenen sollten nicht erfahren, daß ein Europäer in der Nähe sei. Vielmehr wurde beschlossen, daß Jorpuntsok und Maëddin sich für ladakische Händler ausgeben und erzählen sollten, daß sie von Khotan kämen, aber nicht mehr genug Lasttiere hätten, um ihre Waren weiter zu bringen. Die Sache konnte nicht schwierig sein, denn meine beiden Abgesandten waren ja tatsächlich Eingeborene von Ladak. Wenn es ihnen gelang eine genügende Zahl neuer Tiere zu erhalten, dann wollten wir vom Apo-zo weiter nach Süd-Osten gehen.

Mit diesem Beschluß brachen wir auf und gingen zunächst weiter nach Westen, da die im Süden liegende Bergkette nicht direkt übersteigbar schien und da mir außerdem daran lag auf dem Weg dahin

noch möglichst viel unbekanntes Gebiet zu durchwandern. Unser Tal war immer noch eine Fortsetzung des alten Seebodens und der Jeschil-kul hatte in früherer Zeit jedenfalls vielfach größere Flächen bedeckt als jetzt. Jede Stunde durchschnittlich kamen wir an eine neue Strandterrasse und nach allem, was ich bei diesem Marsch sah, mußte der Seespiegel seinerzeit um wenigstens 60 Meter höher gestanden haben, als gegenwärtig. Vor uns lag aber noch in großer Entfernung eine Kette zackiger Berge, die infolge einer Luftspiegelung wie Inseln aus einem großen See hervorzuragen schienen. Diese Berge gaben uns die Stelle an, an der wir gegen Süden abzubiegen hatten, und daraus, daß sie reichlich mit Schnee bedeckt waren, war zu schließen, daß man an ihrem Fuß auch Wasser finden würde. Wir kamen jedoch an diesem Tag noch lange nicht so weit und mußten zufrieden sein, daß wir gegen 6 Uhr abends ein kleines Bächlein erreichten, das an der Stelle, wo wir es trafen, im Sand zu verrinnen begann. Es waren außer mir nur Weichbold, Jorpuntsok und Mahman beritten, die anderen gingen schon seit einigen Tagen zu Fuß. Weichbold ritt noch immer den schwarzbraunen Hengst von Jarkent, ich meinen sanften Falb, den ich mir in Polu ausgesucht hatte, und Mahman seinen großen hageren Schimmel. Das heißt, wir gingen fast stets zu Fuß, denn die Lasttiere kamen ja überhaupt nur ganz langsam von der Stelle. Sie waren sogar alle so ermattet, daß ich es nicht wagte ihnen für den nächsten Tag einen neuen Marsch zuzumuten, sondern eine Rast ansagte. Wir waren bereits trotz der sanften Steigung 300 m höher gekommen, als der Jeschil-kul und unser XXI. Lager, das wir an diesem Abend bezogen, lag bei 5340 m Höhe. Es war wieder nicht besonders stürmisch und auch die Nacht war verhältnismäßig warm. Verhältnismäßig warm bedeutet nämlich in diesem Falle 5<sup>0</sup> Kälte. Im Laufe des Tages aber war das Thermometer in der Sonne auf 36<sup>1/2</sup><sup>0</sup> gestiegen. Unser Gerstenvorrat war zu Ende, leider und zugleich auch Gott sei Dank. Denn man konnte zwar den Tieren nichts mehr davon geben, andererseits aber war es nicht mehr nötig Lasttiere für das Getreide reservieren zu müssen. Gerstenmehl aber hatten wir noch recht viel und verfütterten eine ganze Esellast, indem wir das Mehl zu einem Teig anrührten, den die Tiere gierig fraßen. Am Abend zuvor hatte nur ich einen Hasenlauf zubereitet bekommen, im übrigen waren wir wieder ohne Fleisch: doch schoß ich am folgenden Morgen zwei Hasen und Weichbold sogar eine Antilope und einen Hasen, so daß nun wieder geradezu Überfluß an Fleisch herrschte.

Die tibetanischen Hasen (*Lepus hispidus*) haben etwa die Größe eines europäischen Kaninchens; sie sind auf Kopf und Vorderrücken hellbraun, auf dem Hinterrücken und den Flanken schön taubengrau;



die Unterseite ist weiß mit Ausnahme der rostfarbigen Pfoten. Sie waren in manchen Gegenden sehr flüchtig und schwer zu erreichen, anderswo aber wieder so zutraulich, daß man sie fast mit einem Stock erschlagen konnte. Ich fand sie bis zur Seehöhe von 5600 m und sie konnten selbst da noch mit großer Geschwindigkeit bergan laufen. An manchen Orten waren sie außerordentlich häufig und man konnte sie während des Marsches beständig in der Nähe umherhüpfen sehen, dann wieder traf man tagelang nicht einen einzigen. Meine zwei waren zwar nicht halal gemacht worden, dafür aber die Antilope, denn Said Agul hatte Weichbold begleitet. Es mußte also wieder getrennte Küche geführt werden, denn die Leute wollten nicht einmal zugeben,



Weichbold schneidet Jorpuntsok die Haare.

daß die Hasen im selben Kessel gekocht würden als das übrige Essen, trotzdem es ja leicht gewesen wäre, die beiden Fleischsorten dann auseinander zu halten. Einige Schmetterlinge und eine große Anzahl von Spinnen und Käfern hatten meine Ausbeute vervollständigt, und da auch noch die Antilope zu präparieren war, verging der Rest des Tages mit eifriger Arbeit.

20. Juli. Wir hatten noch ein paar Stunden zu gehen, bis wir die Wasserscheide erreichten, die das Gebiet des Jeschil-kul nach dieser Seite abschließt. Über sandigen Boden und spärlichen Graswuchs zogen wir langsam bergan, aber ich blieb bald zurück, denn

mein Falb, der mir so lange treu gedient hatte, war am Ende seiner Kräfte angelangt. Weiter zurück war Mahman, dessen Schimmel ebenfalls nicht mehr weiter konnte. Jorpuntsok kam zurückgeritten, um nach uns zu sehen, und ich schnallte meinen Sattel auf seinen kleinen Braunen, während er begann, meinen müden Gaul am Zügel nach sich herzuziehen. Aber selbst ohne Sattel und Reiter war er nicht vorwärts zu bringen, und als ihn Jorpuntsok nach etwa einer Stunde zurückließ, brach er fast sofort zusammen und ist wahrscheinlich bald darnach gestorben, wenn ihm nicht vorher die Wölfe den Garaus gemacht haben. Ich ging auch neben meinem neuen Pferd meist zu Fuß, und da Mahman noch immer nicht nachkam, ging ich ein Stück zurück, um nach ihm zu sehen; mit dem Feldstecher entdeckte ich ihn, als er eben im Begriff war, seinem auf dem Boden liegenden Schimmel den Sattel abzunehmen. Er hatte nicht nur seinen Schafpelz, sondern auch den meinen und zwei schwere Satteltaschen bei sich, und da ihm diese Last zu schwer sein mochte, ritt ich ihm entgegen. Dann wurde das ganze Zeug meinem Gaul aufgeladen und wir begannen trübselig der Karawane wieder nachzuwandern. Wir hatten sie bereits aus dem Gesicht verloren und als wir sie wieder vor uns erblickten, waren wir gerade an einer Stelle, wo man einen Esel halbtot zurückgelassen hatte. Ich schoß dem armen kleinen Langohr eine Kugel in den Kopf, dann nahm ich ihm noch sparsamerweise sein Halfter ab und wir setzten unseren eintönigen Weg fort. Auf der Wasserscheide erreichten wir die Karawane, die viel langsamer von der Stelle kam als ein gewöhnlicher Fußgänger. Wir senkten uns auf der anderen Seite in ein flaches Tal, dessen Bachbett im oberen Teil ausgetrocknet war; ein dumpfes Rieseln unter den Steinen bewies aber, daß doch noch Wasser in der Tiefe floß und dieses mußte vermutlich früher oder später wieder zutage treten. Bald zeigten sich auch in der Talsohle kleine Pfützen und es fehlte uns, um lagern zu können, nurmehr ein kleiner Grasplatz. Einen solchen erreichten wir um 6 Uhr abends und ich zählte dort sorgenvoll die abgematteten Tragtiere. Es waren auf diesem Marsch wieder um drei weniger geworden. Nun waren nurmehr ich und Weichbold beritten, aber auch das kam kaum zur Geltung, denn man ging fast ausschließlich neben dem Pferd her. Und trotzdem die Lasten nun aufs leichteste berechnet waren und einem Pferd nicht mehr als 70 kg zugemutet wurden, war doch bei der Ankunft im Lager wieder eines von ihnen so ermattet, daß ich voraussah, es bald verlieren zu müssen.

Weiter oben im Tal war ein viel hübscherer Grasplatz als dort, wo wir lagerten, aber ich wollte das bereits aufgeschlagene Zelt nicht wieder abbrechen und auch die Tiere nicht dort hinauf zur Weide

gehen lassen; daher wurden vier Leute mit ebenso vielen leeren Säcken hinaufgeschickt, um diese mit Gras gefüllt herunter zu bringen. Sie schleppten auch eine tüchtige Ladung Gras zum Lager herüber, und auf diese Art wurde den Tieren sogar das Umhergehen beim Fressen erspart. Wir hegten und pflegten sie so gut es ging, um noch das bißchen Leben, das in ihnen war, möglichst lange zu erhalten, und ich opferte sogar den größten Teil meines Zwiebacks, ungefähr 8 kg, die unter die am meisten erschöpften Pferde und Esel verteilt wurden. Wiederholt schon war mir der Gedanke gekommen, ob man die Tiere nicht auch mit Reis füttern könne, und wir hätten ohne weiteres zu diesem Zweck den Reis vorerst gekocht, Abdulla aber, vor dessen Erfahrung alle große Achtung hatten, versicherte, daß die Tiere dann unbedingt sterben würden. Einer seiner Freunde — erzählte er — hätte einmal von Leh nach Turkestan eine Karawane von sechs Pferden geführt und diese in Ermangelung von besserem Futter den Reis essen lassen, den er zum Verkauf nach Jarkent bringen sollte, und alle sechs wären kurz darnach unter Krämpfen verendet. Wenn auch die Todesursache damals eine andere gewesen und möglicherweise die ganze Geschichte erfunden war, so wagte ich es natürlich doch nicht, das gefährliche Experiment zu machen, und anstatt den Reis an die Tiere zu verfüttern, ließen wir zwei Lasten davon in diesem Lager liegen. Wir schütteten die beiden Säcke auf einen großen Haufen aus und sahen mit einer Art von betrübtem Vergnügen zu, wie der Wind die weißen Körner wie von der Kante einer Sanddüne weg in feinem Sprühregen davonblies. Es blieben uns nunmehr vier Säcke mit Reis, zwar immerhin eine Menge von fast 300 kg, von der wir lange Zeit leben konnten, aber ich hatte darauf gerechnet, dieses kostbare Gut bei den Nomaden von Rundor und auch bei anderen Tibetanern, die wir später treffen würden, als gern gesehenen Tauschartikel zu verwenden. Reis gedeiht nämlich in Tibet nicht und muß auf dem weiten Weg von Indien über Kaschmir und Ladak in das Land gebracht werden. Infolgedessen ist er dort sehr teuer und Jorpuntsok sagte, daß das englische Pfund mit 1—1½ Rupien gezahlt würde. Wenn dieser Preis richtig war, so hatten wir auf diese Art den Wert von mehr als 300 Rupien hier in den Wind verstreut, aber was sollte man schließlich anfangen? Der Reis war immer noch das Entbehrlichste von unserem ganzen Vorrat, obzwar meine Leute durchaus nicht dieser Ansicht waren. Sie wollten vielmehr als erstes meine zoologischen Sammlungen zurücklassen, deren Wert sie allerdings nicht ermessen konnten, und sie hielten es für außerordentlich dumm, guten und schönen Reis wegzuwerfen und dafür ausgestopfte Vögel und in übel-

riechenden Flüssigkeiten aufbewahrte Fische und Eidechsen mit großer Sorgfalt zu behandeln und zu transportieren.

Wir hatten nun bereits die schroffe Bergkette, die wir früher vor uns erblickt hatten, im Norden und zu unserer Rechten und befanden uns am östlichen Ende eines großen Talkessels, dessen Boden ganz eben und jedenfalls wieder einer jener vertrockneten Seeegründe war, wie man sie in Tibet so oft antrifft. Selbst wenn wir noch etwas Wasser von dem ehemaligen See vorfinden konnten, so mußte es salzig sein, und wir hatten daher auf unserem nächsten Marsch wieder das entgegengesetzte Ende des weiten Kessels zu erreichen, denn nur dort konnten wir hoffen, wieder auf einen kleinen Bach zu treffen. Bei unserem Marsch dorthin war der Zug auf eine Strecke von mehreren Kilometern verstreut. Die Esel waren weit vorausgegangen, geführt von Maëddin und Jorpuntsok, mit dem Yak zogen Sali Ahun und Mahman, während ich und Weichbold die Pferde beaufsichtigten. Der kranke Gaul lebte noch, ging aber ohne Last und mußte fortwährend am Zügel nachgezogen werden. Auch das Pferd, das die Zeltstangen trug, begann zu versagen und nachdem wir es einige Kilometer weit geführt hatten, nahmen wir ihm die Last ab und ließen es stehen. Wir hielten uns am Rande der Talebene gegen Süden und nachdem wir einige Vorberge hinter uns hatten, erblickten wir am obersten Ende einen kleinen Wasserspiegel und ich sah gleichzeitig, daß die halbe Karawane diesen bereits erreicht hatte und daß die Leute dort ihre Tiere abzupacken begannen. Sie mußten infolgedessen auf trinkbares Wasser gestoßen sein, und da der Marsch daher sehr klein zu werden versprach, ließ ich Weichbold vorausgehen und setzte mich neben dem Pferd mit den Zeltstangen auf den Boden; nach einer Stunde erschien in meinem Rücken ein seltsamer Zug. Sali Ahun und Mahman kamen, jeder mit einem großen Sack beladen, des Weges und etwa zwanzig Schritt hinter ihnen schritt der Yak, der seinen Packsattel auf der Erde nachschleppte. Ich war sehr verwundert, daß er seinen Führern so gehorsam folgte, trotzdem er anscheinend nicht an einen Strick gebunden war, aber beim Näherkommen bemerkte ich, daß sie an dessen Stelle einen langen Eisendraht genommen hatten, der zu meiner Präparierausrüstung gehörte. Sie hatten das Ende des Drahtes dem Yak um sein eines Ohr gewickelt, denn auf den Zug am Nasenring reagierte er schon lange nicht mehr. Der Draht war um das Ohr fest zusammengedreht und auf diese Weise wurde dem Tier, so oft es stehen blieb, soviel Schmerz bereitet, daß es sich immer wieder entschloß, weiter zu gehen. Man kann sich ungefähr vorstellen, wie schnell wir bei dieser eigenartigen Transportmethode von der Stelle kamen und wie sehr die Tiere erschöpft sein mußten, wenn sie

nurmehr durch so grausame Mittel vorwärts getrieben werden konnten. Als die beiden herangekommen waren, versuchten wir dem Pferd wieder die Zeltstangen aufzulegen, aber es brach unter der Last sofort zusammen. Inzwischen war Weichbold wieder zurückgekommen, da man im Lager in Sorge um uns war, und auf sein und mein Reitpferd wurden nun die beiden Lasten aufgebunden. Wir gingen zu Fuß voraus und mußten im Lager noch über eine Stunde warten, bis die anderen nachkamen.

Der kleine See hatte nur ganz schwach salziges Wasser, trotzdem er keinen Abfluß hatte, und war sogar von einer großen Menge kleiner Krebschen der Gattung Gammarus belebt. Ich ging um den ganzen kleinen See herum, um nach einem Abfluß zu suchen, aber ich fand keinen und damit auch keine Erklärung für das Vorhandensein des süßen Wassers; denn abflußlose Seen werden bekanntlich dadurch immer salziger, daß auch ihre süßen Zuflüsse beständig, wenngleich sehr geringe Mengen von Salz in sie hineinführen. Bei der Verdunstung bleibt das Salz zurück und auf diese Art wird die ursprünglich sehr schwache Lösung immer konzentrierter. Hat der See dagegen einen Abfluß, so fließt das Wasser in derselben Zusammensetzung wieder heraus, in der es hineinkommt und bleibt daher stets gleichmäßig süß. Es war auch rings in den umgebenden Bergen keine Einsattelung, die tief genug gewesen wäre, um die Annahme zu rechtfertigen, daß früher einmal der See durch sie abgeflossen wäre, und ich fand keine Erklärung für den Süßwasser-Charakter des kleinen Sees. Nahe bei unserem Lager floß ein winziges Bächlein in zahlreichen Windungen nach dem See hinab, und an den Ufern dieses kleinen Rinnsals fand sich eine große Menge von saftigem kurzen grünen Gras, ganz verschieden von den harten und gelben Grassorten, die wir sonst immer angetroffen hatten. Zwar hatten Antilopen oder Yaks die kleine Wiese fast abgeweidet, aber unsere Tiere waren nicht verwöhnt und machten sich nichts daraus, wenn sie Klumpen von Erde mit dem herausgerissenen Gras verschlangen. Ein Jagdzug auf Enten, von denen es auf dem See einige gab, blieb erfolglos und wir aßen an diesem Abend den letzten Rest des Antilopenfleisches vom Lager XXI.

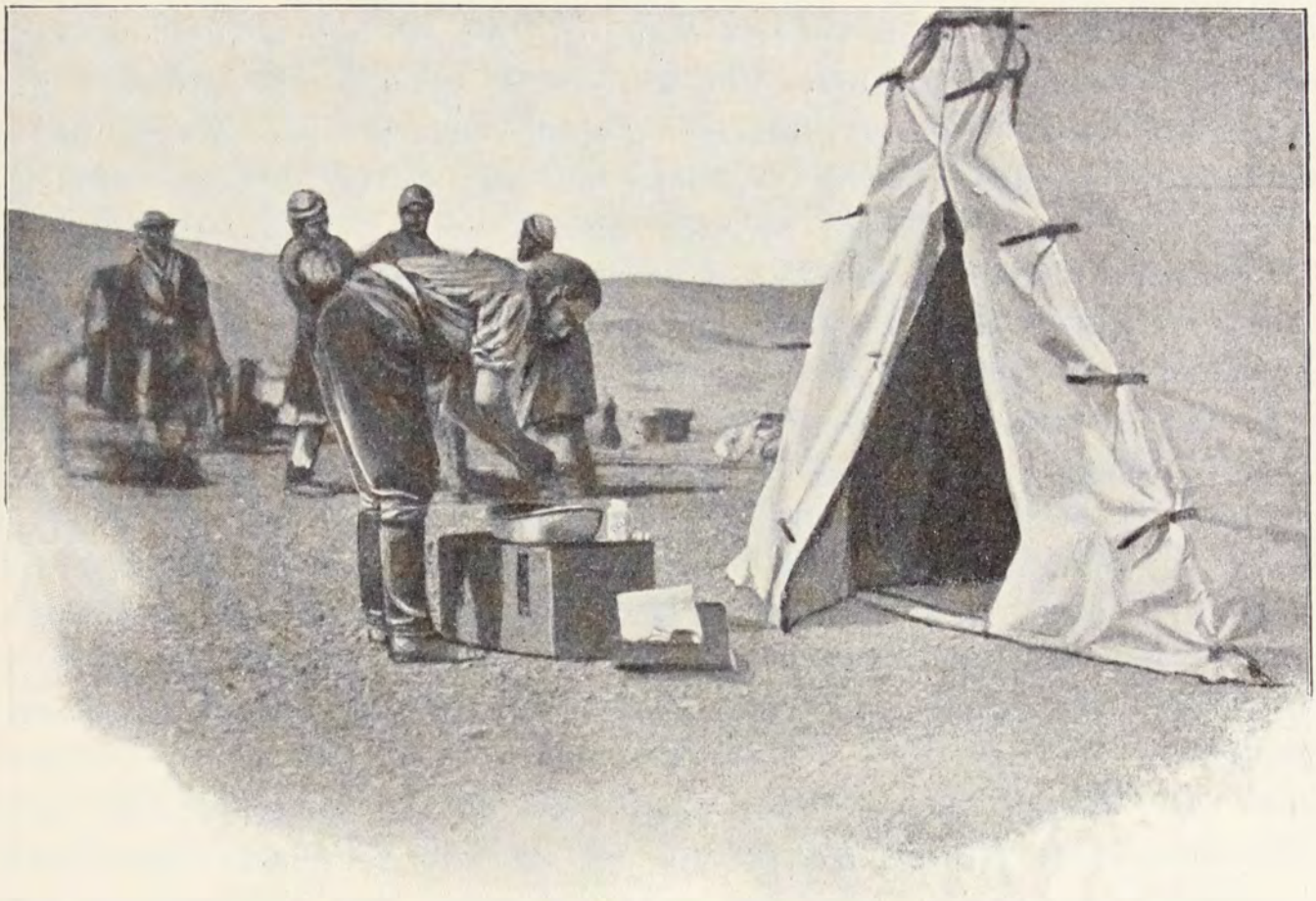
Die umgebenden Berge hatten weit wildere Formen, als es bisher der Fall gewesen war und abgesehen von der großen zackigen Kette, die wir jetzt im Norden hatten, erhob sich auch im Osten ein unregelmäßiges Bergmassiv aus rotem Sandstein, auf dessen Gipfel höhlenreiche Kalkfelsen lagen, die offenbar früher einmal eine zusammenhängende Decke über dem roten Sandstein gebildet hatten. Um den See selbst waren hellfarbige Mergelbänke, ganz wie beim Jeschil-kul.

Der vertrocknete Teil des Seebeckens bestand aus rissigem Ton und war bereits von einer großen Masse durch den Wind zusammengetragenen roten Sandsteines bedeckt. Der See ist jedenfalls zu keiner Jahreszeit größer als ich ihn antraf, denn es war gerade jetzt die Zeit der großen Schneeschmelze und es ist wohl möglich, daß nur dadurch das Wasser des Sees für kurze Zeit versüßt wurde und daß sich nun eine Saison-Fauna bilden konnte, ähnlich wie ich sie am Sagüs-kul angetroffen hatte.

Es ist das allgemeine Schicksal der tibetanischen Seen, daß sie ihrer Austrocknung unaufhaltsam entgegen gehen und daß die wenigen Süßwasser-Seen durch das allmähliche Sinken ihres Spiegels ihre Abflußstellen nicht mehr erreichen können und daher ebenfalls beginnen zunächst salzig zu werden und im weiteren Verlauf ganz auszutrocknen. Keiner der Salzseen, die ich bisher angetroffen hatte, füllte sein Gebiet ganz aus, vielmehr bedeckten Seen wie der Jeschil-kul etwa  $\frac{1}{8}$  ihres gut erkennbaren ehemaligen Areals, oder wie der kleine See von diesem Tag gar nur mehr  $\frac{1}{20}$ . Es ist nicht leicht zu sagen, wodurch diese allmähliche Entwässerung beziehungsweise die Verminderung der Niederschläge hervorgerufen wurde, denn der Himalaya, der alle feuchten Winde aufhält, die allenfalls nach Tibet kommen könnten, steht schon recht lange und es ist schwer zu denken, daß erst seit seiner Auftümmung eine trockene Periode über Tibet hereingebrochen ist. Immerhin ist diese Ansicht nicht ganz von der Hand zu weisen, aber man müßte durch systematische Messungen der jährlichen Niederschlagsmenge und ebenso des Zurückgehens der Seespiegel die jährliche Verminderung feststellen und könnte dann annähernd berechnen, wie viel Jahre seit der Zeit verstrichen sind, in der die tibetanischen Seen ihre Betten noch ganz ausfüllten. Man hat in Tibet wiederholt versteinerte Muscheln aus der Tertiär-Periode gefunden, aus denen hervorgeht, daß in dieser geologisch nicht allzu lang entschwundenen Zeit ein mehr oder weniger zusammenhängendes Meer das ganze Gebiet bedeckte. Der Beginn seines Verschwindens fällt vermutlich mit der Bildung der Himalayakette zusammen und vielleicht ist damals durch einen geologischen Vorgang, von dessen Großartigkeit man sich keine Vorstellung bilden kann, das ganze Land zu seiner gegenwärtigen riesigen Seehöhe emporgewölbt worden, wodurch ein Abfließen der Wassermassen nach den tiefergelegenen Gegenden, beziehungsweise nach den in den Ozean gehenden Flußläufen bedingt werden mußte. Die Reste davon wären nun die zahlreich vorhandenen Seen, die in den größten Vertiefungen zurückgeblieben sind und die jetzt dem Verschwinden entgegen gehen. Die Verhältnisse wären in diesem Fall nicht sehr verschieden von denen, wie sie im russischen

Turkestan beim Aral und Balchasch auftreten, die ebenfalls Reste eines großen vorderasiatischen Meeres sind, das sich ursprünglich vom Kaukasus bis an den Thian-Schan erstreckte.

Das Gestein, das man in Tibet am öftesten antrifft, ist der rote Sandstein, in ganz derselben Erscheinungsform wie im südlichen und mittleren Deutschland und er gehört hier wie dort wohl der ältesten Trias an. Das zweithäufigste Gestein, das regelmäßig das Hängende des Sandsteins bildet, also über diesem angeordnet ist, ist ein dunkelgrauer, vielfach weiß gebänderter Kalkstein, der ganz dasselbe Aussehen



Morgentoilette.

hat wie die Jura-Kalke unserer Alpen und jedenfalls auch dasselbe geologische Alter. Dann sind, wie ich bereits erwähnte, tertiäre marine Ablagerungen in Tibet anzutreffen; daher muß das Land mit oder ohne Unterbrechungen von der frühesten Trias bis in das Tertiär vom Meer bedeckt gewesen sein, obzwar man für's erste leicht glauben könnte, daß dieses höchstgelegene Gebiet der Erde sich erfolgreich den allgemeinen periodischen Überflutungen hätte entziehen können. Ich könnte viel genaueres über dieses Kapitel sagen, wenn es mir gelungen wäre, Versteinerungen zu entdecken. Aber trotzdem ich beständig darnach suchte und bei allen meinen Ausflügen mit dem

Hammer an den Felswänden herumklopfte, konnte ich nicht ein einziges Fossil finden. Für den roten Sandstein ist dies nicht überraschend, da ja seine Fauna überhaupt sehr gering ist; beim Kalk aber wirkt es befremdend, obzwar es natürlich sehr gut möglich ist, daß trotz meines eifrigen Suchens eine Menge Versteinerungen darin stecken.

Am 22. Juli sollten wir die Ebene Sumschiling erreichen, an deren östlichem Ende der Apoza liegt. Wir begannen damit, daß wir den südlichen Rand des Seebeckens hinanstiegen. Unser Lager war bereits 5240 m hoch gelegen und der Paß, den wir in der kleinen Bergkette fanden, etwa 300 m höher. Von oben konnten wir die breite Sumschiling-Ebene erblicken, die Augen hätten auch bis zum Apoza gereicht, wenn nicht ein weit vorspringender Bergrücken ihn verdeckt hätte. Vorläufig übrigens stellte ich mir die Lage dieses großen Sees noch anders vor, denn auf der Karte, die ich benützte, — es war nicht die von Rawling und Deasy — war zwischen der Ebene und dem See ein Paß von 18400 Fuß, gleich 5600 m eingezeichnet und ich dachte, daß wir die Berge, die wir im Osten erblickten, noch zu überschreiten hätten, bevor wir den See erreichen könnten. Im Süden war die Ebene von einer beschneiten Kette mit hohen Gipfeln eingesäumt und erstreckte sich bei einer Breite von ungefähr 8 km weit nach Osten und Westen. Im Westen war sie, wie ich wußte, von den Bergen abgeschlossen, in denen der Lanak La einen Durchpaß bildet, auf dessen anderer Seite sich bereits auf Kaschmirer Gebiet das Tal von Tschang-tschenmo befindet, bekannt als Jagdgrund englischer Sportleute und Ausgangspunkt mehrerer Expeditionen nach Tibet.

Wir stiegen langsam am nördlichen Talhang bergab und marschierten noch ein gutes Stück in der Ebene weiter, um zwei kleine Tümpel zu erreichen, die ich vom Paß aus mit dem Feldstecher erblickt hatte. Wir fanden ihr Wasser trinkbar und außerdem darin eine riesige Menge von kleinen Wassertieren aller Art und ich konnte auf eine gute zoologische Ausbeute rechnen. Zunächst aber holte ich mein Stahlband heraus und begann mit Hilfe von Weichbold und Mahman eine Basis von 1000 m auszumessen. Dann stellte ich mein Universal an einem Ende auf und begann alle bemerkenswerten Punkte im Umkreis auszuvisieren. Die Aufnahme vom anderen Endpunkt der ausgemessenen Linie ließ ich mir für den nächsten Tag, da die Sonne sich bereits bedenklich dem Horizont näherte und ich noch rasch die erste Serie einer Längenbestimmung ausführen wollte.

Weichbold war mit Said Agul auf die Jagd gegangen, denn wir hatten in der Nähe einige Kiangs und Antilopen gesichtet, aber die erzielte Strecke bestand nur aus einem kleinen Hasen, in den wir uns,



da er unseren ganzen Fleischvorrat darstellte, brüderlich mit je einem Achtel teilten. Ich hatte zwar noch 25 Büchsen der Fleischkonserven, den letzten Rest der drei Lasten, die sie ursprünglich ausgemacht hatten, aber diese wollte ich nur im äußersten Notfall gebrauchen. Abends erhob sich ein heftiger Sturm aus Osten, für die Zeit, die wir in dieser Gegend waren, eine regelmäßige Naturerscheinung. Als ich vor dem Zubettegehen den Polarstern aufnehmen wollte, zitterte mein Instrument auf seinem festen Stativ im Winde so sehr, daß ich die Breitenbestimmung für diesmal unterlassen mußte.

Bei diesem Lager sollten Jorpuntsok und Maëddin sich von der Karawane trennen, um ihren Marsch nach Südwesten anzutreten; im übrigen beschloß ich hier ein Depot aller der Gegenstände anzulegen, die wir in den nächsten 14 Tagen voraussichtlich nicht brauchen würden. Mit dem geringeren Teil des Gepäcks wollten wir nach dem Apoza und dort auf den Entsatz warten. Jorpuntsok bekam eine entsprechende Menge von Silber-Rupien mit, außerdem unsere drei kräftigsten Esel, von denen einer ein bißchen Proviant und ein paar Decken zu tragen hatte und schließlich noch meinen Martini-Karabiner mit einem Dutzend Patronen. Am nächsten Morgen verließen sie bei Tagesanbruch das Lager und an dem Erfolg ihres Unternehmens hing nun das Schicksal der ganzen Expedition. Ich hatte mit Jorpuntsok genau verabredet, was er den Nomaden, mit denen er zusammentreffen würde, erzählen sollte und hatte ihn auch ermächtigt, seinen Scheinberuf als Händler dadurch glaubhafter zu machen, daß er bis zum Betrag von 20 Rupien allerlei Waren von den Tibetanern einkaufen dürfe. Er hoffte in ungefähr vier Tagen die ersten Lagerplätze in Rundor zu erreichen, war aber beauftragt, nötigenfalls auch drei Wochen auszubleiben, denn die Hauptsache blieb, daß er möglichst viele frische Tragtiere mit sich zurückbrachte.

Als wir aufbrechen wollten, fehlten neun Esel und zwei Pferde und da sich die Tiere vermutlich einige Kilometer weit entfernt hatten und der Abmarsch doch erst um Mittag hätte stattfinden können, bestimmte ich gleich, daß wir den ganzen Tag im Lager bleiben sollten; Zeit hatten wir ja nun genügend, denn der Apoza war nur ungefähr einen Tagemarsch entfernt und dort mußten wir ja doch auf das Wiedereintreffen der beiden Abgesandten warten. Außer mir und Sali Ahun, der sein Amt als Koch auszuüben hatte, gingen alle Mann auf die Suche nach den verlaufenen Tieren. Ich vervollständigte im Lauf des Vormittags meine topographischen Aufnahmen und beschäftigte mich dann stundenlang mit den beiden kleinen Tümpelchen, aus denen ich in eifriger Arbeit eine stattliche Kollektion von Würmern, Krebschen, Schwimmkäfern und Insektenlarven entnahm. Gelegentlich kam Sali

Ahun zu mir herüber und half mir beim Sammeln. Er hatte bereits ein bescheidenes Verständnis für meine zoologische Tätigkeit in sich aufgespeichert und sah mit großem Interesse, wieviele voneinander ganz verschiedene Tierchen ich im Laufe der Zeit aus dem Wasser herausfand. Zum erstenmale wohl in seinem Leben dämmerte ihm hier der Unterschied zwischen einem braunen Blutegel und einer hellgrünen Planarie auf und schon nach einer Viertelstunde konnte er einen Krebs von einer Mückenlarve unterscheiden. In der Folge beteiligte er sich stets sehr eifrig an jeder Sammelarbeit, besonders als er merkte, daß er dadurch einige Kupfermünzen neben seinem Lohn verdienen konnte. Bis 4 Uhr nachmittags war ich beschäftigt, den Fang von Schlamm zu befreien und oberflächlich zu sortieren und inzwischen prasselte ein heftiger Regenschauer auf mein Zelt herab. Dann kam Said Agul mit zwei Eseln und brachte außerdem zwei Hasen, die Weichbold geschossen hatte; eine Stunde später erschienen die anderen mit den übrigen Tieren bis auf ein Pferd, das sie verendet angetroffen hatten. Diesmal machte ich meine Aufnahme des Polarsternes, sowie er in der Dämmerung am Himmel erschien, denn ich dachte mir, daß später wieder der Sturm aus Osten anbrechen würde. Er setzte auch bald ein und erreichte sogar große Heftigkeit, doch ließ ich mich dadurch in meiner Arbeit nicht stören und ging nicht eher zur Ruhe, bis ich meine Kartenskizze ausgearbeitet hatte.

Bei ihrem Herumklettern nach den Pferden und Eseln hatten die Leute, wie sie mir erzählten, von einer Anhöhe aus bereits den Apozo erblickt und hatten eine Stelle ausfindig gemacht, an der es genügend Gras gab. Mir war es gleichgültig, an welchem Punkt des Ufers wir Rast machen würden und ich überließ mich daher ihrer Führung. Der Teil des Gepäcks, der zurückgelassen werden sollte und den wir erst dann wieder abholen wollten, nachdem der Entsatz aus Rundor eingetroffen war, war bereits Tags zuvor zusammengestellt und mit der großen Wachseleinwand zugedeckt worden, die für gewöhnlich unter dem Boden des großen Zeltes auf die Erde gebreitet wurde. Das übrige Gepäck war leicht unterzubringen, trotzdem wir in diesem Lager wieder zwei Esel tot zurücklassen mußten. Wir zogen erst über die Ebene nach Osten und bogen dann links gegen die Vorberge ab, hinter denen die Leute den Grasplatz am Seeufer erblickt hatten. Aber selbst während dieses kurzen Marsches mußten zwei Pferde als vollkommen entkräftet stehen gelassen werden und die Verteilung der so frei gewordenen Lasten auf die übrigen Tiere nahm einige Zeit in Anspruch. Ich hatte ein wenig Hoffnung, daß sich die beiden Gäule in der langen Ruhezeit, die vor ihnen lag, wieder erholen und daß wir sie gelegentlich vom Apozo aus wieder auffinden würden.

Um 3 Uhr nachmittags kamen wir an den bezeichneten Platz, das Ufer eines Süßwasser-Sees, den auch ich anfänglich für das Westende des Apozo hielt; von einem kleinen Hügel aus, den ich bald nach der Ankunft im Lager bestieg, sah ich aber, daß unser See noch einige Kilometer vom Apozo entfernt lag, obzwar er durch einen Bach mit ihm in Verbindung stand. Er hatte klares, dunkelblaues und kaltes Wasser und war hauptsächlich von Insektenlarven und kleinen Krebsen belebt. Es war nicht mehr der Mühe wert, bis nach dem wirklichen Apozo zu gehen und wir blieben für diesen Tag ruhig, wo wir waren. Ein mehrstündiger Jagdausflug, den ich gegen Abend mit Weichbold unternahm, verlief ohne Schuß. Unten im Lager hatte Said Agul mit meinem kleinen Flaubertgewehr wieder einen Hasen geschossen und dieser bildete unser bescheidenes Abendessen. Von den hochgelegenen Punkten, die wir bei unserem Jagdausflug erreicht hatten, war der Apozo fast seiner ganzen Ausdehnung nach genau zu sehen gewesen und wir hatten auch bereits eine grasreiche Stelle ausfindig gemacht, an der wir das große Lager aufzuschlagen gedachten.

Der See hatte von der Stelle aus, von der ich ihn zuerst zu Gesicht bekam, ganz die Gestalt, in der er auf den meisten Landkarten eingezeichnet ist. Er sah aus, als wäre er etwa 15 km lang und 4—5 km breit und an seinem östlichen Ufer schienen einige Vorgebirge halbinselförmig weit ins Wasser vorzuspringen, enge, tiefe Buchten einschließend. Das Westufer war ganz flach und man konnte in Abständen von einigen 100 m alte Strandterrassen erkennen, aus denen man auf die frühere bedeutende Höhe des Seespiegels schließen konnte. Diese Ufergegend war mit Gras ziemlich reich bewachsen und einige Kiangs und Antilopen ergingen sich dort; im Südwesten und Süden, sowie im Nordosten und Osten war der See von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen und die zerklüfteten, schneebedeckten Gipfel, die ich auch bereits am Jeschil-kul gesehen hatte, reichten hier beinahe an den Apozo heran. Abgesehen davon, daß es in der Uferebene am meisten Gras gab, war es auch deshalb angezeigt dort zu lagern, damit uns Jorpuntsok und Maëddin bei ihrer Rückkehr leichter auffinden konnten.

Der kleine See, an dessen Ufer wir augenblicklich lagerten, war durch einen mehrere Kilometer langen Hügelrücken von der Hauptebene getrennt. Sein Abfluß jedoch fand seinen Weg im Norden dieses Höhenzuges, wo ein ganz freier Durchblick auf den Apozo selbst war. Im Lager wurden wir sehr von zahllosen Mücken der Gattung *Corethra* gequält, die, durch den Schein des Lagerfeuers und der beleuchteten Zeltwände angelockt, in dichten Massen zusammenkamen und besonders in meinem Zelt sich beständig in mehreren

hundert Exemplaren befanden. Im Verlauf von 10 Minuten fing ich über 400 Stück einfach mit der Pinzette von der Zeltleinwand weg und hätte noch eine ungleich größere Ausbeute machen können, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, die Leinwand mit einem nassen Tuch von den unliebsamen Insekten zu befreien. Auch am Ufer schwemmen die Wellen zahllose Mengen toter Mücken an und das Plankton-Netz, das ich mehrmals auswarf, kam buchstäblich mit solchen gefüllt wieder zurück. Auch den Tragtieren setzten sie heftig zu und diese drängten sich mit gesenkten Köpfen an der Seite des Lagerfeuers zusammen, nach der der Wind den Rauch trug und vergaßen bei ihrem Wunsch sich vor den Mücken zu schützen, ganz die wichtige Tätigkeit des Grasfressens.

Die Abendbeleuchtung war wunderbar schön; der Mond stand ungefähr im ersten Viertel, hatte aber bei der klaren Luft doch schon so viel Licht, daß er die Nacht fast taghell erleuchtete, und bevor die Sonne zur Ruhe gegangen war, erglänzten alle Gipfel im Umkreis in dunkler Glut, während kleine pfirsichfarbene Wölkchen auf dem tiefblauen Himmel standen. Auf den Wassern des Sees rief das Mondlicht in Verein mit den Reflexen der beleuchteten Wolken prachtvolle Lichteffekte hervor und alle Nuancen von goldgelb, orange, rot, violett und blau zitterten in stetem Wechsel auf den leicht bewegten Wellen. Leise brandeten diese auf den steinigen, flachen Strand und mit melodischem Geriesel floß nach jeder neuen Welle das Wasser zwischen den rasselnden kleinen Steinchen wieder zurück. Eine frische Brise aus Osten bewegte die Zeltleinwand leise flatternd hin und her und war ein willkommener milder Gast nach den heftigen Stürmen, die an den letzten Abenden geherrscht hatten. Mein Zelt stand dicht am Ufer und das leise Rauschen des Wassers mischte sich mit dem gedämpften Klirren der Halfterketten, als die Tiere, nachdem das Feuer heruntergebrannt war, Schritt vor Schritt weidend über die kleine Grasfläche gingen. Die Hunde schlichen leise knurrend um das Lager, ab und zu stürmten sie mit hellem Geläute ein Stück in die Nacht hinaus um, wenn sie zurückkehrten, noch ein paar mal aufgeregt nach der Richtung hin zu bellen, in der sie einen Feind vermutet oder entdeckt hatten. Es war wohl die Witterung eines Fuchses oder Wolfes, der angelockt worden war, vielleicht aber auch bloß die einer neugierigen Antilope, die sehen wollte, was für fremde Gäste an dem stillen See eingetroffen seien. Die Nähe von menschlichen Wesen kam nicht in Betracht, denn auf keinem Punkt der Reise befanden wir uns so weit von allen Siedelungen und selbst von den Wanderlagern tibetanischer Nomaden entfernt.

Am nächsten Morgen zogen wir nach dem Apozo und ich hatte

mir gedacht, daß wir sein Ufer durch einen Marsch von höchstens 3 oder 4 Stunden erreichen könnten. Meine Schätzung der Distanz war aber ebenso trügerisch wie die Angaben meiner Landkarten und als wir in der Ebene draußen waren, ritten wir Stunde um Stunde, ohne dem See merklich näher zu kommen. Wenn ich sage, wir ritten, so verstehe ich darunter nur mich, Weichbold und Jorpuntsok, und auch das nur mit der Beschränkung, daß wir Reitpferde hatten, neben denen wir aber meistens zu Fuß hergingen. Einige Kiangs umkreisten uns unaufhörlich, aber in respektvollen Abständen, und ein kleines Rudel von Antilopen brach geängstigt aus einer Bodensenkung hervor und lief in wilder Flucht den Randhügeln zu. Eine Gais blieb auf halbem Wege stehen und dachte sich der Verfolgung bereits entzogen zu haben, aber ein sicherer Schuß aus Weichbolds Büchse warf sie auf große Entfernung im Feuer zu Boden. Ein Bock, der weiter oben am Hügel still gehalten hatte, setzte seine Flucht eiligst fort; Weichbold aber hatte noch nicht genug und ließ sein Pferd stehen, um dem flüchtigen Wild nachzugehen. Die Karawane war voraus und auch mein Mauser befand sich dort; ich hatte nichts als das kleine Flaubertgewehr und meinen Browning, stellte mich aber an den Eingang des Tales, um dem Bock allenfalls die Flucht abzuschneiden. Oben fielen in rascher Folge zwei Schüsse und in tollen Sätzen kam die Antilope das enge Tal herunter. Als sie etwa dreißig Schritt von mir entfernt war, erblickte sie mich und machte für einen Augenblick halt, aber meine Kugel fuhr einen halben Meter über sie in den Boden, ein kleines Wölkchen Staub aufwirbelnd. Mit einem riesigen Satz sprang der Bock fast senkrecht in die Höhe und nahm nach der Ebene Reißaus. Sali Ahun hatte inzwischen der geschossenen Gais den Hals durchgeschnitten und sie auf einen Esel geladen, den wir zu diesem Zweck zurückbehalten hatten. Dann nahmen wir noch Weichbold's Pferd mit und wanderten der Karawane nach. Eine Luftspiegelung ließ den See in großer Nähe erscheinen, aber die helle Fläche, die wir anfangs für Wasser hielten, wich mit jedem Schritt, den wir vorwärts machten, zurück und das wirkliche Ufer zeigte sich noch immer nicht. Die Vorhut, die wir bald wieder in Sicht bekamen, schien durch das lichtblaue Wasser zu waten und die Berge am jenseitigen Ufer machten den Eindruck, als schwebten sie hoch in der Luft. Noch zwei Stunden vergingen so in eintönigem Marsch, bis wir uns plötzlich dem See — diesmal ohne Täuschung — auf wenige hundert Meter gegenüber sahen. Das Terrain war so eben gewesen, daß wir die Wasserfläche erst erblickten, als wir schon ganz nahe an den See herangekommen waren, zumal der Seespiegel etwa 1½ m tiefer lag als das umgebende Gelände. Die Leute hatten bereits einen

Platz ausfindig gemacht, an dem sie die Tiere abzuladen begannen, als ich mit Sali Ahun eintraf. Gleichzeitig näherte sich auf der anderen Seite Weichbold, der eine starke Antilope auf den Schultern trug. Er hatte also in dem kleinen Tal keinen Fehlschuß getan, wie ich schon vermutete, und der entkommene Bock war vermutlich gar nicht derselbe, auf den er Jagd gemacht hatte. Nun gab es wieder genügend Fleisch



Sonnen-Aufnahme (Apo-Zo).

und trotzdem der Bock nicht halal gemacht worden war, brauchten auch meine strenggläubigen Begleiter nicht zu fasten. Nur mußte wieder die doppelte Küche eingeführt werden; Weichbold und ich zehrten vom Bock, während die anderen vier sich an der Gais schadlos hielten.

Wir richteten uns hier auf ein längeres Lager ein und die Zelte wurden mit großer Sorgfalt aufgestellt. An ihren gegen Osten gerichteten Wänden, der vermutlichen Windseite, wurden Kisten und Säcke auf-

getürmt und alles, was man voraussichtlich in den nächsten Tagen brauchen würde, war vorher ausgepackt und auf die beiden Zelte verteilt worden. Die Tiere hatten die Weide zum Grasen für sich, aber es war notwendig anzuordnen, daß sie alle Morgen wieder zusammen getrieben werden sollten; einerseits um sie zu hindern zu weit fort zu gehen, andererseits um feststellen zu können, wie viele von ihnen noch am Leben seien. Ich hatte große Zuversicht, daß die lange Ruhepause, der wir nun entgegensahen, die erschöpften Lasttiere wieder kräftigen würde und daß wir dann, wenn die beiden Abgesandten mit einer möglichst großen Anzahl von neuen Packtieren zurückkehrten, mit frischen Kräften den Marsch nach Südosten beginnen könnten. Die Berührung mit Eingeborenen wollte ich vermeiden, so lange es irgendwie anging, denn es war mir wohl bekannt, daß die größten Schwierigkeiten und vermutlich auch das vorzeitige Ende der Reise eintreten würde, wenn erst die eingeborene Bevölkerung und die tibetanischen Behörden Kenntnis von der Anwesenheit einer europäischen Karawane hatten.

Bei der Ankunft am Apozo hatten wir noch drei Pferde gehabt, unter ihnen den schwarzbraunen Hengst aus Jarkent, der zwar viel von seinem ursprünglichen Feuer verloren hatte, aber doch noch recht wohl bei Kräften war. Er brachte es jetzt noch zustande, auf eigene Faust und ohne von irgend jemand angetrieben zu werden, munter umher zu galoppieren und gelegentlich kriegerische Angriffe auf seine abgematteten Gefährten zu machen. Auf ihm ritt ich an einem der nächsten Tage bis zu der Stelle zurück, wo wir nach dem Aufbruch aus Lager XXIV. die zwei Pferde zurückgelassen hatten, und fand das eine tot und bereits von Geiern, Raben oder Wölfen fast bis zur Hälfte aufgezehrt; das andere Pferd lag ein paar hundert Schritte daneben und lebte noch, obzwar es unfähig war sich aufzurichten. Auch ihm hatten die Raubvögel bereits einige große Löcher in den Leib gemacht und ihm ein Auge ausgefressen und bei meiner Ankunft erhob sich ein Schwarm von Raben und Aasgeiern von dem bedauernswerten Tier. Erst jetzt fand ich zu meinem Entsetzen, daß es noch lebte und beeilte mich, seinen Qualen durch einen Schuß ein Ende zu bereiten. Zwei Raben hatte ich schon früher von ihm herabgeschossen.

Ich nahm den toten Tieren die Packsättel und Halfter ab, lud diese samt den beiden erlegten Vögeln auf den Schwarzbraunen und wanderte zu Fuß den stundenlangen Weg nach dem Lager zurück. Der Boden war von zahllosen Mauslöchern unterwühlt, doch schienen alle diese Baue vollkommen verlassen zu sein, denn nicht nur, daß ich keine einzige Maus zu Gesicht bekam, sah ich auch einige Anzeichen, die darauf

hinwiesen, daß sie seit längerer Zeit nicht mehr begangen worden waren, und in den meisten hatten sich Spinnen eingenistet, die bei meiner Annäherung eiligst in die Tiefe krabbelten. Ein paar Dutzend von ihnen fing ich aber doch, ebenso eine kleine Anzahl von Käfern und Tausenfüßlern, nicht zu rechnen die vielen Corethra-Mücken, die an manchen Stellen in so dichten Schwärmen in der Luft tanzten, daß man mit einem einzigen Griff der Hand einige von ihnen fangen konnte. Auch die Kiangs sah ich wieder, aber sie hatten ihren Abstand vom Lager bedeutend vergrößert, vermutlich, weil sie ihre erste Neugierde befriedigt hatten. Trotzdem gab ich die Hoffnung nicht auf, wenigstens einen von ihnen für meine Sammlung zu bekommen, zumal Weichbold bereits Anstalten zu einem großen Jagdausflug traf. Mir fehlte zu derartigen Unternehmungen die Zeit, so viel Vergnügen es mir auch gemacht hätte, mich an einem guten Platz mit der Büchse anzusetzen, oder mich, wenn es die Gelegenheit gestattete, anzupürschen. Das Sammeln von kleinen Tieren jedoch, besonders aus dem See, sowie meine topographischen Aufnahmen der Umgebung und übrigen Berechnungen machten es mir unmöglich, mehrere Stunden auf oben-drein vielleicht erfolglose Jagdausflüge zu verwenden.

Am Abend nach unserer Ankunft stellte sich der Sturm aus Osten wieder ein und brachte diesmal eine stattliche Menge von Schnee und Regen mit sich. Bis auf diese Ausnahme waren die Windverhältnisse sehr regelmäßig und stets gab mein Journal für den Tag wechselnde und leichtere Winde bei geringer Bewölkung an, für den Abend und die Nacht regelmäßig heftigen Sturm aus Osten, der meist um 8 Uhr abends einsetzte und bis in die Morgenstunden anhielt bei stärkerer Bewölkung und teilweise sehr bedeutenden Schneefällen. Auch ein Gewitter von der Dauer einer halben Stunde mit etwa 20 Donnerschlägen erlebten wir hier, und daß es aus Süden und Südwesten wetterleuchtete, war eine durchaus nicht seltene Erscheinung. Die Temperatur in diesen Tagen war auffallend mild und in der Zeit, die wir am Apozo lagerten, hatten wir die erste Nacht in Tibet ohne Frost. Immerhin sank das Thermometer bis auf plus 1<sup>0</sup> und in der kältesten Nacht auf minus 4<sup>0</sup>, tagsüber aber war es meist angenehm warm, bis 22<sup>0</sup> Celsius im Schatten. Der Barometerstand war, wie sich dies ja eigentlich von selbst versteht, an den Abendstunden vor Beginn des regelmäßigen Sturmes am niedrigsten, variierte aber während der ganzen Zeit nur um 4 mm.

Am 26. Juli begann ich mit meinen Aufnahmen des Sees und maß zunächst eine Basis von 1300 m nach Südosten aus. Ich hatte bei dieser Gelegenheit nicht wie gewöhnlich die Schrotflinte, sondern meinen Mauser mit mir genommen, in der Hoffnung, mich vielleicht



einer Antilope auf Schußweite nähern zu können und es glückte mir auch, mich an einen schönen Bock bis auf 100 Schritt heranzupürschen; als das Wild mich eben bemerkte, feuerte ich und hatte die Genugtuung, den Bock sofort zusammenstürzen zu sehen. Ich ging nach dem Lager zurück und begab mich dann mit Mahman und einem Esel wieder nach der Stelle, an der das Stück gefallen war. Von Mahman wußte ich, daß er nicht allzu strenggläubig war und ich hatte im Lager erzählt, die Antilope wäre nur waidwund geschossen und Mahman solle kommen, um sie in vorschriftsmäßiger Weise zu töten. Als wir an Ort und Stelle waren, zögerte er zwar ein bißchen, als er sah, daß das Stück schon tot war, dann aber schnitt er ihm mit dem Messer ein wenig in den Schenkel und als noch ein paar Tropfen Blut hervorkamen, erklärte er, es stünde nichts im Weg, die rituelle Schlachtung vorzunehmen. Er ließ sich von mir die Richtung nach Mekka zeigen, also ungefähr Südwesten, drehte die Antilope mit dem Kopf nach dieser Seite und murmelte ein kurzes Gebet. Dann säbelte er den Hals bis an die Wirbelsäule durch und betete wieder so lange, als noch Blut herausfloß. Nun packten wir sie auf den Esel und zogen heim, wo die Leute unserer Erzählung Glauben schenkten, oder sich wenigstens stellten, als täten sie es. Antilopenfleisch war nämlich sehr beliebt und wurde von den Türken dem Hasenfleisch bedeutend vorgezogen, denn eigentlich zählt ja nach ihren Ansichten der Hase, selbst wenn er vorschriftsmäßig getötet ist, zu den mehr unreinen Tieren. Ganz abgesehen davon war das Fleisch von Antilopen weitaus schmackhafter, besonders, wenn es ein paar Tage abgelegt hatte.

Als ich dann wieder nach dem südöstlichsten Punkt der ausgemessenen Basis zurückkehrte, diesmal mit meinem Universalinstrument, sah ich in der Nähe Weichbold und Said Agul, als ersterer eben wieder eine Antilope niederschloß. Mit langen Sprüngen eilte Said Agul hin und auch diesem Stücke konnte vor Eintritt des Todes der Hals durchschnitten werden. Während Said Agul die Antilope ausweidete, war Weichbold zwischen den Hügeln verschwunden und bald fiel dort ein Schuß. Ein Kiang erschien kurz nachher auf der Bildfläche, auf drei Beinen laufend, während das vierte gebrochen hin- und herschlenkerte. Nach einer halben Minute erblickte ich auch Weichbold, welcher eben niederkniete, um dem davoneilenden Wildpferd einen zweiten Schuß nachzusenden. Dieser traf richtig, der Kiang überschlug sich wie ein Hase und blieb regungslos liegen. So erfreulich dieses Waidmannsheil auch vom zoologischen Standpunkt aus war, wußte ich doch, daß einige Stunden unangenehmster Arbeit kommen würden, denn es mußten natürlich einige von uns zum geschossenen Stück hinaus, um es an Ort und Stelle abzuhäuten. Ich ließ mein Instrument

stehen und ging so rasch ich konnte zum Lager zurück, wo eben Said Agul mit der Antilope eintraf. Dann schickte ich Mahman, um mein Universal zu holen, nahm aus meiner Kiste das Präparierbesteck, das Meßband und einen photographischen Apparat und ging mit Said Agul und einem Pferd Weichbold zu Hilfe. Wir brauchten eine Stunde, um hinzukommen, dann machte ich erst eine Aufnahme von Weichbold und seiner stattlichen Beute, dann zwei von dem Kiang selbst. Darauf wurden dem geschossenen Tier die Maße abgenommen. Es war ein starker Hengst und seine Länge betrug vom Rand der Oberlippe bis



Weichbold und erlegter Kiang.

zum Ende der Schwanzwirbelsäule 2 m und 45 cm; die Schwanzhaare reichten noch 16 cm darüber hinaus. Die Schulterhöhe betrug 1 m 23 cm, die Höhe am Kreuz 1 m 37 cm und der Brustumfang unmittelbar hinter den Vorderbeinen 1 m 70 cm. Besonders groß ist beim Kiang der Kopf und dadurch wird die sonst sehr anmutige Gestalt dieser flinken Tiere nicht unbedeutend beeinträchtigt. Sie erinnern in ihrem ganzen Habitus viel mehr an Maultiere als an Esel oder Pferde und sind im Sommer sehr schön gefärbt. In der Mitte des Rückens läuft ein dunkler kaffeebrauner Streifen und der ganze Rücken bis auf die Flanken ist fahrlötlichbraun. Brust und Unterseite

sind weiß, die Außenseite der Beine ebenfalls braun. Die Mähne ist kurz und steht bürstenartig aufrecht, die Stirnhaare sind wenig ausgebildet, ebenso die des Schwanzes, die erst gegen dessen Ende zu eine bedeutende Länge erreichen. Ganz prachtvoll ist die Entwicklung des Brustkorbes und man kann auch verstehen, daß ein Tier, das sein Leben lang in derartigen Seehöhen zubringt und einer außerordentlichen Geschwindigkeit fähig ist, ein Paar tüchtige Lungen und ein solides Herz braucht. Dieser Hengst war sehr wohl gemästet und der kurzhaarige Pelz stand im schönsten Glanz. Auf der Bauchseite waren noch ein paar Büschel des längeren und wolligen Winterhaares, sonst aber hatte der Kiang bereits sein Sommerkleid angelegt.

Die Arbeit des Abhäutens war bei der Größe und dem Gewicht des erlegten Tieres im höchsten Grade langwierig und unappetitlich. Das Fell von Brust und Flanken zu entfernen war nicht besonders schwer, an Hals, Beinen und Schwanz aber und besonders am Kopf saß es ganz fest und mußte mit großer Anstrengung von den darunter liegenden Bindegewebsschichten losgetrennt werden. Auch Ohren und Lippen lieferten ein tüchtiges Stück Arbeit; nach 3<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden hatten wir das Fell abgezogen, nur die Fußknochen, beziehungsweise die letzten Zehenglieder blieben dabei. Der Kopf wurde abgeschnitten und später skelettiert und dann zogen wir, zwar über und über mit Blut besudelt, aber doch sehr erfreut wegen des schönen Jagderfolges, zum Lager zurück. Die Türken waren sehr unglücklich darüber, daß der Kiang nicht halal gemacht worden war, denn sie schätzten das Fleisch als Delikatesse. Es ist in der Tat, wie ich später erfahren konnte, sehr schmackhaft und in gebratenem Zustand dem Ochsenfleisch ähnlich. Diesmal ward der abgehäutete Kadaver den Tieren der Wildnis überlassen und als ich drei Tage später wieder in die Nähe kam, waren auf dem Skelett nur mehr wenige Kilogramm Fleisch. Alles übrige, einschließlich der ganzen Eingeweide, war bereits aufgefressen worden und nur das zerkaute Gras, das der Kiang im Magen gehabt hatte, lag als übelriechender kleiner Hügel neben dem sauber abgenagten Skelett. Die Geier mußten wohl hauptsächlich des Nachts an den Kadaver gekommen sein, denn tagsüber sah man in der ganzen Umgebung nur ab und zu einen Raubvogel, meist Seeadler und Lämmergeier. Raben dagegen gab es zur Genüge und sie wurden bald so frech, daß sie bis an die Zelteingänge hüpfen und versuchten, die in Tücher eingehüllten Fleischstücke wegzutragen. Als heilsame Lehre für ihre Frechheit schoß ich ein paar von ihnen weg und verstreute ihre Leichen in der Nähe des Lagers. Das flößte ihnen einigen Respekt ein und sie hielten sich fürderhin in mehr achtungsvoller Entfernung.

Es ist klar, daß wir auch nach wilden Yaks eifrig Umschau hielten,

denn obzwar diese im westlichen Teil von Tibet bei weitem nicht so zahlreich sind als in Mittel- und Osttibet, war doch anzunehmen, daß auch in dieser Gegend ab und zu Yaks zu finden sein mußten. Immer wieder suchte ich mit Weichbold die ganze Umgebung mit dem Feldstecher ab, aber vorläufig war nichts von Yaks zu erblicken, die sich ja wegen ihrer Größe und tiefschwarzen Färbung deutlich auf den rötlich-grauen Hügeln abgezeichnet hätten. Allerdings liefen uns mehrere Irrtümer unter, wenn wir dunkle Felsblöcke für Yaks hielten und erst bei Zuhilfenahme des Stativfernrohrs uns von deren wahrem Charakter überzeugen konnten. Besonders Abdulla, der sich eines sehr scharfen Auges rühmte, entdeckte solche angebliche Yaks in großer Menge und ließ sich auch durch nichts von seiner Meinung abbringen. Das Sehen durch das Fernrohr hatte er noch nicht gelernt und es half daher nichts, wenn man es auf den fraglichen Punkt einstellte und ihn aufforderte, sich selbst zu überzeugen. Sah man am nächsten Tag den „Yak“ noch immer regungslos an derselben Stelle, ließ er sich herbei, den Irrtum einzubekennen. Er erblickte auch oft genug Menschen und die ständige Phrase, mit der er mir seine Entdeckung meldete, nämlich „bir adam, bir kotass“ (ein Mensch und ein Yak) wurde bald ein ständiges Scherzwort im Lager, mit dem der gute Abdulla eifrig gehänselt wurde. Er hatte dann eine unglaublich komische Manier den Kopf zu verdrehen und die Achseln zu zucken, und wenn er mit mir sprach, in seinem schauderhaften Russisch alle möglichen Beweisgründe und Ausreden vorzubringen. Einmal aber kam er wieder an und meldete diesmal „besch kotass“ (5 Yaks). Meine sofortige Frage, ob nicht der „bir adam“ wieder aufgetaucht sei, verneinte er diesmal eifrig und ich konnte wirklich, als ich vor das Zelt trat, auch mit freiem Auge fünf kohlschwarze Punkte erkennen, die sich am entgegengesetzten Ufer des Sees langsam einen Hügel hinauf bewegten. Mit dem Fernrohr unterschieden wir drei Stiere und zwei Kühe und ich zog sofort mit Weichbold los.

Da ich mein Boot nicht mehr besaß, das uns sonst rasch hinüber gebracht hätte, — seine Leinwand deckte das Depot von Lager XIV. und sein Holzrahmen war längst in Rauch aufgegangen — mußten wir den halben See umgehen, um in die Nähe der Tiere zu kommen. Ich hatte außerdem mein Universal und den großen photographischen Apparat mit, um für den Fall, daß aus der Jagd nichts werden sollte von einem Punkt, den ich mir schon vom Lager aus ausgesucht hatte, die Kontrollaufnahmen zu meinen bisherigen Messungen zu machen. Als wir uns der Stelle näherten, wo die Yaks zuletzt gesehen worden waren, schienen sie verschwunden, aber der Wind war für uns günstig und sie konnten nicht weit sein. Ich blieb mit meinem Instru-

ment auf dem schon erwähnten Platz, da ich mich gegebenenfalls nicht auf ein stundenlanges Suchen nach den Yaks einlassen konnte, aber Weichbold spürte ihnen weiter nach. Während der zwei Stunden, die ich auf dem Hügel arbeitete, hörte ich nichts von ihm und als die Sonne zu sinken begann, packte ich zusammen und schleppte meine Last, bestehend aus Instrument, Kamera, Stativ und Mauserstutzen, mühsam und mit vielen Rasten nach dem Lager zurück. Dort stellte ich das Fernrohr wieder auf und sah nach der anderen Seite hinüber. Da erblickte ich die fünf Yaks wieder an derselben Stelle wie vorher und gleich darauf auch Weichbold als winziges Pünktchen, das in einem großen Bogen den ahnungslos weidenden Tieren näher rückte. Nun blieb ich natürlich beim Fernrohr und obzwar Weichbold bald wieder hinter den Hügeln verschwand, blieben doch die Yaks auf der Stelle. Einer von ihnen stand ein bißchen abseits und ich verfolgte seine Bewegungen mit großer Spannung. Plötzlich begannen sich die fünf schwarzen Punkte sehr rasch nach Osten zu bewegen und zuerst verschwanden vier von ihnen in einer Staubwolke, gleich darauf auch der fünfte. Nun wußte ich bereits, was mir Weichbold mitzuteilen hatte, als er spät abends heimkam, nämlich, daß das Jagdglück ihm nicht hold gewesen war. Ich wendete mich wieder meiner gewöhnlichen Beschäftigung zu und es war schon nach 10 Uhr abends, als Weichbold im Lager ankam. Er hatte dem einen Yak aus geringer Entfernung drei Expansivkugeln in den Leib gejagt, aber das Tier war mit diesen auf und davon gegangen. Er wollte am nächsten Morgen wieder hin, um nachzusehen, ob der angeschossene Yak nicht am Ende in der Nähe geblieben oder verendet sei, aber er kam auch von diesem Ausflug ohne Erfolg zurück.

Für mich war der nächste Tag von früh bis abends der unangenehmen Arbeit gewidmet, die im Skelettieren des Kiang-Kopfes bestand. Man könnte sich leicht vorstellen, daß es nicht so besonders schwierig sein müsse, das bißchen Fleisch von den Knochen wegzukratzen und in der Tat sind die Kaumuskeln und die Zunge ziemlich leicht zu entfernen; auch das Ausräumen der Augenhöhlen ging noch an, aber am Hinterkopf, in der Ohrgegend und ganz besonders in Nase und Rachen steckte eine ganz unglaubliche Menge von Muskeln und anderen Geweben. Auch nicht sehr erquicklich ist das Entfernen des Gehirns, das aus dem Hinterhauptsloch in kleinen Partien mit einem eigens dazu konstruierten Löffel herausgeholt werden muß. Die Hunde standen um mich herum und schnappten gierig jeden Bissen auf, den ich ihnen zuwarf, nur mit dem harten Gaumen konnten sie nicht fertig werden.

Der eine schwarzweiße von ihnen war in diesen Tagen verloren

gegangen und nicht wieder aufgetaucht. Wohin er sich gewendet hatte, blieb uns unklar und es muß ihm wohl irgend ein Unglück zugestoßen sein, denn er hätte das Lager leicht wieder auffinden können. Er blieb auch verschwunden und als wir den Apozo verließen, kamen nur die zwei anderen mit uns. Die Hunde hatten keine Namen bekommen und zu meiner Verwunderung erhielten sie auch von der Mannschaft keine solchen. In der Folge nannten wir die beiden den „Schwarzweißen“ und den „Roten“. Besonders der letztere hatte sich an mich angeschlossen und guckte immer begehrlieh beim Zelteingang herein, wenn mir das Essen gebracht wurde. Er wußte, daß immer etwas für ihn abfallen würde, denn die Portionen, die man mir zumuß, waren viel zu groß, als daß ich sie hätte allein bewältigen können. Wenn aber jemals Nahrungsmangel im Lager herrschte, so wurden einfach für die Hunde ein oder zwei Raben geschossen und ihnen oberflächlich gerupft vorgeworfen. Sie gingen dann zwar nicht mit Begeisterung an das Verzehren dieser zähen Tiere, aber sie fraßen immerhin und wurden mit einem mittelgroßen Vogel in wenigen Minuten fertig. Als Wächter bewährten sie sich ausgezeichnet, vielfach sogar zu gut, denn sie trachteten auch durch wütendes Gebell die Tragtiere zu verhindern, sich allzu weit vom Lager zu entfernen, und störten dadurch bedeutend unsere Nachtruhe. Allerdings kennt man ja den Unterschied zwischen dem gewöhnlichen, sozusagen berufsmäßigen Hundegebell und dem wütenden Knurren, das der Hund ausstößt, wenn er sich wirklich einem Feind gegenüber sieht. Es fiel uns längst nicht mehr ein, jedesmal nach der Ursache zu sehen, wenn die Hunde besonders heftig bellten. Einmal aber, auch in diesem Lager, gab der rote von den beiden zur Nacht vor meinem Zelt in wirklich alarmierender Weise Laut und ich stand sogleich auf und guckte, die Pistole in der Hand, durch den Zelteingang. Was aber den Hund so in Aufregung versetzt hatte, war nichts als ein mattes kleines Eselchen, das vermutlich durch den Brotgeruch, der aus meinem Zelt kam, angelockt worden war. Es ließ sich ruhig von dem zornigen Hund umkreisen und machte weder einen Fluchtversuch noch trachtete es sich irgendwie des Gegners zu erwehren. Wenn die Hunde aber mit dem Schwarzbraunen anbinden wollten, so kamen sie meist übel weg; er ließ sie ruhig ganz nahe heran kommen und schlug dann bedächtig und wohlgezielt nach ihnen aus, so daß sie voll Aufregung und Scham über ihre Niederlage zu den Zelten herüberkamen, ganz als wollten sie den Übeltäter zur Anzeige bringen.

Im Laufe der nächsten Tage vervollständigte ich immer mehr die große Kartenskizze, die ich vom Apozo machen wollte, denn dieser ist, trotzdem er bereits von verschiedenen Reisenden berührt wurde, auf den Karten bisher recht stiefmütterlich behandelt. Besonders die

Inseln sind ungenau oder gar nicht eingezeichnet. Es sind aber nicht etwa flache Sandbänke, die bei höherem Wasserstand verschwinden könnten, sondern hochfelsige Inseln, die sich bis 150 m über den Wasserspiegel erheben und von denen jede einen Flächeninhalt von mehreren Quadratkilometern hat; zwischen ihnen sind enge Kanäle, die aber bedeutende Tiefe zu haben scheinen. Ich konnte ja leider nicht nach den Inseln hinüber, obzwar ich wiederholt daran dachte, die Distanz zu durchschwimmen. Das Wasser war aber so kalt, daß ein längeres Verweilen darin unmöglich gewesen wäre und so konnte ich keine dieser Inseln besuchen, noch in ihrer Umgebung Tiefenmessungen vornehmen. Drei der Inseln lagen ziemlich in der Mitte des Sees, die vierte war mehr eine Halbinsel, obzwar der Streifen Land, der sie mit den Ufern verband, sehr schmal, flach und überdies sumpfig war. Bei einer meiner Exkursionen traf ich am Nordufer des Sees auf einen alten Lagerplatz, der von niemand anderem herrühren konnte als von Captain Rawling. Es lagen dort auf einen ziemlich weiten Umkreis verstreut die Skelette von fünf bis sechs Pferden und acht Packsättel. Mein englischer Kollege schien also ebenfalls sehr unter dem raschen Wegsterben seiner Tiere gelitten zu haben. Bei näherem Suchen fand ich auch eine leere Konservenbüchse, die ausgeschossene Hülse einer Schrotpatrone No. 12 mit der Aufschrift „Ely, London“, auch ein paar geschwärzte Steine, aus denen eine Feuerstelle zusammengesetzt gewesen war, standen noch beieinander. Die Expedition Rawling fällt in das Jahr 1903 und die Packsättel hatten also dort bereits über drei Jahre gelegen, ohne daß das Stroh oder der Stoff, der es überzog, irgendwie verfault oder geschädigt gewesen wäre. Dieser Umstand ist der trockenen Luft des Landes zu verdanken, in der auch Tierleichen selten verfaulen, sondern meist zu Mumien zusammenschrumpfen, wenn nicht die Aasvögel vorher ihr Werk an ihnen getan haben.

Derselbe Ausflug brachte mich auch an das Nordwestufer des Sees, wo sich sein Abfluß befindet oder wenigstens befand. Der Apozo steht nämlich in unseren Tagen unmittelbar vor dem Eintritt der Periode seiner zunehmenden Versalzung, obzwar er gegenwärtig noch ganz süßes Wasser hat, das von Fischen und allerlei anderen Tieren bevölkert ist. Es ist jedoch an drei alten Strandlinien deutlich zu sehen, wie sich der Spiegel des Sees allmählich gesenkt hat, so daß er nun die frühere Abflußstelle nicht mehr erreichen kann. Die oberste der drei Strandterrassen hat einen kleinen Einschnitt, der sich in ein schmales Bachbett fortsetzt, welches gegen Osten in ein großes Tal mündet. Dieses Tal war dasselbe, das vom Jeschil-kul aus nach Süden angestiegen war und es kann kein Zweifel bestehen, daß der Apozo

ehemals mit seinem überflüssigen Wasser den erstgenannten See gespeist hat. Heute aber kann von einem regelmäßigen Abfluß keine Rede mehr sein. Durch den breiten Wall, der jetzt den See von dem kleinen Bachbett trennt, sickerte zwar ein wenig Wasser, aber vermutlich auch nur deshalb, weil der See um diese Jahreszeit seinen höchsten Stand erreicht und überdies an jenem Tag der Wind die Wellen gegen Nordosten hoch an den Strand hinauf trieb. Unter normalen Umständen sendet der See vermutlich kein Wasser mehr in seinen alten Ausfluß und damit ist gegeben, daß er immer salziger werden muß. Der überschüssigen Wassermenge, die er aus seinen nicht unbedeutenden Zuflüssen empfängt, entledigt sich der Apozo durch Verdunstung und da auch diese notwendigerweise dem Zuzug von Wasser die Wage hält, oder ihn sogar übertrifft, kommt man wieder zu dem Schluß, daß die Salzmenge, die in den Gewässern des Apozo gelöst sind, sich immer vermehren. Angesichts dieser allmählichen Konzentration des Wassers werden die tierischen Bewohner eine Zeit lang versuchen, sich den geänderten Umständen anzupassen; es wird den Krebsen und Insektenlarven am längsten gelingen, aber auch für sie wird die Zeit kommen, in der sie im salzigen Wasser nicht mehr ihr Fortkommen finden können; und dann wieder, freilich nach einer sehr langen Zeit, wird der Apozo noch kleiner werden, vertrocknen und an seiner Stelle wird eine salzige Sandebene zurückbleiben. Vorläufig aber erfreut sich seine Tierwelt noch des besten Wohlergehens und durch die paar Dutzend Fische und die wenigen hundert kleineren Tiere, die ich dort fing, dürfte ihr Bestand in keiner bedeutenden Weise geschmälert worden sein.

Die Fische gehörten in die Nähe der Gattung *Nemachilus* (Grundel) und die Exemplare, die ich fing, waren im besten Falle 15 cm lang; allerdings konnte ich mit meinem Fangnetz nur die unmittelbare Uferzone beherrschen und es ist wohl anzunehmen, daß in größeren Tiefen und weiter vom Ufer entfernt auch größere Fische leben. Von den übrigen Wassertieren nähren sich hauptsächlich die Möven, Bekassinen und Seeschwalben, von denen es eine große Anzahl in der Nähe gab, während die Wildenten der Gattung *Tadorna* sich ausschließlich von pflanzlichen Stoffen nähren, wie ich durch Untersuchung des Mageninhaltes wiederholt feststellen konnte. Es versteht sich, daß ich von allen erlegten Tieren den Inhalt von Magen und Darm genau untersuchte, so wenig erfreulich auch diese Beschäftigung sein mag und daß ich besonders nach Bandwürmern und anderen Parasiten beständig fahndete. Von solchen findet man besonders in Möven und Schnepfen große Mengen, in den Enten dagegen regelmäßig *Echinorhynchus*-Würmer von schön orangeroter Farbe. Die Rostenten, wie die deutsche



Bezeichnung für die Gattung *Tadorna* oder *Casarca* lautet, hatten um die Zeit eben Junge, die noch nicht flügge waren und die ihrer Mutter in stillen Seebuchten emsig nachruderten. Außer diesen Vögeln gab es noch einige Lerchen- und Finkenarten, auch sah ich einzelne Exemplare einer der Krickente ähnlichen Form, ohne davon etwas zu erbeuten. Auch Eidechsen der Gattung *Phrynocephalus* gab es am Apozo genug, aber viel weniger als in tiefer gelegenen Gegenden. Sehr häufig begannen sie unterhalb 5200 m zu werden, obzwar die höchstgelegene Fundstelle, an der ich eine solche Echse erbeutete, 5450 m hoch über dem Meer lag. Bezüglich des Vorkommens von Fischen hält der Apozo, so weit bisher bekannt, den Höhen-Weltrekord mit 5370 m. Die Angabe der Stieler'schen Karte, die für den See die Zahl 5460 anführt, konnte ich nicht bestätigt finden und bei meinem langen Aufenthalt in dieser Gegend glaube ich recht zu gehen, wenn ich aus den wenig schwankenden Ergebnissen der fortwährenden Messungen die oben erwähnte Zahl für richtig halte.

Aber noch andere Tiere konnte man in der Umgebung finden, deren Vorkommen in derartigen Höhenlagen sehr überraschend wirkte, nämlich Schmetterlinge und zwar nicht nur Spinnerarten, die wegen ihres dicken Pelzchens eher begreiflich erscheinen, sondern auch den tibetanischen Apollofalter, einen Weißling und eine Bläulingsart. Die Dämmerungs-Schmetterlinge waren bedeutend zahlreicher als die Tagfalter, obzwar sie natürlich auch nur in sehr geringen Mengen auftauchten, aber von diesen konnte ich oft genug in meinem Zelt oder außen an der beleuchteten Wand ein oder das andere Stück fangen. Gesichtet wurden schließlich noch außer verschiedenen Raubvögeln ein Zug von Wildgänsen, ein Volk Steinhühner, einige Murmeltiere und ein Wolf. Die Steinhühner waren nicht mehr Angehörige der Gattung *Caccabis*, die die Grenzgebiete von Tibet bewohnt, sondern sie gehörten zum Genus *Syrrhaptes* und im späteren Verlauf der Reise sahen und schossen wir sie in großen Mengen.

Tag um Tag ging vorbei und die vermutliche Rückkehr der beiden Abgesandten kam immer näher. Am 2. August hatte ich wieder mit meinem Instrument den Standplatz auf dem kleinen Gipfel am Nordufer bezogen und nach mehrstündiger Arbeit das Fernrohr auf das Lager gerichtet, das weit über dem See für das freie Auge nur an dem kleinen lichten Punkt erkennbar war, den mein weißes Zelt bildete. Mit dem Fernrohr aber konnte ich die Menschen und Tiere sehen und entdeckte zwischen den Zelten einen kleinen hellroten Punkt. Das einzige hellrote Ding, über das unsere Karawane verfügte, war Jorpuntsoks Bettdecke und er hatte sie, als er sich von uns trennte, mit sich genommen. Er mußte also wieder eingetroffen

sein und ich packte eiligst zusammen und begann den Heimweg. Erwartungsvoll eilte ich dem Lager zu, so rasch ich konnte und als ich etwa noch eine halbe Stunde davon entfernt war, bemerkte ich, daß mir Jorpuntsok entgegen geritten kam, und zwar saß er auf dem Schwarzbraunen, woraus ich gleich enttäuscht den Schluß zog, daß er keine frischen Pferde mit sich gebracht hätte. Als er in Rufweite war, grüßte er mich mit den Worten: „Everything is bad“; das klang schlimm und ich setzte mich auf den Boden, bis er herangekommen war.

Da erfuhr ich nun folgende betrübende Geschichte: Jorpuntsok hatte nach viertägigem Ritt ein Nomadenlager gefunden und hatte dort seiner Instruktion gemäß gehandelt. Aber man verweigerte ihm den Verkauf von Tieren und wies ihn an, seines Weges zu gehen. Er war dann noch zu zwei anderen Lagern geritten, ohne viel mehr Erfolg zu haben. Die Tibetaner hatten ihm ins Gesicht gesagt, daß er bestimmt der Abgesandte eines Europäers sein müsse und daß infolgedessen für ihn nichts zu haben sei. Nach langem Hin und Her hatte er endlich drei Yaks kaufen können und zwar eine Kuh, die als Lasttier weniger geeignet war, einen ganz jungen Stier, der ebenso nicht sehr in Betracht kam, und nur einen großen starken Bullen. Den Rest des Geldes hatte er wieder mitgebracht und außer dem Preis für die drei Yaks fehlten nur zwei Rupien, für die er einen großen Ballen Schafwolle gekauft hatte; auf diese Art wollte er seine Erzählung, daß er ein ladakischer Kaufmann sei, glaubwürdiger gestalten. Wenn man also die Bilanz zog, so hatten wir zwei neue Tragtiere bekommen, denn die Kuh und das Kalb konnten zusammen nur für eines gezählt werden. Während der Tage am Apozo jedoch waren drei Esel und ein Pferd eingegangen, nicht gerechnet die, die wir im Lager XXIV. gelassen hatten. Ein anderes Pferd war schon halbtot und man konnte es nicht mehr in Rechnung stellen. Von meiner ursprünglichen stattlichen Karawane waren jetzt noch sechzehn Esel, ein Pferd und ein Yak vorhanden und selbst mit den neugekommenen Tieren hatten wir jetzt weniger als vorher. Das überlebende Pferd war der Schwarzbraune aus Jarkent. Maëddin war bei dem Depot von Lager XXIV. zurückgeblieben, da er dachte, wir würden am nächsten Tag dort vorbei kommen und das Gepäck abholen. Ich wollte aber noch einige Tage am See bleiben und ließ ihn herüberkommen.

Da saß ich nun und war ärmer als je zuvor. Was sollte nun geschehen? Ich konnte mich nicht unterfangen, mit der derartig geschwächten Karawane weiter hinaus in Gegenden zu ziehen, in denen alle Fühlung mit Menschen aufhörte, und da wir ohne die geringste Hoffnung auf Ersatz waren und das Sterben unter den Tieren ja noch weiter gehen würde, war es vollkommen außer dem Bereich der Mög-

lichkeit. In wenigen Wochen wären unsere letzten Tragtiere zugrunde gegangen und wir hätten alles, was wir nicht am Leib tragen konnten, liegen lassen müssen. Den ganzen Proviant, alle Sammlungen und unsere Instrumente, die Sättel, Zelte, Patronen, vielleicht auch bald die Waffen und schließlich uns selbst. Es wäre glatter Selbstmord gewesen, wenn wir es getan hätten, und dabei kam nicht nur meine Person in Betracht, sondern auch die meiner Begleiter, für deren Leben ich ja schließlich verantwortlich war. Daß von den Nomaden nicht



Die drei Yaks.

viel zu erwarten war, hatten wir gesehen und selbst wenn Jorpuntsok noch einmal gegen Rundor hinüber zog, konnte der Erfolg nicht besser ausfallen als dieses erstemal. Daß man einem Europäer gegenüber entgegenkommender sein würde, stand ebenfalls nicht zu erwarten. Schließlich aber sah ich ein, daß es unsere einzige Chance war, mit der ganzen Karawane bewohnte Gegenden aufzusuchen und durch vieles Geld, nötigenfalls List oder Gewalt, so viele Tragtiere zu beschaffen, als zur Beförderung des Allernötigsten gebraucht wurden. Schon jetzt war es unmöglich, alles Gepäck von der Stelle zu bringen, das bei uns und im Lager XXIV. aufgestapelt war und ich begann

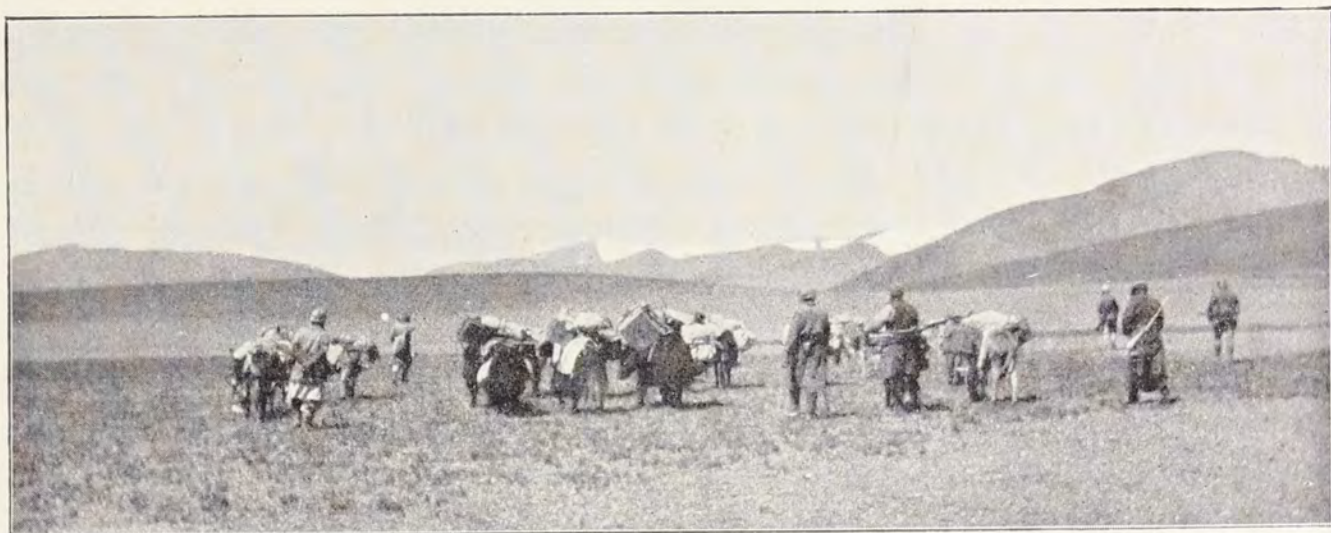
gleich eine Liste derjenigen Gegenstände aufzustellen, die zurückgelassen werden sollten.

Am 3. August blieben wir noch hier, für den 4. war der Rückmarsch nach Lager XXIV. angesetzt. Es gab noch eine Antilope zu präparieren, die Weichbold in der Nähe geschossen hatte, der stärkste Bock, der von uns angetroffen wurde und der eine Hornlänge von 61 cm hatte. Fell und Schädel wurden der Sammlung einverleibt. Im übrigen brachten wir alles in Ordnung, was während des langen Lagerens durcheinander gekommen war und gegen Abend stieg ich noch einmal auf einen nahe gelegenen Gipfel, um die letzten Details auf meiner Karte zu zeichnen. Ich kannte den Apo-zo nun von allen Seiten und hatte es mir besonders angelegen sein lassen, die Lage und Form der Inseln möglichst genau aufzunehmen. Der See findet sich auf verschiedenen Karten unter verschiedenen Namen. Bei den Engländern heißt er „Aport-tso“, auf der russischen Karte neben seinem zweiten Namen „Gurmen-tscho“ auch noch „Horpa-tscho“ oder „Horpa-tschu“. Dieser Name ist vermutlich auf eine unrichtige Etymologie zurückzuführen, denn während „tschu“ tibetisch „Wasser“ bedeutet, ist „Horpa“ der in Tibet übliche Name für einen Turkestaner. Turkestan selbst wird „Hor“ genannt, die Silbe „pa“ bedeutet Mensch, Mann oder Bewohner. Diese Auslegung würde „turkestanisches Wasser“ bedeuten, aber sie ist allem Anschein nach unrichtig. Die englische Schreibweise ist für die englische Aussprache berechnet; das „t“ am Schluß des Wortes „Arport“ jedoch fälschlich als Übergang zum nachfolgenden „z“ gebildet. Nach dem, was mir Jorpuntsok sagte und was ich später von allen Tibetanern, die ich fragte, bestätigt fand, heißt der See Apo-zo, was genau „Großvater-See“ bedeutet. Woher diese Bezeichnung stammt, konnte ich allerdings nicht erfahren, aber ich wurde von ihrer Richtigkeit überzeugt. Der Abend des letzten Tages, den wir an seinen Ufern zubrachten, war noch mild und mondhell, in der Nacht aber erhob sich der unvermeidliche Sturm aus Osten und hielt noch an, als wir am Morgen des 4. August dem See den Rücken kehrten. Wir waren genau sechs Wochen in Tibet und hatten gerade 42 Lasttiere verloren, also ein Tier per Tag. Das Exempel war nicht schwer; wahrscheinlich würden die übrigen achtzehn in ebenso vielen Tagen zugrunde gegangen sein und dann wäre die Reihe an die Menschen gekommen.

Nun wollte ich noch einmal versuchen, mir bei den Nomaden soviel frischen Nachschub zu verschaffen, als eben möglich war. Und dann sollte, womöglich mit Berührung der Stadt Rudok, der Vormarsch nach Osten wieder beginnen. Allerdings hätte ich mich dann auf eine Winterreise einrichten müssen, aber diese wäre trotz aller Beschwerlich-

keit nicht unmöglich gewesen, wenn wir uns nur in Rudok frisch ausrüsten und gehörig verproviantieren konnten. Im innersten Winkel meiner Seele saß allerdings schon der Gedanke, daß mit dem An treffen von Eingeborenen und dem Betreten bewohnter Gegenden der Anfang vom Ende kommen würde, aber ich wollte dieser Befürchtung noch nicht Raum geben, sondern meinem Plan treu bleiben, so lange eben noch ein bißchen Hoffnung vorhanden war.

4. August. Unser XXVII. Lagerplatz sollte wieder derselbe sein wie der XXIV., denn dort hatten wir unser Depot zurückgelassen, das nun so weit es tunlich war wieder weiter mitgenommen werden sollte. Von jetzt ab gingen wir alle zu Fuß, mich nicht ausgenommen. Eine ganz oberflächliche Schätzung des Gewichtes, das die Gegenstände bildeten, von deren Zurücklassen wenigsten vorläufig noch nicht die



Alle zu Fuß!

Rede sein konnte, hatte mir gezeigt, daß ich auf mein Vorrecht, beritten zu sein, notgedrungen verzichten mußte. Längeres Zufußgehen in Gegenden, in denen von einem gebahnten Weg keine Spur vorhanden ist, gehört von vornherein nicht zu den Annehmlichkeiten, in derartigen Seehöhen vollends wird es überaus lästig, besonders wenn man einfach hinter den Packpferden her zu marschieren hat. Ist man auf einem Jagdausflug oder besteigt man irgend einen hochgelegenen Punkt zu einem besonderen Zweck, so ändert sich die Sache und man macht sich nicht viel daraus, wenn man im Schweiß seines Angesichtes und in der dünnen Luft keuchend bergan klettern muß. So aber war mir der Gedanke höchst lästig, die schier endlos scheinende Ebene im Westen des Apozo zu Fuß durchmessen zu müssen. Ich hatte aber keine andere Wahl und nur im Verlauf des ersten Tages versuchte ich ein paar mal auf dem kleinen Yak zu reiten, dem zu diesem Zweck mein Sattel aufgeschnallt worden war. Dieser war aber eine derartige

Praxis nicht gewöhnt und ließ sich sofort zu Boden fallen, sowie ich einen Versuch machte auf seinen Rücken zu steigen. Wenn ich mich dann allerdings auf das liegende Tier setzte und die übrigen Yaks weiter vorgetrieben wurden, dann erhob er sich von selbst, um seiner Mutter nachzugehen — der kleine war ein Sohn unserer Yakkuh — und mußte dabei notgedrungen mich mitnehmen. Er gebärdete sich aber so unruhig und benützte so eifrig jede Gelegenheit sich meiner zu entledigen, daß ich den Knochen erschütternden Ritt bald wieder aufgab.

Weichbold ging weit ab von der Karawane, um allenfalls auf irgend ein Wild zu Schuß zu kommen und ich war mit Jorpuntsok bei dem langsamen Schritt, den der Troß einhielt, bald ein gutes Stück voraus. Wir sprachen besonders über landschaftliche und Verkehrsverhältnisse meiner Heimat und ich fand, daß Jorpuntsok, wenigstens was England betraf, in dieser Richtung durchaus nicht ohne Kenntnisse war. Er wußte ganz gut die Fahrgeschwindigkeit englischer Eisenbahnzüge, hatte von der Londoner Untergrundbahn gehört, hatte in Lahore sogar Automobile gesehen und hatte in eigener Person auf einem Fahrrad gesessen. Scheinbar ganz von selbst kam er auf den Gedanken, daß zusammenlegbare Fahrräder in der Armee gute Dienste leisten müßten und war sehr befriedigt, als ich ihm sagte, daß verschiedene derartige Systeme fast in allen europäischen Armeen eingeführt seien. Von der Lage oder Geographie Oesterreich-Ungarns wußte er wenig oder so gut wie nichts, was ich ihm aber über die wichtigsten Städte und Flüsse dieses Landes erzählte, merkte er sich genau und überraschte mich später manchmal mit der Frage, ob irgend ein Fluß, den wir gerade vor uns hatten, größer sei wie der Inn oder kleiner wie die Drau. Er besaß ein vorzügliches Namengedächtnis und konnte sich auch Zahlen sehr gut merken. Ich hatte ihm aus dem Kopfe den Flächeninhalt von Oesterreich-Ungarn in englische Quadratmeilen umgerechnet und dabei einen Vergleich mit England gezogen und später, als ich beide Zahlen schon längst vergessen hatte, wußte er sie noch immer ganz gut. Auch über die Schußweiten verschiedener Feuerwaffen sprachen wir, aber in dieser Hinsicht hatte Jorpuntsok eine ziemlich übertriebene Vorstellung von der Leistungsfähigkeit einer Kanone; er bildete sich ein, zehn englische Meilen wäre ungefähr das gewöhnliche für eine einfache Feldkanone und meinem Mauserstutzen traute er eine Tragweite von wenigstens 10 km zu. Er meinte auch immer, wenn sich irgend ein Wild zeigte, das man zur Not mit dem Feldstecher erkennen konnte, daß es eine Kleinigkeit sei hinüber zu schießen und das Tier zu Falle zu bringen. Als ich ihn wiederholt nach bestimmten Gegenständen schießen ließ und als er dann sah, in wieviel größerer Nähe das kleine Staubwölkchen das Einschlagen der Kugel anzeigte,

schraubte er seine hohe Meinung über europäische Gewehre ein wenig herunter. Eine ausgesprochene Geringschätzung aber gewann er meiner Schrotflinte gegenüber, als er sich überzeugte, daß ein Schrot-Schuß auf die Entfernung von 200 m eine ganz aussichtslose Sache sei. Über die Treffsicherheit tibetanischer Schützen erzählte er mir ganz dasselbe, was mir bereits aus verschiedenen Reiseberichten bekannt war, daß nämlich die Leute trotz der primitiven Einrichtung ihrer Büchsen auf ein ruhiges Ziel mit großer Sicherheit schießen können, dagegen nur höchst selten auf ein in Bewegung befindliches.

Wir hielten fortwährend Umschau nach dem einen der Hunde, der beim Abmarsch nicht zur Stelle gewesen war und hofften ihn vielleicht in der Nähe unseres Depots wieder zu finden. Wir kamen diesem allmählich näher und der Wind, der uns entgegen wehte, trug uns bereits den ekelhaften Gestank der Kadaver herüber, die dort liegen geblieben waren. Wir näherten uns dem Lager in einem großen Bogen und schlugen, dort angekommen, zwar ganz nahe neben den toten Eseln die Zelte auf; der Wind aber, der immer heftiger wurde, verhinderte es, daß uns etwas von dem Fäulnisgeruch in die Nase kam. Die beiden Tierleichen waren über alle Maßen aufgeschwollen und als ich aus respektvoller Entfernung in die eine von ihnen eine Pistolenkugel schoß, entwich das aufgespeicherte Gas mit lautem Zischen und der Kadaver sank sichtlich in sich zusammen. Die beiden Esel waren vom Raubzeug vollständig unversehrt geblieben, was bei den zwei Pferden durchaus nicht der Fall gewesen war, und ich konnte nur die auffallende Tatsache konstatieren, ohne dafür eine Erklärung zu finden. Höchstens konnte vielleicht in Betracht kommen, daß wir die Esel tot zurückließen, die Pferde dagegen lebendig und daß die lebenden Tiere größere Anziehungskraft auf die Raubvögel ausgeübt hatten wie die toten. Allerdings wußte ich noch nicht, von welchen Arten von Vögeln die Kadaver angefressen worden waren, nur Raben hatte ich mit Bestimmtheit feststellen können und ja auch zwei von ihnen geschossen.

Zu meiner Überraschung blieb der Oststurm aus, trotzdem er am See regelmäßig abends geweht hatte und trotzdem kein Hügelzug oder irgend welches Hindernis zwischen dem See und unserem augenblicklichen Lager war. Mit umso mehr Muße konnte ich die Mondfinsternis beobachten, die an diesem Tag stattfand. Ihr Eintritt allerdings war bereits bei Tageslicht erfolgt und ich konnte nur das allmähliche Freiwerden der Mondscheibe vom Erdschatten verfolgen. Da mir das nautische Jahrbuch das Ende der Verfinsternung auf Sekunden genau angab, wäre es leicht gewesen, aus der Beobachtung die geographische Länge zu berechnen. So aber beschränkte ich mich darauf, nachzusehen, wie sich mein Chronometer, der ja nach der Zeit von Greenwich ging,

zu der Sache verhalten würde. Natürlich war es mit meinem Fernrohr nicht möglich ganz genau den Zeitpunkt festzustellen, an dem der Mond wirklich wieder unbeschattet war, und mein Chronometer ließ die betreffende Zeit um drei Sekunden früher als sie der Tabelle zufolge eintreten sollte, stattfinden. Dieser kleine Fehler jedoch lag vollständig innerhalb der Fehlergrenze bei einer Beobachtung mit ungeeigneten Instrumenten und ich wußte nun, daß mein Chronometer wenigstens nicht wesentlich fehl ging. Den wirklichen Fehler konnte ich freilich erst dann feststellen, wenn ich in Indien wieder an eine Sternwarte kam. Da wir uns hier wieder an einem Punkt befanden, dessen Länge und Breite ich bereits aufgenommen hatte, konnte ich eine Kontroll-Messung machen und fand innerhalb der Fehlergrenze des Universals dasselbe Resultat wie beim erstenmal.

Der Weg vom Apozo nach dem Grenzpaß Lanak-la ist bereits wiederholt von Reisenden begangen worden und ist auf allen Karten eingezeichnet. Es lag mir natürlich sehr daran, in solchem bereits bekannten Gebiet nicht länger zu wandern, als nötig war, und ich wollte von dem Salzsee Mangzaka, den wir am folgenden Tag erreichen sollten, nach Süden biegen, um meinen Weg nach Möglichkeit in bisher unbekanntem Gegenden zu machen. Da dieser Vorstoß ins Ungewisse möglicherweise mit großen Beschwerden für die Tiere verbunden sein konnte, beschloß ich am Mangzaka wieder ein großes Depot zu errichten, und wenn wir dann mit Nomaden zusammentreffen konnten, einige der Leute mit einer entsprechenden Anzahl von Tieren zurückgehen zu lassen, um die Sachen abzuholen. Nach Jorpuntsoks Erfahrungen konnte ich voraussehen, daß es eine ganze Zeit dauern würde, bis ich soviel Tiere zusammen bekam als mir nötig waren und daß daher die Rücksendung einer kleinen Abteilung nach dem Depot keinen Zeitverlust bedeuten würde.

An diesem Tag zogen wir durch die Ebene nach deren Südrand, alle zu Fuß und der kleine Yak unter der Last aller unserer Reitsättel. Wir hatten im Lager XXIV. eine Kiste mit Kerzen und das bißchen Konserven zurückgelassen, das noch vorhanden war, ferner eine Kiste mit Formol und eine mit arseniksaurem Natrium, beides Substanzen zum Konservieren zoologischer Objekte. Die Kisten wurden ausgeleert und mit anderen Gegenständen gefüllt, die wir den einzelnen Lasten entnahmen. Ich hatte ein wenig Furcht, über 30 kg eines scharfen Giftes offen liegen zu lassen, denn es war nicht ausgeschlossen, daß irgend welche des Weges kommende Nomaden davon kosten konnten. Allerdings war anzunehmen, daß solche Leute den unbekanntem Stoffen gegenüber sehr vorsichtig sein würden, und aller Wahrscheinlichkeit nach hat auch der Wind bald das aufgeschichtete Häuflein nach allen Richtungen zerstreut.



Der Mangzaka liegt an einem abflußlosen Becken und dieses ist durch flache Hügelketten von der Sumschiling-Ebene getrennt. Drei große Höhen hatten wir zu überschreiten, bis wir das Tal eines starken Baches erreichten, der sich in den Mangzaka ergießt. Schon weit oberhalb seiner Mündung teilt er sich in ein ausgedehntes Netzwerk zahlloser kleiner Arme, die den Boden in weitem Umkreis sumpfig machen. Wir rasteten knapp oberhalb der Teilungsstelle und da unterwegs nichts gesammelt worden war, konnten wir uns gleich nach dem Abendessen zur Ruhe begeben. Nur ich hatte meine übliche Sonnen-Serie und den Polarstern vorher aufgenommen.

Die Gegend bis zum Mangzaka war Maëddin noch bekannt und er wußte, daß sich dort heiße Quellen befänden, umgeben von einer



Marschbild vom 5. August.

ganz besonderen Vegetation, deren Schönheit er mit beredten Worten schilderte. Ab und zu, wenn wir gerade die Höhe eines der zahlreichen Hügel erreicht hatten, die den Bergen am Süden des Sees vorgelagert waren, konnte ich den gelbweißen Fleck erkennen, der dem kundigen Auge das Vorhandensein von schwefeligen Quellen anzeigt. Die Strecke, die wir bis dorthin noch zu wandern hatten, war nicht groß, denn vorläufig mußten wir uns noch mit sehr kleinen Märschen zufrieden geben, bis das Gepäcksgewicht durch das Zurücklassen eines Depots auf etwa ein Drittel seines gegenwärtigen Standes herabgesetzt war. Dann sollte eine Reihe von Eilmärschen kommen, die uns möglichst bald in das Gebiet der Nomaden bringen sollte.

Von einer der Höhen aus sahen wir drei Yaks und einen Kiang, die friedlich nebeneinander weideten, aber nach verschiedenen Richtungen fortliefen, als ihnen der Wind unsere Witterung hinüber trug. Weich-

bold erklärte sich sofort bereit, den Yaks nachzugehen, denn es war noch früh am Tag und unseren Lagerplatz kannte er ja bereits. Ich machte mich mit Jorpuntsok an die Verfolgung des Kiangs; er stand weithin sichtbar in der Ebene und da wir keine Deckung hatten, mußten wir uns auf seine Neugier verlassen und abwarten, ob er vielleicht auf Schußweite heran kommen würde. Wir legten uns platt zu Boden und schwenkten die Mützen über unseren Köpfen. Dies wirkte auch sofort und der Kiang kam in kurzen Galoppsprüngen ungefähr einen halben Kilometer nah. Trotz meiner Vorstellungen meinte Jorpuntsok ihn auf diese Entfernung sicher zur Strecke zu bringen und feuerte zweimal. Der Erfolg war nur, daß der Kiang, diesmal aber in lang gestreckten Sätzen, davon lief. Er mußte nun in einer Bodensenkung stehen und wir beeilten uns taumelnd und strauchelnd in dem lockeren Sand der Stelle näher zu kommen. Als wir so weit waren, machten wir uns schußfertig und krochen auf allen Vieren bis an den Rand der Absenkung. Ganz vorsichtig hob ich den Kopf um hinab zu sehen, denn wir dachten nichts anderes, als daß wenige Schritte vor uns das Wildpferd stehen müsse. Es war aber leider nicht so, denn der Kiang zeigte sich 2 km weiter unten am See-Ufer, wo er im seichten Wasser gemächlich umher watete. Wir stiegen nun in den Graben hinein und wanderten dort bergab und, als wir unten waren, hatten wir das zweifelhafte Vergnügen, unseren Kiang in einer Staubwolke nach Westen verschwinden zu sehen. Verdrießlich nahmen wir den Weg nach der Karawane zurück, sahen aber nun vor uns eine Antilope, die neugierig zu uns herüber guckte. Die Entfernung war sehr groß, nämlich 420 Schritt, wie ich nachher abmaß. Ich hatte nicht viel Vertrauen auf Erfolg, als ich nach längerem Zielen endlich losbrannte. Der Bock aber brach zusammen, schlug noch einmal um sich und blieb dann still liegen. Es war jedoch zu sehen, daß er nicht tot war, denn er hielt den Kopf hoch. Es mußte Stunden dauern, bevor Jorpuntsok von der Karawane einen der Mohammedaner holen konnte, um die waidwunde Antilope zu töten. Mir widerstrebte es sehr, das arme Tier noch so lange auf den Gnadenstoß warten zu lassen, ich fügte mich aber in der Überlegung, daß wir keinen Bissen Fleisch in unserem Besitz hatten und daß im Interesse meiner Türken die Antilope eben leiden mußte, bis ein Rechtgläubiger mit einem Messer zur Stelle war. Jorpuntsok eilte voraus, ich näherte mich dem verwundeten Tier, das mich ohne einen Fluchtversuch auf zehn Schritte heran kommen ließ; nur mit seinen großen Augen blickte es mich verwurfvoll an und aus seiner Wunde am Rücken sickerte tropfenweise dunkles Blut. Eine Kugel hatte die Wirbelsäule zerschmettert und so das Hinterteil der Antilope gelähmt. Laufen konnte sie freilich nicht mehr, aber während

der 1 $\frac{1}{2}$  Stunden, die ich neben dem anmutigen Geschöpf sitzen mußte, widerstand ich nur schwer der Versuchung durch eine Kugel ihr Leiden abzukürzen. Schließlich zeigten sich in der Ferne Jorpuntsok und Said Agul und als sie allmählich näher kamen, sah ich, daß der erstere auch einen photographischen Apparat mitgebracht hatte. So machte ich nun drei Aufnahmen von dem geschossenen Bock aus nächster Nähe, bevor Said Agul unter den üblichen Gebeten ihn abschlachtete. Während ihn die beiden anderen ausweideten, stieg ich bergan nach der Stelle, an der die Karawane bereits Lager gemacht hatte. Schon von weitem trug mir der Wind die warmfeuchte schwefelige Luft entgegen, die von den Quellen kam, und als ich mich der Stelle näherte, fand ich, daß es sich nicht um einige wenige, sondern um viele



Angeschossener Pantholops-Bock.

Dutzende von Austrittsstellen handelte. Diese lagen auf einem dreieckigen Fleck von etwa 200 m Seitenlänge beisammen und bildeten deutlich drei voneinander getrennte Komplexe, die aber ihre Ausflüsse nach demselben kleinen Bach entsendeten.

Nachdem ich mich im Zelt eingerichtet hatte, ging ich sofort daran, die Quellen der Reihe nach zu besuchen, einen Plan von dem großen Terrain zu entwerfen und die Temperaturen der einzelnen Thermen zu messen. Der südlichste und kleinste Komplex enthielt kaltes geruch- und geschmackloses Wasser von 9 $\frac{1}{2}$ °. Daß auch diese Quellen als Thermen aufzufassen sind, d. h. also die Temperatur des Wassers unabhängig von der Luft das ganze Jahr hindurch gleich bleibt, konnte ich natürlich nicht entscheiden, aber aller Wahrscheinlichkeit nach ist es so. Im mittleren Teil maß ich die Temperatur von neun der größeren

Quellen und fand die geringste bei  $23^{\circ}$ , die höchste bei  $35^{\circ}$ . Der Abfluß dieses Komplexes, der das Wasser der einzelnen Quellen in sich vereinigte, war  $29^{\circ}$  warm. Der Bach, der oberhalb der Mündung dieses Abflusses eine Temperatur von nur  $11^{\circ}$  hatte, stieg unterhalb davon auf  $27^{\circ}$ , kühlte sich aber sehr rasch wieder ab. Im dritten und nördlichsten Komplex maß ich 15 Quellen und fand die niedrigste Temperatur mit 21, die höchste mit  $40\frac{1}{2}^{\circ}$ . Der gemeinsame Abfluß hatte eine Temperatur von  $30^{\circ}$  und dementsprechend stieg auch unterhalb seiner Mündung die Temperatur in dem kleinen Bach wieder auf  $25^{\circ}$ . Es waren also keine Kochquellen und es zeigte auch keines der Austrittslöcher irgendwelche periodische Aufwallungen. Nur kleine Blasen von Schwefelwasserstoff kamen aus der Tiefe hervor und auch das Wasser hatte nur diesen Geschmack. Drei der Quellen aber waren von flachen Sinterkegeln umgeben, ganz wie die Geiser und zwei davon zu einem Zwillingsbecken zusammen getreten. Vermutlich waren diese kieseligen Ablagerungen dadurch hervorgebracht worden, daß die drei Quellen früher einmal sehr heiß gewesen waren. Der kleine Bach selbst war von dem obersten Quellenkomplex bis zu seiner Mündung in den See ungefähr drei Kilometer lang, bildete aber wenige Hundert Meter unterhalb des Quellengebietes einen stark abgesetzten kleinen Wasserfall. Unterhalb dieses fand ich in ihm nur wenige Insektenlarven, oberhalb jedoch und ganz besonders an den Abflüssen der einzelnen Quellen und in diesen selbst fand sich eine Reihe der verschiedenartigsten Tiergattungen. Es gab Schnecken, Krebschen, Springschwänze (*Podura*), Schwimmkäfer, Blutegel und nicht zuletzt eine große Menge von kleinen Fischen. Sie alle schienen sich in dem warmen Wasser sehr wohl zu fühlen und besonders die cobitisartigen Fische und die kleinen Schnecken, die der Gattung *Succinea* ähnlich waren, waren überaus zahlreich vertreten. Bei einer Temperatur von  $23^{\circ}$  hielten sich die Gammaruskrebschen massenhaft in den Quellen auf, doch fand ich sie noch in solchen von  $29^{\circ}$ . Die Schnecken gingen bis  $37\frac{1}{2}$ , die Springschwänze aber ließen sich auch durch die  $40\frac{1}{2}^{\circ}$  des wärmsten Tümpels nicht abschrecken und hüpfen auf seiner Oberfläche als kleine orangegelbe Pünktchen munter umher. Für Fische war die Temperaturgrenze ebenfalls  $29^{\circ}$ .

Das Auffallendste an dieser kleinen Menagerie war, daß sie auf einen so engen Raum beschränkt war. Der Mangzaka ist nämlich so salzig, daß kein Lebewesen in ihm existieren kann, und auch unterhalb des erwähnten Wasserfalls ist der Bach unbelebt. Das ganze Tierleben drängte sich also in einer Strecke von höchstens 300 m zusammen. Der Vorgang ist nicht schwer zu erklären. Erstens kann man sagen, daß Vertreter aller der vorhandenen Tiergattungen, beziehungs-

weise ihre Eier oder Dauerstadien durch Wasservögel in dieses abgeschlossene Bächlein gebracht wurden, eine Ansiedelungsmethode für kleine Tiere, die häufig genug vorkommt. In diesem Falle aber scheint es mir einfacher anzunehmen, daß alle Tiere in diesen Zufluß des Sees zurückgedrängt wurden, als sein Salzgehalt in solchem Maß zunahm, daß sie aus dem See auswandern oder direkt zugrunde gehen mußten. Der kleine Wasserfall bietet zwar gegenwärtig der Wanderung stromauf ein wirksames Hindernis, doch kann er sich wohl in verhältnismäßig junger Zeit gebildet haben oder er ist in Zeiten tieferen Wasserstandes passierbar. Übrigens kann er weder den Würmern noch den kleinen Fischen, auch nicht den Krebsen bedeutende Schwierigkeiten bieten, gar nicht zu sprechen von den Insektenlarven, die sich um ihn in ihren geflügelten Entwicklungsstadien überhaupt nicht zu kümmern brauchen. Das Interessanteste an der ganzen Sache ist das Vorkommen einer so artenreichen kleinen Tierwelt auf so beschränktem Raum und nur ermöglicht durch das Vorhandensein der warmen Quellen. Die Seehöhe des Ortes betrug 5400 m. Wenn ich früher sagte, daß die höchstgelegene bisher bekannte Fundstelle für Fische der Apo-zo sei, so ist dies nur insofern giltig, als dort die Fische unter normalen Daseinsbedingungen leben und nicht begünstigt durch so außergewöhnliche Verhältnisse, wie sie am Mangzaka herrschen.

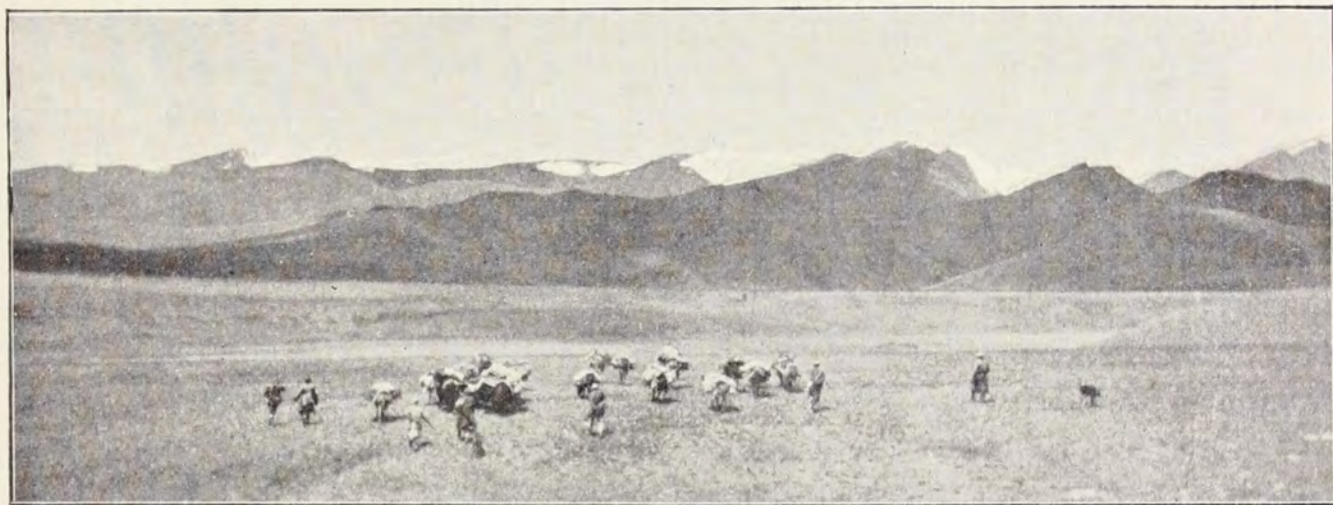
In diesem Lager, unserem XXIX., sollte alles das deponiert werden, was ich in den nächsten vierzehn Tagen nicht zu brauchen gedachte, und dann wollte ich mit den derart weit leichter bepackten Tieren in möglichst langen Märschen das nächste Nomadenlager erreichen. Es konnten nicht die Lager sein, die Jorpuntsok angetroffen hatte, denn wir schlugen eine andere Richtung ein, als er auf seinem Weg und außerdem ist man bei dem Aufsuchen solcher Plätze sehr auf den Zufall angewiesen, da die Nomaden ihre Standorte häufig wechseln, sowie nämlich der spärliche Graswuchs eines solchen von ihren Herden abgeweidet ist. Daß ich bei dieser Gelegenheit auch unbekanntes Gebiet durchqueren konnte, war mir natürlich besonders angenehm, wengleich man andererseits wieder nicht wissen konnte, welche Art von Schwierigkeiten in den Bergen stecken würde, in die wir hineinwanderten, als wir das Lager verließen. Außerdem aber hoffte ich durch diesen Durchstich den Weg um einiges abzukürzen und dabei also das Angenehme mit dem Nützlichen oder vielmehr Notwendigen zu verbinden.

Am Morgen des 8. August bedeckte ein dichter graugelber Nebel den See und seine Umgebung, eine Naturerscheinung, die ich bisher in Tibet noch nicht beobachtet hatte. Dabei war es windig, das Wetter unfreundlich und feuchtkalt und im Laufe des Vormittags fiel ununter-

brochen in geringen Mengen Schnee. Der schwarzbraune Hengst, unser einziges Pferd, war wieder für mich als Reittier bestimmt worden und ich war sehr froh, wieder ein vernünftiges Tier zwischen den Beinen zu haben, statt in dem lockeren Schutt und Sand mühsam dahin zu stapfen. Übrigens ging ich auch an diesem Tag meist neben dem Pferd zu Fuß. Wir wanderten vom Lager weg noch einige Kilometer am See entlang und bogen dann nach Süden ab, als sich ein Tal öffnete, das nach einer flachen Sattelung hinauf führte. Ihre Höhe betrug ungefähr um 200 m mehr als ihr Fuß, und auf der anderen Seite ging es ein bißchen bergab in eine weite von felsigen Bergen eingeschlossene Talmulde, in der ein mehrere Kilometer langer ovaler See lag. Aus der ganzen Bildung der Gegend schien zuerst hervorzugehen, daß dieser See nach Süden abfloß. Als wir aber nahe genug daran waren, um eine Probe von seinem Wasser schöpfen zu können, zeigte sich dieses als salzig und damit war auch gegeben, daß er keinen Abfluß besitzen konnte. An seinem Westufer traten einige Felsklippen halbinselförmig aus dem sonst ungegliederten Strand hervor und in ihrer Nähe befanden sich mehrere Austrittsstellen warmer Quellen derselben Art, wie die am Mangzaka. Sie verdankten ihren Ursprung vermutlich denselben unterirdischen Zentralstellen, waren aber um diese Zeit bis auf ein bißchen feuchten Sand ausgetrocknet. Ebenso schien es allen Zuflüssen des Sees ergangen zu sein, denn die kleineren und größeren Bachbetten, die wir der Reihe nach überschritten, waren alle wasserleer.

Als wir den See schon hinter uns hatten, erstreckte sich vor uns ein unregelmäßig ansteigendes Hügelland, das nach einer Wasserscheide hinzuführen schien. Aber auch diese Vermutung erwies sich als nicht richtig, wie wir bald bemerkten. Am Süden des Sees nämlich, wo ich den Ausfluß zu finden erwartet hatte, fand sich ein Flußbett von beträchtlicher Breite vor, das sich nach dem See zu absenkte, aber ebenfalls keine Spur von Wasser enthielt. Das leere Bett machte eine große Krümmung und hinter den Hügeln konnte nichts anderes geschehen, als daß wir wieder mit ihm zusammen treffen mußten. In rascherem Schritt als an fast allen bisherigen Tagen kamen wir von der Stelle, aber als der erste Hügel kaum erreicht war, zeigte sich hinter diesem ein zweiter, hinter diesem noch einer, dann wieder einer; so ging es zu unserer größten Enttäuschung stundenlang fort. Bisher waren wir immer angestiegen, jetzt senkten wir uns allmählich über eine ähnliche Aufeinanderfolge von Hügelreihen wieder bergab. Richtig kamen wir an das große Flußbett; es war so breit, daß der Rhein bei Koblenz ohne weiteres darin Platz gefunden hätte, und erfüllt von großen Geröll-Blöcken, kleinerem Geschiebe und Sand, Wasser aber

war kein Tropfen vorhanden. Ich hatte von der Höhe aus ein bißchen Umschau gehalten und im Süden, also in der gewünschten Richtung, ein Nebental gefunden, an dessen Hängen der Schnee weit herabreichte. Dort war also vermutlich Wasser zu finden und auch die Entfernung bis zu dem gesichteten Punkt entsprach etwa dem, was wir uns für diesen Tag noch zumuten konnten. Wir suchten uns also unseren Weg durch das leere Flußbett, stiegen auf der anderen Seite einen steilen Hang etwa 200 m hoch hinan und fanden uns nun auf einer breiten Ebene, in deren südlicher Ecke mein kleines Tal mit den Schneebergen lag. Gras wäre auf dem weiten Plan zur Genüge vorhanden gewesen und die Tragtiere machten sich auch sofort darüber her. Ohne Wasser jedoch konnten wir nicht lagern und so



Marschbild vom 8. August.

mußten die Pferde und Esel trotz ihres heftigen Widerwillens immer weiter getrieben werden und sich damit begnügen, im Vorbeigehen hie und da ein paar Halme auszurupfen.

Der Boden war eben wie eine Tenne und von zahllosen größeren und kleineren Sprüngen durchsetzt. Das Zusammenhalten der Karawane erforderte viel Zeit und Arbeit, denn die hungrigen Tiere zerstreuten sich unablässig nach allen Richtungen und wenn nicht beständig einer von den Leuten mit hochgeschwungenem Stock die Nachzügler auf-sammelte, blieben sie einfach stehen und dachten nicht daran, den Gefährten zu folgen. Da ich der einzige Berittene war, fiel hauptsächlich mir das Amt zu, alle diese Deserteure wieder zu ihrer Pflicht zurück-zubringen, obzwar mein Brauner wenig Vergnügen daran zu finden schien, daß ich ihn immer wieder von einem Endpunkt der breiten Front nach dem anderen und wieder zurück traben ließ. Besonders als beim Herannahen an die Talmündung der Graswuchs immer reichlicher wurde, gestaltete sich diese Aufgabe schwierig, umsomehr,

als zwei der Leute den Yak eskortieren mußten und zwei andere je einen der Esel, die ebenfalls nur mehr im langsamsten Tempo vorwärts gebracht werden konnten. Schließlich kamen wir an ein Bachbett, das aus dem Tal herauskam, aber es zeigte sich noch immer kein Wasser und ich dachte schon, daß wir uns für diesmal mit Schnee würden behelfen müssen; weiter oben jedoch begann der Bachlauf feucht zu werden, noch einige Kilometer weiter standen bereits kleine Pfützen zwischen den Steinen und noch ein Stück weiter oberhalb floß ein ungefähr zwei Spannen breites Wasseräderchen. Es wurde abgepackt und wir stellten die Zelte auf, während allmählich die Nachzügler herankamen. Der Nebel hatte sich zu großen Wolken verdichtet und rings im Umkreis fiel Schnee. In unserer Gegend selbst begann es erst nach Sonnenuntergang zu schneien, dafür aber in großen Mengen und gemischt mit kaltem Regen. Im Verlauf von zwei Stunden fiel soviel Schnee, daß auf den Packkisten eine mehr als handhohe Schichte stand und daß man die Zeltwände ununterbrochen abschütteln mußte, damit sie nicht unter dem Gewicht des Schnees einbrächen. Dann kam ein kurzer heftiger Windstoß, es hörte plötzlich auf zu schneien und nach einer Viertelstunde war der Abendhimmel so sternklar, als hätte ihn nie ein Wölkchen bedeckt.

Infolge des schlechten Wetters am Abend hatte ich meine Ortsbestimmung nicht ausführen können und auch am Morgen war es dazu zu sehr bewölkt. In der Nacht waren drei überaus heftige Schneeböen gekommen und alles war weiß überzuckert, als wir zusammenpackten, um weiter zu marschieren. Das kleine Bächlein war jetzt festgefroren und das Frühstück mußte mit Schnee gekocht werden. Dann begannen wir das Tal weiter hinan zu steigen, in völliger Unsicherheit, was wir weiter oben finden würden und wo unser nächster Lagerplatz sein sollte. Wassermangel war jedoch nicht zu befürchten, denn die ganzen Berge lagen dicht voll Schnee und Gras würde man wohl ebenfalls am Abend irgendwo vorfinden. Der Weg führte durch Berglandschaften von ausgesprochen alpinem Gepräge, sehr verschieden von den bisherigen Formationen, seit wir den Kuen Lün hinter uns gelassen hatten. Die Täler waren eng und schluchtartig tief in die Berge eingeschnitten, die dadurch eine imponierende relative Höhe erreichten. Die Bergformen selbst waren zackig und zerklüftet, alle Mulden und Hänge reichlich mit Schnee bedeckt.

Wir erreichten erst eine hochgelegene Talebene, die aber nach keiner Seite einen Ausgang hatte, und die Karawane mußte daher halten, bis ausgekundschaftet war, nach welcher Richtung hin man weiter gehen konnte. Auf der anderen Seite fand ich ein Tal, in dem ein kleiner Bach nach Osten strömte, und dadurch schien es, als ob



wir die Wasserscheide auf leichte Art bewältigen könnten. Die Karawane kam nach und wir folgten dem schmalen Wässerchen, bis es sich in einen großen Bach ergoß, der senkrecht auf unsere Marschrichtung floß und der, wie eine kleine Rekognoszierung zeigte, sehr bald ausgesprochen nach Südost und Ost bog. Mit diesem Bach also konnten wir nichts anfangen, denn unsere Richtung war Südwest und wir mußten ihn wieder verlassen, um unseren Weg weiter zu suchen. Zur Rechten hatten wir zahlreiche hohe Berge mit vielen vorgeschobenen Rücken und zwischen je zwei von diesen kam ein mehr oder weniger ausgetrockneter Bach herab, zu dem man hinunter mußte, um ihn zu über-



Bachübergang.

setzen und auf der anderen Seite wieder hinauf zu steigen. Alle diese Wasserläufe flossen dem erwähnten größeren Bach zu und keiner von ihnen kam aus einer Richtung, die einladend genug gewesen wäre, um ihn stromauf zu verfolgen. Dreizehnmal wiederholte sich dieses Spiel, bis endlich der letzte dieser Gräben direkt aus Westen kam und nach einem leidlich gangbaren Paß hinauf zu führen schien. Wir nahmen die Steigung in Angriff, und als wir den Graben hinter uns gelassen hatten, zeigten die zahlreichen Wildfährten, daß der Weg viel begangen sei. In einem weiten Hochtal mußten wir etwa noch 2 km bergan steigen, dann aber kamen wir auf eine Paßhöhe, die ganz flach und leicht zu ersteigen war. Das Kochthermometer zeigte auf eine Seehöhe von 5860 m. Jenseits öffnete sich ein prachtvoller

Blick in ein tief unter uns liegendes malerisches und vielfach gewundenes Tal, aber so schön dieser Anblick war, so unangenehm war die Notwendigkeit, dort hinunter zu müssen. Die Hänge waren derartig steil, daß man in großen Umwegen und zahlreichen Serpentinien allmählich der Tiefe zustreben mußte, doch wiesen uns die kleinen Steiglein, die von Wildschafen und Yaks ausgetreten waren, einen sicheren Weg nach Wasser und Gras. Zwei Stunden später kamen die ersten von uns unten am Bach an und da an Ort und Stelle etwas zu wenig Gras war, wollten wir trotz der vorgerückten Stunde noch weiter marschieren. Aber von der Nachhut wurde gemeldet, daß die zwei Leute, die den Yak zu führen hätten, noch sehr weit zurück seien, und daß der Yak wahrscheinlich überhaupt nicht bis herüber kommen würde. Nun mußte ich mich entschließen, das Lager aufzuschlagen und sandte Mahman mit meinem Pferd zur Hilfeleistung zurück. Gerade glückte es mir noch, die Sonne abzufangen, bevor sie hinter den Bergen verschwand, aber mit dem Polarstern wurde es eine heikle Sache. Die Wolken zogen mit großer Geschwindigkeit über den Himmel und so oft der Stern ein bißchen zu sehen war, stellte ich eiligst mein Fernrohr auf ihn ein. Als aber dann die Stellschraube des Instrumentes dieses wieder in die nötige horizontale Lage gebracht hatte und ich durchsah, um die Beobachtung vorzunehmen, war gerade wieder eine Wolke davor und ich mußte wieder geduldig und frierend neben dem Universal warten, bis der Stern zum Vorschein kam. Das Zustandekommen der Aufnahme bei klarem Himmel war eine Affaire von wenigen Minuten, an diesem Abend brauchte ich 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden. Aber ich wollte sie nicht versäumen, da ich schon seit zwei Tagen keine Ortsbestimmungen gemacht hatte und schließlich faßte ich den Stern auch im richtigen Moment. Ich war von dem langen Stehen vollkommen durchfrozen und tanzte, sehr zur Erheiterung meiner Begleiter, eine Viertelstunde lang von einem Bein auf das andere, um mich ein bißchen zu erwärmen. Erst spät am Abend wurde der Yak zur Stelle gebracht, dessen Last auf mein Pferd gepackt worden war.

Wir hatten nun einen Bach als Begleiter, der nach Südwesten führte, und diesem mußte man folgen, so lange er seine Richtung beibehielt. Gleich nach dem Verlassen des Lagers aber zeigte sich, daß dies nicht so einfach war, denn er machte in einer engen Klamm einen hohen Wasserfall und dieser mußte notwendig umgangen werden. Wir gingen wieder ein Stück zurück und suchten eine Stelle aus, auf der man über einen Kniepaß das Bachtal auf der anderen Seite wieder gewinnen konnte. Der Anstieg war so unangenehm wie möglich; die Tiere mußten einzeln hinaufgezogen und geschoben werden. Auf der

anderen Seite aber führte ein enges Tal mit einer Sohle, so flach wie eine gut gepflegte Landstraße, sanft bergab und wir konnten bald unsern Bach wieder erblicken. Er floß dort in einem fast einen Kilometer breiten Tal und teilte sich darin in viele Arme, die kleine Grasinseln umschlossen. Auf diesen weideten ein paar Dutzend Kiangs, die aber sofort Reißaus nahmen, als die Karawane auf der Bildfläche erschien. Sie waren stromab gelaufen und wir rechneten darauf, sie weiter unten wieder zu treffen. Deshalb wurde die Karawane angewiesen, in möglicher Deckung vorwärts zu gehen, während ich, Weichbold und Jorpuntsok mit unseren Gewehren nach drei verschiedenen Richtungen auseinander gingen, um nach Möglichkeit einen der Kiangs zu erbeuten.



Bachübergang am 10. August.

Ich wählte den rechten Talabhang, Jorpuntsok blieb in der Mitte und Weichbold streifte auf der linken Seite entlang. Vorläufig zeigte sich noch nichts von dem gesuchten Wild und Jorpuntsok glaubte, es sei ganz verschwunden. Ich blieb aber bei meinem Vorhaben und sah auch bald hinter einem Hügel einen einzelnen Kiang, dessen ganze Aufmerksamkeit jedenfalls von der Karawane in Anspruch genommen war. Ich konnte mich in aller Ruhe an ihn heranmachen und legte mich in etwa 200 m Entfernung gemütlich auf den Boden, um meinen Schuß anzubringen. Auf einmal aber knallte es auf der anderen Talseite und mein Kiang ging davon. Ich schoß ihm schnell nach, traf ihn aber nicht mehr. Gleich darauf hörte ich noch einen dritten Schuß und dachte mir, daß wenigstens einer der anderen vom Glück begünstigt

sein würde. Ich ging der Karawane nach und traf dort bereits Weichbold und Jorpuntsok, die ebenfalls jeder einen Fehlschuß getan hatten. Es lag aber weiter nichts daran, denn Kiangs waren häufig; wenn man erst einmal ein paar Stunden Zeit hatte, konnte es nicht schwer sein, einen zu erlegen. Vorläufig zogen wir friedlich weiter, bis unser Bach sich mit einem noch größeren vereinigte und nun schon als stattlicher kleiner Fluß nach Süden weiter strömte. Wir überschritten die beiden Bäche kurz vor ihrem Zusammenfluß und hielten uns dann weiter am rechten Ufer.

Schon hier hatten wir erwartet, allenfalls ein Nomadenlager zu finden, aber es zeigte sich nichts und wir mußten unseren Weg wenigstens so weit fortsetzen, bis wir an einen Grasplatz kamen. Einen solchen, oder vielmehr den traurigen Rest davon, fanden wir gegen 6 Uhr abends. Es hatten hier offenbar tibetanische Hirten gelagert, wie aus einer Feuerstelle und dem massenhaft umherliegenden Schafmist zu schließen war. Menschen zeigten sich aber nicht und auch das Gras war so gut wie ganz abgefressen; ein Stück weiter jedoch stießen wir auf ein dürftiges Weidefleckchen, das an diesem Abend unseren Tieren genügen mußte.

Wir hatten eben das Lager aufgeschlagen, als sich vom Süden her drei Leute näherten, die eine Schafherde vor sich hertrieben. Sie kamen offenkundig auf uns zu und es näherte sich nun der bedeutsame Moment, in dem wir zum erstenmal mit Vertretern des tibetanischen Volkes zusammen treffen sollten. Zwei jedoch hielten sich vorläufig in größerer Entfernung, nur der dritte kam stracks auf das Lager los und Jorpuntsok brachte ihn sofort zu mir. Es war ein junger Mensch von etlichen zwanzig Jahren, der sich vorläufig darauf beschränkte, mich, mein Zelt und alles, was er sonst von meinen Sachen sehen konnte, mit stumpfem Erstaunen zu mustern. Eine ganze Zeit lang gab er auf keine Frage Antwort, sondern starrte mich unverwandt an, und als er endlich den Mund zu einer Frage öffnete, war es die, womit ich wohl mein Haar färbte, da es so gelb sei. Er erhielt Auskunft und sagte, er habe oft schon von „Pilingpa's“, d. h. Europäern, gehört, aber ich sei der erste, den er zu Gesicht bekäme, und ich sähe ganz anders aus wie alle Leute in Tibet. Als dann Weichbold herbei kam, hatte er Gelegenheit ein zweites blondes Exemplar anzustauen und dann begann er seinerseits mit allerlei Fragen heraus zu rücken. Zunächst wollte er natürlich wissen, woher wir kämen, wohin wir gingen und was wir wollten. Es wurde ihm gesagt, wir seien einfach gekommen, um hier in der Gegend Jagd zu treiben, und daß wir nach wenigen Tagen wieder denselben Weg zurückgehen würden. Auf unsere Erkundigung nach dem nächstgelegenen Nomadenlager wußte er zu sagen,

daß<sup>f</sup> das Hauptlager seines Stammes sich noch sechs Tagereisen weit gegen Westen befände, daß wir aber am nächsten Tag an zwei Zelte kommen würden, die er am selben Morgen verlassen hatte, um ein anderes weiter nördlich gelegenes Nomadenlager aufzusuchen.

Inzwischen waren auch die anderen herbeigekommen, zwei halbwüchsige Jungen, die sich sehr schüchtern und schweigsam verhielten. Mit offenem Mund und großen Augen sahen sie zu, wie mein Instrument aufgestellt wurde und wie ich daran herumdrehte, nach der Sonne guckte und dann Weichbold einige Worte zurief, die dieser in ein Buch eintrug. Gefährlicher Zauber schien nach ihrer Meinung im Gang zu sein und sie rückten ängstlich einige Schritte zurück. Schließlich kam der Älteste und wollte ebenfalls durch das Fernrohr sehen;



Der erste Tibetaner (r. Jorpuntsok).

ich aber hatte rasch die Mündungskappe auf das Fernrohr gesetzt und er konnte nun natürlich überhaupt nichts wahrnehmen. Dies steigerte seinen Respekt noch bedeutend und gab ihm Anlaß zu tiefsinnigen Bemerkungen über die Weisheit der „Pilingpa's“. Mit diesem Wort, das genau übersetzt, „auswärtiger Mensch“ bedeutet, werden im Tibet alle Fremden bezeichnet. Nur für den Russen hat man das besondere Wort „Uruss“ oder „Uruss-pa“. Im südlichen Tibet werden vielfach Europäer „plengi“ oder „plenki“ genannt und ich habe schon einmal darauf hingewiesen, daß dieses Wort möglicherweise desselben Ursprungs ist, wie das persische und türkische „Färänghi“. Allerdings ist auch die wörtliche Übersetzung des Wortes Pilingpa ganz zufriedenstellend, ohne daß man den anderen umständlichen Weg annehmen müßte.

Der junge Hirt wurde überredet uns ein Schaf zu verkaufen, aber er weigerte sich lange Zeit. Erst als ich ihm ein schönes Taschenmesser mit zwei Klingen zeigte, das er auf den Kaufpreis darauf erhalten sollte, gab er nach und verkaufte uns ein kleines Schaf für zwei Rupien. Dagegen bat er sich aus, mit seinen Gefährten aus unseren Vorräten essen zu dürfen, denn die drei hatten nichts mit als ein kleines Stück Käse und hatten seit Monaten weder Brot noch Mehl gesehen. Ich ließ für jeden von den dreien einige „Tschapati“ backen und stiftete dazu noch drei kleine Stücke Zucker. Es war bereits spät am Abend, als sie sich verabschiedeten, aber Abdulla, der gegen Süden hinaus gegangen war, um nach den Eseln zu sehen, kam mit der Meldung zurück, daß der größte der drei Hirten allein nach dieser Richtung gegangen sei. Er war also nicht seinen ursprünglichen Weg weitergezogen, sondern kehrte zum Lager zurück, vermutlich um dort die Nachricht von unserer Ankunft zu verbreiten. Wie ich viel später erfuhr, war auf diese seine Nachricht hin aus dem Nomadenlager ein berittener Bote gegen Süden geschickt worden, um den tibetanischen Behörden die Anzeige von unserer Anwesenheit im Land zu erstatten und der junge Hirt hatte also den ersten Anstoß zu der langen Kette von Verwicklungen gegeben, die hinterher zur vorzeitigen Beendigung meiner Reise führten.

In den letzten drei Tagen war keines von den Tragtieren verendet, ein sehr erfreulicher Fall, der jedenfalls darauf zurückging, daß die Lasten jetzt fast durchwegs weniger als 20 kg betrug. Es schien also der Schluß gestattet, daß man mit einer derart geringen Belastung ohne wesentliche Verluste an Tragtieren durch das Land ziehen könnte, aber dergleichen ist natürlich undurchführbar, denn ich hätte ca. 240 Tiere gebraucht und dazu noch etwa 60 anderer, die die nötige Menge Gerste für diese große Anzahl, ebenfalls nur in Lasten von je 20 kg, zu tragen gehabt hätten. Mit dieser Rechnung von 300 Tieren, zu deren Beaufsichtigung wenigsten 50 Mann nötig gewesen wären, käme man auf eine riesenhafte Karawane, deren Führung eine schier unmögliche Aufgabe sein muß, ganz abgesehen von den ungeheuren Kosten dieses Unternehmens. Übrigens sah ich bald, daß die Rechnung trotzdem nicht stimmte, denn das Sterben der Tiere setzte sich in wengleich geringerem Maße fort.

11. August. Wir hatten nun die menschenleeren Gegenden hinter uns und befanden uns in einem Gebiet, in dem man nicht erstaunt zu sein brauchte, wenn man gelegentlich einmal einen Menschen antraf. Heute abends sollten wir sogar das erste tibetanische Zeltlager erreichen. Unser Weg war uns genau vorgezeichnet, denn wir hatten nichts zu tun, als am Fluß stromab zu wandern, um die betreffende Örtlichkeit

zu erreichen. Am rechten Talabhang zeigte sich ein Tier von der Größe eines Rehes, das ganz still stand und auch bei unserer Annäherung nicht vom Platze wich. Weichbold schickte auf eine große Entfernung eine Kugel hinauf und brachte das Stück zu Fall, und als es herab gebracht worden war, zeigte es sich, daß es ein blindes Weibchen von *Pseudovis Nahura* war, einer etwa zwischen Ziege und Schaf stehenden Gattung, die von den Tibetanern *Napo* genannt wird. Kurz darauf fing der fuchsrote Hund ein Kitzchen, das offenbar der Sprößling der geschossenen Gais war. Es hatte ebenfalls trübe und halb verklebte Augen und war offenbar auf dem Punkt zu erblinden. Hörner und Schädel von wilden Schafen fanden wir auf unserem Weg wiederholt, sahen aber außer den beiden erwähnten kein lebendes Exemplar; dagegen begann sich die geringere Seehöhe durch das Auftauchen von Heuschrecken, Schmetterlingen, sowie von Blumen bemerkbar zu machen, die wir bisher in den höher gelegenen Regionen nicht angetroffen hatten. Das Wetter war aber nicht gut und mit geringen Unterbrechungen schneite und stürmte es beständig. Unser Tal führte fast geraden Wegs nach Süden und gegen Abend konnten wir vor uns weidende Schafe und zwei kleine schwarze Zelte erkennen. Wir hielten auf diese zu und machten in einer Entfernung von ungefähr 1 km von ihnen halt. Der Platz war reichlich mit Gras bewachsen und schien auch sonst sehr geeignet für ein langes Lager.

Bald kamen die Nomaden herbei; zunächst erschienen drei zerlumpte affenartige Schmutzfinken und dann ein zwar ebenfalls außerordentlich schmutziges, aber ganz hübsches Mädelchen von etwa vier Jahren. Der junge Hirt vom vorigen Tag war nicht dabei und auf meine sofortige Frage nach ihm erwiderten sie, sie hätten ihn überhaupt nicht gesehen und wüßten gar nicht, von wem ich spräche. Dabei blinzelten sie sich zu und sorgten, daß keiner von ihnen am Ende die Wahrheit sagte. Auch kamen sie sofort mit der Frage nach unserem Woher, Wohin und Wozu und ich ließ ihnen sagen, wir wären nur soweit nach Süden gegangen, weil wir neue Yaks brauchten, und wir würden nach Norden ziehen, wenn wir solche erhalten könnten. Was den jungen Hirten anbelangte, so war es ganz klar, daß die Nomaden mich anlogen, doch konnte ich ihnen daraus keinen besonderen Vorwurf machen, denn auch ich war ja weit davon entfernt, ihnen über meine Absichten reinen Wein einzuschenken. Der Lagerälteste erklärte sofort, er habe überhaupt keine Yaks, sondern nur Schafe, aber kaum hatte er das Wort ausgesprochen, als er schon dadurch Lügen gestraft wurde, daß eine der Frauen mit einer Schale voll Yakmilch vor dem Zelt erschien. Jorpuntsok fragte sofort nach der Herkunft der Milch und der verblüffte Tibetaner mußte zugestehen,

daß er eine Yakkuh besäße. Diese aber wäre zum Lastentragen nicht zu brauchen und außerdem unverkäuflich. Zunächst war nichts anzufangen, als den Leuten scheinbar Glauben zu schenken und sie ließen sich herbei, uns gegen ein paar Pfund Reis einen großen Topf mit Fett einzutauschen und versprachen außerdem für die Zeit, welche wir lagern würden, täglich eine Schale mit Milch zu liefern. Inzwischen waren noch zwei andere Weiber herangekommen und damit war die ganze Bewohnerschaft des Lagers beisammen. Um gute Freunde aus ihnen zu machen, begann ich sofort den Männern Taschenmesser und



Lager XXXIII.

Feuerzeuge, den Frauen Scheren und Nähnadeln und dem kleinen Mädchchen einen Taschenspiegel und eine Handvoll blauer Glasperlen zu schenken. Sie waren über diese Dinge höchst erfreut und liefen sofort nach ihren Zelten zurück. Diesen raschen Lauf aber faßten unsere Hunde falsch auf, setzten den Tibetanern eifrig nach und warfen zwei von ihnen zu Boden. Diese blieben dort jämmerlich schreiend liegen und wagten nicht sich zu erheben, bis einer von meinen Leuten hinging und die Hunde zurückrief. Dieser unbeabsichtigte Beweis von der Schärfe unserer Wächter war ganz erwünscht, denn nun waren wir ziemlich sicher vor nächtlichen Besuchen oder Dieb-



stählen. Zum erstenmal seit langer Zeit trank ich an diesem Abend meinen Kakao mit Milch und aus dem Topf mit Fett nahmen meine Leute zu ihrem Abendessen nach Herzenslust, bereiteten einen P'lau von nie dagewesener Herrlichkeit und machten eine große Menge von Tschapatis.

Meine eingeborenen Begleiter waren glücklich, daß die Wanderung in menschenleerer Wildnis so außerordentlich schnell ihr Ende gefunden hatte. Ich aber war ganz der gegenteiligen Meinung, denn das Verschwinden des jungen Hirten erfüllte mich mit Sorge. Hätte ich damals schon gewußt, daß er sofort in möglichster Eile nach Süden geritten war, um seinen Behörden von uns zu erzählen, so hätte ich das Möglichste getan, um ihm so rasch es anging auf den Fersen zu folgen und ihn womöglich aufzuhalten. So aber machte ich mir über die Sache nur unbestimmte Gedanken und beschloß, so lange hier zu bleiben, bis ich eine gehörige Anzahl von neuen Tragtieren gekauft hätte. Außerdem durften wir uns nicht all zu weit von dem bei Lager XXIX. zurückgelassenen Depot entfernen, denn dieses mußte ja so bald als möglich wieder nachgebracht werden. Später kam der Lagerälteste noch einmal herüber und sagte, wir könnten vielleicht einen Zweitagemarsch weiter südlich Pferde und Yaks bekommen, riet uns aber gleichzeitig ab, dahin zu gehen, denn man würde uns bestimmt keine verkaufen, wenn man einen Europäer bei der Karawane erblickte. Dieser Rat schien aufrichtig gemeint, aber trotzdem wollte ich nicht darauf eingehen, sondern machte nur mit Jorpuntsok aus, er solle allein dahin reiten, nichts von meiner Anwesenheit verraten und für den Fall, daß diese dort bereits bekannt sei, mein Zurückbleiben als Beweis dafür angeben, daß es nicht meine Absicht sei, mit der ganzen Karawane weiter nach Süden zu gehen. Mit diesem Beschluß wurde der Tag beendet.

In der Nähe des Lagers war ein Haufen aus flachen Steinen aufgeschichtet, die alle mit eingravierten Gebeten versehen waren. Man nennt, wie bereits erwähnt, solche Steinwälle „mani“ und ich beeilte mich am nächsten Morgen diesen ersten, den ich zu Gesicht bekam, genau anzusehen. Er war ungefähr 1 m hoch bei gleicher Dicke, aber über 60 Schritte lang. Der Unterbau bestand aus roh übereinander geschichteten Felsblöcken, die keine Inschriften trugen; darauf aber lag eine dichte Reihe von Schieferplatten, von denen die größten wohl 40 cm lang waren bei einer Breite von 25—30 cm. In großen Zwischenräumen lagen auf dem ganzen Haufen drei sehr große Stein tafeln, die ein Mann nicht hätte wegtragen können und die über und über mit Gebeten in sehr kleinen Buchstaben beschrieben waren. Auf den kleineren Stücken wiederholte sich immer wieder die heilige

Formel: „Om mani padme hum“; manchmal in großen Buchstaben, manchmal sehr fein in kleineren Schriftzeichen ausgearbeitet, auf manchen Steinen dieselbe Formel sogar zweimal. Da mich die Nomaden fortwährend beobachteten, wenn ich in der Nähe des Lagers umherging, konnte ich mir vorläufig keinen der gravierten Steine aneignen und verschob dies auf eine bessere Gelegenheit. Zweck dieser Wälle ist, wie ich ebenfalls bereits erwähnte, die Götter versöhnlich zu stimmen, und ihre Errichtung kann also nach europäischen Verhältnissen mit dem Bau einer Kapelle ungefähr verglichen werden. Nur sind die Manis nicht einem bestimmten Gott oder Heiligen gewidmet, sondern sie dienen dazu, der ganzen Gegend Wohlfahrt und Segen zu bringen. Ich erfuhr, daß die Nomaden auf ihren Wanderungen jedem dieser Steinwälle eine bis zwei gravierte Tafeln hinzu fügen, die sie teils entweder selbst verfertigen, teils von den Priestern kaufen. Als mich die Tibetaner so lang an der heiligen Stätte stehen sahen, kamen sie alle mitsammen herbei, um zu sehen, was ich dort trieb, und waren sehr zufrieden, als ich meiner Bewunderung für das schöne und große mani Ausdruck gab. Die Frage, ob es gestattet sei, einen der Steine fortzunehmen, verneinten sie einstimmig mit großem Ernst.

Ich brachte dem Ding besonderes Interesse entgegen, denn ich hatte ja zu Geschenkszwecken ein Dutzend von Gummistempeln mit der heiligen Formel bei mir und der Gummiabdruck stimmte sehr gut zu den Schriftzeichen auf den Steinen, obwohl diese untereinander selbst manchmal infolge mehr oder weniger sorgfältiger Arbeit ein wenig verschieden waren, vielleicht auch wegen der Verschiedenartigkeit der Gegenden, in denen man sie hergestellt hatte. Im übrigen war ich mit meinen Stempeln zufrieden und, als ich, von den Tibetanern begleitet, zum Lager zurückgekehrt war, schenkte ich gleich dem Ältesten ein Kistchen mit Stempel, Farbkissen und Farbfläschchen. Er wußte zuerst absolut nicht, was er damit anfangen solle, als ich ihm aber auf einem Blatt Papier den schönen violetten Abdruck zeigte, war er über alle Maßen entzückt und begann sofort alle Dinge, die er bei sich trug und die nur einigermaßen dazu geeignet waren, abzustempeln. Auf seiner hölzernen Eßschale brachte er gleich fünfmal den heiligen Spruch an, ebenso auf seinem Schnupftabaksbeutel, am Schaft seines Messers und auf ein paar Stellen seines schäbigen Kittels. Nun wollten die anderen auch solche Stempel haben, doch ich wies sie ab, indem ich sagte, dieses Geschenk wäre nur für sehr hochgestellte Leute und nur ganz ausnahmsweise hätte ich dem kleinen Nomadenhäuptling etwas so Kostbares verehrt. Auch zwei der tibetanischen Damen waren erschienen und brachten die Nähnadeln wieder zurück, die ich ihnen gegeben hatte. Sie konnten nämlich das grobe Garn aus Schaf-

wolle, über das sie einzig verfügten, nicht durch das Nadelöhr bringen, obzwar meine Nadeln von der größten Nummer waren, die man auf dem europäischen Markt erhalten kann. Als ich ihnen aber einige Strähne feinen Bindfadens schenkte, war auch bei ihnen die Glückseligkeit wieder hergestellt, sie eilten zu ihren Zelten zurück, nachdem sie viele Male „tschju“ gerufen und als besonders ehrfurchtvollen Gruß die beiden Daumen in die Höhe und die Zunge so weit als möglich aus dem Munde gestreckt hatten.

Das Wort „tschju“ bedeutet „Diener“ wird aber auch von höher Gestellten ihren Untergebenen gegenüber gebraucht, während der eigentliche zeremonielle Gruß, der besonders Priestern gegenüber angewendet wird „tschakzal“ lautet. Dies bedeutet wieder „ich neige meine Hand“. Das Hochhalten der Daumen und das Herausrecken der Zunge würde etwas befremdend wirken, wenn nicht der Europäer, der Tibet betritt, schon vorher von dieser eigenartigen Grußmethode gehört hätte. Ihr Sinn ist eigentlich recht schön und bedeutet ungefähr „Meine Hand und meine Zunge gehören dir“. Ein anderes Zeichen der Ergebenheit, das man viel seltener antrifft, besteht darin, daß der Grüßende beide Ohren in den hohlen Händen nach vorne biegt, ganz wie um besser zu hören. Auf diese Art wird einem Begrüßten symbolisch das Recht über die Ohren des Grüßenden eingeräumt, wodurch einerseits wieder der Gehorsam, andererseits aber die Ohren selbst angeboten werden, die zur Strafe oft Verbrechern und ferner auch getöteten Feinden abgeschnitten werden, letzteres als Trophäe. Ich hatte von Begrüßungsworten nur „tschakzal“ gekannt, aber Jorpuntsok beeilte sich mir zu sagen, daß dieses Wort viel zu viel Ehrfurcht ausdrücke, als daß ich es den Tibetanern gegenüber anwenden dürfte. So begnügte ich mich mit dem weniger feierlichen „tschju“, begleitet allenfalls von dem nachlässigen Hochhalten eines Daumens. Beide Daumen und die Zunge herzuzeigen wäre ebenfalls unter meiner Würde gewesen, wenigstens behauptete Jorpuntsok so, der viel auf standesgemäßes Auftreten hielt.

An diesem Tag sollte er unserer Verabredung gemäß nach Süden reiten, um im Hauptlager Pferde einzukaufen. Ich gab ihm ein paar hundert Rupien mit, denn in Tibet sind die Pferde nicht so billig, wie in Turkestan und 70—80 Rupien werden nicht selten für ein gutes Tier gefordert. Wenn es irgend anging, sollte er trachten wenigstens 8 Pferde mitzubringen, denn bei den Erfahrungen, die ich bisher mit meinen Yaks gemacht hatte, schienen mir Pferde ein weitaus besseres Material. Er bekam außerdem eine kleine Auswahl an Geschenken mit auf dem Weg, besonders Mani-Stempel, Taschenmesser und Kerzen und versprach spätestens in vier Tagen wieder zurück zu sein. Dann

sollte das Depot vom Mangzaka abgeholt werden, was vermutlich wieder eine Woche in Anspruch nehmen würde. Wie uns die Nomaden sagten, beabsichtigten sie ihr Lager in spätestens einer Woche um ein paar Tagemärsche weiter nach Westen zu verlegen und sie konnten daher nicht mehr zugegen sein, wenn nach Eintreffen unseres Depots unser Marsch nach Süden fortgesetzt wurde. Auch im Hauptlager sollte Jorpuntsok auskundschaften, wie lange die Leute am selben Ort zu bleiben gedachten, damit wir sie gegebenenfalls umgehen konnten. Ich hielt damals noch große Stücke auf diese Vorsichtsmaßregeln, denn ich wußte nicht, daß um diese Zeit längst die Botschaft an den Vorsteher der Stadt Rudok unterwegs war.

Jorpuntsok bekam einen Esel als Reittier und einen für sein Gepäck, obzwar er gerne ein Pferd gehabt hätte. Die Nomaden aber wollten keines hergeben, trotzdem sie zugestandenermaßen zwei besaßen. Der Schwarzbraune war in diesen Tagen marschuntauglich; sein Rücken war ganz aufgescheuert und bildete eine einzige große eiterige Wunde. Es war vorläufig nicht daran zu denken, ihn als Reittier, geschweige denn als Lasttier zu verwenden und auch die beiden Esel, die ich meinem Dolmetsch mitgegeben hatte, waren die am meisten herunter gekommenen der ganzen Karawane. Sie wären vermutlich selbst bei vollständiger Ruhe bald verendet, so sollten sie wenigstens noch ihren Dienst tun, bevor sie endgültig verloren waren. Man wird unter solchen Verhältnissen nicht gerade gefühlvoll gegenüber den gequälten Tieren, aber jede Nachsicht mit diesen würde dem menschlichen Teil der Karawane großen Schaden tun und da blieb schließlich keine andere Wahl. Auch die meisten der Eselchen waren unter ihren Packsätteln wund und vereitert und ich ordnete an, daß allen die Packsättel abgenommen werden sollten. Für gewöhnlich hatte man ihnen während des Nachtlagers die Sättel nicht heruntergenommen, um nicht beim Aufpacken am nächsten Morgen zu viel Zeit zu verlieren. Als sie zusammen gebracht waren, wusch ich jedem seine Wunde mit Sublimat und legte eine breite Bandage um Bauch und Rücken, um die Wunde vor Insekten zu schützen. Aller Glanz auf ihrem Fell und in ihren Augen war erloschen und sie schienen es als lästig zu empfinden, daß sie überhaupt noch fressen und atmen mußten. Von der langen Rast aber, der wir entgegen sahen, erhoffte ich eine nicht unbedeutende Besserung dieser traurigen Zustände, besonders da unser gegenwärtiges Lager nurmehr 5050 m über dem Meer lag und es genügend Gras in der Nähe gab. Auch die Temperatur in dem einigermaßen windgeschützten Tal war nicht mehr so rauh wie bisher und an sonnigen Tagen war es manchmal sogar recht behaglich warm.

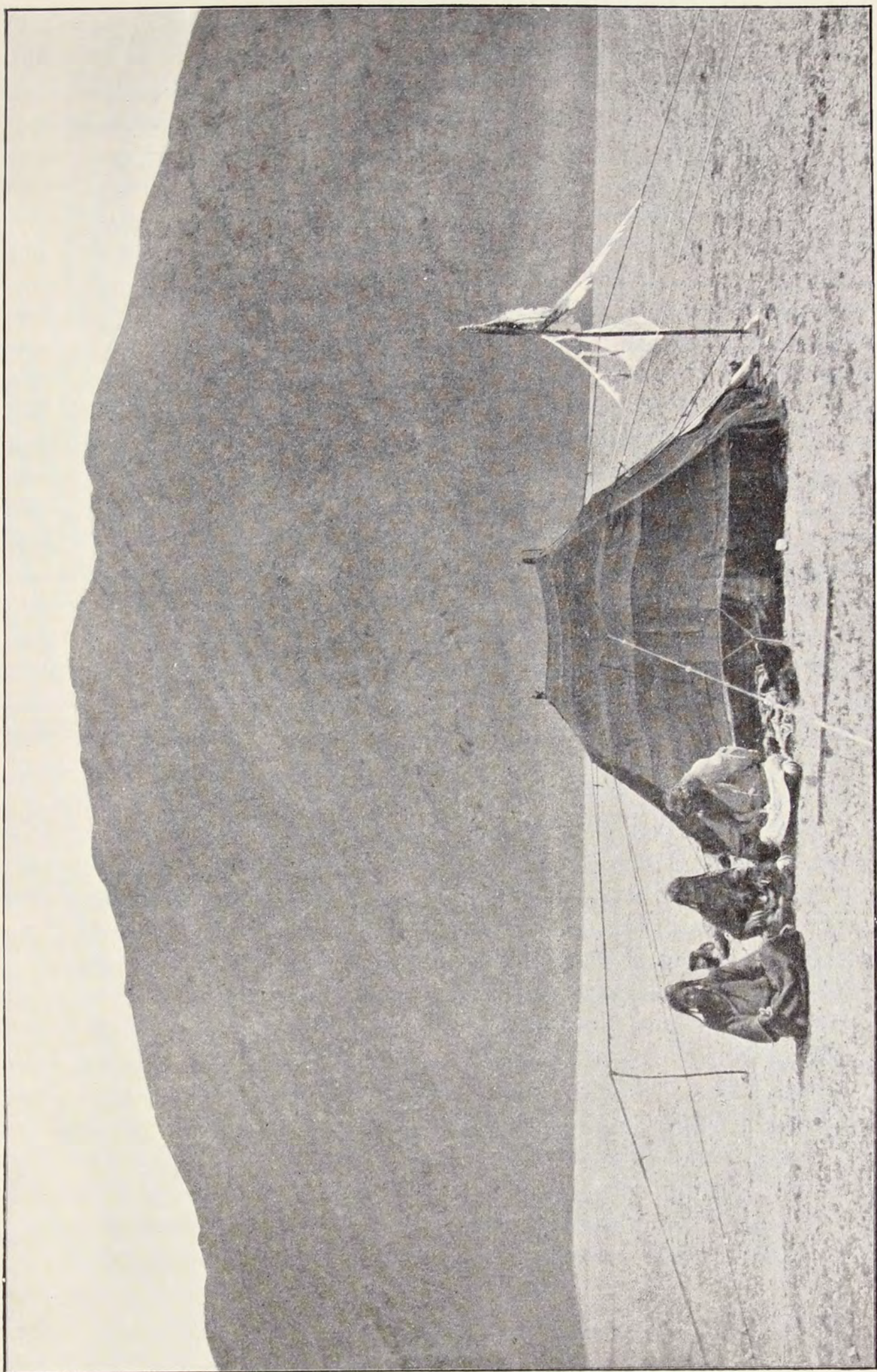
Wir benutzten das angenehme Wetter, um große Wäsche zu

halten und auch uns selbst von Kopf bis zu Fuß gründlich zu reinigen. Ein allgemeines Waschen, Bürsten, Haarschneiden und Rasieren begann. Unsere Leibwäsche wurde tüchtig geputzt, mit Seife; davon hatte ich einen großen Vorrat bei mir. Überdies wurde alles in Stand gesetzt, was an Stiefeln, Sätteln, Halftern und Zelten der Reparatur bedurfte und es zeigte sich dabei, daß die meisten meiner Leute bereits beide Paar Stiefel, die jedem Mann beim Verlassen von Polu zugeteilt worden waren, ganz durchmarschiert hatten. Sie kamen herbei und zeigten mir die ausgefranst und zerfetzten Lederlappen, in die sich das ursprünglich feste und hübsche Schuhwerk verwandelt hatte. Es war einzusehen, daß die Leute nicht größere Märsche auf einem steinigem Terrain bloßfüßig machen konnten, und da bei den Nomaden fertige Schuhe nicht zu haben waren, mußte ich mit meinen eigenen Vorräten herausrücken. Jorpuntsok trug bereits ein Paar Bergstiefel von mir und nun gab ich die Reitstiefel, die ich bisher getragen hatte, an Said Agul ab und zog mein zweites Paar an. Abdulla erhielt ein Paar weiße Tennisschuhe mit Büffelledersohle, die mir bisher im Zelt als Pantoffel gedient hatten und Sali Ahun sogar ein Paar Lackstiefel, die ich zuletzt gelegentlich meiner Besuche bei den chinesischen Beamten gebraucht hatte. Weichbold mußte seine Reserve-Stiefel Mahman übergeben und nun war die ganze Gesellschaft wieder frisch beschuht. Allerdings zum Teil in sehr unvollkommener Weise; man kann sich vorstellen, daß ein Paar Lackstiefel, die von vornherein ja nicht für den Gebrauch im Freien bestimmt sind, in Tibet an den Füßen eines Pferdetreibers kein sehr langes Dasein fristen können. Was mich wunderte war, daß meine Schuhe den Leuten sehr gut paßten, trotzdem sie zum Teil von viel größerer Statur waren als ich, aber Tibetaner und Kaschmirer haben im Allgemeinen kleine Hände und Füße.

Am nächsten Tag besuchte ich auf wiederholte Aufforderungen die Zelte der Nomaden und wurde dort so festlich empfangen, wie es die armseligen Mittel dieser Leute gestatteten. Die Zelte bestanden aus schwarzbraunen aus Yakhaaren gewebten Stoffen, mit so weiten Maschen, daß man fast hindurch sehen konnte und daß auch der Wind nur in sehr unvollkommener Weise abgehalten wurde. In der Mitte des Zeltes war ein Pfahl aufgestellt und von diesem aus wurde der Stoff mit Seilen nach allen Seiten ausgespannt und mit Pflöcken, die aus Antilopenhörnern bestanden, am Boden festgehalten. Teppiche oder Matten gab es nicht; für mich wurde ein Antilopenfell auf die Erde gebreitet. Über einem stinkenden und qualmenden Feuer aus Schafmist stand ein großer Kupferkessel, in dem gekocht wurde. Erschrecklich schmutzige Holzschalen, die vermutlich noch nie gereinigt

oder auch nur ausgespült worden waren, standen auf einem kleinen Stoß daneben. In einer Ecke hockte eine Frau und war damit beschäftigt, in dem Butterfaß Milch und Butter zum Tee zusammen zusammen zu rühren. Über die Bereitungsweise dieses tibetanischen Nationaltranks habe ich bereits an anderer Stelle erzählt. Hier aber lernte ich sie zuerst aus eigener Anschauung kennen. Das Salz, das unsere Nomaden hierzu verwendeten, war nicht weiß oder grau wie das, das man von den Rändern der Salzseen sammeln kann, es war überhaupt kein eigentliches Salz, sondern eine salzhaltige rotbraune Erde, die beim Aurlösen das Wasser zwar salzig machte, gleichzeitig aber auch vollkommen trüb und rot. Diese Salzerde wird mit dem Worte „pul“ bezeichnet. Milch wird fast ausschließlich von Yaks gewonnen und heißt „oma“. Das Fett, das „gi“ genannt wird, ist mehr eine Art Rindschmalz, denn es besteht aus geschmolzener und wieder erstarrter Yakbutter. Der Tee selbst heißt „tscha“ und dieser Name wird auch dem ganzen Gemisch aus Tee, Milch, Salz, Butter und Wasser beigelegt. Das fertige Getränk erinnert in keiner Weise an Tee, sondern ist eine gelbgraue trübe Suppe, aus der man hauptsächlich die Milch herausschmeckt. Man goß mir sofort eine der schmutzigen Holzschalen voll und bot sie mir mit freundlichem „tschju“ an. Ich hatte vorsichtshalber meinen Trinkbecher mitgebracht und goß den Inhalt der Schale in diesen über. Dabei benützte ich als Vorwand, daß es den Tibetanern nicht recht sein würde, wenn ein Andersgläubiger ihre Eßgeräte oder Trinkgefäße benütze. Sie schienen dies auch zu glauben und den Grund meiner Ablehnung nicht in der Schmutzigkeit der Schalen zu suchen. Diese waren übrigens nicht das einzige im Zelt, das von Fett und Ruß dick überzogen war, sondern es waren vielmehr alle übrigen Gegenstände einschließlich des Zelttes selbst und seiner Bewohner in der gleichen wenig appetitlichen Weise ausgestattet. Das ganze Zelt war erfüllt von dem übelriechenden Rauch des Feuers und die Einwohner selbst gingen von Zeit zu Zeit hinaus, um ein bißchen frische Luft zu schöpfen.

In Jorpuntsoks Abwesenheit diente Maëddin als Dolmetsch, der ebenfalls ein bißchen tibetisch konnte, mit dem ich aber turkestanisch zu sprechen hatte, was mir durchaus nicht leicht fiel. Denn obzwar ich mir die für den täglichen Gebrauch nötigen Worte dieser Sprache bereits angeeignet hatte, mußte ich doch sehr nach Worten suchen, um die verschiedenen Fragen zu stellen, die ich von den Nomaden beantwortet haben wollte. Wenn es auf diese Art nicht ging, sprach ich zu Mahman russisch und dieser übersetzte es ins Turkestanische; hier lag aber wieder eine Schwierigkeit, denn das Andishan-Türkische, das Mahmans Muttersprache war, wird von den Kaschgarern nur



Nomadenzelt.





unvollkommen verstanden und auch diese letztere Sprache beherrschte Mahman nur in sehr geringem Maße. Man kann sich also vorstellen, daß weder eine lebhaftere noch eine sehr lehrreiche Konversation zustande kam; übrigens hatten die Tibetaner selbst anscheinend viel mehr Fragen auf dem Herzen als ich und diese wurden meist von meinem Dolmetsch erwidert, ohne daß mein Eingriff nötig war.

Meine Herkunft beschäftigte die Leute besonders; sie kannten natürlich keine anderen Europäer als „piling“ und „uruss“, und da ich weder in Turkestan noch in Tibet die Bezeichnung für einen Deutschen oder gar Österreicher gehört habe, so mußten sie sich damit zufrieden geben, daß ich weder ein Engländer noch ein Russe, sondern eine dritte Art von „piling“ sei. Sie glaubten dies übrigens absolut nicht und blinzelten schlau zu allen meinen Versuchen, ihnen die Sachlage begreiflich zu machen. Es wäre auch, wenn sie es begriffen hätten, schwer zu entscheiden gewesen, ob es für mich klüger war als Russe oder als Engländer aufzutreten, das Wahrscheinlichere war jedoch, daß sie mich für einen Engländer hielten, denn diese waren ihre Nachbarn und sie hatten bereits herausgebracht, daß ich mit Jorpuntsok englisch sprach. Nun erfuhren sie allerdings, daß die Worte, die ich an Mahman richtete, russisch waren und das verwirrte sie wieder und brachte sie in große Unklarheit. Bei ihrem angeborenen Mißtrauen witterten sie dahinter irgend eine Falle und verhielten sich noch ablehnender als zuvor, als ich immer wieder die Frage nach Yaks und Pferden aufwarf.

Der Haushalt des Zeltens bestand aus Koch- und Eßgeschirr, aus einer alten Luntentflinte, zu der aber weder Pulver noch Blei vorhanden waren, ein paar Fußangeln für Antilopen oder Gazellen und im Besitz des Lagerältesten befand sich eine Gebetsmühle, ein Rosenkranz und ein kupfernes sogenanntes Gau\*) (Amulettkapsel) aus Kupferblech in der Form eines kleinen Häuschens. Vorne war ein Glasfensterchen eingefügt, der hintere Deckel konnte abgehoben werden und im Inneren befand sich ein kleiner gegossener Buddha, eingewickelt in ein Stück Band oder Stoff, das mit Gebeten bedruckt war. Diese Talismane werden je nach ihrer Größe um den Hals oder an Brust und Hüfte getragen und werden nicht nur in der häufigen Häuschenform, sondern auch kreisrund, viereckig und in anderen Formen angefertigt. Dieses erste Gau, das ich zu sehen bekam, hätte ich natürlich gerne gekauft, aber der Älteste erklärte, es um keinen Preis herzugeben, und ich glaubte ihm das, nachdem er mein Angebot von 20 Rupien abgeschlagen hatte.

---

\*) Die richtige Aussprache ist schwierig wiederzugeben; am besten mit Gka-u, wobei der Ton auf dem u liegt.

Wenn man bedenkt, daß man in Tibet für 20 Rupien ebenso viele Schafe haben kann, so wird dadurch der Glaubensfestigkeit des alten Nomaden das beste Zeugnis ausgestellt. Seine Gebetsmühle wollte er ebenfalls nicht hergeben, aber seinen Rosenkranz aus 108 Steinperlen überließ er mir gegen einen ganz ähnlichen aus blauen Glasperlen und eine Daraufrage von einer Rupie. In meiner Geschenkskiste befanden sich zwei Dutzend solcher Rosenkränze, die ich vorsorglich bereits in Europa bestellt hatte; sie bestanden meist aus blauen Glasperlen oder imitierten Korallen. Am verbreitetsten ist die Zahl 108 unter Bezug auf die 54 Tugenden Buddhas, deren jede durch zwei Gebete gepriesen wird. Leider vermochte ich eine Aufzählung dieser Tugenden weder jetzt noch später zu erhalten und es ist mir nicht möglich, einen so vielgestalteten Edelmut auszusinnen. Man findet bei Rosenkränzen auch noch die Zahlen 110, 111, 113 und 115, doch dürfen es nie mehr oder weniger Perlen sein. Der Rosenkranz, den ich dem Alten abgekauft hatte, war auf einen dicken Baumwollfaden aufgefädelt und stammte, wie er mir sagte, nicht wie gewöhnlich aus Lhasa, sondern aus Ladak.

Was seine Luntenflinte betraf, so versicherte er wiederholt weder Pulver noch Blei zu besitzen. Ich ließ also einige meiner Kugelpatronen holen, die aus der Schrotflinte geschossen werden konnten und dann gingen wir daran die wackelige Muskete zu laden. Als wir aber so weit waren, daß man hätte den Schuß abfeuern können, bekam der Alte schon Angst und meinte, das Ding würde zerspringen, wenn man auf europäische Art daraus schösse. Ich hatte das Gewehr vor das Zelt genommen und auf der Gabel, die am Lauf befestigt war, aufgestellt und wollte nun mittels eines Schnürchens, das ich an dem Drücker befestigt hatte, aus respektvoller Entfernung feuern, der Alte aber stürzte auf mich zu und bat so flehentlich, ihm seine einzige Flinte nicht zu zerstören, daß ich nachgab und die Waffe wieder entlud. Es hätte übrigens kein besonderes Unglück geschehen können, denn meine Kugel war viel zu klein für das weite Kaliber der Büchse und sie wäre vermutlich in kurzer Entfernung harmlos zu Boden gefallen. Sie kollerte auch sofort heraus, als ich die Laufmündung nach unten kehrte, und nun hatte der Alte nichts dagegen, daß ich den blinden Schuß abgab. Diesem hielt das Gewehr stand, obzwar es hoch in die Luft sprang und ein paar Schritte zurück flog. Auf meine Frage, wozu er denn so ein unbrauchbares Ding mit sich schleppe, erwiderte er, daß man mit kleinen Steinchen daraus schießen könne und daß nur wenig Pulver dazu verwendet werden dürfe. Aber wie er selbst zugab, hatte er noch nie mit seinem Gewehr auf irgend etwas geschossen.

Wenn man die elenden Zelte dieser Nomaden mit den Jurten

der wandernden Kirgisen verglich, so erschienen die letzteren geradezu als Paläste, denn wengleich der fettige Stoff aus Yakhaar ziemlich wasserdicht sein mußte oder vielmehr das Wasser abrieseln ließ, bevor es durchdringen konnte, konnte doch der Wind fast ungehindert durchziehen und besonders von der Bodenseite her in das Zeltinnere eindringen, während eine Jurte in vielen Fällen, mit Decken und Teppichen rund herum, einen sichereren Schutz gegen Wind und Regen bietet als jedes europäische Zelt. Stoff oder Decken aus Filz sind in Tibet durchaus nicht unbekannt, aber diese Leute gehörten offenbar zu den Ärmsten des Landes und konnten sich nicht einmal diese Daseins-erleichterung vergönnen.

Bevor ich ging, verlangte ich wieder nach Yaks und brachte es diesmal dazu, daß der Besitz von drei Stück zugestanden wurde. Vom Stier aber hieß es, er sei lahm, und das Kalb sei noch zu klein, um Lasten tragen zu können. Um mich selbst zu vergewissern, bestimmte ich, daß am nächsten Morgen einige meiner Leute die umliegenden Täler und Gräben absuchen sollten und auch ich benutzte einen Ausflug, den ich zu topographischen Zwecken machte, um mich von dem allfälligen Vorhandensein der geheim gehaltenen Yaks zu überzeugen. Ich fand in einem Graben einige 30 Yaks und als die anderen zurückkamen und ebenfalls ihre Wahrnehmungen berichteten, kamen wir zu dem Resultat, daß wenigstens 120 Yaks in der Nähe sein müßten, die natürlich alle zum Lager gehörten. Sofort wurde der Älteste zitiert und Auskunft von ihm gefordert. Er gab ruhig zu, daß er 150 Yaks hätte und war in keiner Weise beschämt darüber, auf einer Lüge ertappt worden zu sein. Er hatte sich schon wieder eine neue Ausrede zurecht gelegt, indem er sagte, alle die Yaks gehörten nicht ihm, sondern dem Obersten des Hauptlagers im Süden. Bei dieser Behauptung blieb er vorläufig und ich ließ die Sache bis zur Ankunft Jorpuntsoks ruhen. Wenn dieser nicht genügenden Erfolg gehabt hatte, war ich entschlossen, die nötige Anzahl von Yaks, wenn es sein mußte, mit Gewalt zu nehmen und hinterher einen angemessenen Preis dafür zu zahlen. Vorläufig verhalf uns diese Entdeckung zu einer erhöhten Lieferung von Milch und Fett, für die ich zum Teil Geld, zum Teil wieder verschiedene Kleinigkeiten aus der Geschenkkiste gab.

14. August. Weichbold war bereits früh morgens auf die Jagd gegangen, meine anderen Leute waren weit weg vom Lager beschäftigt, um Tragtiere zusammen zu treiben und ich war den ganzen Vormittag allein in meinem Zelt bei der Arbeit. Mit einem Male erschien am Eingang Jorpuntsok und freute sich über meine Überraschung. Er brachte fünf kräftige Yaks mit sich und setzte sich auf den Boden

nieder, mir den Verlauf seiner Expedition zu berichten. Er hatte zwei Tagemärsche im Süden bei der Örtlichkeit Spanglung ein großes Lager angetroffen, wie er sagte, wenigstens zwanzig Zelte. Alle Welt dort wußte bereits von unserer Nähe und Jorpuntsok hatte von vornherein darauf verzichten müssen, die Anwesenheit eines Europäers abzuleugnen. Man hatte ihm auf das Entschiedenste gesagt, daß wir nicht daran denken sollten, bis Rudok zu gehen, da man uns in diesem Falle dort gefangen nehmen und töten würde. Im übrigen waren die Leute nicht unfreundlich gewesen, denn sie hatten daraus, daß ich



Tibetanerin mit Kindern.

nicht mitgekommen war, geschlossen, daß ich nach Erhalt einiger Yaks wieder zurückgehen würde. Pferde hatte man ihm zwar nicht verkauft, aber für die Yaks hatte er nur je 30 Rupien zu zahlen gehabt. Außerdem brachte er, wie ich ihm aufgetragen hatte, eine Anzahl von Kuriositäten mit, ein Gau aus einer silberähnlichen Legierung, eine Teetasse, ein tibetisches Petschaft und ein kleines Opferschälchen. Dazu noch ein Paar feste tibetanische Stiefel; diese verdienen eine besondere Beschreibung, denn sie waren sehr gut gearbeitet und angenehm zu tragen. Das Fußteil und der bis ans Knie reichende Schaft waren aus dichtem Filz, der Schnabel etwas in die Höhe gebogen und die über 3 cm dicke Sohle bestand aus vielen fest über-

einander genähten, oval zugeschnittenen Lederplatten. Der Schaft war oben mit einfacher roter Stickerei geziert und das Fußteil aus einem Stück. Nun mußte eine neue Besitzverschiebung vorgenommen werden; Weichbold erhielt die neuen Stiefel, während er die seinigen Sali Ahun übergab und dieser mir meine Lackschuhe, die er noch nicht getragen hatte, wieder zurückstellte.

Wir hatten nun soviel Tiere, daß man daran gehen konnte, zwei Leute nach dem Depot zu schicken, aber doch noch zu wenig, um einen ernstesten Weitermarsch wagen zu können. Said Agul und Abdulla wurden damit betraut, mit zwei Eseln und allen sechs Yaks am nächsten Morgen aufzubrechen; da anzunehmen war, daß bis zu ihrer Rückkehr ungefähr eine Woche verstreichen würde, blieb für Jorpuntsok Zeit, noch einmal nach Spanglung zu gehen, um dort nach Möglichkeit Pferde einzukaufen. Ich mußte wieder darauf verzichten, mit ihm zu gehen, aber er war beauftragt dort zu erklären, daß ich ganz bestimmt nachfolgen würde, wenn man ihm keine Pferde verkaufte.

Er brach schon nach ein paar Stunden wieder auf und ich verbrachte den Rest des Tages auf einem kleinen Jagdausflug, auf dem ich ein Murmeltier, ein halbes Dutzend Sandhühner, sieben Feldmäuse und vier kleine Vögel erbeutete. Die tibetanischen Murmeltiere sind denen unserer Gegenden ziemlich ähnlich, bis auf einige Abweichungen in der Farbe. Die Sandhühner dagegen, die zu der Gattung *Syrrhaptes* gehörten, sind sehr hübsche, für Tibet charakteristische Vögel. Sie haben etwa die Größe eines Rebhuhnes, sind aber insofern verschieden gefärbt, als die dunklen Flecken viel mehr von der lehm-gelben Grundfarbe des Gefieders abstechen. Die Färbung ist bei beiden Geschlechtern sehr ähnlich und der einzige Unterschied, den ich finden konnte, war, daß beim Männchen die Oberseite nur mit wenigen klecksartigen schwarzen Flecken versehen ist, während bei dem Weibchen eine feine enge Wellenzeichnung vorherrscht. Auch dieses Merkmal ist nicht durchgängig, ebenso wenig wie die nackten gelben Stellen an den Augen, die goldgelbe Halsbinde oder die verlängerten mittleren Steuerfedern. Von allen Exemplaren, die wir erlegten, mußte ich mich durch anatomischen Befund vom Geschlecht überzeugen, und fand schließlich, daß man auf das Gefieder hin das Tier nicht genau als Männchen oder Weibchen ansprechen kann. Die langen Schwanzfedern geben den Vögeln ein bißchen das Aussehen von Fasanen, denen sie auch sonst in ihrer Gestalt nicht unähnlich sind, abgesehen allerdings von der verschiedenen Färbung und von der weit geringeren Größe. Die Jagd auf diese Sandhühner ist im ganzen ein recht armseliger Sport, denn sie sind so dumm und zutraulich, daß man ruhig bis auf 30 Schritt an eine Kette herankommen

kann, bevor sie sich entschließt, aufzufiegen. Selbst wenn man dann schießt und einige von ihnen herunter fallen, lassen sich die übrigen doch nach einigen Minuten wieder nieder, nachdem sie vorher über derselben Stelle im Kreis umhergeflogen sind. Dann kann man wieder in aller Ruhe an sie heran gehen, bevor sie neuerdings auffliegen. Entgegen den bei uns geltenden waidmännischen Grundsätzen machten wir uns hier gar kein Gewissen daraus, die Hühner auch zu schießen, so lange sie am Boden dahin liefen, denn was wir suchten, war nicht Jagdsport, sondern Braten und Vögelbälge. Zu essen sind die Syrrhapteshühner ganz ausgezeichnet und sie bildeten eine hochwillkommene Abwechslung in unserem sonst herzlich einförmigen Speisezettel.

Weichbold kam von seinem Ausflug erfolglos zurück, hatte aber einige Gazellen und drei Wölfe gesehen. Nach den ersteren wollte er am nächsten Tag wieder ausziehen, um im Gebirge zu übernachten und sich am frühen Morgen bei der Tränke, die er ausgekundschaftet hatte, anzusetzen. Für die Wölfe wurde ein großes Schlageisen hervorgesucht und mit einem Hasen als Köder sorgfältig an der Stelle aufgerichtet, an der Weichbold die Wölfe zuletzt gesehen hatte. Andere Fallen hatte ich bereits für Murmeltiere aufgestellt, sowie für einige kleinere Nagerarten, die ich bisher nur flüchtig gesehen hatte, die ich aber gern gehabt hätte. Ich will indes gleich bemerken, daß wir mit unseren Fallen keinen Erfolg hatten, obzwar diese nach allen Regeln der Kunst ausgelegt worden waren. Nur in der Murmeltier-Falle fing sich etwas und ich will später davon erzählen. Vorläufig gaben die geschossenen Murmeltiere, die Vögel, Hühner, Mäuse, neben den vielen kleineren Tieren Arbeit in Hülle und Fülle. Bevor diese nicht getan war, konnte ich nicht daran denken noch mehr zu schießen. Auch mein großes Fischnetz hatte ich ausgelegt und mit diesem hatten wir hier mehr Glück. Wir fingen damit in zwei Tagen über 120 Fische, unter denen sich neben kleineren Exemplaren ähnlich denen aus dem Apo-zo auch einige Dutzend großer Weißfische fanden. 75 Stück verleihte ich meiner Sammlung ein, die übrigen wurden aufgehoben, um demnächst als Festmahl zu dienen.

Am 16. August kam Weichbold zurück und verlangte einen Esel, um zwei Gazellen, die er geschossen hatte, zu bringen. Am Abend war er mit diesen zur Stelle, als ich gerade mit einem großen Murmeltier, daß ich nach einstündigem Ansitz an der Mündung des Baues geschossen hatte, zum Lager zurück kam. Ich wußte, daß der nächste Tag reichlich darauf gehen würde, um die Bälge und Felle der Tiere zu präparieren, und in der Tat kamen wir erst nach Sonnenuntergang zur Ruhe. Die Gazellen waren verhältnismäßig leicht abzuhäuten und gaben nur wegen ihrer Größe längere Arbeit. Unter dem Balg des Murmel-

tieres aber war eine derartig unerhörte Menge von Fett angehäuft, daß man schier daran verzweifelte, dieses überhaupt von der Innenseite der Haut wegkratzen zu können. Auf dem Bauch und am Hals hatte das Tier Fettpolster von mehreren Zentimetern Dicke und alle Eingeweide waren buchstäblich in Fett verpackt. Stundenlang rieb und kratzte ich an dem aufgespannten Fell, bis endlich alles überflüssige Material entfernt war und die Haut zum Gerben mit Alaun überstreut werden konnte. Trotzdem auf diese Art der Fang eines Murmeltieres höchst unangenehme Arbeit zur Folge hatte, war mir doch sehr daran gelegen noch möglichst viele andere zu erbeuten und ich hatte sofort wieder das Schlageisen in der Nähe eines Baues aufgestellt, beziehungsweise es sorgfältig im Sand vergraben, aber doch so, daß es zusammenschnappen mußte, wenn eines der Tiere den Metallteller auch nur leicht berührte. Eine zweite Falle stand noch immer für die Wölfe bereit und das dritte kleinste Tellereisen hatte ich ziemlich nahe bei meinem Zelt vor einem Bau aufgestellt, aus dem ich bereits mehrmals zieselartige Tierchen hatte herausgucken sehen.

Außerdem aber ergab ich mich in diesen Tagen einer sehr heimlichen Beschäftigung. Der nächste Tag war der 18. August und wir wollten den Geburtstag unseres Souveräns festlich begehen. Dazu waren in erster Linie österreichische Flaggen notwendig und mit der Herstellung von solchen war ich im Schutz meines Zeltes beschäftigt. Niemand, auch Weichbold nicht, sollte von meinen Vorbereitungen erfahren. In meinen Geschenkvorrräten befand sich sowohl gelbe Seide als auch roter Baumwollstoff und von eben solchem weißen Stoff hatte ich eine große Menge zum Verpacken meiner zoologischen Sammlung. Was mir noch fehlte, waren also schwarze und grüne, denn ich wollte mich nicht mit einer Flagge begnügen, sondern eine Reichsfahne und eine schwarz-gelbe Kaiserstandarte fertig bekommen. Da ich aber solche Stoffe nicht besaß, mußten meine Aquarellfarben dazu herhalten, die ich ohnedies bisher nicht benutzt hatte, und ich brachte zwei entsprechend große Stücke von weißem Baumwollstoff in eine schwarze und eine grüne Farblösung. Flaggenmaste waren unmöglich zu beschaffen, denn weit und breit gab es kein Stück Holz, das auch nur entfernt hätte dazu dienen können. Aber rechtzeitig fielen mir meine Meßstangen ein, die sich sehr gut eigneten, da sie eisenbeschlagene Spitzen hatten und außerdem sehr dekorativ wirken mußten, denn sie waren schön weiß und rot geringelt. Nachdem ich meine Ausrüstung sorgfältig in meine Kiste versperrt hatte, damit Weichbold sie beim Bereiten meines Bettes nicht finden sollte, ging ich noch auf eine Stunde aus, um die Schlageisen zu inspizieren. Alle drei waren offen geblieben, beim kleinsten aber sah man deutlich, daß ein Tier

mit einer sehr zierlichen Fährte über den sandbestreuten Teller gelaufen war. Ich dachte, das Eisen wäre nicht fein genug aufgespannt gewesen und prüfte es, indem ich einen Korkstößel darauf fallen ließ: sofort schnappte es zu und es war daraus zu schließen, daß das Tier, dem ich auflauerte, ungemein leicht und zartfüßig sein mußte. In der Nähe des Murmeltierbaues setzte ich mich eine halbe Stunde lang hin, doch kam nichts ans Tageslicht heraus und ich mußte mich damit begnügen, einen kleinen Hasen mit nach Haus zu bringen, der arglos in meiner Nähe umherhüpfte.

Nachdem die Mannschaft zur Ruhe gegangen war, holte ich die gefärbten Fahmenteile hervor und breitete sie zum Trocknen aus. Dann



Mein Zelt am 18. August.

ging ich zu Bett mit der Absicht, lang vor Tagesanbruch aufzuwachen, was mir auch gelang. Ich nähte nun die Stücke aneinander, befestigte sie an den Flaggenstangen und stellte diese, durch je eine Kiste gestützt, rechts und links vom Zelt auf. Dann legte ich mich wieder nieder und schlief, bis Weichbold kam, um meine Kleider zu holen. Die Leute hatten von ihm bereits erfahren, was der außergewöhnliche Schmuck meines Zeltes bedeutete, und kamen mit festlichen Gesichtern angerückt, um mir Glück zu wünschen. Ich sagte ihnen: „bisna padschah bügün jetmysch alty jil“ d. h. „Unser Kaiser ist heute 76 Jahre.“ Darauf verneigten sie sich alle tief und riefen: „jüs jil huda bereng“ was bedeutet: „Hundert Jahre soll Gott ihm geben.“ Zur besonderen Feier erhielt jeder Mann eine Tafel Schokolade, hundert Zigaretten wurden



unter die Mannschaft verteilt, ein weiteres Hundert zwischen mir und Weichbold. Außerdem holte ich die eine von den zwei Flaschen Rum hervor, die ich als einziges alkoholisches Getränk nach Tibet mitgenommen hatte, und von dieser bekam auch Jorpuntsok sein Teil ab. Er trank aber nicht davon und überließ es Weichbold. Ich braute mir anstelle der drei Becher Kakao, die ich täglich zu mir nahm, drei steife Groggs mit einer Jubiläumsdosis von Zucker und rauchte dazu nach Herzenslust. Für gewöhnlich nämlich war die tägliche Zigaretten-Ration 12 Stück für mich und 8 für Weichbold, und da es sich in unserem Falle um kleine und dünne russische Zigaretten handelte, von denen überdies mehr als die Hälfte Mundstück war, konnte von einem übermäßigen Tabakskonsum keine Rede sein. Ein halbes Dutzend hob ich mir regelmäßig für die Zeit auf, in der ich abends im Zelt zu arbeiten hatte, eine oder zwei rauchte ich zum Frühstück und den bescheidenen Rest während des Marsches. Diesmal aber brauchte ich mir keine derartige Beschränkung aufzuerlegen und paffte den ganzen Tag über vergnügt an den Kaiserzigaretten. Das Wetter war klar, aber außergewöhnlich kalt und ein heftiger Sturmwind hielt den ganzen Tag an. Die Fähnlein flatterten lustig, aber ich mußte die hin- und hergerüttelten Stangen oft genug neu befestigen. Mit großem Neid dachte ich an meine österreichischen Freunde, die diesen Tag in einer Reihe hübscher Sommerfrischen mit Tennistournieren, Festbanketten, Feuerwerk und Lampion-Korso ausfüllten und ärgerte mich sehr, daß ich nicht mit dabei sein konnte.

Die Nomaden, die wir bei der Ankunft in diesem Lager getroffen hatten, brachen ihre Zelte ab und zogen gegen Nordwesten. Wenige Stunden später kam aus Süden wieder ungefähr ein Dutzend von ihnen mit zwei Zelten und einer großen Schafherde. Gleichzeitig mit ihnen traf auch Jorpuntsok ein, der zu meiner großen Freude drei kräftige tibetanische Pferde mit sich brachte. Außerdem hatte er wieder anderes für mich eingekauft und zwar ein neues „Gau“, ein Altarlämpchen und einige tibetanische Münzen. Auch hatte er fürsorglich 24 Hufeisen mitgebracht, die für die neugekauften Pferde bestimmt waren; denn die Hufe der tibetanischen Pferde sind entsprechend der geringeren Körpergröße viel kleiner als die der Pferde von Turkestan. Beim Durchsuchen des Gepäcks nach den noch vorhandenen Hufeisen von Khotan fanden wir noch ungefähr 80 Pferdeeisen vor, die bisher unentdeckt geblieben waren, und die unsere Last überflüssigerweise erhöhten, da wir ja doch keine Pferde mehr hatten, die wir mit den Eisen beschlagen konnten. Nur der schwarzbraune Hengst lebte noch, sah aber nicht darnach aus, als ob er die Eisen, die er an den Hufen trug, überdauern könnte. Die drei neuen Pferde waren Schimmelhengste, klein

und struppig, schienen aber sehr tüchtig und bei dem Proberitt, der sofort veranstaltet wurde, zeigte es sich, daß sie auf Wunsch in gestrecktem Galopp über Steinhalden, Sumpfstellen und kleine Bachläufe mit großer Ausdauer laufen konnten. Sie wurden als Reittiere für Weichbold und mich bestimmt, das dritte sollte als Lasttier gehen und Jorpuntsok den Schwarzbraunen reiten, so lange dieser noch zu brauchen war. Die neuangekommenen Tschangpa's, wie man die nomadisierenden Hirten im Lande nennt, waren herbei gekommen, um sich die Fremden anzusehen, von denen sie schon seit einigen Tagen gehört hatten. Sie erzählten, daß ihr Häuptling bereits den Kommandanten von Rudok benachrichtigt hätte und daß wir ganz bestimmt verhindert werden würden, bis dorthin vorzudringen. Sie bekamen, wie ihre Vorgänger, einige Geschenke und den Auftrag, täglich einen Topf mit Milch und soviel „gi“ zu liefern, als zu unseren Mahlzeiten nötig war.

Ich skelettierte den Schädel des Hasen, den ich tags zuvor geschossen hatte, und begab mich dann wieder auf den Ansitz nach Murmeltieren. Die Falle war diesmal zugeschnappt, aber außer einigen Haaren und ein bißchen Blut fand ich nichts darin vor. Etwa 30 Schritte von mir sah ich wiederholt den Kopf eines der geheimnisvollen kleinen Nager mit großer Vorsicht herausgucken, aber trotzdem ich mich vollkommen still verhielt und auch der Wind mir günstig war, kam das schlaue Tier nicht weiter hervor und ich konnte keinen Schuß anbringen. Die Murmeltiere dagegen saßen und weideten vor ihren Löchern und ich hätte leicht eines von ihnen schießen können, wenn ich nicht befürchtet hätte, mir dadurch das kleinere Wild hoffnungslos zu verscheuchen. Schließlich aber wurde mir das Warten zu lange und ich schoß noch ein großes Murmeltier-Männchen von seinem Bau weg, bevor ich den Heimweg antrat. Es hatte, wie sich später zeigte, die ganze Ladung in Hals und Brust bekommen, aber als ich zum Anschuß hinab gesprungen war, konnte ich es eben noch an einem Hinterlauf erhaschen und ans Tageslicht zurückziehen. Mit seiner letzten Kraft hatte es versucht, den schützenden Bau zu gewinnen, und wir hätten vermutlich einige Stunden zu graben gehabt, um es hervor zu bekommen. So aber war es in meiner Gewalt und übrigens schon nach wenigen Sekunden tot. Ich nahm das Tier, das wenigstens so schwer war wie ein zweijähriges Kind, unter dem Arm und stieg nach den Zelten hinunter. Unterwegs stieß ich auf eine Kette von Syrrhaptens-Hühnern, für die die Tibetaner den guten Klangnamen „gkagkalin“ haben, und schoß noch sieben von den schmackhaften Vögeln, so daß ich bepackt wie ein wandernder Wildpret-Händler im Lager ankam. Die Murmeltierfalle wurde sorgsam wieder aufgestellt.

Bei Sonnenuntergang holte ich meine Flaggen ein, sicher die

ersten österreichischen, die je auf tibetanischem Boden gehißt worden waren, und verpackte sie sorgfältig zum späteren Andenken. Der Sturm hatte sich noch bedeutend gesteigert; um 8 Uhr abends waren immer noch  $4\frac{1}{2}^{\circ}$  Wärme, morgens war aber starker Frost gewesen, tagsüber hingegen war das Thermometer in der Sonne auf  $39^{\circ}$  gestiegen. Es ist in diesem Lande gar nicht ausgeschlossen, daß man sich um 8 Uhr früh die Nase erfriert und um 10 Uhr vormittags einen Sonnenstich bekommt.

19. August. Der ganze Tag verging mit dem Präparieren der Jagdergebnisse vom Vortag. Weichbold ging morgens mit Büchse und Rucksack fort, um wieder eine Nacht oder vielmehr einen Morgen auf dem Ansitz zuzubringen. Ich entfernte mich an diesem wie an den



Tibetanische Ponies.

folgenden Tagen keine hundert Schritt vom Lager, denn kaum war ich mit meiner ersten Arbeit fertig geworden, als Weichbold zurückkam und nicht nur eine neue Gazelle brachte, sondern auch Sukkurs verlangte, um einen Kiang, den er geschossen hatte, abholen zu können. Ich gab ihm Mahman und einen der Esel mit und machte mich inzwischen über die Gazelle her; nach ein paar Stunden war ihre Haut sauber abgestreift und aufgespannt, der Schädel abgefleischt und ich wollte mir gerade wieder einmal gründlich die Hände waschen, als Fell und Kopf des Kiang im Lager eintrafen. Nun ging es vom Neuen an eine überaus schwierige und blutige Arbeit und während Weichbold sich des Fells annahm, hatte ich den großen Pferdekopf auf den Knien und säuberte ihn mit all den klugen Instrumenten, die

die Präparierkunst für solche Zwecke ausgedacht hat, von Bindegeweben, Muskulatur und Fett. Erst spät abends war ich so weit, den sauber präparierten Schädel gegen Insektenfraß und Fäulnis mit Arsenik bepinseln, ihm saubere Etiketten geben und ihn einpacken zu können. Ich nahm mir fest vor, am nächsten Tag andere Dinge zu tun als diese ewige Fleischerknechtsarbeit, als aber Jorpuntsok drei Hühner, einen Wiedehopf und eine Ente brachte, wurde mein schöner Plan wieder zunichte; und wieder mußte ich einige Stunden sitzen, bis die Vogelbälge abgezogen, ausgestopft und untergebracht waren. Dann fing ich noch aus dem Darm der Ente ein paar Dutzend Bandwürmer, zuletzt aber leistete ich einen Schwur, daß ich am nächsten Tag weder einen Vogel noch ein Säugetier anrühren würde.

Das kleine Schlageisen war verschwunden, der Pflock, mit dem es fest in die Erde gerammt war, ebenfalls. Von meinen Leuten hatte sich niemand in der Nähe zu schaffen gemacht und so mußten es die Tschangpas gestohlen haben. Ich ritt sofort mit Jorpuntsok hinüber nach den zwei Zelten, machte ein groß angelegtes Donnerwetter und untersuchte jedes Fleckchen genau, aber ohne das vermißte Eisen zu finden. Die schlaun Leute hatten es jedenfalls irgendwo vergraben und wollten es vermutlich erst dann wieder hervorsuchen, wenn sie weiter marschierten. Unsere Freundschaftsbeziehungen wurden dadurch bedeutend abgekühlt und ich machte bekannt, daß ich auf jeden, der sich dem Lager auf mehr als 300 Schritte näherte, schießen würde, ausgenommen die Frau, die Milch und Fett zu liefern hatte. Die Leute schienen meiner Drohung zu glauben und kamen tatsächlich nicht in die Nähe. Verläßlich erwiesen sich von allem Tibetanischen, was ich hier kennen lernte, nur drei Dinge, nämlich der Wind, der Sturmwind und der Sturm. Diese drei, besonders aber der letztere, bewiesen eine Pünktlichkeit und Standhaftigkeit, die wirklich einer besseren Sache würdig gewesen wären. Was nicht festgemacht und mit Steinen beschwert war, flog davon und niemand blieb länger außerhalb des Zeltens, als es unbedingt nötig war. Dagegen trafen Said Agul und Abdulla mit den Kisten vom Mangzaka wieder ein, hatten aber bereits einen der neugekauften Yaks unterwegs zurücklassen müssen. Sie erzählten, daß er eines Morgens tot gewesen sei, und brachten den Schwanz und ein Ohr als üblichen Beweis dafür mit.

Ich setzte den Abmarsch für den 24. fest und zwar in der Richtung gegen Rudok, das wir unbedingt erreichen mußten, wenn ich daran denken wollte, noch längere Zeit auf unwegsamem Gebiet in Tibet zuzubringen. Wir hatten trotz der neugekauften Tiere viel zu wenig, besonders aber fehlte es uns jetzt an Gerste. Mehl war ebenfalls nurmehr ein halber Sack vorhanden und Reis nurmehr einer. Auf

eine große Neuausrüstung in Rudok mußte ich meine ganzen Hoffnungen setzen, aber diese waren sehr tief gesunken, seit ich wußte, daß wir dort bereits gemeldet waren. Für den Augenblick hatten wir allerdings reichlich Proviant. Den Tschangpas war nahezu mit Gewalt eine kleine Ziege abgekauft worden, dann aber hatten wir noch Fische gefangen und Jorpuntsok obendrein sechs Hühner geschossen, so daß ein Festmahl von nie dagewesener Üppigkeit zustande kam. Dann ging ich mit Weichbold daran, noch einmal aus dem Gepäck auszusuchen, was man möglicherweise zurücklassen konnte, um für die zahlreichen Beutestücke aus diesem Lager neuen Raum in Kisten und Säcken zu schaffen. Wir fanden aber nicht mehr viel Entbehrliches; nur zwei Tropenhelme und ein Stoß von unbenutzten Skizzenbüchern und Schreibpapier konnten immerhin ohne unmittelbaren Nachteil ausgeschaltet werden. Den einen der Helme, der mir schon in Persien treu gedient hatte, bat sich Abdulla aus und trug ihn stolz auf seinem struppigen Schädel, aus dem anderen verfertigte sich Said Agul, nachdem er die Füllung aus Sonnenblumenmark entfernt hatte, mit großem Geschick eine praktische Mütze. Nachdem wir noch alles, was sich irgendwie in Säcken befördern ließ, in solche verpackt hatten, blieben ein leerer Sack und zwei große Kisten, die gerade ausreichten, um die reiche Beute der letzten zwei Wochen aufzunehmen. Alle Tiere wurden zusammengetrieben, auf ihre Marschtauglichkeit untersucht und frisch beschlagen. Die Lasten wurden neu verteilt und alle Vorbereitungen zu dem Weitermarsch nach dieser so langen Rast getroffen. Insgesamt hatten wir nun wieder vier Pferde, sechs Yaks und fünfzehn Esel, eine Karawane, die schließlich groß genug war, um das vorhandene Gepäck zu tragen, das einerseits durch den Aufbrauch von Proviant und anderen Dingen noch weiter verringert, andererseits aber wieder durch die Sammlungen vermehrt worden war.

Am Abend vor dem Aufbruch ging ich noch nach dem Murmeltierbau, um das Schlageisen abzuholen, und sah schon von weitem dort einen der Tschangpa-Hunde stehen, der eifrig bellte. Ich dachte mir nichts anderes, als daß sich ein Murmeltier gefangen hätte, bei dem der Hund Laut gab, als ich aber näher kam, merkte ich, daß dieser selbst der Gefangene war. Als er mich herankommen sah, mäßigte er sein Gebell zu einem leisen Winseln und ließ es ruhig geschehen, daß ich die beiden Eisenklammern, die seinen Hinterlauf gepackt hatten, öffnete. Dann hinkte er auf drei Beinen den schwarzen Zelten zu. Abends übergab ich Jorpuntsok ein großes Notizbuch, in das ich schon seit drei Wochen, wenn ich gerade Zeit hatte, englische Worte hineingeschrieben hatte, denen er nun die tibetanische Übersetzung hinzufügen sollte. Ich versprach ihm eine Extrabelohnung, wenn er

mir auf diese Art ein englisch-tibetanisches Wörterbuch zusammenstellen würde, und er ging mit großem Eifer auf die Sache ein. Am Schluß der Reise hatten wir es wirklich auf 1200 Worte gebracht und außerdem hatte er mir noch eine Menge von Fragen und Antworten, sowie von grammatikalischen Regeln und Beispielen dazugeschrieben.

24. August. Unser langes Lager war an einer Stelle gelegen, wo ein breites aus Westen kommendes Tal in das Haupttal mündete und die Gegend hatte nach Aussage der Nomaden sogar einen Namen. Sie nannten sie: „Paldan-ri“, was „Glänzender Berg“ bedeutet; für die weitere Umgebung hatten sie den zusammenfassenden Namen „Peduk“, dessen Bedeutung ich nicht in Erfahrung bringen konnte. Unser erster Marsch sollte bis Spanglung gehen, wo Jorpuntsok die Pferde gekauft hatte, und bis wohin er also den Weg kannte. Der Schwarz-



Aufbruch aus Lager XXXIII.

braune war zum Lastentragen nicht mehr zu brauchen; seine Rückenwunde war offen geblieben und nur um ihn nicht ganz ledig gehen zu lassen, bekam er mein Bettzeug und meinen Pelzrock zu tragen. Ich hatte dafür Jorpuntsok das dritte tibetanische Pferd abgetreten und wir hatten nun wieder einmal das Vergnügen, auf Tieren zu sitzen, die sich schon auf einen leichten Schlag mit der Peitsche in Galopp setzten. Das kam mir anfangs ganz aufregend vor, denn seit zwei Monaten war ich kaum anders als im Schritt oder bestenfalls in einem langsamen Trab geritten. Die tibetanischen Pferde freilich waren hier in ihrer Heimat und hatten nie bessere Verhältnisse gekannt, seit sie lebten, hatten auch nie etwas anderes gefressen als das tibetanische Gras und waren also in keiner Weise verwöhnt. Schön wäre es, wenn man für eine Reise nach Tibet sich von vornherein tibetanische Pferde mitnehmen könnte, aber leider ist dies nicht möglich, da man ja seine

Karawane beisammen haben muß, bevor man das Land betritt. Die Reisenden, die von Ladak aufbrechen, sind allerdings in dieser Hinsicht besser daran, als die von Turkestan Kommenden, und die ladakischen Bergpferdchen geben den tibetanischen an Ausdauer und Anspruchslosigkeit nur wenig nach, während dagegen ein selbst sehr schlecht gehaltenes turkestanisches Pferd ein Leben führt, das im Vergleich zu dem seiner tibetanischen Artgenossen außerordentlich luxuriös erscheint.

Wir verfolgten das Haupttal noch einige Kilometer in südöstlicher Richtung, bis wir die Mündung eines breiten Nebentales erreichten, das, wie Jorpuntsok sagte, gerade nach Spanglung führte. Wir schwenkten ab und hatten bald den Platz aus den Augen verloren, an dem wir zwei Wochen gelagert hatten.

Das Tal, in das wir einbogen, war an der Mündung ungefähr einen Kilometer breit und von flachen Schutthängen eingefast. So ziemlich in seiner Mitte war ein Bachbett, das aber vorläufig vollkommen trocken war. Es ist jedoch eine allgemeine Eigenschaft der tibetanischen Wasserläufe, daß sie — so sonderbar es klingt — immer wasserreicher werden, je weiter man stromauf kommt, bis zu einer gewissen Grenze natürlich, und ich machte mir auch diesmal keine Sorgen, zumal ich durch Jorpuntsok wußte, daß es in der Nähe von Spanglung nicht nur genügend Wasser, sondern sogar einen ausgedehnten Sumpf gäbe. Das Ungestüm der neuen Pferde, die sehr unzufrieden waren, wenn man sie einmal vom Weg abseits lenkte, erklärte sich einfach daraus, daß sie begierig waren, den Ort zu erreichen, von dem man sie einige Tage zuvor weggebracht hatte. Aus demselben Grund aber war es diesmal gar nicht nötig, nach dem best gangbaren Weg zu suchen, denn die Pferde wußten diesen natürlich und begannen sich sofort in einen schlanken Trab zu setzen, wenn man ihnen den Kopf freiließ. Während Jorpuntsok bei der langsam und bedächtig dahinschreitenden Karawane blieb, war ich mit Weichbold weit voraus. Wiederholt sahen wir die mehr oder weniger zerstörten Schädel von wilden Schafen, teilweise mit sehr mächtigem Gehörn, aber keiner war so weit komplet, daß es der Mühe wert gewesen wäre, ihn mitzunehmen. Es machte fast den Eindruck, als ob die Schafe nach irgend einer großen Seuche insgesamt ausgewandert wären. Denn so zahlreich die Schädel und verstreuten Knochen waren, so sahen wir doch nicht ein einziges lebendes Stück, obzwar wir fast unablässig mit dem Feldstecher die Berghänge abstreiften.

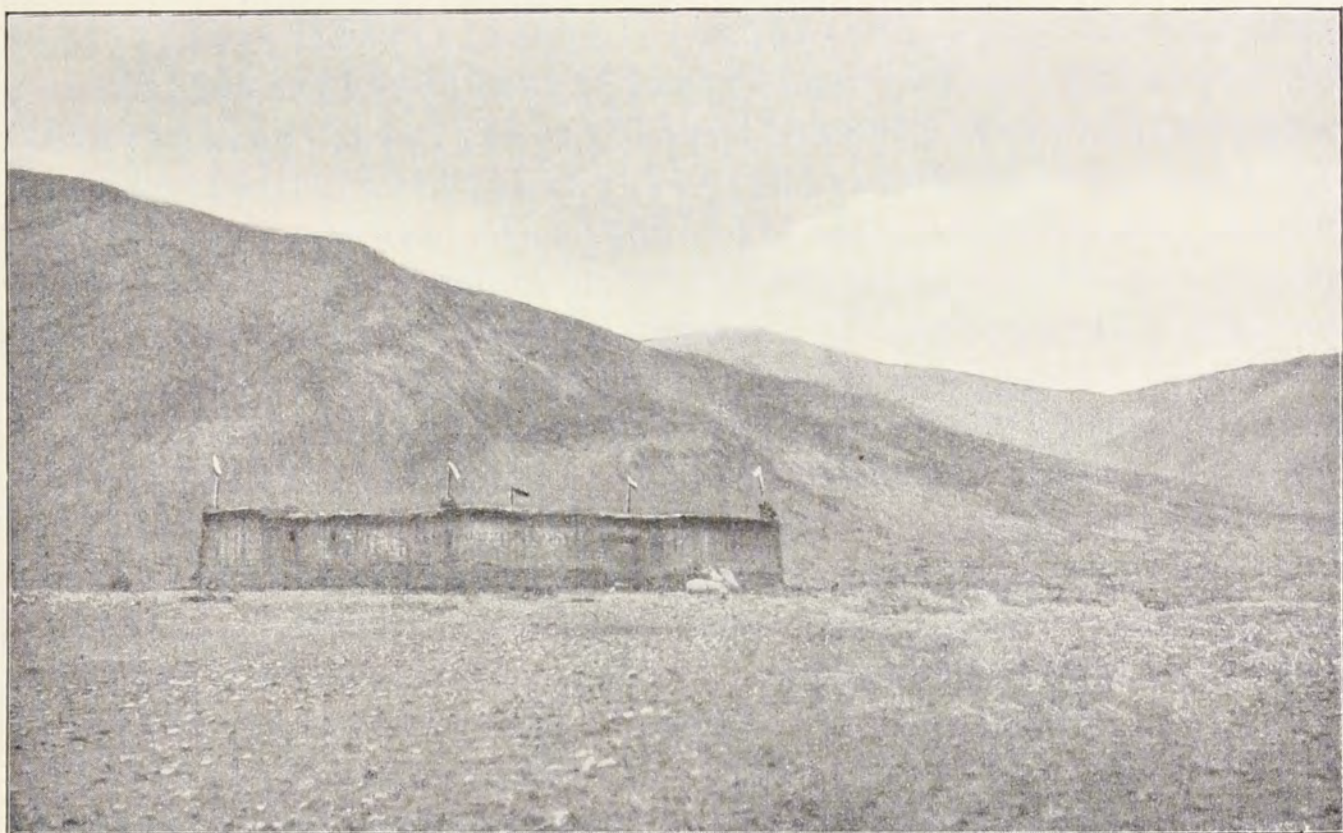
Allmählich begann sich die Talsohle mit Gras zu bedecken und Hand in Hand damit begann im Bachbett Wasser zu erscheinen. Bald ritten wir an einem munter plätschernden Bächlein stromauf. Ich hielt

mich stets dicht am Ufer, um allenfalls im Vorbeireiten irgendwelche den Bach bewohnenden Tiere entdecken zu können und eine Zeit lang ließ sich mein Pferd auch diese Taktik ganz gut gefallen. Mit einem Mal aber begannen alle beide heftig nach rechts zu ziehen und selbst wenn man sie gewaltsam wieder in die ursprüngliche Richtung brachte, benützten sie die erste Gelegenheit, um wieder nach rechts abzuweichen. Wir ließen sie schließlich gewähren und sie kreuzten daraufhin sehr zielbewußt die ganze Talsohle. Dadurch wurde uns der Ausblick auf den weiter vor uns gelegenen linken oder östlichen Talhang frei und einige Kilometer vor uns sahen wir am Fuße eines ziemlich isolierten Hügels ein Ding, das wir erst für einen absonderlich geformten Felsen hielten. Vom Sattel aus war es sehr schwer, den Feldstecher auf einen bestimmten Punkt einzustellen, da die Pferde nicht stillhalten wollten. Als ich aber dann abstieg, zeigte mir das Glas, daß der fragliche Gegenstand nichts mehr und nichts weniger als ein Haus sei. Unter normalen Umständen klingt diese Mitteilung nicht sonderlich aufregend, uns aber war seit bedeutend mehr als zwei Monaten kein ähnliches Ding vor Augen gekommen und ich konnte zuerst nicht daran glauben, hier wirklich dergleichen anzutreffen. Genaueres Hinsehen aber bestätigte den ersten Augenschein und es mußte sogar ein ziemlich großes Gebäude sein, das dort lag, wenngleich ein ganz niedriges. Jorpuntsok aber hatte, obgleich er doch in dieser Gegend gewesen war, nichts davon berichtet. Ich wollte nun rasch darauf losreiten, mein Pferd aber war anderer Ansicht und so beharrlich, daß ich schließlich nachgab. Es zeigte sich, wie gut die Pferde den Weg kannten; bald nämlich sahen wir, daß uns ein breiter Sumpf den Weg gesperrt hätte, wenn wir in der ursprünglichen Richtung fortgeritten wären. Die Pferde aber hielten haargenau auf eine kleine trockene Stelle zu, auf der wir den durchweichten Boden übersetzen konnten. Vorsichtig mit den Hufen tastend und mit wichtigem Schnauben und leisem Wiehern suchten die beiden Schimmel den schmalen Pfad durch den Sumpf, der ein paar hundert Schritte breit war. Auf der anderen Seite setzten sie sich in flotten Galopp und nach einer Viertelstunde standen wir vor dem Haus.

Ich hatte erwartet, in Spanglung — denn bei dieser Örtlichkeit waren wir nun offenbar angelangt — eine Anzahl von Zelten anzutreffen oder wenigstens Menschen oder Viehherden; von alledem zeigte sich aber nichts, und auch nachdem wir um das Haus herumgeritten waren und endlich auf der vierten Seite den Eingang fanden, merkten wir, daß niemand dort wohnte. Wir banden die Pferde draußen fest und betraten dieses merkwürdige Gebäude. Es war ungefähr so hoch, daß ich mit der ausgestreckten Hand auf das Dach langen konnte und der



ganze Komplex hatte etwa 20 m Seitenlänge bei annähernd quadratischem Grundriß. Durch einen engen und niedrigen Eingang traten wir in einen Hof, in den rings herum winzige Türen und faustgroße Fenster mündeten. Alles war in Verfall begriffen und das Dach an vielen Stellen eingestürzt. Wir betraten der Reihe nach die einzelnen Räume, von denen der erste, den wir besuchten, etwa zwei große Schritte lang und ebenso breit war; es schien eine Küche zu sein, wenigstens erhob sich über einigen rauchgeschwärzten Steinen eine primitive Esse. In einer Wand war etwa in Brusthöhe ein Loch, gerade groß genug, um einen Menschen durchschlüpfen zu lassen, und nachdem ich mit einem



Verlassenes Haus in Spanglung.

Streichholz voraus geleuchtet hatte, stieg ich durch. Ich versank sofort bis an die Knie in trockenen Schafmist. Hier war also der Lagerraum für Brennstoff. Ich tastete ein bißchen umher und räumte schließlich aus nicht unbeträchtlicher Tiefe einen großen eisernen Kessel hervor, welcher jedenfalls absichtlich unter dem Mist vergraben worden war. Die Küche war der am besten erhaltene Raum und ihr Dach, das aus einfachen Holzstangen bestand, über die eine Schichte von Lehm gestrichen war, schien ziemlich fest. Die anderen Gemächer aber, die ähnliche Dimensionen hatten, wie dies erstere, waren alle mehr oder weniger zerfallen und nur eines, der Küche diagonal gegenüber, hatte eine Decke, die zwar noch nicht eingestürzt war, es aber jeden Augenblick tun konnte. Es schien dies die gute Stube des Hauses

zu sein, denn an einer Wand war eine bankartige Aufmauerung und auf ihr lag sogar ein schäbiger alter Filzteppich.

Nachdem ich das Innere in Augenschein genommen hatte, kletterte ich auf das Dach, fand aber, daß es nicht fest genug war, um mein Gewicht zu tragen, und verließ es schleunigst, nachdem ich einen Einsturz von der Größe ungefähr eines Quadratmeters hervorgerufen hatte. Alle Außenwände mußten ehemals schön rot gestrichen gewesen sein, jetzt aber war die Farbe ganz verblaßt und mit dem Verputz der Mauer allmählich abgefallen. An den vier Ecken erhoben sich dünne Stangen, um die zahllose ehemals buntfarbige Lappen flatterten. Die Stangen waren ebenfalls einmal rot angestrichen gewesen. Ich wandte mich nun der näheren Umgebung zu und fand zunächst auf dem Hügel, an dessen Fuß das Haus lag, ein großes „Mani“. Hoch oben am Berg zeigten flatternde Fähnchen, daß sich dort ein zweites befinden müsse. Ich begnügte mich aber zunächst mit dem einen und stieg zu ihm hinauf. Es war viel größer und schöner als das von Paldan-ri und hatte in der Mitte einen altarähnlichen Aufbau, dessen Inneres aber nur durch ein Loch zugänglich war, groß genug, um einen Arm durchstecken zu können. Ich tastete in der Höhlung herum, fand aber nichts, was mich hätte verleiten können das Loch zu erweitern. Auch als ich ein brennendes Streichholz hineinwarf, beleuchtete sein Schein nichts als die leere Wand.

Auf dem Mani selbst jedoch lagen außer der üblichen Menge von gravierten Steinen noch viele Hörner und Schädel von Schafen und Yaks; außerdem waren zahlreiche Stäbe zwischen die Steine gesteckt, die untereinander mit dünnen Schnüren verbunden waren. An diesen Schnüren flatterten wieder verwaschene und mit Gebeten beschriebene Fähnchen. Einige der Steinplatten waren mit großer Sorgfalt bis auf den letzten Zoll mit Gebeten bedeckt, einige andere sogar mit Götzenbildern in bunten Farben geziert. Nach einem kurzen Kampf mit meinem ehrlichen Gewissen nahm ich eine dieser Platten unter den Arm und ging damit nach dem Haus hinab, wo ich sie sofort sorgfältig versteckte; denn ich wollte nicht einmal, daß meine eigenen Leute, unter denen sich ja kein Buddhist befand, von dieser tempelschänderischen Tat Kunde erhielten. Die betreffende Steinplatte war bei einer Seitenlänge von etwa 25 cm annähernd quadratisch und auf ihr war ein sogenanntes „tschosten“ herausgearbeitet. Ein „tschosten“ — man hört dafür auch „tschorten“ oder „tschorsten“ — ist ein Bauwerk aus Lehmziegeln, das manchmal eine Höhe von mehreren Metern erreicht und stets so geformt ist, daß sich auf einem massiven Unterbau eine Decke erhebt, die ähnlich ist wie die Zwiebelspitzen mancher Kirchtürme. Auf meiner Steinplatte war natürlich nur eine bildliche

Darstellung in sehr kleinem Maßstabe, später aber lernte ich wirkliche „tschosten“ in großer Zahl kennen. Sie vertreten in Tibet das, was man in den Alpenländern Bildstöckel nennt und das Wort „tschosten“ bedeutet so ziemlich genau: „Glaubenspfeiler“. Auf meiner widerrechtlich erworbenen Platte war auf dem kugeligen Teil des Tschosten in blauer, gelber und grüner Farbe ein Bild des Gottes Tschakdor, umgeben von zinnoberroten züngelnden Flammen. Ich tröstete mich damit, daß ich ja mit der Entfernung dieses geheiligten Steines niemand persönlich schädigte, denn er war geweihtes Eigentum der Gottheit und den Zorn Tschakdors wollte ich ruhig auf mich nehmen. Außerdem lagen sovieler andere und noch schönere Platten auf dem Mani, daß der Verlust dieser einen kaum besonders auffallen konnte. Ich habe die hübsche Platte jetzt in meinem Arbeitszimmer und bin sehr erfreut, daß damals die Ehrlichkeit in mir zu Gunsten der Habsucht zurücktrat.

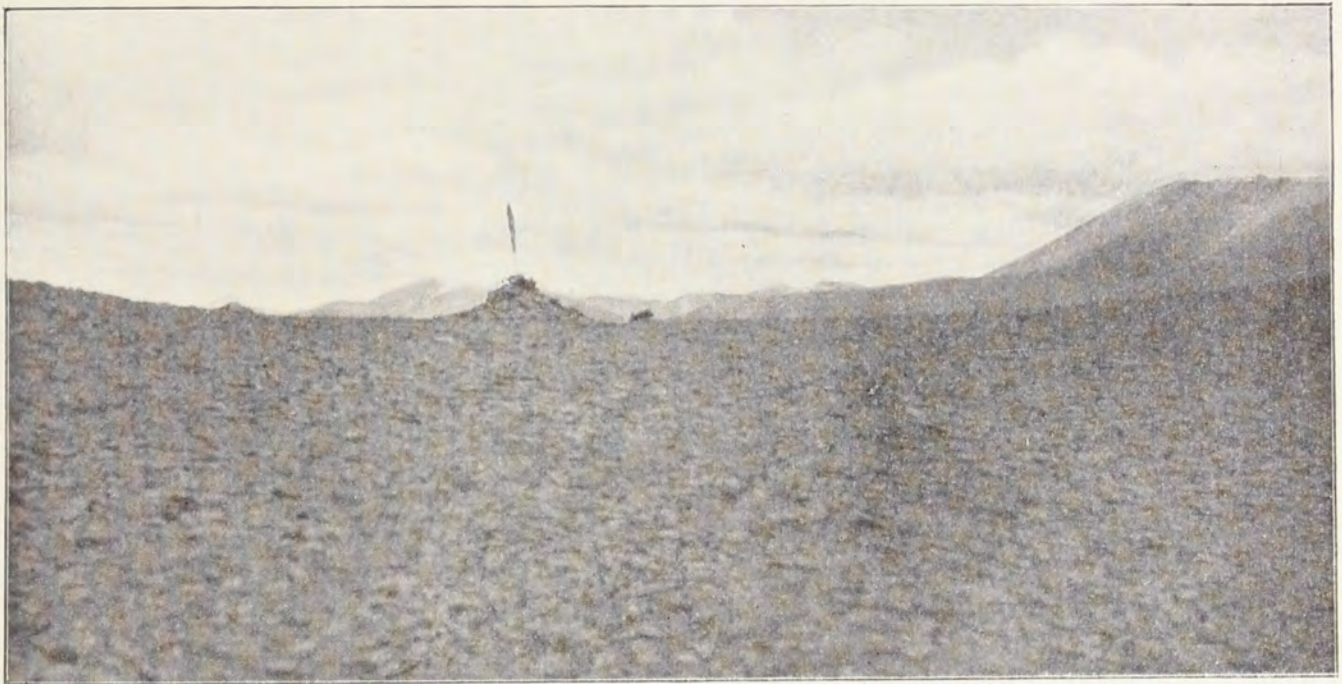
Mittlerweile war die Karawane herangekommen und man hatte die Tiere vor dem Haus abgeladen. Die Eingangspforte war so schmal, daß man keine Kiste hindurch bringen konnte und deshalb blieb das ganze Gepäck einfach draußen stehen. Ich ließ zunächst Feldbett, Tisch und Stuhl in den Raum mit dem Filzteppich bringen, fand aber den Aufenthalt in dem finsternen Loch und unter der wackeligen Decke so unsicher und ungemütlich, daß ich es vorzog im Hof mein Zelt aufstellen zu lassen. Die Leute hatten bald in der kleinen Küche ein Feuer angezündet, das diesmal wegen des regelmäßigen Luftzuges durch die Esse nicht nur nicht qualmte, sondern munter brannte. Menschen waren weit und breit nicht zu sehen. Die Tschangpas von Spanglung hatten also diesmal die Wahrheit gesprochen, als sie Jorpuntsok sagten, daß sie in den nächsten Tagen den Platz verlassen würden. Auf dem Boden des Häuptlingszimmers fand ich im Schutt zu meiner Überraschung ungefähr ein halbes Dutzend Aprikosenkerne. Der Nomadenchef scheint ein bedeutender Lebewann gewesen zu sein, wenn er sich getrocknete Aprikosen auf seine Wanderungen mitnehmen konnte. Frische Früchte gibt es in Tibet, wenigstens in diesem Teil, nicht, dagegen werden Äpfel, Birnen und Aprikosen in getrocknetem Zustand aus Ladak eingeführt, sind aber, wie ich später erfuhr, ein recht kostbarer Artikel, und ich, der große Sahib aus dem Westen, schämte mich nicht, zwischen zwei Steinen die Kerne zu zerschlagen, die ein tibetanischer Schmutzfink einmal achtlos weggeworfen hatte, und aß den Inhalt mit großem Vergnügen.

Die Sonne hatte sich bereits dem Bergkamm im Westen stark genähert und ich stellte nun mein Instrument auf, um die allabendliche Aufnahme zu machen. Hierauf photographierte ich auch das Haus, das gerade in günstiger Beleuchtung war, und machte noch zwei Auf-

nahmen von dem Mani auf dem Hügel. Dann, als die Sonne verschwunden war und dicke Wolken hinter den Bergen hervor kamen, fing ich noch rasch den Polarstern ab und war gerade fertig, als ein ausgiebiges Schneetreiben begann. Ich zog mich in mein Zelt zurück und begann die gewohnte Arbeit. Ich hatte an diesem Abend eine neue Flasche mit Tinte anzubrechen und diese war noch von Wien her in Zeitungspapier eingewickelt. Mit großer Freude fand ich, daß die Hülle eine komplette Nummer des Neuen Wiener Abendblattes vom 2. Februar war und ich vertiefte mich mit Eifer in die Lektüre. Zwar waren es ziemlich veraltete Nachrichten in Politik, Kunst und Tagesereignissen, die ich da zu mir nahm, aber trotzdem schienen sie mir wie eine Offenbarung aus einer anderen Welt, von der ich seit Jahren nichts gehört hatte. Das Mitnehmen von belletristischen Werken hatte ich nämlich bei meiner Abreise vollständig vergessen und das Einzige, was ich in dieser Art besaß, war ein Exemplar von Pierre Loti's „Troisième jeunesse de Madame Prune“, das ich mir auf der Fahrt durch Rußland auf dem Bahnhof in Tula gekauft hatte. Ich hatte damit nicht den schlechtesten Griff getan, denn das Buch ist bekanntlich ganz reizend und ich lernte es im Verlauf der Reise so gut wie auswendig. Meiner Zeitung aber widmete ich mich an diesem Abend ganz besonders und leistete mir eine zweite Kerze, um noch im Bett nicht nur den Leitartikel und das Feuilleton, sondern auch den Spielplan der Theater und alle Annoncen zu lesen. Die Tatsache, daß irgend jemand irgend ein Poliermittel für Messingzeug für besser erklärte als alle anderen ähnlichen Präparate, schien mir in Spanglung überaus interessant, und nachdem ich das ganze Blatt durchgelesen hatte, begann ich noch einmal von vorne, um mich davon zu überzeugen, daß ich wirklich nichts ausgelassen hatte. Dann aber warf ich die Zeitung nicht weg, sondern versenkte sie in meine Satteltasche, in der frohen Voraussicht, daß sie mir nach einigen Wochen, wenn ich sie wieder herausholte, ebenso interessant und lesenswert erscheinen würde, wie an diesem Abend.

Lager XXXV (4550 m) 25. VIII. 06. Hier erscheint seit genau zwei Monaten wieder ein Viertausender als Höhenzahl. Es ist zwar immer noch die Seehöhe des Monte Rosa, doch vergleichsweise erscheint sie harmlos und niedrig. Vor dem Aufbruch hatte ich vom Lager aus den weiteren Verlauf des Tales einige Kilometer bergauf untersucht und gefunden, daß in dieser Richtung ein gutes Vorwärtskommen nicht zu erwarten sei. Infolgedessen war ich dann noch ein Stück gegen Südosten in einen schmalen ansteigenden Graben gestiegen und hatte hier einen nicht allzu schwierigen Ausgang aus dem Kessel von Spanglung gefunden. Mit dem Feldstecher hatte ich sogar ein kleines Mani

erkennen und daraus auf die Lage und Höhe der Paßscharte schließen können. Die Karawane folgte langsam nach und ich hatte, da mein tibetanisches Pferd das steile Bergaufsteigen durchaus nicht unangenehm zu empfinden schien, sehr bald die Höhe erreicht. Von oben konnte ich nicht nur genau sehen, was uns für diesen Tag noch bevorstand, sondern auch aus der allgemeinen Talbildung den ungefähren Verlauf des Weges für den nächsten Tag erkennen. Der Abstieg führte durch eine steile enge Kluft, in der aber gut zu reiten war, rasch hinunter und bei einem kleinen Grasfleckchen ließ ich meinen Gaul weiden und wartete in der angenehmen Gesellschaft mehrerer Zigaretten auf die nachkommende Karawane. Auf der Höhe noch hatte es tüchtig gestürmt, geschneit und geregnet, bald aber waren die Wolken dem



Paß bei Lager XXXIV.

klarsten blauen Himmel gewichen und der Sturm hatte wenigstens in dem windgeschützten Tal aufgehört.

Der erste von meinen Leuten, der mir nachkam, war Mahman, und als er bei mir angelangt war, setzte er sich zu mir auf den Boden und fragte in einem Ton, in dem sich Kummer und Enttäuschung gleich deutlich ausdrückten, wann wir denn endlich einmal in eine größere tibetanische Stadt kommen würden. Als ich ihm sagte, daß uns dies wahrscheinlich überhaupt nie gelingen würde, war er den Tränen nahe und sagte, wenn er dergleichen geahnt hätte, wäre es ihm nie eingefallen, dieses scheußliche Land je zu betreten. Er schien es sehr schwer zu empfinden, daß er seit Monaten in keinem Teehaus gewesen war und daß er nie ein nettes weibliches Gesicht zu sehen bekam. Ich vertröstete ihn auf Indien und suchte nach Möglichkeit

seine Stimmung zu bessern. Am meisten Erfolg hatte ich mit der Bemerkung, daß er in diesen Gegenden sein sauer verdientes Geld nicht ausgeben könne und daß er dann, wenn wir wieder „vernünftige Gegenden“ erreichten, um so besser daran sein würde. Ich bekam schließlich heraus, daß alle anderen im Lager sich vereinigt hatten, um dem armen Mahman ein Bild von Tibet zu entwerfen, das wohl darnach angetan war, seine Erwartungen aufs Höchste zu spannen. Auch hatte er bisher in Geduld gewartet, bis wir mit Tibetanern in Berührung kommen würden, jetzt aber, nachdem er diese langerwartete Erfahrung gemacht hatte, war er doppelt enttäuscht.

Schließlich saßen wir wieder auf und, um seine trübe Stimmung zu zerstreuen, erzählte ich ihm allerhand Dinge von Indien und Europa, besonders aber von dem großen Weltmeer, dem „Tschung darja“, von dem er zwar bereits gehört hatte, das er sich aber nicht größer vorstellte als etwa die doppelte Breite des kleinen Flusses bei Osch. Mit sprachlosem Staunen hörte er mir zu, als ich ihm sagte, daß ich von Indien aus drei Wochen über das Meer fahren müsse, um in meine Heimat zu kommen, und daß ich dabei tagelang nichts anderes sehen würde, als Himmel und Wasser. Sehr erheiternd waren seine Fragen über die Größe der Schiffe, die man zum Fahren auf dem Meer benütze. Als ich ihn raten ließ, wieviel Menschen wohl auf einem solchen Schiff Platz fänden, begann er, zögernd und mit offenkundiger Furcht, viel zu hoch zu greifen, mit der Zahl zwanzig. Ich ließ ihn immer weiter raten und er ging schließlich bis hundert, darüber hinaus aber wagte er nicht zu denken. Als ich ihm nun vollends sagte, daß es Schiffe gäbe, die 300 Ellen lang seien und auf denen unter Umständen 3000 Menschen fahren könnten, brauchte er einige Minuten, um diese Mitteilung in seinem Hirn zu verarbeiten. Dann aber meinte er kühnen Muts, er wolle mit mir bis ans Meer gehen und von dort mit einem derartig großen Schiff nach Osch zurückfahren. Als ich ihm aber nun — bei seinen geographischen Kenntnissen nicht ohne Mühe — die Umständlichkeit eines solchen Beginns auseinandersetzte, schwand ihm wieder der Mut und er meinte, es sei doch besser, über den Karakorum nach Turkestan zurückzukehren, wo die Reisenden zwar Kopfschmerzen bekämen, aber doch immer festen Boden unter den Füßen hätten. Der Paß über den Karakorum schien nicht nur Mahman, sondern auch allen meinen übrigen Begleitern als das ungeheuerlichste Ding der Welt und von einer Höhe, wie sie sonst auf der Erde nicht wieder vorkommt. Nun ist dieser Paß allerdings 5580 m hoch und jedenfalls der höchste auf der Welt, der regelmäßig von Karawanen begangen wird. Wir aber hatten auf dieser Reise nicht einen, sondern wenigstens ein Dutzend Pässe hinter uns, die noch ein gutes Stück

höher waren, und als ich Mahman so weit gebracht hatte, daß er mir das glaubte, wurde er sehr stolz und sprach fortan von dem bisher so gefürchteten Paß nur mit Geringschätzung.

An einer Stelle, wo unser Tal eine kleine Wendung machte, und wo im Westen ein prachtvoller isolierter Bergkegel mich zum Auspacken meiner großen Kamera verleitete, ließen wir die Karawane herankommen und blieben den Rest des Weges beisammen. Unser Tal wurde immer breiter und fiel zweimal in Terrassen stark ab; niedriges Buschwerk begann stellenweise aufzutauchen. Als wir nach einigen Stunden die Stelle erreichten, wo unser Weg in ein großes Tal in westöstlicher Richtung mündete, sahen wir vor uns ausgedehnte sumpfige Wiesen, auf denen zahlreiche Kiangs und Antilopen weideten, und bald darauf auch einige Nomadenzelte. Nun ritt ich mit Jorpuntsok und Weichbold voraus, um einen guten Lagerplatz auszukundschaften und wir fanden bald einen, der ganz vorzüglich war. Aus einer Gruppe von hohen und zerklüfteten Felsen entsprang eine klare Quelle, die auf einen mäßigen Steinwurf im Umkreis von einer ganz ebenen Wiese aus kurzem, teppichartigem, dichtem Gras umgeben war. Daran schloß sich ein Gewirr von kleinen Bacharmen und Tümpeln, in denen es von allerhand schnepfenartigen Vögeln wimmelte. Die Kiangs und Antilopen hatten sich bei unserem Herannahen aus der näheren Umgebung zurückgezogen, doch waren ihrer so viele, daß die Jagdaussichten sehr günstig standen, und besonders waren es die Wasservögel, die mich dazu veranlaßten, sofort den nächsten Tag als Rasttag zu bestimmen, als die Karawane eintraf. Man konnte es sowohl an der Landschaft als auch an der Witterung recht gut bemerken, daß wir uns nun in tiefer liegenden Gegenden befanden, denn nicht nur, daß der Abend mit einer Temperatur von  $10^{1/2}0$  um 8 Uhr der wärmste war, den wir seit dem Betreten des Landes gehabt hatten, auch der ganzen Gegend war die geringe Seehöhe anzumerken. Wachholdersträucher bedeckten in kleinen Gruppen den Boden, der sonst ziemlich dicht mit kurzem Gras bewachsen war; weit auffallender aber war das plötzliche Wiederauftreten zahlreicher Tiergruppen, von denen wir die meisten in höheren Regionen überhaupt noch nicht angetroffen hatten. Ganz abgesehen davon, daß die Eidechsen viel zahlreicher wurden, fanden sich nun auch in größeren Mengen Dämmerungsschmetterlinge, Heuschrecken und Fliegen, Libellen und außerordentlich viel schnepfenartige Vögel; auch ein Specht und einige Exemplare der zierlichen schwarz-weiß-rot gefärbten Mauerläufer der Gattung *Tichodroma*. In der Entfernung von einigen Kilometern waren auf der Wiese auch zwei Kraniche zu sehen, mit schwarzem Kopf und schwarzen Flügeldeckfedern, sonst aber grau. Näher in Augenschein nehmen konnte

ich diese Vögel leider nicht, denn sie waren außerordentlich vorsichtig, und als Weichbold versuchte, sich ihnen mit der Büchse zu nähern, flogen sie sehr bald auf und verschwanden talabwärts. Ich bin infolgedessen auch nicht in der Lage zu sagen, welcher Art die beiden Kraniche angehörten, vermutlich aber war es der Jungfernkranich, dessen Vorkommen hier nicht allzu verwunderlich wäre.

Die Tschangpas von den nahe gelegenen Zelten kamen bald herüber, um uns zu besuchen, und wir konnten von ihnen nicht nur eine kleine Ziege kaufen, sondern auch drei Pfund Zucker, ein Artikel, der uns bereits ausgegangen war und deshalb doppelt willkommen. In



Lager XXXV.

Anbetracht der geringen Menge aber wurde er für meinen persönlichen Bedarf reserviert.

Am Morgen des folgenden Tages — es war ein Sonntag — erlebte ich den Schmerz, den treuen Schwarzbraunen verendet aufzufinden. Mit ihm war das letzte der sechzehn Pferde, die ich von Polu aus mitgenommen hatte, gestorben; der Verlust war um so betrübender, als ich gehofft hatte, wenigstens dieses eine, kräftigste meiner Pferde durch die ganze Reise durchzubringen. Es hatte seinen letzten Kollegen um ungefähr drei Wochen überlebt und war bis zur Zeit des Aufbruches aus dem Lager XXXIII verhältnismäßig gut bei Kräften gewesen. Ich war allerdings schon so weit abgestumpft, daß der Tod



eines der Tragtiere keinen bedeutenden Eindruck mehr machen konnte, aber gerade bei diesem letzten ging mir die Sache doch zu Herzen. Als ich ihn in Jarkent gekauft hatte, hatte er buchstäblich den Teufel im Leib gehabt, kein anderes Pferd, das ich in Turkestan sah, hatte es ihm an Feuer und Ungestüm gleich tun können; und auch später, wenn alle anderen Pferde bei der Ankunft im Lager froh waren, sich auf den Boden hinstrecken zu können oder mit langsamen Schritten von Grasbüschel zu Grasbüschel zogen, selbst dann noch hatte der Schwarzbraune seinen Übermut beibehalten und hatte oft seine ermüdeten Kameraden durch beständige mutwillige Angriffe zur Verzweiflung gebracht. Jetzt lag auch er starr und steif und fort war die Hoffnung, daß er je wieder in Ladak oder Indien bei gutem Futter und mäßiger Arbeit ein besseres Dasein würde fortführen können.

Voll Neid sah ich zu den Kiangs hinüber, die weiter gegen Osten in starken Rudeln über die Ebene jagten, ganz zu ihrem eigenen Vergnügen, nicht getrieben von Sporn oder Peitsche. Es waren auf einen Umkreis von wenigen Quadratkilometern wenigstens 300 Stück von ihnen zu sehen, zum Teil auch junge, die nicht viel älter sein konnten als drei Monate. Diese schöne Gelegenheit zur Jagd sollte nicht ungenützt vorüber gehen und als ein Trupp von sechs Stück in der Richtung nach unserem Lager herüber zu traben begann, schickte ich Weichbold aus, um den Leithengst zur Strecke zu bringen. Der Wind war für den Jäger günstig und ich verfolgte Weichbolds Bewegungen vom Lager aus mit dem Feldstecher. Die Tiere begannen bald unruhig zu sichern und zogen sich zurück, bis auf den Hengst, der entweder seiner Familie den Rücken decken wollte, oder einfach aus Neugier stehen blieb. Der Schuß fiel, der Kiang stürzte, erhob sich aber sehr bald wieder und sprang in kurzem Galopp nach der Ebene hinaus. Auf eine Entfernung, die mir ganz unmöglich vorkam, schickte Weichbold ihm eine zweite Kugel nach; sie traf aber und diesmal stand der Hengst nicht mehr auf. Meine Leute, die ebenso wie ich den Ausgang der Jagd mit Spannung verfolgt hatten, bestürmten mich diesmal mit der Bitte, daß man dieses Stück halal machen sollte, denn sie waren alle sehr darauf erpicht, von dem Fleisch zu essen, das ihnen als Leckerbissen galt, und das sie bisher auf meiner Reise noch nicht gekostet hatten. Ich hatte mit Weichbold bereits verabredet, daß er im Falle eines glücklichen Ausganges einfach bei seiner Beute warten solle und ging nun mit Said Agul und einem Esel nebst Meßband und Präparierbesteck hin. Der Kiang zuckte noch ein wenig als wir ankamen, trotzdem ihm der zweite Schuß, wie sich später herausstellte, beide Lungenflügel und das Herz durchbohrt hatte. In Anbetracht des großen Gewichtes des geschossenen Tieres verzichtete

Said Agul diesmal darauf, es mit dem Kopf nach Mekka zu drehen und begnügte sich auch auf meine Anordnung mit einem ganz kleinen Einschnitt am Hals, denn ich wollte das Fell möglichst wenig verletzt haben. Der Kiang war übrigens schon eine Minute nach unserem Eintreffen tot und ich begann ihn nun wie gewöhnlich abzumessen. Es war gleich zu sehen gewesen, daß er um vieles größer war als die beiden ersten geschossenen Stücke und zwar war seine Gesamtlänge, die Schwanzhaare nicht gerechnet, 2 m 80 cm. In der Schulterhöhe übertraf er das Exemplar vom Apo-zo noch um 15 cm. Es war ein vollkommen erwachsener Hengst und auch an ihm waren noch vereinzelte Büschel des langen Winterhaares, das aber sehr leicht ausging und in den nächsten Tagen von selbst ausgefallen wäre. Ein richtiger Wechsel zwischen Sommer- und Winterkleidung findet übrigens bei den Kiangs ebensowenig statt wie bei den Antilopen, sondern es wird nur die wärmste Jahreszeit dazu benutzt, um den alten Pelz abzustoßen und den neuen, der dann schon vollkommen ausgefärbt ist, nachwachsen zu lassen.

Ich ging bald wieder nach dem Lager zurück und ließ mir dort mein Pferd satteln, dann belud ich es noch mit meinem Universalinstrument samt Stativ, nahm meine Flinte und ein paar Sammelgläser und ritt mehrere Stunden gegen Osten talab. Bald konnte ich sehen, daß meine ursprüngliche Annahme bezüglich des Flusses, an dem wir uns befanden, unrichtig war; ich hatte gedacht, er müsse eine Fortsetzung desjenigen vom Lager XXXIII. sein, doch konnte ich bald das Gegenteil unzweifelhaft feststellen. Ich hatte nämlich vom Lager XXXIII. aus das dortige nach Südosten verlaufende Tal so weit verfolgen können, daß ich jetzt unbedingt hätte einen Punkt erreichen müssen, der mir auch vom Lager XXXIII. aus sicher gewesen wäre. Dazu kam noch, daß ich sehr bald an der Stelle anlangte, wo der Fluß, den ich augenblicklich stromauf ritt, entsprang. Er entstand nicht aus zahlreichen kleinen Quellbächen, sondern an einer Stelle etwa 15 km oberhalb des Lagers entsprang er seiner ganzen Stärke nach aus einem stattlichen Komplex zahlreicher Quellen, unmittelbar aus der Felswand. Nur von Süden her bekam er einen kleinen Zuzug aus einem Nebental, aber auch dieser war, wie ich mich bald überzeugen konnte, sehr geringfügig. Um aber meiner Sache ganz sicher zu sein, band ich meinen Gaul noch ein paar Kilometer weiter gegen Osten am Fuß eines ziemlich isolierten Vorberges fest und stieg unter der nicht unbedeutenden Last meines Instrumentes bis auf den Gipfel. Von oben konnte ich nun die Gegend sehr schön überblicken und erkannte im Norden auch sofort die Berge wieder, die das Tal vom Lager XXXIII. einsäumten. Ganz unzweifelhaft war nun zu erkennen, daß eine lang-

gezogene Wasserscheide die beiden Täler trennte und daß der Fluß vom Lager XXXIII. in einen rings von Bergen eingeschlossenen Kessel mündete, in dem sich offenbar ein abflußloser See befand. Das Tal, in dem ich herauf gekommen war, konnte ich von meinem Standpunkt aus auf ungefähr 50 km stromauf verfolgen, bis es sich am Fuß einer beträchtlichen Bergkette in eine Anzahl von kleinen Tälern gabelte. Auch den Paß von Spanglung konnte ich von hier aus sehen und weiter talab den Verlauf unseres Flusses erkennen, der nun offenbar nirgends anders hinfließen konnte als nach dem östlichen Ende der Pangong-Kette; dies stimmte auch mit der Karte von Rawling und Deasy gut überein und ich wußte nun, daß wir keinen Paß mehr vor uns hatten, bis wir zu diesen Seen kommen würden.

Ausnahmsweise ließ mich der Wind diesmal in Ruhe arbeiten und ich hörte nicht eher auf, bis ich nicht alles, was ich im Umkreis erblicken konnte, anvisiert und eingezeichnet hatte. Dann aber war es hoch an der Zeit umzukehren, wenn ich vor der Dunkelheit im Lager eintreffen wollte. Mein Pferd war noch dort, wo ich es gelassen hatte, und der Eifer, mit dem es dann dem Lager zustrebte, kürzte meinen Weg bedeutend ab. Nur zweimal hielt ich an: das erstemal, um die Ruinen eines vermutlich ehemals sehr stattlichen Wachturms zu untersuchen, an denen ich schon beim Ritt stromauf vorbeigekommen war. Das zweitemal, um in den Quellen des Baches in kurzer Arbeit eine Menge von Krebschen, kleinen Fischen, Schwimmkäfern, Würmern und Insektenlarven zu sammeln. Außerdem machte ich unter den umherliegenden Felstrümmern eine stattliche Ausbeute an Spinnen, Käfern, Tausendfüßlern und Asseln; obendrein fing ich noch dreizehn Eidechsen, eine Libelle und einen Weißling. Die Kiangs waren in der ganzen Ebene ebenso zahlreich wie am Morgen, und als ich um einen kleinen Felsvorsprung bog, sah ich mich einer Stute mit zwei Jungen ungefähr 150 Schritte gegenüber. Die Tiere kehrten mir den Rücken zu und ich lenkte meinen Gaul sofort wieder hinter die schützende Felswand. Dann nahm ich den Triöder heraus und sah mir aus guter Deckung die hübsche Familiengruppe in aller Ruhe an. Ich hatte außer den Schrotpatronen noch eine Kugelpatrone für die Schrotflinte mit mir und ich kämpfte sehr mit der Versuchung, aus meinem sicheren Hinterhalt eines der jungen Pferdchen abzuschießen. Sein Fell wäre mir nicht unwillkommen gewesen, aber ich gab mein Vorhaben auf, in der Erwägung, daß der Kugelschuß aus dem Schrotlauf nicht treffsicher genug und vielleicht auch nicht scharf genug sein könnte, um das Tier sofort zu fällen. Von der Geschwindigkeit, mit der angeschossene Kiangs davongehen, hatte ich bereits genügend Proben erhalten. So beschränkte ich mich darauf, zu beobachten, welche Folgen mein plötz-

liches Erscheinen im Gesichtskreis der Tiere haben würde. Ich zeigte mich erst mit dem Oberleib, ohne daß sich irgend etwas besonderes ereignete; die Stute sah für einen Augenblick zu mir herüber, dann aber graste sie ruhig weiter. Die Entfernung aber hatte sich trotzdem nahezu verdoppelt, da die drei Kiangs fortwährend weidend vorwärts gingen. Nun kam ich ganz hervor und schwenkte meinen Hut hoch in der Luft. Daraufhin rissen die drei etwa 300 Schritt weit aus, blieben aber dann wieder stehen und blickten unsicher zu mir herüber. Weiter zu grasen wagten sie nun doch nicht mehr, und als ich wieder auf mein Pferd gestiegen war und nun in raschem Trab auf sie zuritt, flüchteten sie eiligst in die Ebene hinaus, mit aner kennenswerter Geschwindigkeit, was die Jungen anbelangt.

Die Sonne ging eben unter, als ich im Lager eintraf, und im großen Kessel dampfte bereits der Kiangbraten. Man hatte diesmal sowohl gekocht als auch gebraten und hatte die zuerst fertiggestellte Portion Reisfleisch in zwei kleinere Kessel verteilt, um dann ein paar große Stücke Fleisch in Fett zu braten. Man brachte mir zum Abendessen von beiden Gerichten und ich fand das Fleisch in der Tat sehr schmackhaft, wenngleich ziemlich zäh und grobfaserig. Auch meinen Begleitern schmeckte es vorzüglich und ich war ganz verblüfft, als ich nach einer Stunde fand, daß sie alles, was den ganzen Tag über zubereitet worden war, bereits aufgegessen hatten. Bis auf Weichbold und Jorpuntsok schliefen sie alle neben dem herunterglimmenden Feuer. Von diesen beiden war Weichbold mit dem Abfleischen des Kiangschädels beschäftigt, während die Haut bereits sauber ausgespannt und zum Schutz gegen unsere Hunde mit dem großen Stück Wachsleinwand zugedeckt war, das gewöhnlich unter den Boden des Mannschaftszeltes gebreitet wurde. Jorpuntsok lag der Länge nach am Feuer und benutzte das Licht der letzten Flämmchen, um emsig an seinem tibetanischen Wörterbuch zu arbeiten. Auch ich ging wieder in mein Zelt und begann meine reiche Ausbeute von kleinen Tieren zu sichten und zu verpacken, um dann von jeder der gesammelten Eidechsen eine genaue Farbbeschreibung in mein zoologisches Notizbuch aufzunehmen. Diese Beschäftigung war durchaus nicht überflüssig, denn besonders bei Reptilien verflüchtigen sich die zarten Farben ziemlich rasch, wenn man die Tiere in die Konservierflüssigkeit bringt, besonders wenn diese Alkohol ist. In Formol halten sich die Farben etwas besser, obzwar sie auch darin bei weitem nicht beständig sind. Alkohol aber vermag die zarten Farbenanflüge besonders der Hochzeitskleider männlicher Eidechsen in wenigen Minuten zu verblassen, so daß ich mir die Farben regelmäßig notieren mußte, bevor ich die Eidechse konservierte. Als ich so weit war, nahm ich meine Kartenskizze vor und saß über

dieser wieder  $1\frac{1}{2}$  Stunden, und als ich dann mein Tagebuch und das baro-thermometrische Journal fertig hatte, fand ich zu meiner Überraschung, daß es bereits  $\frac{1}{23}$  Uhr früh war. Schleunigst ging ich zu Bett, um bis zum Aufbruch wenigstens noch ein paar Stunden Schlaf genießen zu können. Die Nacht war mild und windstill und der Aufenthalt im Zelt recht angenehm. Das Thermometer sank auch nicht tiefer als minus  $1\frac{1}{2}^0$ , und als ich kurz vor dem Zubettgehen noch einmal nachsah, stand es gerade auf  $1^0$  unter Null.

27. August. Das Tal setzte sich ohne nennenswerte Krümmungen nach West-Süd-West fort, wenigstens seiner hauptsächlichsten Gestalt nach. Der Fluß jedoch machte in der ebenen Talsohle und oftmals veranlaßt dazu durch isolierte Hügel aus grauem Mergel, zahllose Windungen und floß bei beträchtlicher Tiefe sehr langsam dahin. Ich ritt dicht am Ufer, so weit es mir die manchmal sehr breiten sumpfigen Streifen gestatteten, und sah eine Unmenge von Fischen derselben Art, wie wir sie bereits bei Lager XXXIII gefangen hatten. Es brauchte uns an diesem Tag nicht darum bange zu sein, einen guten Lagerplatz zu erreichen, denn die Grasinseln waren sehr zahlreich und bald begann auch ziemlich dichtes Buschwerk den Boden zu bedecken, so daß wir fast an jeder Stelle die drei wichtigsten Faktoren: Gras, Wasser und Brennholz beisammen finden konnten. Ich kümmerte mich auch gar nicht um die Karawane, sondern hatte Jorpuntsok lediglich aufgetragen, nicht länger als bis 5 Uhr nachmittags zu marschieren, da ich hoffte, im Verlauf des Marsches oder beim Eintreffen im Lager selbst noch größere Tieraussbeute zu machen und einige Arbeitsstunden für sie übrig haben wollte.

Die Gegend ließ an landschaftlicher Großartigkeit nichts zu wünschen übrig. Hart abgesetzt von dem ebenen Talboden erhoben sich hinter wenig ausgedehnten Vorhügeln rechts und links schroffe und vielgestaltige Felswände mit wildzerklüfteten Kämmen und schneidigen Gipfeln. Die höchste von ihnen mag etwa eine relative Höhe von 1000 m gehabt haben. Diese beiden parallelen Bergwände verhinderten allerdings jeden Ausblick auf das, was über sie hinaus lag, aber ich hatte genug damit zu tun, ihre launenhaften Krümmungen und die zahlreichen engen Seitentäler aufzunehmen und einzuzeichnen. Zwischendurch ging ich auch einmal wieder ein Stück zu Fuß und fing mit der Reitpeitsche eine Eidechse nach der anderen, die ich alle in das große Glas steckte, das ich in meiner rechten Satteltasche trug. Als sich dann wieder zwei Kraniche zeigten, vermutlich dieselben, die sich Weichbolds Verfolgung tags vorher entzogen hatten, band ich den Zügel seines Pferdes an meinen Sattel und er ging, um an einer geeigneten Stelle den Fluß zu durchwaten und sich am anderen Talhang

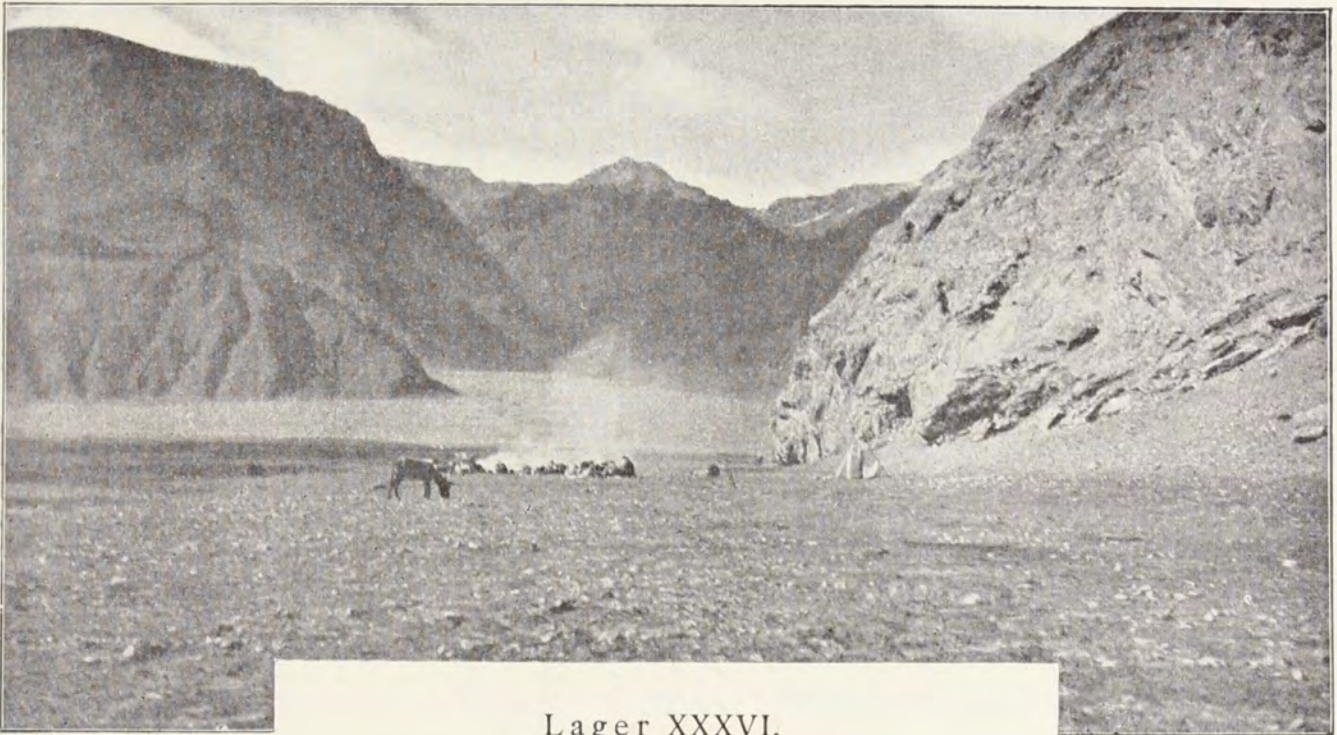
an die beiden Vögel heran zu schleichen. Ich ritt in gleichmäßigem Tempo weiter, denn auf mich und die zwei Pferde war offenbar die Aufmerksamkeit der Kraniche konzentriert; trotzdem hatten sie auch Weichbold schon bemerkt, und so oft er anhielt, um zu einem sicheren Schuß zu kommen, flogen sie elegant auf, um sich ein paar hundert Schritte stromab wieder niederzulassen. Es war ausgemacht, daß Weichbold mit dem Taschentuch winken sollte, wenn er sein Pferd wiederhaben wollte; er gab aber erst nach zwei Stunden dieses Zeichen und ich band sein Pferd an einem Felsblock fest, wo er es bald einholte und mir dann nachgeritten kam. Die Kiangs waren hier noch viel zahlreicher als bisher; wir hatten beständig wenigstens hundert von ihnen in Sicht. Manchmal kamen sie bis auf 120 Schritt und weniger heran und es wäre eine Kleinigkeit gewesen, wieder einen von ihnen zu schießen. Dies war aber nun überflüssig, denn einerseits hatten wir bereits drei schöne Exemplare, andererseits war anzunehmen, daß sie auch weiterhin so häufig bleiben würden und daß Zeit genug zur Jagd sein würde, wenn wir erst in oder bei Rudok anlangten.

Ich machte mir kein Hehl daraus, daß man uns wahrscheinlich Schwierigkeiten machen würde, diese Stadt zu erreichen, zumal mir jetzt schon bekannt war, daß die dortigen Behörden über Größe, Art und Bewaffnung meiner Karawane unterrichtet wären. Vielmehr wartete ich stündlich darauf, den ersten Abgesandten der Tibetaner zu begegnen und hatte bereits mit Jorpuntsok genau verabredet, was wir in diesem Fall sagen und tun wollten.

Inzwischen hatten wir die Karawane wieder eingeholt, als sie gerade — es war 5<sup>1/2</sup> Uhr nachmittags — an einen Platz kam, auf dem einige Händler aus Lahaul mit einer großen Schafherde und einer Menge von Schafwollballen lagerten. Diese Gebirgsbewohner der indisch-tibetanischen Grenze sind es hauptsächlich, die den Verkehr zwischen den nomadisierenden Tschangpa's einerseits, der sesshaften tibetanischen Bevölkerung und der von Ladak und Lahaul andererseits vermitteln. Ihnen war ein europäisches Gesicht nichts fremdes, und sie begrüßten mich mit der ganzen wohlwollenden Hochachtung, die sie als englische Untertanen dem Europäer gegenüber bereit hatten. Nun hatte Jorpuntsok Gelegenheit, seine Kenntnisse der Urdu-Sprache zu verwerten, die als allgemeine Verkehrssprache in Nordindien und Kaschmir fast ausnahmslos giltig ist. Die Händler verkauften uns mit großer Bereitwilligkeit ein Schaf und einige Kilogramm Zucker, außerdem nahm ich ihnen noch zwei Antilopenschädel ab, die sie sorgsam mit der Haut präpariert hatten, um sie in Lahaul an englische Sportleute zu verkaufen. Sie verwendeten als Tragtiere ausschließlich Schafe

und ihre Herde bestand, wie sie sagten, aus 800 Stück. Die Schafe jedoch werden nicht bis Indien mitgenommen, sondern bleiben zeitlebens im Hochland. Von den Grenzorten aus werden die Waren auf Yaks, Pferden oder Eseln weiter befördert, ebenso von Indien bis an die Grenze herauf, wo dann die Schafe in Aktion treten. Die Leute waren alle zu Fuß und kamen nicht nur deshalb, sondern besonders wegen der Größe ihrer Schafherde und wegen der vielen Umständlichkeiten, die mit dem Beladen und Weitertreiben einer solchen verbunden sind, nur in sehr kurzen Tagemärschen weiter. Wie sie sagten, begnügten sie sich täglich mit einer Marschleistung von 5—6 englischen Meilen (Eine engl. Meile = 1609 m).

Während ich mich sofort über meine Eidechsen hermachte, ging



Lager XXXVI.

Jorpuntsok mit der Flinte, Weichbold mit dem Mauser auf die Jagd und jeder mit großem Erfolg. Jorpuntsok brachte eine Ente, eine Schnepfe und eine Felsenschwalbe mit heim, Weichbold dagegen eine weit stattlichere Beute, nämlich einen großen Seeadler, den er mit der Kugel von einem Felsvorsprung heruntergeschossen hatte; es war ein Weibchen und ich fand in seinem Magen sowohl Hühner- als auch Fischknochen. Den Darm fraß leider der fuchsrote Hund, bevor ich ihn auf Eingeweidewürmer hatte untersuchen können. Es war nun fast notwendig, am nächsten Tag wieder zu rasten, denn der Adler mußte natürlich ebenso wie die übrigen Vögel abgebalgt und ausgestopft werden, und ich ordnete um so lieber an, den nächsten Tag im Lager zu bleiben, als das Wetter geradezu prächtig war und ich noch möglichst lange ungestört arbeiten wollte, bevor die Schwierigkeiten be-

gannen, denen ich gleichzeitig mit dem Antreffen der seßhaften Bevölkerung entgegensah. Der Tag war nahezu windstill gewesen und um 8 Uhr abends hatte es im Freien plus 12<sup>0</sup>. Es wäre heute wieder Gelegenheit gewesen ein Fest zu feiern, nämlich den 35. Jahrestag der Verheiratung meiner Eltern, aber leider hatten wir die zwei Flaschen Rum bereits ausgetrunken und auch der Zigarettenvorrat begann so knapp zu werden, daß größere Extravaganzen unterbleiben mußten. Die einzige Neuerung, die ich an diesem Tag einführte, bestand darin, daß ich meinen Schafpelz abends nicht mehr anzog und ihn auch tagsüber nicht von meinem Reitpferd, sondern von einem der Packtiere tragen ließ.

In der Nacht regnete es heftig; der Morgen war bewölkt und windstill. Gerade soviel Sonne kam zum Vorschein, daß ich die erste Serie meiner Längenbestimmung machen konnte, und erst im Laufe des Nachmittags heiterte der Himmel sich ein wenig auf. Die Lahaulhändler waren am Morgen weitergezogen, von Tibetanern war in der Nähe nichts zu sehen. In einigen Tümpeln nahe beim Lager fand ich eine so außerordentlich reiche Kleintierwelt, daß ich mich sofort auf eine mehrstündige Sammelarbeit einrichtete, während Weichbold und Jorpuntsok wieder auf die Jagd gingen. Zum Frühstück hatte ich mir trotz des Entsetzens meiner Leute die Brust des Seeadlers braten lassen; sie war aber wegen des tranigen Geschmacks wirklich ungenießbar und ich verteilte sie zwischen die zwei Hunde. Dann war ich bis ungefähr 3 Uhr nachmittags mit meinen Wassertierchen beschäftigt, und als ich zum Lager zurückkam, bis zum Abend mit dem Sortieren der Beute. Jorpuntsok und Weichbold brachten im Laufe des Tages drei Schnepfen, zwei Seeschwalben, einen Sägetaucher, zwei Wildgänse und einen Falken zusammen, so daß sich die Notwendigkeit zeigte, noch einen weiteren Rasttag anzuordnen. Im Magen des Falken fand ich den wohlerhaltenen Schädel eines kleinen Nagetieres, das offenbar derselben Art angehörte, der ich bei Paldan-ri solange erfolglos nachgestellt hatte. Auf diese merkwürdige Art also kam ich in den Besitz eines Sammelstückes, zu dessen Erreichung ich viele Stunden erfolglos verwendet hatte. Der Darm des Sägetauchers (*Mergus*) war bis zum Platzen voll angefüllt mit Würmern der Gattung *Ligula*, die bekanntlich auch bei unseren Wasservögeln, besonders bei Schnepfen, außerordentlich häufig sind und die von absonderlichen Feinschmeckern mit Vergnügen gegessen werden. Außerdem aber hatte mir meine Sammel-  
exkursion noch einige hundert Exemplare von Strudelwürmern, Schwimmkäfern, Krebsen, Milben, Schnecken, Spinnen, Asseln und Insektenlarven geliefert, und der Tag war fast ebenso voll mit Arbeit wie der Darm des Vogels es mit Würmern gewesen war.



Während der Nacht waren in der Nähe drei Tibetaner mit einem kleinen Zelt und ungefähr einem Dutzend Schafen angekommen. Es war schon zur Gewohnheit geworden, daß ich alle diese Leute sofort fragte, ob sie mir Gebetsmühlen oder sonstige Geräte, sowie Schädel, Hörner oder Felle von Tieren verkaufen wollten; diesmal hatten die Leute ein schönes Wolfsfell, das sie bereits zu einem unförmlichen Popanz ausgestopft hatten und das sie mir nach langem Handeln für fünf Rupien überließen. Das Fell war zwar vollständig, den Schädel aber hatten die Leute mit dem übrigen Kadaver liegen lassen und zwar, wie sie sagten, drei Tagereisen weit gegen Osten. An diesem Tag kam auch Said Agul, um sich eine Flinte auszubitten, obzwar er sich bisher nie von der waidmännischen Seite gezeigt hatte. Als ich sie ihm aber gab, war er bereits nach einer Stunde wieder zurück und hatte nicht nur einen erwachsenen Sägetaucher geschossen, sondern auch zwei Junge, die noch nicht flügge waren, gefangen. Alle drei Stück hatte er sofort halal gemacht, d. h. er hatte ihnen einfach die Köpfe abgeschnitten. Für die Sammlung waren sie nun weniger zu brauchen, obzwar ich sie trotzdem abbalgte, desto besser aber für die Küche und diesmal meinten die Leute selbst, daß der Braten sehr gut werden würde. Ich glaubte dies ganz gerne, denn im Allgemeinen schmecken selbst Tiere, die man für gewöhnlich als ungenießbar bezeichnet, viel besser als man denken sollte. So habe ich selbst wiederholt das Fleisch von Falken, Möven und Kormoranen gegessen, ohne an ihm unangenehme Eigenschaften zu entdecken. Auch der Taucher schmeckte fast genau wie eine Wildente, ohne irgend welchen tranigen Beigeschmack. Jorpuntsok brachte noch eine Wildgans, während Weichbold mit großer Ausdauer, aber leider vergeblich, auf Adler pürschte. Nachmittags ging ich ebenfalls mit der Flinte aus, vertauschte sie aber bald mit dem Schmetterlingsnetz, denn hier begannen sich Schmetterlinge in großer Zahl zu zeigen. Ich brachte von diesem Ausflug allein sechs Exemplare mit, geriet aber, da ich mich zu weit vom Lager entfernt hatte, in einen fürchterlichen Gewitterregen, der mich binnen kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäßte. Ich mußte mich im Zelt vollständig umkleiden und dann verging der Abend unter der gewöhnlichen Präparier- und Schreibearbeit.

Noch bevor wir am 30. August aufbrachen, wurden der bereits vorhandenen Ausbeute zwei weitere Vögel hinzugefügt und damit kam eine Periode reicher zoologischer Sammelarbeit zu Ende. Seit unserem Eintreffen im Lager XXXIII. war mein Sammelkatalog um 215 Nummern fortgeschritten. Damit ist aber noch nicht die Zahl der erbeuteten Exemplare angegeben, denn nur Wirbeltiere und Schmetterlinge erhielten in meinem Katalog je eine Nummer per Stück. Alles übrige

wurde glasweise oder schachtelweise verpackt und es kam sehr wohl vor, daß ein großes Glas, in dem einige hundert Exemplare verschiedener kleinerer Tiergattungen waren, zusammen nur eine Nummer erhielt. Ich hatte nun bereits außer zahlreichen Fellen und Skeletten 92 ausgestopfte Vögel und diese nahmen hübsch viel Raum weg trotz ihres verhältnismäßig geringen Gewichts. Besonders die großen Stücke, wie Wildgänse und Raubvögel, machten bei der Verpackung viel zu schaffen, da man sie natürlich sehr sorgfältig einwickeln mußte, um eine Beschädigung der Flügel- oder Schwanzfedern zu verhindern. Gewöhnlich wurde es in der Weise gemacht, daß der Vogel ganz wie eine ägyptische Mumie eingewickelt und mit einem Brettchen oder einem Stück Pappdeckel als Schutz für den Schwanz versehen wurde. Je nach ihrer Größe wurden dann die Vögel zu mehreren in einen Sack gesteckt und dieser wieder mit Stricken so fest verschnürt, daß ein Rütteln oder Verschieben des Inhaltes ausgeschlossen war. Leere Säcke hatten wir in schwerer Menge, denn wir hatten bisher nur den Inhalt aufgebraucht oder zurückgelassen, die Säcke aber stets mit uns genommen. Ganz abgesehen von ihrer Verwertung zu allen möglichen Zwecken, stellten sie nämlich einen nicht unbedeutenden Wert dar, wengleich nicht nach europäischen Begriffen. Sie waren aus Baumwollschnüren dicht geflochten und der Anschaffungspreis war vier bis sieben Tegas per Stück gewesen. Ganz besonders wurden sie von meinen eingeborenen Begleitern gehütet, denn diese konnten sich wohl denken, daß ich die Säcke nicht mit mir nach Europa nehmen, sondern sie wahrscheinlich bei Beendigung meiner Reise unter die Mannschaft verteilen würde. Außer den großen Säcken, die, wenn sie mit Getreide gefüllt waren, je eine halbe Last darstellten, hatten wir noch dreißig sogenannte „Kurdschuns“, das sind kleine Doppelsäcke aus dem gleichen Material wie die großen, die ein Reiter bequem vor oder hinter dem Sattel anbringen kann und die mit einer sehr sinnreichen Vorrichtung ineinander gesteckter Schlingen fest verschlossen werden können. Wenn man überdies an der letzten Schlinge ein Vorhängeschloß anbrachte, so war der Sack nicht zu öffnen, man hätte ihn denn zerschnitten. Auch an Vorhängeschlössern hatten wir keinen Mangel, denn viele Kisten waren im Verlauf der Reise zu Brennholz zerschlagen worden und an jeder waren zwei Vorhängeschlösser gewesen.

Wir hatten, wie ich bereits erwähnt habe, schon seit langem kein Getreide mehr, Mehl nur noch wenige Kilogramm und von Reis nicht viel mehr. Auch die Konserven waren zu Ende bis auf zwölf Büchsen, die ich als letzten eisernen Vorrat in meiner Privatkiste hatte und das einzige, von dem wir noch verhältnismäßig größere Mengen

besaßen, war Schokolade. Im Ganzen sah es also mit unserer Verproviantierung ganz und gar nicht günstig aus; diese Tatsache war mir umso unangenehmer, als jetzt das Zusammentreffen mit den tibetischen Behörden stündlich stattfinden konnte und ich dann auf ihre Unterstützung angewiesen war. Die Tschangpas, von denen ich das Wolfsfell gekauft hatte, waren zum Verkauf eines Schafes nicht zu bewegen gewesen und nur von den Lahaulhändlern hatte ich ein Schaf und eine kleine Ziege erstehen können. Während der dreitägigen Rast aber war das Schaf vollständig und das Zicklein zur Hälfte aufgezehrt worden. Dafür hatten wir allerdings eine große Wildgans, die schon der ganzen Gesellschaft ein Abendessen liefern konnte.

Unser Weg führte weiter durch das Tal hinab, von dem ich nun auch durch die Aussage der Eingeborenen wußte, daß es direkt nach Noh am Ostende der Panggong-Seen führte. Das Gefälle war fast unmerklich, der Fluß erging sich in abenteuerlichen Windungen und strömte ganz langsam, um sich an vielen Stellen zu Sümpfen und kleinen Seen zu erweitern. Im übrigen war die Gegend heute noch großartiger als tags zuvor, und die wilden Felsberge aus rotem Sandstein zeigten eine Zerklüftung und Gliederung, die mich sehr an unsere heimatlichen Dolomiten erinnerte. Bei unserem ziemlich ereignislosen Marsch hätte ich die Schönheit der Umgebung unbeeinträchtigt genießen können, wenn nicht das Wetter an diesem Tage über alle Beschreibung scheußlich gewesen wäre. Daß es fortwährend regnete, hätte im ganzen nicht viel geschadet; ich hatte einen wasserdichten Mantel, und wenn schließlich auch meine Kleider naß wurden, so war das Unglück nicht groß. Was aber höchst lästig wirkte, das waren die überaus heftigen Sturmstöße, die in Zwischenräumen von wenigen Minuten eintraten und jedesmal große Massen von Schnee und Hagel mit sich brachten, so daß sich die Tragtiere ungeachtet aller Hiebe und allen Geschreies mit dem Hinterteil gegen den Sturm stellten und in dieser Stellung blieben, bis das Ärgste vorbei war. Es wäre auch wirklich kaum möglich gewesen, einer solchen Bö entgegen zu gehen, denn es war nicht nur ihre Vehemenz derartig, daß man sich tief im Sattel vorlegen mußte, sondern Schnee und Hagel, die uns in wirren Massen ins Gesicht schlugen, blendeten uns vollständig und man konnte oft minutenlang kaum die Augen öffnen. Besonders wenn man genötigt ist, Augengläser zu tragen, empfindet man derlei sehr unangenehm; jeder andere kann, wenn ein solcher Schauer vorbei ist, sein Gesicht abwischen und sieht wieder so klar wie zuvor, ich aber mußte immer erst meine Gläser von der Schichte Schnee reinigen, die sich darauf festgesetzt hatte und wengleich ich dies unter dem Schutz meines Mantels tat, so begannen sich Regentropfen und Schneeflocken sofort

wieder darauf niederzulassen, sowie ich sie auf die Nase setzte. Ich mußte die Krempe meines Hutes weit ins Gesicht ziehen, damit die Brille einigermaßen geschützt war, aber auch das half nichts, denn der Wind schlug sie mir dann so dicht vor die Augen, daß ich überhaupt nichts sehen konnte und mich schließlich damit begnügen mußte, fortwährend mit meinem schon durchnäßten Taschentuch die Gläser zwar nicht zu trocknen, aber doch wenigstens einigermaßen durchsichtig zu erhalten.

Trotz dieser unangenehmen Umstände war die Lockung, die vier schöne Kraniche auf uns ausübten, zu groß, als daß man nicht einen Versuch gemacht hätte, wenigstens einen von ihnen zu schießen. Sie waren jenseits des Flusses und stelzten bedächtig auf den sumpfigen mit großen Felsblöcken bestreuten Wiesen umher, stets aber die Karawane vorsichtig in Augen behaltend. Als uns einmal ein kleiner Felsrücken ihren Blicken entzog, versuchte ich es mit Weichbold, den Fluß zu durchreiten. Er war zwar schmal, aber sehr tief und trotzdem das Wasser fast still stand, waren die Pferde doch nicht so leicht hinein zu bringen. Es hätte einen kleinen Sprung von der Uferböschung gekostet und vor diesem schreckten die Pferde angstvoll zurück. Immer wieder trieben wir sie an das Ufer heran, mit Absatz und Peitsche auf ihnen arbeitend und immer wieder sperrten sie sich im letzten Moment, ohne den kleinen Sprung zu wagen. Schließlich wies ich Weichbold an, hinter mir zu reiten und fortwährend mit seiner Peitsche mein Pferd zu schlagen, während ich aus kurzer Entfernung auf das Ufer zu galoppierte. Diesmal gelang es und mein Gaul sprang mit mir ins Wasser. Das Pferd konnte gerade noch mit der Nase herausreichen, ich aber war bis an den Gürtel im Wasser und trachtete schleunigst, auf der anderen Seite das Ufer zu gewinnen. Es gelang mir nach einigen Schwierigkeiten und dann warf mir Weichbold das Ende eines langen Seiles, das er am Sattel trug, herüber; dieses wurde seinem Pferd um das Maul gebunden und ich zog nun mit aller Macht an. Unseren vereinten Kräften gelang es auch sein Pferd ins Wasser zu bringen, dort aber tauchte es unter und wälzte sich auf dem Rücken, so daß Weichbold schwimmend das Ufer erreichen mußte. Die beiden Gewehre hatte ich fürsorglich in ihren Lederfutteralen auf meinem Pferd mit herüber genommen; nun wurde der zweite Gaul ans Land gezogen und wir standen endlich naß und triefend vom Kopf bis zum Fuß in dem kalten Wind. Trotzdem aber wollten wir uns die Kraniche nicht entgehen lassen und führten die Pferde sachte bis an den Felsrücken heran, hinter dem wir die Vögel vermuteten. Dort banden wir sie fest und kletterten vorsichtig über die Trümmer, bis wir in guter



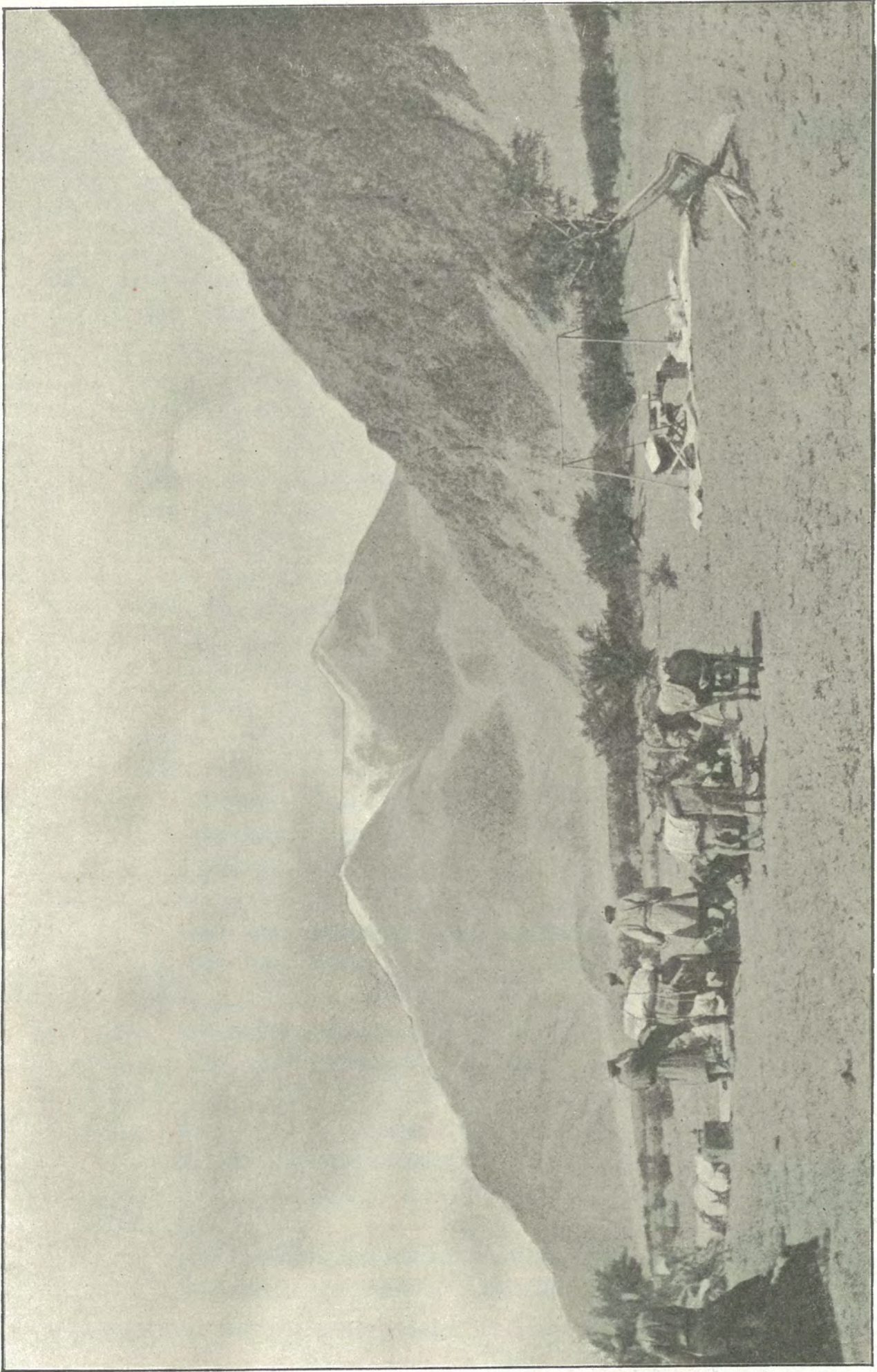
See vom 30. August.

Entfernung die Vögel vor uns sahen. Sie hatten uns aber ebenso rasch erblickt, flogen auf und strichen rasch talauswärts. Zwei Schüsse, die wir ihnen nachsandten, hatten keinen anderen Erfolg, als daß unsere Pferde sich losrissen und talaufwärts davon rannten. Unter der Last unserer durchnässten Kleider mußten wir ihnen nacheilen, hätten sie aber wahrscheinlich nie erreicht, wenn sie sich nicht in dem erwähnten Strick so sehr verschlungen hätten, daß beide zu Boden fielen. So konnten wir ihrer habhaft werden; nun aber mußten wir noch einmal durch den Fluß, obzwar wir diesmal eine etwas günstigere Stelle fanden. Wieder auf dem anderen Ufer angelangt brauchten wir unsere Tiere nicht mehr anzutreiben; ganz von selbst rannten sie der Karawane aus Leibeskräften nach und bald hatten wir den Anschluß wieder gefunden.

Das Tal verengte sich hier zu einer Art von Klause, durch die der Fluß rasch dahin strömte, unseren Weg aber mußten wir mühselig auf den durchweichten Schutthängen suchen. Bald öffnete sich die Enge wieder zu einem hochromantischen Bergkessel, in dem ein stiller kleiner See mit prachtvollem smaragdgrünen Wasser lag. In der windgeschützten Abgeschlossenheit war sein Spiegel kaum ein wenig gekräuselt und nichts Lebendes regte sich, außer einer Brandente, die mit klatschendem Flügelschlag aus dem Wasser aufflog und ängstlich schreiend davon strich. Gerade kam hinter den Wolken ein bißchen Sonne hervor, der erste freundliche Wetterblick, den wir an diesem Tag hatten. Aber er reichte hin, um den stillen See und die steilen roten und grauen Berge mit einem Schimmer feierlicher Schönheit zu umkleiden. In dem einsamen Talkessel hallten die Rufe wieder, mit denen meine Leute die Tiere antrieben, aber diese einzige Unterbrechung in der allgemeinen Stille machte diese erst recht fühlbar. Die Besserung hielt übrigens an und noch bevor wir den See hinter uns hatten, war das Stück Himmel, das wir sehen konnten, klar und blau geworden.

Bald verließen wir den Kessel durch eine zweite enge Passage und traten in eine weite Ebene hinaus, die durch die Mündung eines breiten Tales, das aus Nordosten kam, gebildet wurde. Ein starker Bach floß mitten darin, löste sich aber, bevor er in unseren Fluß mündete, in zahllose schmale Arme auf, zwischen denen sich wunderhübsche kleine Inseln aus kurzem saftigen, grünen Gras erhoben. Auch mit Blumen und Kräutern war der Boden, trotzdem er sonst steinig war, viel reicher bewachsen, als wir es in Tibet je gesehen hatten, und ich fand bald bei mir nicht mehr Platz genug, um alle die Pflanzen unterzubringen, die ich hier sammelte. Vor uns zeigte sich auch in einiger Entfernung etwas, was wir auch seit Langem nicht

gesehen hatten, nämlich eine kleine Ansammlung von Bäumen. Sie waren zwar stark verkrüppelt und im besten Falle zwei Meter hoch, aber es waren doch immerhin Bäume und keine Sträucher. Seit dem Verlassen von Polu war uns nichts derartiges untergekommen. Ich nahm einige Zweige mit mir, um sie später zu bestimmen, da ich den Baum selbst nicht kannte. Besonders erfreut aber waren meine Leute über die Aussicht, heute Abend wieder einmal ein tüchtiges Holzfeuer anzünden zu können. Nach einer weiteren Stunde Reitens zeigten sich auch einige schwarze Zelte und ein Grasfleck von einer Größe und Üppigkeit, wie wir sie auch noch nie in diesem Land gesehen hatten. Eine Menge von Schafen und einige Yaks weideten dort und im ganzen zählten wir fünf Zelte. Wie die wilde Jagd fuhr uns ein halbes Dutzend Hunde entgegen, als wir näher kamen, und es entwickelte sich ein fürchterlicher Kampf zwischen den Wächtern des tibetanischen Lagers und unseren eigenen. Wir mußten ihnen zur Hilfe kommen, da sie sonst der Übermacht erlegen wären, aber es kostete viele Mühe, die fest ineinander verbissenen Hunde zu trennen und die Angreifer in die Flucht zu schlagen. Die Tschangpas standen vor ihren Zelten und schienen sich sehr über den grimmigen Empfang zu freuen, den ihre Hunde uns bereitet hatten. Keiner von ihnen kam in die Nähe und auch als wir unser Lager aufgeschlagen hatten, fehlten die üblichen neugierigen Besucher. Es herrschte eine offenbar feindselige Stimmung und als ich Jorpuntsok nach dem größten Zelt schickte, um dort wegen des Verkaufs von Fleisch, Milch und Fett anzufragen, zogen sich die Tibetaner rasch zurück und verweigerten ihm den Eintritt. Er kam unverrichteter Dinge zurück und ich nahm die Flinte unter den Arm, um nochmals mit ihm dahin zu gehen. Nun traten wir einfach in das Zelt ein, wurden aber mit heftigem Geschrei empfangen und nur meine Flinte schützte uns davor, daß wir einige von den Steinen an den Kopf bekamen, die die Tschangpas schußbereit in der Hand hielten. Unser Verlangen, irgend etwas zu kaufen wurde rundweg abgewiesen, trotzdem ich eine ganze Hand voll Rupien aus der Tasche holte und den Leuten zeigte. Aus den anderen Zelten waren inzwischen Leute herausgekommen, die alle Schafe, die in der Nähe unseres Lagers weideten unter Geschrei und Steinwürfen forttrieben. Hier war also nichts zu machen; allem Anschein nach hatten die Tschangpas bereits aus Rudok Instruktion erhalten, wie sie sich uns gegenüber benehmen sollten, und sie kamen dieser, wie man sah, sehr pünktlich nach. Um es unsererseits an kriegerischem Auftreten nicht fehlen zu lassen, ließ ich zwei Männer mit Flinten um unser Lager auf und ab gehen und da man es offenbar darauf abgesehen hatte, uns durch Aushungern klein zu kriegen, wurde an diesem Abend nur sehr



Lager XXXVII.





spärliche Küche geführt. Als ich kurz vor Sonnen-Untergang wie gewöhnlich mein Instrument aufstellte, um die abendliche Beobachtung zu machen, flog aus einem Gebüsch ein großer Stein dicht neben mir zu Boden und ihm folgten sofort mehrere, die aber in harmloserer Entfernung niederfielen. Ich feuerte einen Schuß in die Luft und daraufhin sprangen ein paar Leute hinter den Büschen auf und rannten eiligst davon.

Nach Einbruch der Dunkelheit kam Jorpuntsok, um mir zu melden, daß zwei Abgesandte aus Rudok eingetroffen seien. Ich ließ sie zu mir ins Zelt kommen und sie setzten sich mit Jorpuntsok auf den Boden. Der eine von ihnen wies ein Petschaft und einen Ring vor, als Beweis dafür, daß sie vom Rdsong, d. h. Befehlshaber von Rudok, abgeschickt seien. Ihr Auftrag, oder vielmehr ihr Befehl, denn als solchen brachten sie ihn vor, lautete kurz dahin, daß wir auf der Stelle zusammen packen und nach Norden zurückgehen sollten. Jeder Schritt weiter nach Süden würde mit Waffengewalt zurückgewiesen werden. Die beiden benahmen sich ganz würdevoll und hatten gute Haltung. Auch mußten sie von der Ehrlichkeit des Europäers gute Begriffe haben, da sie sich zu zweit und nur mit Schwertern bewaffnet sonst nicht in unser Lager gewagt hätten. Ich hörte ruhig an, was Jorpuntsok mir übersetzte und ließ ihnen dann sagen, ich hätte ihre Worte zur Kenntnis genommen und ließe dem Rdsong sagen, daß er das beste Haus der Stadt Rudok gründlich in Stand setzen solle. Ich würde drei Wochen in dieser Stadt bleiben. Dieser Bescheid verblüffte die beiden Sendboten derart, daß sie wortlos aufstanden, zu ihren Pferden gingen und fortritten. Mir aber war durchaus nicht so leicht zu Mute, als ich mir den Anschein gegeben hatte; ich mußte mir sagen, daß wir bei der Knappheit unserer Vorräte über kurz oder lang doch kapitulieren mußten und daß natürlich von vornherein nicht daran gedacht werden konnte, einen Kampf mit Truppen aufzunehmen, die man uns gegebenenfalls entgegen schickte. Vorläufig aber hatte ich erreicht, daß ich am nächsten Tag noch weiter vorgehen konnte, und nachdem ich der Mannschaft meinen Beschluß mitgeteilt hatte, wenigstens bis zum Dorf Noh zu gehen, legte ich mich zu Bett und überdachte noch lange alle Möglichkeiten, bevor ich einschlief. Die Nacht war still und klar und lange noch konnte ich hören, wie die Tschangpas erregt miteinander sprachen und wie dann ein Reiter eiligst nach Süden abging.

Schon vor Tagesanbruch begannen die Leute die Tiere zusammen zu treiben, von denen zu meiner Überraschung keines fehlte. Ich hatte erwartet, daß die Tschangpas wenigstens einige davon, wenn nicht stehlen, so doch wegtreiben würden, aber wie es schien, wagten

sie sich nicht in die Nähe unseres Lagers. Auch als wir abritten, saßen oder standen sie vor ihren Zelten und sahen uns schweigend zu. Mit möglichster Geschwindigkeit marschierten wir weiter und nachdem wir ungefähr eine Stunde vom Lager entfernt eine breite sumpfige Niederung passiert hatten, an der zwei Täler mit dem unserigen zusammenstießen, schloß sich das Tal wieder zu und erstreckte sich in fast gerader Richtung nach Südosten. Der Fluß selbst strömte in einer steilwandigen Senkung, im übrigen war die Talsohle außerordentlich hügelig, aber es führte darin ein wohlerkennbarer Weg. Bis hierher war ich bei der Karawane geblieben, nun aber drängte ich mit Weichbold voraus, um den Ort eines Zusammentreffens mit entgegen gesandten Tibetanern möglichst weit gegen Noh hinaus zu verschieben. Unsere eingeborenen Pferdchen gingen gut und wir ritten nur Trab und Galopp. Bald hatten wir die Karawane, die unter Jorpuntsoks Führung geblieben war, weit hinter uns gelassen und konnten sie selbst von erhöhten Punkten aus nicht mehr sehen, auch vor uns zeigte sich noch nichts; erst um 2 Uhr nachmittags entdeckte ich von einem kleinen Hügel mit dem Feldstecher eine Schar von Reitern, die uns eiligst entgegen kamen. Ich teilte Weichbold rasch meine Absicht mit und wir ritten den Tibetanern spornstreichs entgegen. Als sie uns näher kommen sahen, hielten sie an und stiegen von den Pferden, offenbar in der Meinung, daß wir bei ihnen anhalten wollten. Wir schlugen aber auf unsere Gäule los und galoppierten an ihnen vorbei. Es war ein höherer Beamter, ein alter Mann, der sich durch reiche Kleidung auszeichnete und sieben oder acht bewaffnete Begleiter. Als wir an ihnen vorbei waren, erhoben sie ein heftiges Geschrei und ich sah zurückblickend, daß sie schleunigst ihre Pferde bestiegen, um uns zu verfolgen. Wir holten nun aus den unserigen heraus, was sie hergeben konnten, und ein aufregendes Wettrennen begann. Lang hätten wir es übrigens nicht aushalten können, denn die Tibetaner waren naturgemäß besser beritten, als wir, aber sie gaben die Verfolgung nach etwa einer halben Stunde auf und ich konnte sehen, daß sie umschwenkten und zurückritten. Dann blickte ich mit dem Feldstecher hinüber. Bald erschien Jorpuntsok und als die Tibetaner mit ihm zusammen getroffen waren, konnte ich deutlich sehen, daß sie mit ihm eine überaus heftige Auseinandersetzung hatten. Es dauerte nicht lange und die ganze Gesellschaft, Jorpuntsok mit inbegriffen, begann uns wieder nachzujagen. Auch wir setzten uns wieder in rasche Gangart und kamen bald aus dem engen Tal in eine breite Ebene von Schwemmland, die mit einzelnen Bäumen bestanden war, und auf der wir rasch einen großen Vorsprung vor unseren Verfolgern gewannen. Gelegentlich

mäßigten wir das Tempo zum Trab, dann aber, sowie die Pferde etwas verschnauft hatten, ging es wieder im Galopp weiter. Unsere Verfolger rückten uns aber doch immer näher und ihr zorniges Geschrei war bereits wohl zu vernehmen. Ich hatte eigentlich erwartet, daß man uns nachschießen würde, aber es geschah nichts dergleichen.

Bei einer Biegung des Tales sahen wir plötzlich das kleine Dorf mit seinen Wiesen und einigen Feldern auf geringe Entfernung vor uns. Wir schwenkten ab und hielten darauf zu, aber womit wir nicht gerechnet hatten, war der Fluß; dieser sperrte uns nun den Weg. Er war nicht breiter, als vielleicht 25 Meter, aber sehr tief, und als



Tal oberhalb Noh.

wir versuchten, hinein zu reiten, sah ich sofort, daß er wenigstens an dieser Stelle nicht zu überschreiten war. Wir ritten, nach einer Furt suchend, ein Stück am Ufer entlang und sofort kamen vom Dorf her eine Menge von Leuten, die uns mit heftigem Geschrei empfingen und augenscheinlich unseren Übergang verhindern wollten. Inzwischen waren unsere Verfolger herangekommen und umringten uns mit vorgehaltenen Flinten und gezückten Schwertern. Dem ersten, der nach meinem Zügel griff, schlug ich zwar mit dem Peitschenstiel so über die Finger, daß er wohl lange Zeit daran dachte, im übrigen aber waren wir gut in die Falle gegangen und konnten weiter nichts mehr tun. Ich verlangte sofort nach einer Brücke oder Furt geführt zu werden, mit der man in das Dorf kommen könnte, die Tibetaner

schrien aber alle, wir müßten sofort umkehren, sonst würden sie uns töten. Die Drohung schien jedoch nicht ernst gemeint, denn als ich meinen Mauser aus dem Futteral holte, wichen alle sofort in respektvollen Abstand zurück. Weichbold und Jorpuntsok folgten meinem Beispiel und unter dem Eindruck der augenblicklichen Einschüchterung verlangte ich noch einmal kategorisch in das Dorf geführt zu werden. Der Anführer stieg vom Pferd und näherte sich, dann setzte er seine Mütze vor sich auf den Boden, hob die Daumen hoch und streckte die Zunge weit hervor. Damit war die Basis zu friedlichen Unterhandlungen gegeben und ich ließ ihm nun sagen, er solle weiter keine Schwierigkeiten machen, den Weg ins Dorf frei zu geben. Er erwiderte, daß dies unmöglich sei, denn wie ich selbst gesehen hätte, könnte man den Fluß nicht durchreiten. Auf meine Frage, wie denn er mit seinen Begleitern auf das andere Ufer gekommen sei, erwiderte er, sie hätten den Fluß kurz vor der Stelle durchritten, wo sie mit uns zusammen getroffen wären, weiter unten sei es nicht möglich, denn es gäbe weder eine Furt noch eine Brücke.

Die Unterhandlung war nicht so einfach, als ich sie hier wiedergebe, denn erstens benötigte ich dazu einen Dolmetscher und zweitens schrien alle Anwesenden fortwährend durcheinander und konnten nur zur Ruhe gebracht werden, wenn ich die Büchse, die ich vor mir auf dem Sattel hatte, erhob oder gegen einen von ihnen richtete. Dann war wieder für einen Augenblick Stille und ich konnte eine Frage an den Anführer richten. Er blieb fest dabei, daß man von hier nicht ins Dorf könne, und daß er uns überdies mit allen Mitteln daran verhindern würde, und verlangte immer von neuem, wir sollten umkehren, an dem Ort lagern, wo wir die Karawane wiedertreffen würden, und mit dieser tags darauf nach Norden zurückgehen.

Inzwischen hatte ich mir die Gegend ein bißchen angesehen und gefunden, daß der Fluß, an dessen linkem Ufer das Dorf lag, um einen ziemlich isolierten Berg eine große Krümmung machte, auf dessen anderer Seite sich die Uferebene des Sees ausbreiten mußte. Von diesem selbst konnte ich ein kleines Stückchen sehen, und es war anzunehmen, daß jenseits des Berges der Fluß breiter und leichter zu durchreiten sein mußte. Ich teilte diese Wahrnehmung meinen beiden Begleitern mit und verabredete mit ihnen, daß wir plötzlich gleichzeitig die Gewehre in Anschlag bringen sollten, um dann die Verwirrung unserer Gegner zu einem Ausbruch nach der angegebenen Richtung zu benutzen. Die List gelang auch, und wir hatten einen bedeutenden Vorsprung, bevor die Tibetaner, die alle abgesehen waren, uns wieder eingeholt hatten. Jeden Versuch, uns vorzukommen oder an unserer Seite zu reiten, wiesen wir mit erhobenen Flinten zurück, und von

der Höhe aus konnte ich nun ganz gut sehen, daß der Fluß sich in der Ebene in mehrere Arme teilte und daß er dort vermutlich leicht zu durchreiten sei.

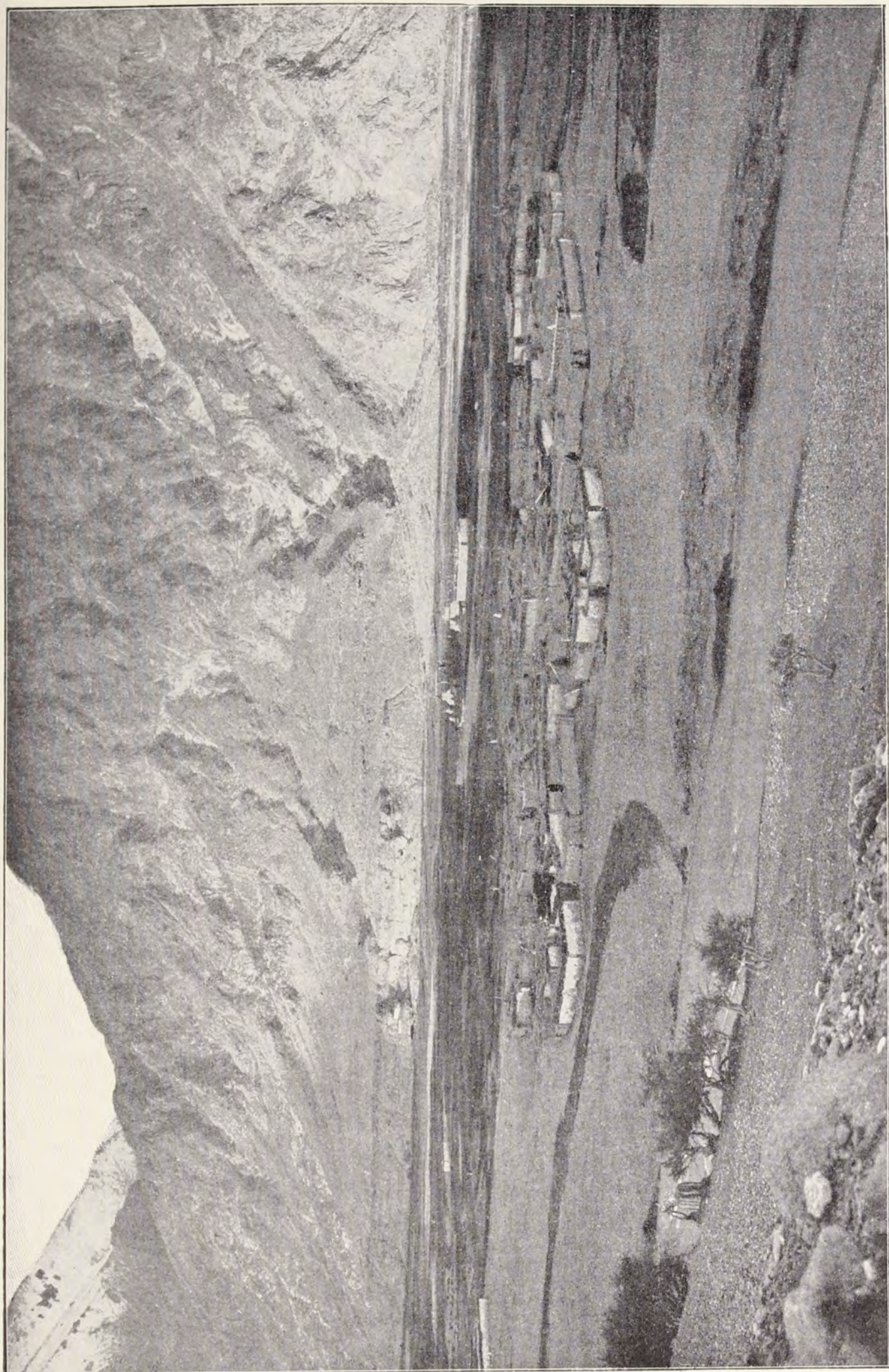
Als die Tibetaner meine Entdeckung merkten, begnügten sie sich damit, hinter uns darein zu reiten, und nach einem steilen Abstieg auf losen Schutthängen standen wir etwa zwei Kilometer unterhalb des Dorfes wieder am Fluß. Hier aber sah es nicht viel besser aus. An der Stelle, wo wir das Ufer erreichten, bestand der Fluß zwar aus drei Armen, aber zwei von ihnen waren so seicht, daß sie die Wassermengen des Hauptarmes kaum verringerten. Die Tibetaner lachten höhnisch, als sie meine neue Verlegenheit bemerkten, und im Vertrauen darauf, daß wir wieder eingehemmt seien, saßen sie alle ab und begannen ihre Gewehre und Schwerter wieder abzunehmen und gebrauchsfertig zu machen. Ich wies Jorpuntsok an, sie durch allerlei Reden hinzuhalten und ritt mit Weichbold am Fluß entlang, bis wir eine gangbare Stelle fanden. Nun schrie ich zu Jorpuntsok hinüber, er solle aufsitzen und herüber nachfolgen. Wir trieben unsere Pferde ins Wasser und hatten bald das andere Ufer erreicht. Unter heftigem Geschrei sprengten die Tibetaner hinterdrein, und einer von ihnen feuerte sogar einen Schuß ab. Ich erwiderte sofort, indem ich ebenfalls nach rückwärts in die Luft schoß, und dann ritten wir, so rasch wir konnten, auf das Dorf zu. Von dort aber kam uns bereits eine große Menge von Bewaffneten entgegen, und da wir uns außerdem an einem kleinen Graben, den wir vorher nicht gesehen hatten, ein paar Minuten aufhielten, waren wir bald von neuem umringt.

Diesmal stellten sich die aus dem Dorf Gekommenen in einer breiten Front vor uns auf und hielten uns ihre Flinten drohend entgegen. Der Kommandant selbst kam zu mir herangesprengt und sagte mir, ich solle ja nicht weiter reiten, denn auf strengen Befehl des Rdsong würden die Soldaten in diesem Falle Feuer geben. Ich erklärte nun, ich würde dort lagern, wo die Dorfwiese begann, also noch ein paar hundert Schritt weiter gegen das Dorf zu, und nach langem Parlamentieren wurde mir dies zugestanden. Inzwischen aber waren drohende Wetterwolken aufgestiegen und die Sonne begann sich zum Untergang zu rüsten. Ich verlangte nun, daß man sofort aus dem Dorf ein Zelt bringen solle, denn meine Karawane sei noch weit zurück und ich würde nicht im Freien bleiben. Als dies verweigert wurde, stieg ich sofort wieder auf und machte Miene auf das Dorf zuzureiten. Nun sagte der Beamte, ich solle nur hier bleiben, man würde ein Zelt bringen, und drei seiner Leute ritten davon, um bald mit einem großen schwarzen Zelt zurückzukehren. Es hatte nun heftig zu regnen begonnen und alle Tibetaner wollten im Zelt Unterkunft suchen; ich

ließ aber nur den Befehlshaber herein und bemerkte dabei, daß zwar auch er nicht würdig sei, im selben Zelt mit mir zu sitzen, daß ich aber mit ihm zu reden hätte und er sich deshalb auf den Boden niederlassen dürfe.

Nun waren wir mehr unter uns und ich begann den Mann in Ruhe auszufragen. Da erfuhr ich nun, daß alles so war, wie ich es bereits vermutet hatte und noch einige Neuigkeiten dazu. Der junge Hirt vom Lager XXXII hatte sofort bei den Tschangpas von Paldan-ri Meldung erstattet und diese hatten einen Boten nach Noh entsandt. Der Vorstand dieses Dorfes hatte die Meldung nach Rudok weitergegeben, und sofort waren aus dieser Stadt etwa zwanzig Soldaten nach dem Dorf gekommen, gleichzeitig mit den Boten, die uns bei Lager XXXVII getroffen hatten. Dem Dorfvorstand war streng aufgetragen worden, uns zur sofortigen Rückkehr zu zwingen, und wie er sagte, würde er nun bestraft, da ihm dies nicht gelungen war. Wenigstens soviel hatte er erreicht, daß wir sein Dorf nicht betreten hatten, und ich versprach ihm auch, dies nicht zu tun, wenn meinem Weitermarsch nach Rudok keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Nun aber meinte er, schon der Gedanke allein sei ganz unmöglich, denn nicht nur, daß für den nächsten Morgen ein neuer Nachschub an Bewaffneten zu erwarten sei, hätte der Rdsong auch alle Soldaten seiner Stadt mobilisiert, um den Weg nach Rudok zu besetzen. Das einzige, was ich tun könne, sei, einen Boten an den Rdsong zu senden, um mit ihm selbst zu verhandeln. Bei dieser Gelegenheit sollte ich beifügen, daß der Dorfvorstand seiner Pflicht nachgekommen sei, soweit es ihm möglich gewesen wäre.

Mitten in unserem Gespräch kam Mahman, um mir zu melden, daß die Karawane eingetroffen sei. Ich hatte erwartet, daß diese große Schwierigkeiten haben würde, den richtigen Weg zu finden, und war höchst erstaunt, als mir Mahman sagte, sie wären einfach über die Brücke gegangen. Ich ging sofort mit ihm und er zeigte mir auch an einer Stelle, wo der Fluß eine große Krümmung machte, nach dem Berge zu, eine Brücke, die zwar sehr baufällig und primitiv, aber immerhin benutzbar war. Diese Brücke war wieder dem Dorfe um einige Minuten näher, und ich sagte ihm sofort, er solle dort die Tiere abladen und die Zelte aufstellen lassen. Dann ging ich zurück und erwähnte zunächst dem Kommandanten gegenüber nichts von meiner neuen Entdeckung. Ich verlangte nun von ihm, daß er uns Schafe, Getreide und Fett verkaufen solle, aber er erwiderte, daß ihm dies streng verboten sei und daß er es nur dann tun würde, wenn wir offenkundig nach Norden zurück gingen. Als nach einiger Zeit Mahman erschien und meldete, daß das Lager nächst der Brücke auf-



Gesamtbild von Noh.





geschlagen sei, ließ ich dem Beamten durch Jorpuntsok die größten Vorwürfe wegen seiner Lügenhaftigkeit machen und die Geschichte mit der Brücke war nun etwas, das er während der folgenden Tage alle Viertelstunden zu hören bekam. Ich schonte ihn dabei in keiner Weise und es schien ihn sehr zu demütigen, daß ich ihn immer wieder vor seinen versammelten Leuten als Lügner und Schurken bezeichnete. Durch die Aufstellung unseres Lagers aber waren die Tibetaner über-rumpelt worden, denn bei der Dunkelheit und dem herrschenden Regen hatten sie sich alle ins Dorf zurückgezogen. Ich ging nun zu meinem Zelt und setzte mich mit Jorpuntsok zu einer großen Beratung zusammen.

Sehr günstig standen die Dinge für uns nicht; wir waren einer viel zu großen Übermacht gegenüber, als daß man mit Gewalt irgend etwas hätte anrichten können, und außerdem waren unsere Vorräte so knapp, daß wir uns nicht darauf einlassen konnten, die Tibetaner längere Zeit als Feinde zu haben. Bei der strengen Aufsicht, unter der wir standen, schien es auch ausgeschlossen in der Umgebung Jagd zu machen, zumal anzunehmen war, daß in der Nähe des Dorfes Wild nicht allzu zahlreich sein konnte. Die Stimmung meiner Leute war durchaus nicht gut. Sie sagten zwar, daß sie allen meinen Befehlen gehorchen würden, baten mich aber gleichzeitig sie nicht dem Hunger oder der Gefahr, gefangen genommen zu werden, auszusetzen. Ich beschloß am nächsten Morgen einen Boten nach Rudok zu senden, mit einem Brief, den ich Jorpuntsok auf englisch diktierte, und den er bis dahin ins Tibetanische übersetzen sollte. Bevor wir aber noch damit zu Ende waren, erschien der Dorfvorstand mit einem Berittenen, der aus Rudok kam und bereits einen Brief vom Rdsong für mich hatte. Der Brief war nicht eigentlich an meine Person gerichtet, sondern im Instanzenweg an den Vorstand, aber mit dem Auftrag, mir den Inhalt mitzuteilen. Jorpuntsok nahm das große Schreiben in die Hand und nachdem sich die beiden Tibetaner auf den Boden gesetzt hatten, übertrug er es mir ins Englische. Der Rdsong schrieb ungefähr folgendes:

„Es ist mir mitgeteilt worden, daß eine große Menge von Europäern aus Norden kommt, um die Städte von Tibet zu besuchen. Tibet aber ist ein heiliges Land unter der Herrschaft des Dewadschung (Haus der Glückseligkeit) und Fremde dürfen es nicht betreten nach den Verträgen, die dieser Dewadschung mit anderen Völkern geschlossen hat. Die Fremden sollen zufrieden sein, daß sie soviel im Lande reisen konnten, ohne gehindert zu werden und sollen nicht weiter gegen die Stadt Rudok vorgehen. Der Beamte von Rudok läßt dem Häuptling der Fremden sagen,

er wolle mit ihm in Freundschaft leben, und bittet ihn, keinen Kampf zu beginnen, denn nach strengem Befehl, dem niemand trotzen darf, müßte er mit seinen Soldaten ihm entgegen treten. Wenn der Fremde sein Freund ist, wird er zurück gehen nach dem Land, von dem er gekommen und alle Leute, die unter dem Befehl des Rdsong stehen, werden ihm dabei helfen.“

Nachdem wir den Brief gelesen und dem Vorstand zurückgegeben hatten, gingen die beiden Tibetaner fort und ich ließ auch Jorpuntsok zu Bett gehen. Gegessen hatten wir an diesem Abend nur Reis und auch davon sehr wenig, denn der Sack, den ich nun in meine persönliche Obhut nahm, stellte so ziemlich unseren ganzen Mundvorrat vor und man durfte damit nicht verschwenderisch umgehen. Ich hatte dem Boten keine Antwort gegeben und legte mir bis zum Morgen einen neuen Plan zurecht.

Mit Sonnenaufgang kam Jorpuntsok wieder zu mir und erzählte mir zunächst, daß meine eingeborenen Begleiter in großer Angst über den weiteren Verlauf der Dinge seien; sie befürchteten, man würde uns gefangen nehmen und ausplündern, wenn nicht gar mißhandeln oder töten und allen war um ihre Haut sehr bange. Die Tibetaner hatten unsere Tragtiere von den Dorfwiesen weggetrieben und eine Reihe von Leuten gingen auf den Wiesen auf und ab, jede Annäherung unserer hungernden Tiere mit Steinwürfen verhindernd. Ich ließ sie nun an das andere Ufer bringen, wo zwischen den Felsen ein wenig Gras wuchs, aber diese neue Sorge war groß genug im Verein mit allen übrigen. Wenn man uns nichts zu essen gab und die Tiere nicht weiden ließ, so mußten wir nach spätestens drei Tagen auf einen Punkt angelangt sein, wo wir unbedingt auf die Forderungen unserer Gegner eingehen mußten. Ich ließ den Dorfvorstand kommen und mich nach dem Boten erkundigen, der am Abend hier gewesen war. Dieser war aber bereits in der Nacht wieder zurückgegangen um die wirkliche Größe meiner Karawane in Rudok zu melden. Ich holte nun meine zwei chinesischen Pässe hervor und zeigte sie dem Vorstand mit den Worten, gestern habe er sich so ungebührlich benommen, daß man nicht hätte mit ihm reden können, heute aber solle er sehen, daß ich in meinem guten Recht sei und daß mich nichts hindern könne, in Tibet zu reisen, wohin ich wollte. Der Paß, den mir der Dao Tai von Kaschgar gegeben hatte, machte nicht viel Eindruck auf ihn, wohl aber der von Peking, denn obzwar er auch diesen nicht lesen konnte, erkannte er das große kaiserliche Siegel. Jorpuntsok gab ihm die Übersetzung des Passes, wie sie mir der Konsul Kolokoloff gegeben hatte, nur die Stellen ließen wir fort, an welchen ausdrücklich die Gegenden bezeichnet waren, für die der Paß Giltigkeit hatte. Dann

erzählte Jorpuntsok von dem großartigen Empfang, den man mir in Khotan bereitet hatte, von all den Einladungen und Festen, die mir zu Ehren in Jarkent und anderen Städten veranstaltet worden waren. Ich unterstützte den günstigen Eindruck, den diese Erzählungen machten, durch eine Reihe kleiner Geschenke, die der Dorfvorstand schmunzelnd zu sich nahm. Er versprach nach Rudok zu melden, daß er zwei gute Pässe gesehen habe und daß er glaube, ich hätte das Recht, weiterzureisen.

Eben kam wieder der Bote aus der Stadt, der die ganze Nacht hindurch geritten sein mußte, und brachte wieder einige bewaffnete Begleiter mit sich. Außerdem waren Leute in die Umgegend geschickt worden, um alle Männer, die bei den Herden außerhalb des Dorfes waren, zusammen zu bringen. Vor dem Dorf selbst sammelte sich eine große Menge von Bewaffneten und einige von ihnen gingen beständig in voller Rüstung vor unserem Lager auf und ab. Die übrigen aber hielten sich abseits, denn ich hatte durch den Vorstand sagen lassen, ich würde die Annäherung seiner Leute ebenso wenig dulden, wie er meine Annäherung an das Dorf. Dabei blieb es; bis auf einige, die unter allerlei Vorwänden in unsere Zelte hereinkamen, hielten die anderen den anfänglichen Abstand inne. Auf meine Frage, wie denn der Bote so rasch nach Rudok und zurück habe reiten können, erfuhr ich, daß sich im See eine Furt befände, durch die man den Weg auf ein Drittel abkürzen könnte. Die Furt, die mir der Vorstand aus der Entfernung zeigte, war leicht daran zu erkennen, daß dort ein starker Trupp Reiter postiert war.

Man hatte also wirklich dafür gesorgt, daß wir nicht unentdeckt diesen Weg einschlagen konnten. Der Bote brachte diesmal nur eine mündliche Meldung, des Inhalts, daß der Rdsong nun genau wisse, wie wenig Leute wir seien und wie abgemattet unsere Tiere wären und daß wir außerdem nichts zu essen hätten. Nach diesen Umständen forderte er mich noch einmal auf, friedlich den Rückweg anzutreten und es nicht zu einem Kampf kommen zu lassen, der uns allen das Leben kosten würde. Dem Boten wurden sofort die zwei Pässe wieder mitgegeben und Jorpuntsok schrieb dazu einen Brief, ganz ähnlich dem, den ich ihm bereits früher diktiert hatte. Außerdem wurde aber der Sendung noch ein zweiter Brief beigefügt, in dem ich dem Rdsong schöne Geschenke und 500 Rupien in Silber versprach, wenn er mich in seine Stadt kommen ließe. Ich wollte mir dort frische Tiere und frischen Proviant kaufen und dann Rudok nach wenigen Tagen wieder verlassen. Sollte er aber auf mein Anerbieten nicht eingehen, so würde ich trotzdem nach Rudok kommen, denn ich wüßte wohl, daß nicht er der oberste Befehlshaber sei, sondern der Amban von Gartok, und

mit diesem wollte ich dann von Rudok aus durch Boten verhandeln. Der Abgesandte ging sofort mit einem frischen Pferd zurück, und der Dorfvorstand versprach mir, eine Beratung der Ältesten zusammen zu rufen, die bestimmen sollte, ob man uns Proviant verkaufen und mich ins Dorf lassen sollte. Schon nach einer halben Stunde wurde uns die letztere Erlaubnis gewährt, der Wunsch nach Eßwaren aber abgewiesen.

Jorpuntsok, den ich mit ins Dorf nahm, fand dort zwei Lahaulhändler, die aber sofort von den Tibetanern in ein Haus gedrängt wurden, als wir in ihre Nähe kamen. Trotzdem aber hatten wir sie bereits gesehen und wußten, daß wenigstens diese beiden uns freundlich gegenüberstehen würden. Jorpuntsok rief ihnen in ihrer Sprache zu, im Laufe des Tages zu unserem Lager zu kommen, und sie versprachen es zu tun. Über das Dorf selbst ist nicht viel zu sagen. Es war ein mauerumschlossenes schmutziges Nest von vielleicht zwanzig ebenerdigen Häusern, die unregelmäßig nebeneinander standen, und zwischen deren Wänden schmale kleine Gäßchen führten. Die Bewohner hatten sich bei unserem Herankommen in die Häuser zurückgezogen und beobachteten uns durch die Türspalten und Fenster. Ich hatte alle Taschen voll mit kleinen Geschenken und begann sofort mit der Verteilung, als einige der Mutigeren aus den Häusern herauskamen, um sich meinen photographischen Apparat anzusehen, mit dem ich nach einem geeigneten Punkt suchte, um das größte Gäßchen des Dorfes aufnehmen zu können. Als die übrigen sahen, daß ihren Gefährten nicht nur kein Leid geschah, sondern daß sie obendrein beschenkt wurden, kamen sie rasch aus ihren Schlupfwinkeln heraus, und im Nu hatten wir ein Gefolge von wenigstens fünfzig Männern, Weibern und Kindern, die alle unsere Bewegungen mit großer Aufmerksamkeit verfolgten.

Auf der anderen Seite des Dorfes erstreckten sich einige Gerstenfelder bis zu einem klosterartigen Gebäude, das ich natürlich gerne photographiert hätte; als ich aber Miene machte, auf einem Felddrain gegen das Kloster hinzugehen, liefen uns alle rasch voraus und versperrten unter großem Geschrei den Weg. Sofort waren wieder einige Bewaffnete zur Stelle und man erklärte uns, wir dürften das geheiligte Grundstück auf keinen Fall betreten. Das einzige, was ich erreichte, war, daß man mich noch um die Breite eines kleinen Ackers vorließ; von hier aus durfte ich meine Aufnahme machen. Die Tibetaner wußten natürlich nicht, welchem Zweck das schwarze Kästchen in meiner Hand dienen sollte, und als sie erfuhren, daß ich damit ein Bild ihres Heiligtums machen wollte, erhoben sie lebhaften Protest. Sie sagten, ich würde dann bestimmt das Bild unter meine Stiefel

binden, um es auf diese Weise zu entehren, und dies dürfe ebenso wenig geschehen, als ich Bilder von ihnen selbst oder gar von ihren Frauen machen dürfte. Sie waren aber mit der Einrichtung eines Momentverschlusses glücklicherweise nicht vertraut, und ich konnte, ohne daß sie eine Ahnung davon hatten, eine Reihe von Aufnahmen machen.

Die Flinte, die ich umgehängt trug, erweckte ebenfalls große Aufmerksamkeit, zunächst dadurch, daß sie zwei Läufe hatte und vollends erst, als ich den Leuten zeigte, wie man die fertige Patrone von hinten in den Lauf schieben könne, anstatt durch die Mündung Pulver und Kugeln einzuladen. Ein paar Falken strichen und kreisten über den Feldern und man forderte mich sofort auf, einen davon herunter zu schießen. Das Tier flog ziemlich hoch und es war ein recht glücklicher Zufall, daß ich es wirklich auf den ersten Schuß herunterholte. Sehr erstaunt waren die Leute, als ich ihnen zeigte, daß ich nur eine Patrone abgebrannt hatte; sie waren der Meinung gewesen, daß der Vorteil meines Gewehres darin bestand, daß man gleichzeitig beide Läufe abfeuern könne.

Es wimmelte außerdem auf den Feldern von Heuschrecken, und ich erregte allgemeines Erstaunen, als ich das Glas, das ich in der Tasche hatte, mit Heuschrecken füllte und außerdem einigen Jungen Geschenke versprach, wenn sie mir ein zweites großes Glas voll Heuschrecken bringen würden. Für meine Zuseher gab es keinen anderen Ausweg als den, daß ich die Heuschrecken essen wollte, und sie dachten auch nicht anders, als daß die Eidechsen, die ich fing, wo ich sie treffen konnte, für meinen Mittagstisch bestimmt seien. Es war ganz aussichtslos, sie vom Gegenteil zu überzeugen, denn von einer zoologischen Sammlung oder einem Museum hatten sie begreiflicherweise keine Ahnung und hätten einer derartigen Erklärung meiner Tätigkeit bestimmt keinen Glauben geschenkt.

Einige von ihnen kamen auf den Gedanken, daß ich ein Arzt sein müsse, der aus den Tieren seine Medikamente bereitet, aber diese Zumutung, so naheliegend sie auch war, wies ich auf das Entschiedenste zurück. Die Erfahrung hatte mich bereits auf verschiedenen Reisen belehrt, daß es sehr unangenehm ist, für einen Arzt gehalten zu werden, da einem dann alles, was im Dorf mit irgendwelchen Krankheiten oder Gebrechen behaftet ist, zugeführt wird. Ich war ja ganz gerne bereit, mit dem Inhalt meiner Apotheke, den wir für uns selbst bisher kaum in Anspruch genommen hatten, Gutes zu tun, soviel ich konnte, aber man stiftet damit in der Regel mehr Kummer als Freude, da die Leute bei ihrem Glauben an die Wunderkräfte europäischer Heilmittel meinen, man könne durch ein Pulver oder eine Salbe einem lahmen Menschen

wieder gerade Glieder oder einem Blinden sofort sein Augenlicht zurückgeben. Im übrigen schienen die Leute ziemlich gesund zu sein; besonders bemerkte ich unter allen Tibetanern, die ich sah, nichts von den zahlreichen Augenkrankheiten, die in Turkestan so außerordentlich weit verbreitet sind und auch nichts von den vielfachen Beulenerkrankungen, die ebenfalls in Turkestan sehr häufig sind und dort hauptsächlich durch den Medina-Wurm und einige seiner Verwandten hervorgerufen werden. Das Fehlen des letzteren läßt sich leicht durch das gute Trinkwasser erklären, das man in Tibet überall antrifft, wo ja Cisternen und andere künstliche Wasserreservoirs fehlen, die in



Tibetanische Soldaten.

Gegenden, wo sie eine regelmäßige Erscheinung sind, immer auf verschiedenartigste Weise verunreinigt werden. Im übrigen ist das Klima des Landes trotz seiner Rauheit so gesund, daß mit Ausnahme der Schwarzblattern keine Krankheit als endemisch bezeichnet werden kann. Unter diesen allerdings hat die Bevölkerung sehr zu leiden, besonders darum natürlich, weil weder Impfung oder auch nur Desinfektion dem Namen nach bekannt sind. Von allen Krankheiten südlicher Tiefländer, wie Pest, Cholera, Typhus, Malaria usw. scheint Tibet vollkommen verschont zu sein und Aussatz und Syphilis sind viel weniger verbreitet als im Turkestan oder Indien. Auch die Tuberkulose kommt nach dem, was ich in Erfahrung bringen konnte, in Tibet so gut wie gar

nicht vor, hingegen fallen ihr die Eingeborenen leicht und rasch zum Opfer, wenn sie in tiefer gelegene Gegenden kommen, wo diese Krankheit bekannt ist. Die meisten Tibetaner, die ich sah, waren zwar sehr mager und hatten eine ziemlich schlecht entwickelte Muskulatur, doch machten sie im ganzen einen leidlich kräftigen Eindruck und besonders der Brustkorb war überall recht gut entwickelt. Dies ist nicht zu verwundern, denn bei dem Leben in dünner Luft könnten sie schwache Lungen unmöglich vertragen, und das Volk lebt ja beständig in viel größerer Seehöhe, als die Höhenkurorte aufweisen, in die wir unsere Brustkranken zu schicken pflegen.

Nachdem ich mir angesehen hatte, was es zu sehen gab, und nachdem meine Geschenke zu Ende gegangen waren, versuchte ich noch einmal die Leute zum Verkauf von Getreide oder Fleisch zu bewegen. Es war aber alles vergeblich und wir mußten wieder nach dem Lager zurück; bald erschienen die beiden Lahaul-Leute und der eine von ihnen hatte unter seinem Mantel einen ziemlich großen Sack mit Gerstenmehl versteckt. Dieser wurde ihm sofort abgekauft, trotzdem er das Fünffache des landesüblichen Preises verlangte, dafür aber mußte er versprechen, uns auch einen Sack mit Gerste und eine Ziege zu verschaffen. Bis zum Abend sollte er mit diesen Dingen wiederkommen, und während Maëddin sofort aus dem neugekauften Mehl eine große Anzahl von Tschapatis machte, ging ich mit meinem Meßinstrument auf einen nahegelegenen Hügel und begann von dort eine genaue Aufnahme des Dorfes und seiner Umgebung. Die Tibetaner, die mich genau beobachteten, wollten sofort zu mir heraufkommen, um mir zuzusehen, vielleicht auch, um mich zu hindern. Ich hatte aber Jorpuntsok gesagt, daß er niemand über die kleine Brücke lassen solle und er ging auch dort mit seiner Flinte auf und ab, so daß sich niemand in die Nähe wagte. Durch meinen Besuch im Dorf waren zwar unsere Beziehungen zu den Eingeborenen etwas freundlicher geworden, aber im Prinzip blieben wir auf dem alten Kriegsfuß und standen uns als zwei feindliche Lager gegenüber.

Gegen Sonnenuntergang kam der Bote aus Rudok zurück; er brachte die beiden Pässe wieder mit sich und außerdem einen ziemlich langen Brief des Rdsong, den mir Jorpuntsok in Gegenwart des Dorfvorstandes übersetzte. Der Rdsong war ein schlauer Diplomat; er schrieb, daß er zwar das kaiserliche Siegel erkannt habe und vor diesem große Achtung hätte, daß er aber nicht imstande sei, die beiden Pässe zu lesen und infolgedessen durch ihren Inhalt in keiner Weise beeinflußt werden könne. Im übrigen wisse er, daß sich am Hof in Peking drei tibetanische Sekretäre befänden, und daß seiner Ansicht nach ein Paß, der für Tibet giltig sein sollte, wenigstens eine Übersetzung



in die tibetanische Sprache enthalten müsse. Da diese Übersetzung fehle, könne er den Paß nicht anerkennen und er fordere mich noch einmal auf das Bestimmteste auf, das Land in nördlicher Richtung zu verlassen. Auf mein Anerbieten, ihm Geschenke und Geld zu senden, erwiderte er, daß er es nicht annehmen könne, denn wenn er mich in seine Stadt lasse, werde er nicht nur abgesetzt, sondern jedenfalls auch sein Hab und Gut eingezogen und für dieses wäre ihm mein Geschenk kein Gegenwert. Ich hatte eine ausgiebige diplomatische Niederlage erlitten und so sehr ich mich darüber ärgerte, mußte ich doch die Schlaueit des Rdsong bewundern, mit der er sich aus der ihm gelegten Schlinge gezogen hatte. Ich gab mich aber noch nicht zufrieden, sandte den Boten sofort zurück und ließ dem Rdsong mitteilen, daß ich auf keinen Fall nach Norden zurückgehen wolle. Eher sei ich entschlossen, mir an Ort und Stelle ein Haus zu bauen und bis auf weiteres in Noh zu bleiben. Falls man mir aber gestattete, mit einem Begleiter nach Rudok zu gehen, so wollte ich dann nach Einkauf der mir nötigen Dinge den Weg nach Westen, also nach Ladak einschlagen. Falls aber dieser Vorschlag wieder abgelehnt würde, wollte ich eben in Noh bleiben und der Rdsong solle zusehen, wie er mich von dort wegbekäme.

Schon am nächsten Morgen war der Bote wieder hier und brachte eine neuerliche Abweisung. In keinem Fall konnte mir gestattet werden, auch nur ein kleines Stück weiter gegen Rudok vorzugehen, und auch der Weg gegen Ladak sollte mir verschlossen bleiben. Die Dinge standen also um nichts besser als am Beginn unserer Verhandlungen, höchstens insofern, als wir nun wieder einige Tage aushalten konnten, denn die beiden Lahaulhändler hatten ihr Wort gehalten und uns sowohl einen kleinen Sack mit Gerste als auch eine Ziege geliefert. Diese letztere allerdings mit großer Heimlichkeit und bereits in mehrere Stücke zerschnitten. Wie sie sich dieses Tier verschafft hatten, konnte ich nicht erfahren und fragte auch nicht viel darnach; vermutlich hatten sie es gestohlen, aber ich zahlte dafür den geforderten Preis von 5 Rupien und nahm dann das Fleisch in mein Zelt, um zu verhindern, daß damit in der Küche allzu verschwenderisch umgegangen würde. Ich machte nun noch einen Versuch, mir Eintritt nach Rudok zu verschaffen und sandte den Boten mit der Bitte zurück, der Rdsong möchte meinem Dolmetsch gestatten, nach Rudok zu kommen, um mir von dieser Stadt, von deren Schönheit ich schon soviel gehört hatte, einiges erzählen zu können und vielleicht auch mit besonderer Erlaubnis einige Bilder von Rudok aufnehmen zu dürfen. Für diesen Fall versprach ich dem Rdsong, daß auch von ihm ein Bild gemacht und ihm übergeben werden sollte, außerdem schloß ich

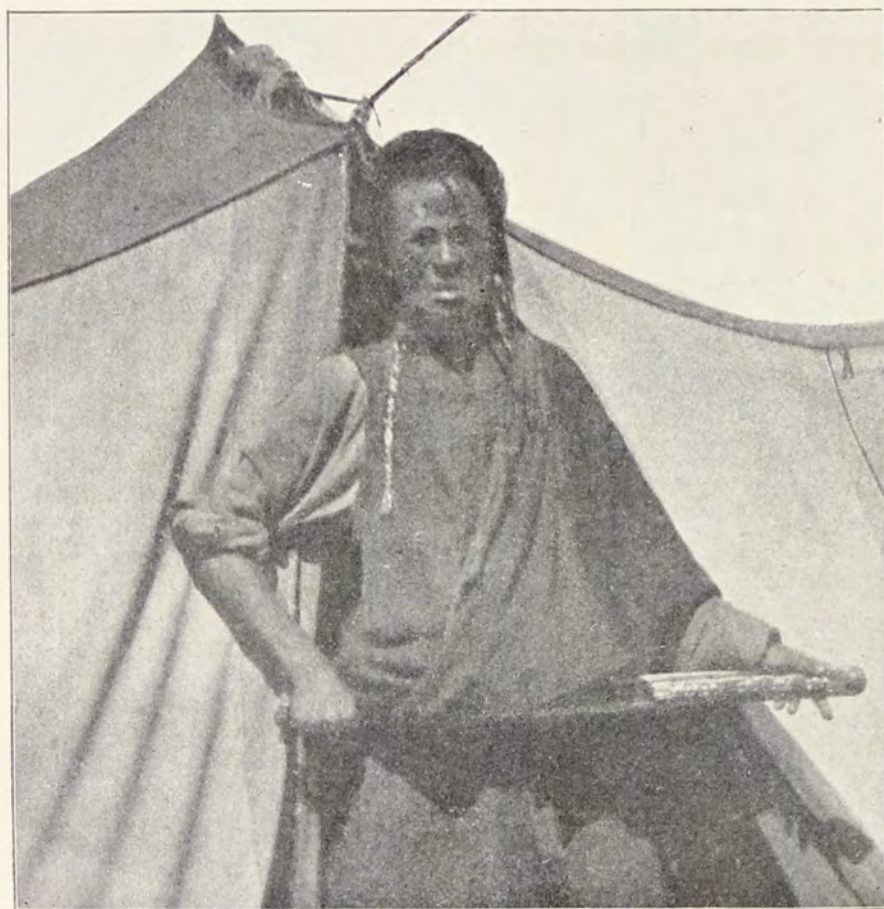
meiner Sendung ein hübsches Jagdmesser bei und ließ durchblicken, daß ich noch viel mehr ähnliche und schönere Geschenke auf Lager hätte.

Die Tibetaner schienen auf Umwegen erfahren zu haben, daß ich entschlossen war, auf ein weiteres Vordringen nach Süden zu verzichten und sie wurden zusehends freundlicher und verkauften uns zwar immer noch keinen Proviant, wohl aber zwei Paar tibetanischer Filzstiefel, die wir fast eben so gut brauchen konnten. Außerdem ließ ich dem Dorfvorstand sagen, er solle nach geeigneten Tragtieren Umschau halten, denn wenn ich Noh verließ, brauchte ich wenigstens vier Yaks und drei Pferde. Er erwiderte, er wolle es tun, mir aber die Tiere erst dann vermieten oder verkaufen, wenn ich bestimmt versprochen hätte, das Land auf dem kürzesten Weg zu verlassen. Vorläufig wurde meinen eigenen Tieren gestattet, auf der Dorfweide zu grasen, nur die Getreidefelder wurden natürlich streng vor ihnen gehütet. Der Anbau von Gerste war ziemlich bedeutend, aber das Getreide war jetzt, anfangs September, noch nicht gereift. Wie ich erfuhr, konnte es in manchen Jahren sehr wohl vorkommen, daß es überhaupt nicht ausreifte und daß die neue Saat dann mit Gerste geschehen müsse, die man sich von weiter weg kommen läßt. Infolgedessen war auch der Vorrat, über den das Dorf verfügte, sehr gering, und ich mußte im vorhinein darauf verzichten, noch mehr Gerste dazu kaufen zu können.

Ich vervollständigte tagsüber meine Kartenskizze und außerdem schoß ich zusammen mit Weichbold und Jorpuntsok einige Möven, Weihen und kleinere Vögel. Das Wetter war an diesem Tag ganz erträglich und wir hatten auch nachts nur geringen Frost, trotz der Seehöhe, die immer noch nahe an 4400 m betrug.

Zum letztenmal kam der Bote zurück und brachte, wie vorauszusehen war, eine neue Abweisung. Jorpuntsok, so hieß es, sei viel schlimmer als ein ausländischer Ungläubiger, denn er sei ein Tibetaner, der seinen heimischen Glauben aufgegeben hatte und deshalb schon gar nicht würdig, eine heilige Stadt wie Rudok zu betreten. Im übrigen wurde uns der Weg nach Ladak freigegeben unter der Bedingung, daß wir sofort und auf den uns vorgeschriebenen Pfaden dorthin aufbrechen müßten. Um für meine Bedürfnisse zu sorgen und die Karawane vor räuberischen Überfällen zu schützen, wurde eine bewaffnete Eskorte zu unserer Begleitung bestimmt. Den Anweisungen des Befehlshabers hätten wir uns zu fügen. Der Zweck dieser militärischen Begleitung war durchsichtig genug, sie sollten einfach darauf sehen, daß wir auch wirklich nach Ladak zogen und nicht am Ende eine neue Schwenkung nach Süden machten. Immerhin war

es höflich vom Rdsong, unserer Bedeckung den Titel eines Ehrengeleites und einer Schutztruppe zu geben. Um auch ihm einen günstigen Begriff von europäischer Höflichkeit zu geben, ließ ich ihm noch einmal schreiben und sandte ihm eine silberne Uhr, mit dem Bemerkten, ich schätzte seinen Pflichteifer sehr hoch und sei bei meiner Achtung vor den Gesetzen des Landes gerne bereit, seinen Anweisungen zu folgen; trotzdem aber behielt ich es mir vor, mich am Kaiserlichen Hof zu Peking darüber zu beschweren, daß er mich trotz meines kaiserlichen Passes am Weiterreisen verhindert habe. Dann ließ ich



Führer der tibetanischen Eskorte.

dem Dorfvorstand bekanntgeben, daß wir am nächsten Morgen nach Westen abziehen würden, und er solle bis dahin die geforderten Tragtiere, ferner zwei Schafe, Mehl, Butter und Rüben in angemessenen Mengen beistellen. Dies geschah auch mit großer Promptheit, und die Tibetaner schienen übergücklich, uns auf so gute Art los zu werden. Sie waren nun alle so freundlich, als hätte es nie Zwistigkeiten zwischen uns gegeben und als hätten wir nie unsere Gewehre aufeinander gerichtet. Noch am Abend hatten wir alles beisammen, was wir brauchten, obzwar von den sechs Lasttieren nur die drei Yaks verkäuflich waren, während ein Yak und zwei Pferde bis nach Ludkung, dem ersten Dorf auf ladakischem Gebiet, vermietet wurden.

Früh am Morgen brachen wir auf, eine Zeitlang begleitet von der ganzen Menge der Berittenen, die sich in diesen Tagen in Noh angesammelt hatten. Schon nach einigen Stunden gingen die übrigen zurück und nur die Eskorte ging weiter mit uns. Auch diese blieb nicht in einem Trupp beisammen; einige von ihnen ritten weit voraus, andere schwärmten in kleinen Gruppen rechts und links von unserem Zug über die Ebene und eine dritte Abteilung folgte in größerer Entfernung hinten nach. Ich war mit Jorpuntsok und dem tibetanischen Offizier beim Vortrab, und wir ritten meist flott darauf los, um dann wieder eine Zeitlang auf die Nachkommenden zu warten. Im allgemeinen hielten wir uns am Ufer des Sees. Ich erfuhr, daß wir bis Ludkung



Die Wunder der Mattscheibe.

beständig der langen Panggong-Kette folgen sollten. Dies behagte mir gar nicht, denn ich wollte diesen bereits von Europäern begangenen Weg nicht noch einmal reiten, sondern nach Möglichkeit zum Schluß noch ein Stückchen unbekanntes Gebiet kennen lernen; vorläufig aber sagte ich davon nichts. Die Gegend war, als wir erst das Tal von Noh hinter uns hatten, wunderhübsch. Vielfach schnitten wir in den See vorspringende Halbinseln ab, und wenn wir dann wieder am Ufer entlang ritten, sahen wir zahlreiche malerische Buchten, in denen felsige Inselchen lagen, die manchmal die Wasserfläche auf Zwischenräume von Steinwurfbreite einengten. Es gab eine Menge von ganz reizenden Szenerien und die Buchten waren außerdem ebenso wie die Inseln reich mit Gras bewachsen und von vielen Wasservögeln

belebt. Hätte ich nun mein Boot gehabt, so wäre es ein Leichtes gewesen, neben der Karawane auf dem See hinzurudern und bei dieser Gelegenheit einige der Inseln zu besuchen. So aber konnten wir diese nicht betreten und mußten auch auf die Jagd auf den Inseln verzichten. Dagegen schoß ich im Laufe des Marsches einige Enten und Möven; Weichbold aber leistete ein gutes Stück, indem er einen großen Lämmergeier von seinem Felsenhorst herabholte. Es war ein altes Weibchen mit einer Flugweite von 2 m 57 cm. Bei der Ankunft an dem uns vorgeschriebenen Lagerplatz wurde das riesige Tier sofort in Arbeit genommen, und ich fand in seinem Magen zwei Lauf-Knochen einer Ziege samt Hufen, Haut und Haar. Der Darm war vollgestopft mit Eingeweidewürmern und das große Tier verbreitete einen höchst unangenehmen Aasgeruch. Von unserer Eskorte sammelten sich im Lager nur mehr acht Mann, die übrigen schienen wieder nach Noh zurückgeritten zu sein, hauptsächlich wohl deshalb, weil ich ihre fortwährenden Bitten um Geldgeschenke immer schroff abgewiesen hatte. Die verminderte Zahl unserer Wächter brachte mich dem Gedanken wieder näher, auch gegen ihren Willen von dem vorgezeichneten Weg abzuweichen; aber da ich vorläufig noch kein Tal gefunden hatte, das uns von den Seen weg nach Norden bringen konnte, wollte ich noch abwarten.

An diesem Abend machte ich eine photographische Aufnahme meiner ganzen Expedition, und der tibetanische Offizier wurde dazu ausersehen, auf den Gummiball des Apparates zu drücken, wenn alles bereit war. Er wollte sich zuerst nicht darauf einlassen, da er wohl dachte, daß ich ihm irgend einen Streich spielen wolle. Als ihm aber wiederholt gezeigt wurde, daß er gar nichts anderes zu tun hätte, als die kleine rote Birne einmal in seiner Hand zusammen zu drücken, versprach er seine Mitwirkung. Großen Spaß bereitete es den Tibetanern, als ich sie durch die Mattscheibe der Kamera sehen ließ, wenn das Bild eingestellt war, und meinen Leuten sagte, sie sollten tanzen und allerhand komische Bewegungen machen, die sich zur großen Heiterkeit der Eingeborenen auf der Glasscheibe wiederholten. Schließlich drückte der Offizier den Apparat ab und verlangte natürlich sofort das Bild zu sehen, das er gemacht hatte. Als ich ihm sagte, daß ich es selbst erst in Ladak fertigstellen könnte, hielt er alles für einen großen Schwindel und war sehr enttäuscht.

Er trug einen hübschen Dolch, in dem neben der Klinge die zwei Eßstäbchen steckten, deren sich jeder gebildete Tibetaner in gleicher Weise bedient wie die Chinesen. Außerdem hatte er im linken Ohr ein mächtiges Gehänge aus Silber, Korallen und Türkisen und schließlich noch sein Schwert, dessen Scheide ebenfalls mit

Silberblech und Korallen reich verziert war. Ich wollte ihm alle diese drei Dinge abkaufen, aber er weigerte sich zuerst auf das Entschiedenste, da er sich schämte, vor seinen Soldaten seine ganze Ausrüstung zu verkaufen. Schließlich gab ich ihm den Rat, er sollte sich stellen, als wären ihm seine Waffen zu schwer und sie vor den Augen seiner Leute in seinen Mantel einrollen und auf sein Pferd schnallen. Am nächsten Tag solle er mir dann die Sachen heimlich übergeben und die Leute in den Glauben lassen, er hätte sie noch immer auf seinem Pferd im Mantel. Auf diesen Plan ging er ein, aber ich verlangte die Sachen vorerst noch genau untersuchen zu dürfen. Am Dolch und am Ohrring war nichts auszusetzen; beide waren von guter Arbeit und die dabei angewendeten Edelmetalle und Steine waren echt. Der Beschlag des Schwertes jedoch war nicht aus Silber, sondern aus einer weißen Legierung, die im Lande sehr häufig ist, und die Korallen erwiesen sich zu meinem Erstaunen bei näherer Untersuchung als Zelluloid. Dieser Artikel, dessen Vorkommen in Tibet natürlich sehr befremdend wirkt, gelangt dorthin aus China, wohin das Zelluloid wieder von Europa gebracht wird. Echte Korallen stehen nämlich in Tibet außerordentlich hoch im Wert und ein hübsches Stück von der Größe einer halben Kirsche erzielt den Preis von 120—140 Rupien; kleinere und unreine Korallen sind natürlich entsprechend billiger.

Über den Preis der Dinge, die mir der Offizier verkaufen wollte, konnten wir uns lange Zeit nicht einigen. Er verlangte zunächst für sein Schwert 80 Rupien und blieb steif und fest dabei, die Korallen seien echt und er habe sie seinerzeit mit 100 Rupien bezahlt. Als ich aber eine von ihnen aus ihrer Fassung heraus nahm, mit dem Messer ein Stückchen absprengte und dieses anzündete, mußte er wohl zugeben, daß es falsch sei, behauptete aber gleichzeitig, beim Kauf des Schwertes selbst betrogen worden zu sein. Nun mußte er freilich mit dem Preis herabgehen und ich brachte ihn schließlich dazu, mir seine Waffe um 14 Rupien zu überlassen. Für das Ohrgehänge mußte ich ihrer 12 bezahlen, denn bei diesem waren sowohl die Korallen als auch das Silber und die zwei Türkisen zwar nicht schön, aber unzweifelhaft echt. Den Dolch tauschte ich schließlich gegen ein kleines europäisches Jagdmesser um. Nun blieb ihm von seiner Herrlichkeit noch ein silberner Ring mit einem Stein, den er als Türkis bezeichnete, der aber nichts anderes war als ein sehr licht gefärbter Lapis lazuli. Den Ring gab er mir schließlich für drei Rupien und bot mir dann noch aus eigenem Antrieb das Feuerzeug zum Kauf an, das er nach landesüblicher Weise im Gürtel trug. Es war ein kleines Leder-täschchen mit einem Henkel und an der Unterseite befand sich ein breites Stück Stahl, mit dem man an den Feuerstein schlug, der für

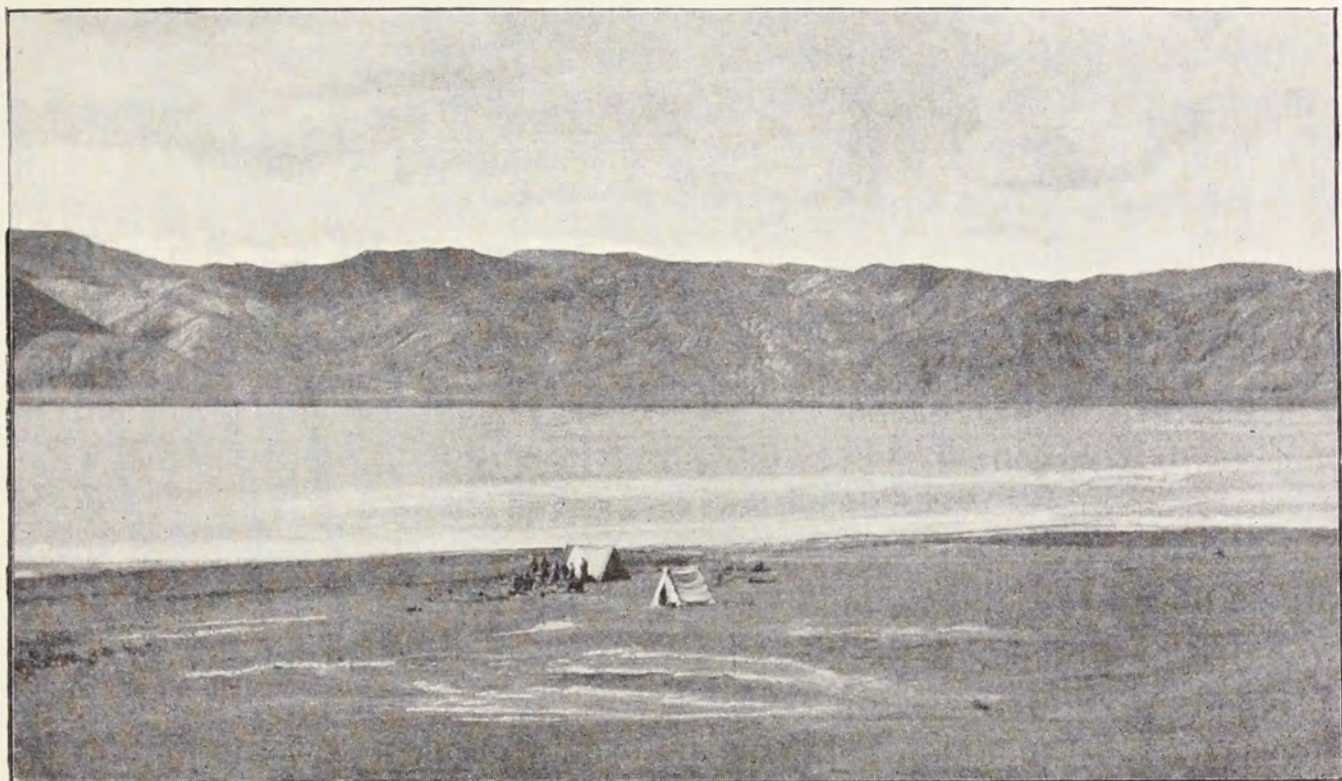
gewöhnlich im Inneren des Täschchens aufbewahrt wird. Das Ding war hübsch mit Messing, Silberblech und rotem Tuch besetzt, und ich gab ihm dafür fünfzig Schachteln schwedischer Streichhölzer aus dem großen Vorrat, den ich davon hatte.

Beim Aufbruch aus Khotan hatte ich nicht weniger als 1000 Schachteln mit mir gehabt und gerechnet, daß die Mannschaft täglich eine Schachtel verbrauchen würde, während wir Zigaretten-Raucher ungefähr eine halbe Schachtel im Tag benötigen würden. Die letztere Rechnung erwies sich als nahezu richtig, denn bei dem fortwährend herrschenden Wind war das Rauchen mit einem großen Konsum von Streichhölzern verbunden. Die Mannschaft kam aber mit einer Schachtel oft genug zehn bis zwölf Tage aus, denn Maëddin verstand es meisterhaft mit einem einzigen Streichholz das ganze Lagerfeuer anzustecken. So hatte ich jetzt noch nahezu die Hälfte meines ursprünglichen Vorrates und brauchte damit eben so wenig zu sparen wie mit den Kerzen und Stahlfedern. Denn auch von diesen hatte ich je tausend Stück mitgebracht, ein paar hundert Kerzen allerdings mit dem übrigen Gepäck zurückgelassen. Da aber die Mannschaft mit einer Kerze zwei bis drei Tage ausgekommen war und auch ich selten mehr als eine im Tag verbrauchte, blieben immer noch genug übrig. Mit Stahlfedern vollends trieb ich große Verschwendung; während der ganzen Reise fiel es mir nicht einmal ein, eine der Federn zu reinigen, sondern ich warf sie sofort weg, wenn sie nicht ganz gut schrieb, und ersetzte sie durch eine neue, voll Freude, daß ich wenigstens in dieser Hinsicht nicht zu sparen brauchte. Nicht viel anders war es übrigens mit den Bleistiften, von denen ich so viel wieder mit heimgebracht habe, daß ich bei normalem Verbrauch etwa anderthalb Jahre damit auskommen könnte.

Wir hatten den östlichsten der Seen, den Noh-zo, bereits hinter uns gelassen und lagerten an seinem Nachbar, den die Tibetaner Zo-rum nannten. Nach Jorpuntsok hat dieser Name keine Bedeutung. Zo-rul dagegen oder Rul-zo würde „verfaulter See“ bedeuten; auch eine unwahrscheinliche Auslegung in Anbetracht des klaren und fischreichen Wassers. Übrigens nannten die Leute den See auch Njak-zo oder Nja-zo, was „Fisch-See“ bedeutet, aber jedenfalls nicht als Eigenname aufzufassen ist, sondern als einfache Bezeichnung für einen See mit frischem Wasser. Es scheint überhaupt, daß der Fremde auf die Namen, die er von Eingeborenen erfährt, nichts geben darf, denn diese nennen einfach irgend einen beliebigen Namen, um den Fragenden zufrieden zu stellen und ihre eigene Unkenntnis zu bemänteln.

Ich wollte von diesem Lager aus eine kleine Exkursion unternehmen, um nach einer Gelegenheit zu suchen, von dem Weg an den Seen entlang abbiegen zu können, und sagte infolgedessen für den

nächsten Tag einen Rasttag an. Als die Tibetaner dies erfuhren, kamen sie zornig herbei und verlangten unter Drohungen, daß wir am nächsten Tag weiter ziehen sollten. Aber es waren ihrer nun schon zu wenig, um mir imponieren zu können, und ich ließ ihnen sagen, sie sollten sich ruhig verhalten, da ich ihnen andernfalls ihre Waffen wegnehmen würde. Sie merkten bei dieser Gelegenheit, daß ihr Anführer selbst sein Schwert nicht mehr trug, und kamen rasch dahinter, daß er es mir verkauft hatte. Er brachte aber sofort das Jagdmesser zum Vorschein, das er von mir bekommen hatte, und erklärte seinen Soldaten, dieses sei viel besser und gefährlicher als jede tibetanische Waffe und er sei nun besser ausgerüstet als je zuvor. Es half ihm aber wenig,



Lager XL (Njak-zo).

denn seine Soldaten beschimpften ihn in ausgiebiger Weise und ich war über den Zwist unter ihnen besonders erfreut, da ich nun hoffen durfte, daß man meinen selbständigen Bewegungen keinen Widerstand mehr entgegen setzen würde. Einige Kilometer östlich vom Lager fand ich auch ein Tal, das streng nach Nordwesten führte und breit genug war, daß man ihm einen längeren Verlauf zumuten konnte. Dorthin wollte ich meinen Weg nehmen, aber vorher noch einmal an der Mündung des Tales einen Rasttag einschalten, um noch möglichst lang auf tibetanischem Gebiete bleiben zu können. Ich hatte es ja in keiner Weise eilig, aus dem Lande heraus zu kommen, denn es war ja ursprünglich meine Absicht gewesen wenigstens fünf Monate darin zu bleiben, während es jetzt allem Anschein nach nur etwa drei



Monate wurden. Außerdem machte es mir Vergnügen, unsere Eskorte zu ärgern, und ich hoffte durch diese Verzögerung zu bewirken, daß sie uns schließlich ganz allein ließen. Ich hatte nämlich außerdem in Erfahrung gebracht, daß sie sich nur für etwa eine Woche verproviantiert hätten, und ich griff eifrig die Gelegenheit auf, sie jetzt ihrerseits ein bißchen zur Sparsamkeit zu erziehen. Hatten sie uns tagelang allen Mundvorrat verweigert, so geschah es ihnen nun ganz recht, wenn sie ihrerseits ein wenig hungern mußten. Wir schossen in diesem Lager eine Reihe von Enten und Möven, Jorpuntsok sogar mit der Schrotflinte einen großen Seeadler im Fluge. Außerdem fing ich im See Fische und Schnecken und in den Hügeln der Umgebung eine Menge von Eidechsen und anderem Getier.

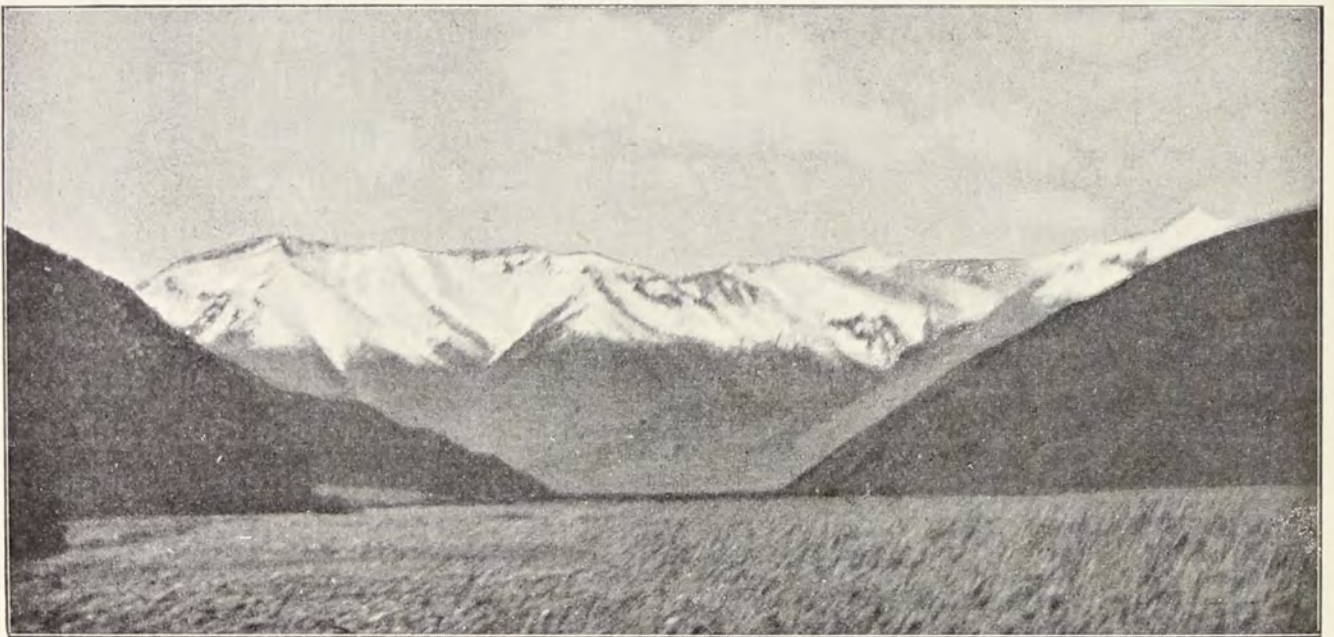
Am folgenden Morgen brachen wir absichtlich recht spät auf und ließen uns auch während des Marsches gemütlich Zeit. Der Weg führte sehr hübsch an verschiedenen kleinen Seen entlang und ich ging meist zu Fuß und fing Spinnen und Eidechsen. Schon um 1 Uhr ließ ich Halt machen und unsere Eskorte, die etwa zwei Kilometer voraus war, mußte wieder zurückkommen und an derselben Stelle kampieren. Den Soldaten war ihr kriegerischer Mut schon sehr vergangen und als sie sahen, wie ausgiebig bei uns gekocht und gebraten wurde, kamen sie alle herbei und setzten sich erwartungsvoll an das Feuer. Ich bot ihnen zwei von den Wildenten an, wohl wissend, daß ihr Glaube ihnen verbiete davon zu essen, und sie waren schließlich sehr zufrieden, als ich jedem von ihnen seine Holzschale mit Reis füllen ließ. Jorpuntsok mußte ihnen aber sofort sagen, daß sie jetzt, wo sie von meinem Proviant lebten, meinen Anordnungen zu gehorchen hätten, andernfalls würden wir ihnen nicht nur nichts mehr zu essen geben, sondern ihnen auch noch alles das wegnehmen, was sie selbst hätten. Sie waren aber alle ganz friedlich und meinten, ich solle gehen, wohin ich wollte, nur nicht zurück nach Rudok oder Noh, und es würden von diesem Lager ab nur mehr drei von ihnen mit uns gehen. Einer davon war der Mann, der die Aufsicht über die gemieteten Tragtiere hatte, der zweite ein Soldat und der dritte ein schmutziger halbwüchsiger Junge, der ohne ersichtlichen Anlaß mit uns gegangen war. Der Offizier und der Rest der Soldaten traten gleich den Rückweg an, nachdem sie ihre Portion Reis aufgezehrt hatten. Bei der Inventur unserer Mundvorräte zeigte sich, daß wir mit dem Gerstenmehl und dem bißchen Reis, das wir noch hatten, ungefähr eine Woche auskommen konnten, und die Leute meinten übrigens, jetzt, wo wir ohnehin bald nach Ladak kommen würden, wären sie zufrieden, bloß von Fleisch und den Rüben zu leben, die wir aus Noh mitgenommen hatten. Von unserem Lagerplatz aus

konnte man das Tal, das ich ausgekundschaftet hatte, gut sehen und ich sagte den Tibetanern gleich, daß wir am nächsten Tag dort hin gehen würden. Sie waren mit allem zufrieden und sagten, sie würden keinesfalls länger als noch zwei Tage mit uns gehen. Dies schien damit zusammen zu hängen, daß sich zwei von unseren Yaks die Füße wund gelaufen hatten und aller Wahrscheinlichkeit nach nur mehr bis zum nächsten Lager mitgehen konnten. Diese beiden Yaks wollten sich die Leute jedenfalls aneignen und sie blieben auch richtig an der Stelle zurück, wo wir die Yaks zurückließen.

Zunächst wurde auch in diesem Lager wieder ein Rasttag eingeschaltet, denn wir konnten hier gute zoologische Beute machen und erlegten noch zwei Seeadler und ein paar Möven. Der eine der Adler war das fetteste Tier, das mir je untergekommen war. Unter seiner Haut war er buchstäblich in eine daumendicke Fetthülle eingeschlossen; in gleicher Weise waren seine Eingeweide dicht in gelblichweißes Fett verpackt. Er mußte wohl ein sehr gesundes Tier gewesen sein, denn entgegen aller Gewohnheit hatte er nur einen einzigen kleinen Bandwurm, während ich aus einer Möve nicht weniger wie 46 heraus holte, von denen einige über einen halben Meter lang waren. Die Tibetaner hatten sich nun sogar bereit erklärt, Fleisch zu essen, wenn sie nur solches bekommen konnten und waren sehr zufrieden, als ich ihnen die Möven überließ. Um aber je einen Tschapati zu erhalten, mußten sie sehr schön bitten. Sie hatten ihre ganze Würde abgelegt und waren zu gewöhnlichen Bettlern geworden.

8. September. Nachdem wir eine ausgetrocknete Bucht des Sees durchquert hatten, stiegen wir nun im Tal bergan und ritten in ganz gleicher Tonart bis 3 Uhr nachmittags. Um diese Zeit erreichten wir einen hübschen Grasplatz mit vielem Wachholdergebüsch und die Leute trugen einen riesigen Haufen von weit über Manneshöhe zusammen, der unter allgemeinem Jubel in Brand gesteckt wurde. Durch den Wind, der das Tal herab kam, wurde das Feuer rasch auf benachbartes Buschwerk übertragen und bald war unterhalb unseres Lagers das ganze Tal eine einzige prasselnde Flamme. Das große Feuer verbreite im weiten Umkreis eine behagliche Wärme, aber es hielt nicht lange vor. Schon nach einer halben Stunde war alles herunter gebrannt und das Anzünden der Gebüsche oberhalb des Lagers war natürlich nicht möglich, da sonst unsere Zelte hätten leicht vom Feuer ergriffen werden können. Ich hatte tagsüber nichts gesammelt und es geschah mir hier zum erstenmal, daß ich schon um 5 Uhr nachmittags absolut keine Arbeit mehr vor mir hatte. Um die müßige Zeit auszufüllen, begann ich mir eine turkestanische Grammatik anzulegen, bei der alle meine Begleiter mithalfen. Es war aber sehr schwer,

etwas Vernünftiges aus ihnen heraus zu kriegen, denn wenn ich sie beispielsweise fragte, was „mein Pferd“ bedeutete, meinten sie, ich dünkte wirklich an mein Reitpferd und sagten infolgedessen „das Pferd des Sahib“. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Personsformen waren ihnen überhaupt nicht beizubringen und vollends eine indirekte Rede schien ihnen etwas ganz unbekanntes. Nur mit den Worten für Gegenstände, die man ihnen zeigte, konnten sie dienen, aber in dieser Richtung war mein Wörterbuch schon nahezu komplett. Meine Versuche, sie abstrakte Begriffe übersetzen zu lassen, wie zum Beispiel Tapferkeit oder Ordnungsliebe, führte ebenfalls zu keinem Ziel. Jorpuntsok konnte zwar turkestanisch ganz geläufig sprechen, aber grammatikalische Fragen brachte er ebenso wenig zustande, wie ich



Landschaft bei Lager XLII.

selbst und nach zwei Stunden war ich um nicht viel reicher als um ein Dutzend neuer Vokabeln. Das tibetanische Wörterbuch dagegen, das ich mit Jorpuntsok führte, machte bedeutende Fortschritte, denn er kannte alle englischen grammatikalischen Bezeichnungen sehr gut und war außerdem selbst im Finden neuer Worte für sein kleines Lexikon sehr eifrig. Abends begann es tüchtig zu regnen, und da doch weiter nichts anzufangen war, ging ich schon um 8 Uhr zu Bett.

Auch den nächsten Tag hatten wir nur einen kurzen Marsch vor uns, denn wir hielten auf einen Paß zu, dessen Dimensionen wir nicht kannten und für dessen Überschreitung ich mir daher einen ganzen Tag reservieren wollte. Als wir morgens zusammenpackten, erklärten die Tibetaner, sie würden hier zurückbleiben, nur der Mann mit den gemieteten Tieren sollte noch weitergehen. Wie sie sagten, konnte das Tal, in dem wir uns befanden, nirgends anders hinführen als auf

einen Grenzpaß gegen Ladak, und sie wollten an der Mündung des Tales bleiben und darauf sehen, daß wir nicht wieder zurückgingen. Diese Aussage war offenbar unrichtig, denn wir waren noch recht weit von der ladakischen Grenze und es schien ausgeschlossen, daß der Paß, der noch vor uns lag, bereits das Ende des tibetanischen Gebiets bezeichnen sollte. Wahrscheinlicher ist es, daß das Verhalten der Tibetaner mit ihrem Mangel an Nahrung und mit der daraus erfolgenden Abhängigkeit von uns zusammenhing, ferner wohl auch damit, daß die beiden kranken Yaks notgedrungen an diesem Punkt zurückgelassen werden mußten.

Das Tal, in das wir hier einbogen, führte ziemlich steil bergauf und war verhältnismäßig reich mit Gras und Buschwerk bewachsen. Hasen gab es in großer Menge und wir schossen, ohne den Marsch wesentlich zu verlangsamen, fünf von ihnen; obendrein noch ein anderes kleines Nagetier, das in die Gruppe derjenigen gehörte, die sich nur in diesem Winkel von Tibet finden, und das mir daher besonders interessant war. Es war der erste Vertreter dieser Gruppe, den wir antrafen, und ich verkündete sofort, daß ich für das nächste Exemplar eine Prämie von einer Rupie an den glücklichen Fänger zahlen würde. Derart angefeuert, verteilten sich die Leute wie in Schwarmlinie über die ganze Talsohle und machten auch wiederholt auf Verwandte des gefangenen Tierchens hitzige Jagden, ohne aber ein weiteres Exemplar zu erbeuten.

Schon um 1 Uhr mittags trafen wir auf eine Stelle, an der sich das Tal in zwei gleich große Arme teilte, und es war vorläufig nicht zu sehen, welcher von diesen auf den gewünschten Paß führen würde. Um die Gegend zu rekognoszieren und da es außerdem reichliche Präparierarbeit gab, ließ ich am Zusammenstoß der beiden Gräben lagern und erstieg den steilen Felsberg, der sich in dem spitzen Winkel erhob, unter dem die beiden Täler aufeinandertrafen. Von oben konnte ich die Situation ganz genau erkennen und auch rückwärtsblickend bis zu den Seen hinaus und über die zahlreichen Nebentäler einen guten Überblick gewinnen. Beim Abstieg überraschte mich ein sehr heftiger Hagelsturm und zwang mich, etwa eine halbe Stunde lang unter einem Felsblock Zuflucht zu suchen, um nicht von dem steilen Hang weggeblasen zu werden. Dazu blitzte und donnerte es unaufhörlich. Als sich das Unwetter verzogen hatte, säuberte ich zunächst meine Taschen und die Falten meines Anzuges von den zahllosen Eiskügelchen, die sich darin eingenistet hatten und ging dann wieder zum Lager hinab. Dort kam ich eben recht, um die Sonne vor ihrem Untergang, beziehungsweise vor ihrem Verschwinden hinter den Bergen noch aufnehmen zu können, und der klare Abend, der dann folgte, er-

mögli­che auch eine ungehinderte Messung der Höhe des Polarsternes. Auf den Höhen tobte ein heftiger Sturm, wir aber waren in dem engen und hochwandigen Tal ziemlich davor geschützt; dafür aber wurde es nach 8 Uhr bereits empfindlich kalt und um 9 Uhr maß ich schon 3<sup>0</sup> Kälte. Allerdings durfte dabei nicht vergessen werden, daß wir die Viertausender wieder hinter uns gelassen hatten, und daß unser heutiges Lager wieder eine Seehöhe von 5100 Metern hatte. Aus der allgemeinen Bildung der Gegend war zu schließen, daß wir noch einige Tage in ähnlicher Höhe zuzubringen hatten und daß selbstverständlich noch wenigstens ein Paß von ausgiebiger Höhe vor uns liegen mußte, bevor wir Tibet wirklich verließen.

Der Aufstieg auf den Paß, den die Tibetaner Dingo-La genannt hatten, war kurz und leicht, wie ich nach meinen Erkundigungen am Vorabend bereits vermutet hatte, und seine Höhe lag nicht viel mehr



Auf dem Dingo La (5250 m).

als 150 m über dem Lagerplatz. Auf der anderen Seite ging es zuerst auf halbgefrorenen sumpfigen Talhängen ein Stück lang recht unangenehm steil bergab, dann aber wurde das Tal breiter und senkte sich nur mehr ganz sanft. Es war zu sehen, daß es einige Kilometer vor uns eine entschiedene Krümmung nach Süden machte, und da uns diese notwendigerweise aus der gewünschten Richtung bringen mußte, ritt ich mit Weichbold und Jorpuntsok der Karawane weit voraus, um beizeiten einen anderen Weg ausfindig zu machen. An der Krümmung angelangt, konnten wir sehen, daß ein Stück unterhalb ein anderes, aus Norden kommendes Tal sich mit dem unserigen vereinigte und daß wir dieses letztere durch eine Übersteigung des Höhenzuges, der die beiden trennte, weiter oben erreichen und uns derart einen bedeutenden Umweg ersparen konnten. Den zahlreichen Wildfährten nachgehend, fanden wir auch eine Sattelung, die gut passierbar schien und ritten sofort darauf zu, um den Nachfolgenden den Weg zu weisen.

Die Vermutung bezüglich des weiteren Verlaufes des Tales erwies sich als richtig und dieses nahm auch bald wieder eine nordwestliche Richtung an. Es ging natürlich auch nach den Panggong-Seen hinab, aber wenn wir bei dieser Richtung blieben, so mußten wir notwendigerweise der Reihe nach alle die Täler kreuzen, die von Norden her nach den Seen hinab führten, und das war mir gerade recht. Das Bachbett war vorläufig trocken, aber wir wußten schon, daß man in diesem Land stromauf gehen mußte, um in den Flußläufen Wasser zu finden, und zwei kleine schwarze Zelte, die wir aus der Entfernung sahen, deuteten uns auch die Stelle an, an der wir Gras und Wasser finden konnten. Die wenigen Tschangpas, die an diesem Ort lagerten, kamen bald herbei. Da sie erzählten, daß weiter oben der Bach wieder ausbliebe, schlugen wir in der Nähe ihrer Zelte unser Lager auf. Diese Leute hatten noch nichts von uns gehört, einer von ihnen aber konnte mit einer Nachricht über Dr. v. Hedin aufwarten. Wie er sagte, hatte er den schwedischen Forscher vor drei Jahren in der Nähe der Panggongseen angetroffen und obzwar er sich den Namen nicht gemerkt hatte, charakterisierte er Dr. v. Hedin doch ausgezeichnet, indem er sagte, es sei der „Pilingpa“, mit dem ein eingeborener Lama gereist sei. Eben dieser selbe Europäer sei vor drei Wochen mit 30 Mann und 100 Tragtieren von Leh aufgebrochen, um über Tankse und Pob-rang mit Jarkent als Ziel nach Norden zu gehen. Ich war über diese Nachricht ziemlich erstaunt, denn ich vermutete Dr. v. Hedin schon längst in Tibet. Als ich nämlich im April in Kaschgar die letzten Nachrichten aus der Welt erhalten hatte, war darunter die Neuigkeit gewesen, Dr. v. Hedin sei derzeit in Kalkutta und wolle von dort über Dardschiling seinen Weg nach Tibet suchen. Daß er nun, wie ich hier erfuhr, im August in Ladak gewesen sei, kam mir ziemlich überraschend, aber ich konnte vorläufig nur vermuten, was ich später bestätigen hörte, nämlich, daß ihm der Übertritt nach Tibet von seiten der Britisch-Indischen Regierung verweigert worden sei. Daß er nun von Leh nach Jarkent zog, erklärte ich mir damit, daß er die kalte Jahreszeit im chinesischen Turkestan verbringen wolle, später aber zeigte sich, daß er das kühne Wagnis einer Winterreise in Tibet unternommen hatte und daß er in den Tagen, in denen diese Zeilen geschrieben werden, sehr nahe daran ist, die große Durchquerung Tibets von Nord nach Süd erfolgreich abzuschließen. Genaueres konnte der Tschangpa nicht berichten und ich war sehr gespannt darauf, in Ladak authentische Mitteilungen darüber zu erhalten. Von den Tschangpas erfuhren wir auch, daß wir am nächsten Tag jenseits eines neuen Passes, den wir schon vor uns sehen konnten, wieder auf ein Hirtenlager stoßen würden und da wir augenblicklich

noch infolge der glücklichen Hasenjagd genügend Fleisch hatten, verzichtete ich darauf, hier ein Schaf zu kaufen.

Unter den Dingen, die ich als Geschenke mit mir führte, befanden sich auch einige Pfund billiger Fruchtbonbons, die ich in Osch gekauft hatte, die aber bald in Vergessenheit geraten und niemals als Geschenke verwendet worden waren. Da außerdem mit jedem Schritt gegen Westen die Aussicht schwand, mit diesen Süßigkeiten noch besondere Erfolge bei den Eingeborenen zu erzielen, teilte ich sie an diesem Abend unter die Mannschaft auf und reservierte nur für mich einen Löwenanteil, an dessen allmählichem Aufessen ich ein Vergnügen empfand, das in Anbetracht der geringen Qualität der Bonbons nur durch den vollständigen Mangel ähnlicher und anderer Genußmittel zu erklären ist.

Am folgenden Tag also hatten wir einen neuen Paß zu bewältigen, der zunächst grimmig genug aussah. Erst folgten wir etwa zwei Stunden lang dem Tal weiter bergauf und mit Hilfe der Hunde wurden nach wilden Hetzjagden drei der interessanten kleinen Nagetiere gefangen, die blitzschnell von einem schützenden Busch zum anderen liefen und überall Baue zu haben schienen, aus denen man sie erst verscheuchen mußte, nachdem der ganze Busch mit den Wurzeln herausgerissen worden war. Durch diese Beschäftigung wurde aber der allgemeine Weitemarsch kaum nennenswert aufgehalten, denn die Tragtiere gingen ruhig weiter und wir holten sie bei ihrem langsamen Tempo immer in kurzer Zeit wieder ein. Eine bemerkenswerte Erscheinung waren außer den vielen Felstauben, die an den Talwänden nisteten, noch große Schwärme von Bachstelzen, die oft in der Stärke von mehreren hundert auf bestimmten Plätzen beisammen saßen und umher hüpfen, offenbar um sich zur Abreise nach wärmeren Gegenden zu sammeln.

Allmählich kamen wir an die eigentliche Paßsteigung heran und diese war wenngleich sehr steil, so doch nicht besonders schwer zu begehen, da das ganze Tal gleichmäßig von einer sumpfigen Wiese ausgefüllt war, die den Hufen der bergan kletternden Tiere manchmal sogar mehr Halt gab, als unbedingt nötig gewesen wäre. Immerhin kamen wir ziemlich langsam von der Stelle. An die abgematteten Esel stellte diese plötzliche Rückkehr in große Seehöhen offenbar sehr bedeutende Anforderungen und wir verzichteten nach Möglichkeit darauf, sie durch Hiebe anzutreiben. Das letzte Stück vor der Paßhöhe war wieder schuttbedeckter Felsboden und von oben bot sich ein prachtvoller Rundblick auf die umliegenden Bergketten und Gipfel, sowie auch auf das Tal, das von der anderen Seite herauf führte. Wieder machte dieses eine Strecke weiter unten eine scharfe Biegung nach Süden und wieder fand sich eine Möglichkeit, durch einen zweiten

kleineren Paß diese Krümmung abzuschneiden. Allerdings mußten wir trotzdem von unserer mühsam errungenen Höhe — ich maß sie auf dem Paß mit dem Kochthermometer mit 5580 — ein gutes Stück aufgeben, bevor wir aus der Talsohle den Anstieg gegen den zweiten Sattel in Angriff nehmen konnten. Dieser war dafür sanft und flach und dann lag vor uns ein breites und schönes Tal, dessen Sohle ziemlich reich mit Gras bewachsen und von steil ansteigenden schneidigen Felsbergen eingeschlossen war. Bevor wir aber das Haupttal wieder erreichten, kamen wir an den Lagerplatz, von dem uns die



Tschangpa-Frauen bei Lager VII.

Tschangpas tags zuvor erzählt hatten, und fanden dort drei Zelte, deren Bewohner, wie sich bald heraus stellte, bereits aus Ladak herüber gekommen und also im politischen Sinn keine Tibetaner mehr waren. Im übrigen unterschieden sie sich jedoch von ihren Standesgenossen, die dem Dalai Lama untertan sind, höchstens durch die Bereitwilligkeit, mit der sie uns Lebensmittel verkauften. Es waren ein alter Mann mit seiner Frau und seine zwei Söhne mit ihren Frauen, dazu kamen noch drei kleine Kinder und irgend eine alte Tante, die sich durch das Fehlen des Perak als Witwe kennzeichnete.

Das Perak ist nämlich ein Kopfschmuck, der unter tibetanischen



Frauen ganz allgemein ist und der nur bei Witwen und ganz kleinen Mädchen fehlt, ausgenommen natürlich wenn die bitterste Armut seine Anschaffung unmöglich macht. Es ist ein etwa handbreiter Streifen aus Leder oder übereinander genähten Lagen von Tuch, der auf der Stirne der Trägerin beginnt und sich, dem Kopfe anliegend, bis in den Nacken und auf die Schultern fortsetzt. Am Kopf festgehalten wird es durch eine Borte aus Schaffell, die zwischen die Haare der Trägerin eingeflochten wird. Der eigentliche Schmuck besteht in Stücken von Türkisen, Lapis lazuli, Bergkrystall oder ähnlichen weniger wertvollen Steinen, die meist in einer Fassung von Silber- oder Goldblech aufgenäht sind. Je nach dem Wohlstande der Besitzerin richtet sich natürlich auch die Zahl, der Wert und die Schönheit dieser Steine und ebenso können die Zwischenräume zwischen diesen mehr oder weniger reich mit Gold- oder Silberflittern besetzt sein. Die allereinfachsten Peraks können auch bloß mit Kaurimuscheln besetzt sein, andererseits aber gibt es, wie man mir sagte, Peraks, die sich durch Generationen in reichen Familien forterben und einen Wert von mehreren tausend Rupien haben. Die Tschangpa-Frauen von unserem heutigen Lager zeichneten sich nicht durch Reichtum aus und dementsprechend waren ihre Peraks auch sehr einfach.

Der Lager-Älteste war ein sehr heiter veranlagter Mann und von Beruf eigentlich Schreiblehrer. Im Winter wenigstens beschäftigte er sich in Ladak damit, in einer Art von Privatschule kleinen Knaben das Lesen und Schreiben beizubringen. Bei den Kindern dachte ich einige meiner Fruchtbonbons anzubringen und das kleinere der beiden Mädchen nahm sie mir ruhig aus der Hand und steckte sie in den Mund. Die Mutter aber stürzte schreckerfüllt herbei, entriß ihrem Sprößling trotz seines heftigen Geschreis das Stückchen Zucker, das das Kind bereits zwischen den Zähnen hatte, und warf es in weitem Bogen fort. Dann wollte sie ihre Kinder zusammenpacken und aus meiner gefährlichen Nähe fortbringen, aber sie beruhigte sich etwas, als ich einige Bonbons selbst in den Mund steckte, zerbiß und schluckte. Nun wagte sie zwar noch nicht selbst eines davon zu versuchen, als aber ihr Schwiegervater mit gutem Beispiel voran gegangen war, kostete sie eine schöne rote Himbeere und ließ sich zur Annahme einer weiteren Handvoll überreden. Aber erst nachdem sie drei gegessen hatte und keine nachteiligen Folgen verspürte, rief sie ihre Kinder wieder herbei und gestattete mir, den Rest der Bonbons unter sie zu verteilen. Auch die Witwe kam herbei und nachdem sie ihren Anteil von den Süßigkeiten bekommen hatte, bettelte sie mich sofort um eine Rupie an. Ich sagte aber, ich würde ihr nichts schenken, dagegen wäre ich bereit, ihr ihre Gebetsmühle und das kleine Gebetbuch, das sie hatte, abzu-

kaufen. Sie wehrte sich zuerst auf das Entschiedenste, dann aber gab sie bezüglich der Mühle nach und überließ sie mir für sechs Rupien. Das Gebetbuch erklärte sie um keinen Preis hergeben zu wollen und dabei blieb es auch.

Der Tschangpa, der uns seit Noh mit den gemieteten Tieren begleitete, erklärte plötzlich, er wolle nicht mehr weiter mitgehen und forderte seinen Lohn. Ich hielt ihm vor, daß er versprochen habe, bis Ludkung bei uns zu bleiben, er aber meinte, er könne sich nicht darauf einlassen, auf unbekanntem Wegen mit uns kreuz und quer zu ziehen und dann am Ende nicht mehr nach seinem Heimatsort zurück



Jorpuntsok und Tschangpas.

zu finden. Ich sagte ihm, er könne ruhig heimgehen, wenn er wollte, die Tiere aber würden hier bleiben und auf keinen Fall würde er seinen Lohn erhalten, wenn er vertragsbrüchig werden wollte. Nach einer erregten Auseinandersetzung kam folgende Einigung zustande: Er verkaufte mir das eine seiner Pferde für 50 Rupien und übergab die anderen Tiere einem der Söhne des Lager-Ältesten, der sich verpflichtete, mit uns bis Ludkung zu gehen. Der Mann von Noh sollte in diesem Lager seine Rückkehr erwarten. Der ganze Handel schien nur den alleinigen Zweck zu haben, mich zum Ankauf des Pferdes zu nötigen, da es aber ein starker Gaul war, fand ich den Preis von 50 Rupien durchaus nicht zu hoch, umso mehr, als ich in Leh doch noch zwei Pferde kaufen mußte, auf denen meine turke-

stanischen Begleiter nach ihrer Heimat zurückkehren konnten. Denn ich hatte mich seinerzeit verpflichtet, sie, wenn nicht während der ganzen Reise, so doch bestimmt für ihre Heimreise beritten zu machen.

Gleichzeitig mit dem Mann aus Noh ging am folgenden Morgen auch der schmutzige halbwüchsige Junge wieder zurück, der als vollkommen überflüssiger Kostgänger einfach zu seiner Unterhaltung mitgekommen zu sein schien. Damit war der letzte Rest der großen Eskorte verschwunden, die man uns von Noh aus mitgegeben hatte, und wenn wir nicht im Süden die unüberschreitbaren Panggongseen gehabt hätten, wäre kein besonderes Hindernis vorhanden gewesen, den Aufenthalt in Tibet durch einen erneuten Vorstoß gegen Süden zu verlängern. So aber war es in Anbetracht des Zustandes der Karawane das beste, gegen Ladak weiter zu ziehen, trotzdem augenblicklich niemand mehr vorhanden war, der uns daran hätte hindern können, dies nicht zu tun. Vorläufig aber bestimmte ich, daß wir den nächsten Tag in diesem Lager bleiben sollten. Hauptsächlich veranlaßte mich dazu das geradezu ideale Wetter, das an diesem Tag herrschte. Der Himmel war vollständig klar, es war so gut wie windstill und dabei trotz eines leichten Nachtfrostes behaglich warm. In meinem Zelt wurde es sogar geradezu heiß, wenn die Sonne darauf schien.

Von dem Mangel an Lebewesen in dem kleinen Bach, der neben dem Lager vorbeifloß, hatte ich mich sehr bald überzeugt, und da es auch außerdem in der Umgebung nicht viel zoologisches oder botanisches Material zu sammeln gab, blieb ich fast den ganzen nächsten Tag im Lager und beschäftigte mich damit, alle Rückstände aufzuarbeiten; nebenher wiederholte ich meine Aufnahme von Sonne und Polarstern und machte auch einen längeren Besuch bei den Tschangpas, von denen ich mehrere photographische Aufnahmen machte. Bei dieser Gelegenheit kaufte ich auch dem Lager-Ältesten seine Gebetsmühle ab, und zwar mußte ich, da sie sehr schön mit aufgelegtem Silber verziert war, 9 Rupien, eine Schere und ungefähr zwei Hände voll Glasperlen dafür zahlen. Um  $1/26$  Uhr abends hatte ich mit dem besten Willen nichts mehr zu tun, und nachdem ich mir noch von dem Glimmerschiefer des nächsten Felsberges ein Stück zurecht gehämmert hatte, ließ ich mich gemütlich in meinem Zelt nieder und las wieder einmal in der „Madame Prune“, dazu rauchend und Bonbons naschend. Nichts zu tun zu haben war ein seltener Zustand, und ich gab mich ihm mit umso größerer Freude hin.

Das gute Wetter hielt nicht lange an; schon gegen Mitternacht begannen Sturm, Regen und Schnee, hielten die ganze Nacht über an, und am Morgen war es nicht viel besser. Um 8 Uhr abends brachen

wir auf und hatten nach kurzer Zeit das Haupttal wieder erreicht. Die Talsohle war breit und eben, der Bach floß in vielen Krümmungen bald auf der einen, bald auf der anderen Seite, und rechts und links erhoben sich hohe zackige Felsberge. Die Gegend war jedenfalls wunderschön, aber wir hatten davon nichts, denn es schneite und stürmte ununterbrochen bis 3 Uhr nachmittags. Erst um diese Zeit kamen kleine Stückchen blauen Himmels zum Vorschein, auch nur, um bald wieder im eilenden Getriebe der grauen Wolken zu ver-



Lager VL.

schwinden, und wenn es nun auch aufgehört hatte zu schneien, so kam dafür nun alle paar Minuten ein tüchtiger Regenschauer, der noch viel unangenehmer war als der Schnee. Gegen 5 Uhr erreichten wir eine Stelle, an der ein breites aus Nordwesten kommendes Tal in das unserige mündete; in der so geschaffenen dreieckigen Ebene lag eine Vegetationsinsel aus baumartigem Buschwerk und Gras. Einige Schafe begrüßten uns mit erstauntem Blöken, und aus ihrer Anwesenheit konnten wir auf die Nähe eines Nomadenlagers schließen, ohne aber, daß wir vorläufig einen Menschen zu Gesicht bekamen. Um auf alle Fälle sicher zu gehen, ließ ich eines von ihnen einfangen, und wir

banden es an einem Busch vor dem Mannschaftszelt fest. Die anderen ergriffen daraufhin eiligst die Flucht und wir rechneten darauf, daß der Besitzer schon kommen würde, um sein Eigentum zu reklamieren, und daß wir ihm dann das Schaf abkaufen konnten. Kurz nach unserer Ankunft begann übrigens das elende Wetter von neuem, und es regnete derartig, daß außerhalb des Zeltens absolut nichts anzufangen war. Da unter diesen Umständen im Freien kein Feuer angemacht werden konnte, brachen die Leute ihr Zelt wieder ab und richteten sich zwischen den aufgetürmten Kisten und Säcken ein, über die sie die Zeltstangen und die Leinwand breiteten. In dieser kleinen Burg zündeten sie nun ein Feuer an, von dem man aber zunächst nichts wahrnahm, als einen fürchterlichen Rauch und ein fortwährendes Krachen und Knacken des feuchten Holzes. Bald konnten sie es in ihrem Unterschlupf vor Rauch nicht mehr aushalten und zogen es vor, mit Filzdecken oder Mänteln zugedeckt im Regen zu sitzen. Als aber das Abendessen fertig war, stellten sie doch das Zelt wieder auf, denn in ihm waren sie nicht nur gegen das von oben kommende Wasser geschützt, sondern auch gegen die Nässe des Bodens. Von der Umgebung war so gut wie nichts zu sehen gewesen, und auch an eine Exkursion vom Lager weg hatte man nicht denken können, und da außerdem ein Weitermarsch im Regen sehr wenig Vorteil bot, bestimmte ich, daß wir zunächst wenigstens einen Tag hier bleiben würden.

Vor 10 Uhr abends ging der Regen wieder in Schnee über, und es schneite die ganze Nacht hindurch. Am Morgen befanden wir uns in einer vollständigen Winterlandschaft, und an der Windseite der Zelte war soviel Schnee aufgehäuft, daß man ihn mit der Schaufel entfernen mußte. Vor der aufsteigenden Sonne verdunkelte sich der Schnee in der Talsohle allerdings bald in mißfarbigen Schmutz, die Berge aber blieben bis tief herunter mit blendendem Weiß bedeckt. Im Laufe des Vormittags trat wieder Regen anstelle des Schnees, der Nebel hing an den Bergen tief herab und es war feuchtkalt und unfreundlich, ganz als hätten wir uns im Salzkammergut befunden und nicht in einem der regenärmsten Länder der Erde. Trotz des schlechten Wetters ging Weichbold auf die Jagd nach wilden Schafen, denn die frischen Spuren von solchen hatten wir bei der Ankunft im Lager gefunden und mit dem Feldstecher auch gelegentlich zwischen den vorüberziehenden Nebelschleiern ein paar Stücke auf den Berghängen entdeckt. Es waren nicht eigentliche Schafe, sondern sogenannte Napo (*Pseudovis nahura*), von denen ich zwar schon eine Gais und ein Junges, aber noch keinen Bock in meiner Sammlung hatte. Das Tier heißt tibetisch eigentlich Na, die Nachsilbe po bedeutet das Männchen, während das weibliche Tier mit Namu bezeichnet wird. Ebenso heißen die Schafe

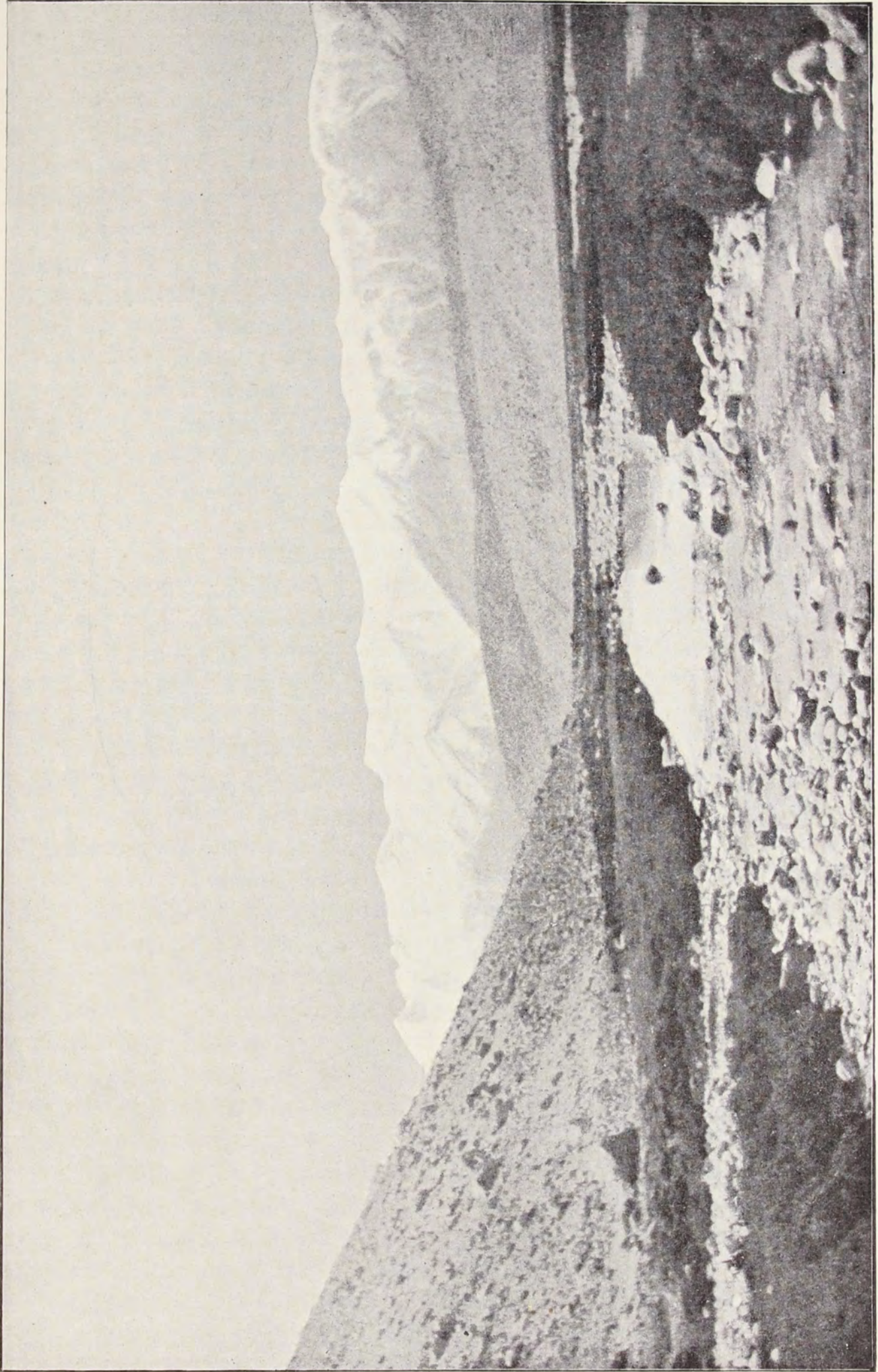
der Art *Ovis ammon* und *Ovis hodgsoni* tibetanisch „Scha“, wieder mit dem Unterschied Scha-mo und Scha-po.

Bevor Weichbold fortgegangen war, hatte er mir noch mit der eigens dazu mitgeführten Maschine die Haare geschnitten, die schon ziemlich lang geworden waren, dann trachtete ich darnach, Ordnung in meinen hübsch verwilderten Bart zu bringen, bevor ich mich trotz des Regens zum Bach begab, um dort wieder einmal zu baden. Ich hatte mir diesen Luxus in Tibet bisher erst dreimal gegönnt und zwar das erstemal im Apo-zo, das zweitemal in den warmen Quellen am Mangzaka und das drittemal im See vom Lager XL. Das Wasser war aber dort so kalt gewesen, daß ich es nur wenige Minuten darin ausgehalten hatte, aber trotzdem hatte ich damals meine eingeborenen Begleiter durch meine Kenntnis des Schwimmens in höchstes Erstaunen versetzt, denn keiner von ihnen verstand diese Kunst, und sie scheint auch sowohl in Tibet als auch in Turkestan sehr wenig verbreitet zu sein. Dann ließ ich Jorpuntsok in mein Zelt kommen und war über drei Stunden damit beschäftigt, ihn über alles das auszufragen, was er über tibetanische Sitten und Gewohnheiten, religiöse Gebräuche und Vorstellungen, sowie über die im Land geläufigen Rechtsbegriffe, Erbschaftsgesetze usw. wußte. Das Wetter änderte sich nicht und es fiel fortwährend ein kalter feiner Regen. Die höchste Temperatur an diesem Tag war 3<sup>0</sup> über Null und alles rund umher war naßkalt und schmutzig. Auch Weichbold kam vollkommen durchnäßt und über und über beschmutzt von seinem Ausflug zurück, bei dem er nicht zu Schuß gekommen war. Dagegen hatte er sowohl mehrere Napos als auch Kiangs gesehen, sowie auch wieder die tibetanischen Königshühner (*Megaloperdix himalajensis*), die wir seit dem Übergang über den Kuen Lün nicht angetroffen hatten. Sie fehlen auch jedenfalls auf dem eigentlichen tibetanischen Hochland und sind auf die Grenzgebirge beschränkt.

Der Besitzer des Schafes war noch immer nicht auf der Bildfläche erschienen und da unser Fleischvorrat zu Ende gegangen war, wurde das eingefangene Tier geschlachtet. Es mußten aber doch in der Nähe Tschangpas ihr Lager haben, denn im Laufe des Tages waren drei Ziegen an den Zelten vorbei gelaufen und hinter einer Talbiegung verschwunden. Ich ging am folgenden Morgen etwa eine Stunde lang in dieser Richtung, sah aber nichts von einem Zelt oder Feuer und beeilte mich nach dem Lager zurück zu kommen, da Regen, Schnee und Nebel in ganz der gleichen Weise ihr Spiel trieben als tags zuvor. Doch brachte ich von meinem Ausflug zwei Enten und eine Steindrossel mit, so daß wenigstens für einige Arbeit gesorgt war. In den Enten waren außerdem soviel Bandwürmer, daß ich mich beinahe

schon für den verlorenen gestrigen Tag für entschädigt hielt. Die Schrotpatronen meines kleinen Flaubert-Gewehres waren zu Ende gegangen und zum Schießen mit der Kugel eignete es sich nur sehr wenig. Ich ging daran, aus dem Inhalt von großen Patronen und aus den Hülsen aufgerauchter Zigaretten neue Patronen für das kleine Gewehr zu verfertigen, und indem ich die Metallhülsen der Kugelpatronen benützte, gelang die Arbeit ganz gut und ein Versuch zeigte mir, daß diese so verfertigten Patronen für kleine Vögel ganz vorzüglich waren. Zu einer größeren Exkursion war aber das Wetter viel zu schlecht und man schlug die Zeit frierend mit allerlei Kleinigkeiten tot, so gut es eben ging. Gegen Abend erhob sich ein sehr heftiger Sturm, der das Tal herab kam und der die trägen Nebelmassen plötzlich in eilige Bewegung brachte. Es war zu hoffen, daß er die Regenwolken wegputzen würde.

Um doch wenigstens einen guten Tag in diesem Lager zu haben, ließ ich auch für den nächsten Tag eine Fortsetzung der Rast ansagen. Der Morgen war auch so klar, als man es nur wünschen konnte, und der Wind hatte wirklich mit allen Wolken gehörig aufgeräumt; freilich war er an sich eine schlechte Zugabe zu dem sonst sehr schönen Wetter, aber an den Wind waren wir schließlich schon gewöhnt und er war immer noch angenehmer, als das lästige feuchtkalte Wetter. Weichbold war wieder auf die Jagd gegangen. Ich zog mit der kleinen Flinte in der Nähe des Lagers umher und freute mich über die gute Beute an kleinen Vögeln, die ich mit meinen Zigarettenpatronen erzielte. Im Laufe des Vormittags kam auch endlich der lang erwartete Schafbesitzer und erhob ein großes Jammergeschrei, als er von dem traurigen Ende seines Schafes erfuhr. Der gute Preis, den ich ihm zahlte, beruhigte ihn aber bald und er ging sofort, um uns des weiteren noch eine Ziege und je einen Topf voll Milch und Butter zu bringen. Es waren nur zwei Männer, die in der Nähe lagerten und sie waren gleich uns wegen des schlechten Wetters in den letzten Tagen nicht marschiert. Da sie außerdem kein Zelt besaßen, hatten sie unter dem zweifelhaften Schutz eines großen Busches auf der Erde kampiert und hatten nicht einmal ein Feuer anzünden können. Dies war auch der Grund, warum wir sie nicht entdeckt hatten, trotzdem sie nur etwa eine halbe Stunde talab gelegen waren. Die Ziege, die er uns im Verein mit seinem Gefährten herbei brachte, war ein sehr starkes und kriegerisches Tier, das wir nur mit Mühe bändigen und festbinden konnten; den Strick aber hatte sie sehr bald durchgenagt und war wieder nach ihrer provisorischen Heimat zurückgelaufen. Bald kam der Tschangpa wieder herbei, aber ohne die Ziege. Er erzählte uns bloß, sie hätte sich wieder bei ihm eingefunden und wir könnten sie von dort abholen,



Landschaft bei Lager VL.





wenn wir wollten. Da wir uns nicht auf einen neuen Kampf mit ihr einlassen wollten, wurde Said Agul bevollmächtigt, sie dort zu schlachten, wo er ihrer habhaft werden konnte und sie auf einem Esel, den wir ihm zu diesem Zweck mitgaben, zum Lager zurückzubringen. Als er nach ungefähr einer Stunde wieder erschien, waren sein Rock und seine Hosen vollständig zerrissen und außerdem hatte er eine nicht unbedeutende Rißwunde am Schienbein. Die Ziege hatte ihr Leben teuer verkauft, aber jetzt war sie tot und der Tschangpa lieferte einen neuen Topf voll Milch dafür, daß wir ihm das Fell überließen. Die tibetanischen Ziegen sind bekanntlich berühmt deshalb, weil aus ihrem Haar die feinen Kaschmir-Gewebe hergestellt werden und obzwar die Ziegen, wie sie die Nomaden züchten, an Qualität der Wolle weit hinter denen der sesshaften Tibetaner zurückstehen, mußte doch das Fell dieser Ziege mindestens den zwanzigfachen Wert des Topfes mit Milch haben, den wir dafür erhielten. Außerdem werden Ziegenhäute vielfach zu Wassersäcken und zum Aufbewahren von Milch oder Fett verwendet.

Das klare Wetter ermöglichte mir endlich die Bestimmung der geographischen Länge und Breite und von den Tschangpas erfuhren wir, daß die Gegend, in der wir uns befanden, den Namen Njak-su hatte, ein Name, der sich auch auf meiner russischen Karte vorfand. Auch über den Weg nach dem Grenzpaß, dem wir nun doch immer näher rückten, konnte uns der Tschangpa Auskunft geben, denn er wohnte den Winter über in Pob-rang, also bereits auf ladakischem Gebiet und hatte den Paß Ki-su-la bereits mehrmals überschritten. Im übrigen konnte kaum ein Zweifel über den einzuschlagenden Weg bestehen, denn unser Tal führte offenbar wieder zu den Seen hinab und es handelte sich also darum, das nächste gangbare nach Nordwesten führende Tal bis zu seinem Ende bergauf zu verfolgen. Bezüglich der Entfernung konnte sich der Tschangpa, wie die meisten seiner Stammesgenossen, nur nach Tagen oder besten Falls halben Tagen ausdrücken; der Begriff einer Stunde fehlte ihm ebenso wie der für irgend ein Längenmaß, und wenn ich ihn z. B. fragte, wie weit es denn zu seinem eigenen Lagerplatz sei, konnte er nichts darauf erwidern, als daß es ganz in der Nähe sei und daß man gleich dort sein würde, oder daß man sich von hier bis dorthin mit Schreien verständigen könne. Alle genaueren Fragen stießen immer nur auf dasselbe Achselzucken und Kopfschütteln. Wie er uns sagte, konnten wir am nächsten Tag bequem den Ki-su-la überschreiten und auf der andern Seite einen guten Grasplatz erreichen. Diese Auskunft schien aber von vornherein unsinnig, denn sowohl nach der russischen Karte, wie auch nach dem, was man sehen konnte, mußte der Paß noch wenigstens eineinhalb bis

zwei Tagemärsche, also 30—50 Kilometer entfernt sein. Der Tschangpa blieb aber zunächst bei seiner ersten Behauptung, um dann auf einmal ganz unvermittelt zu erklären, daß außer dem Ki-su-la noch ein zweiter viel höherer Paß da sein, den wir ebenfalls überschreiten mußten und daß wir vier Tage brauchen würden, um bis Pob-rang zu kommen. Auf diesen Widerspruch in seinen Äußerungen aufmerksam gemacht, drehte er sich auf dem Absatz um und ging fort. Wir waren also durch ihn um nichts klüger geworden und hatten zunächst unseren Weg wieder auf eigene Faust zu suchen.

Nach dem Aufbruch, der am 17. September bei klarem, aber stürmischen Wetter stattfand, folgten wir dem Tal noch auf eine Strecke von ungefähr 6 km, bis es an der Stelle scharf nach Süden abbog, an der ein breites Nebental aus Nordwesten mündete. In diesem letzteren führte offenbar der Weg, den wir einzuschlagen hatten und wir bogen nach der neuen Richtung ab. Der Bergkamm, der das Tal zu unserer Linken begleitete und der ebenfalls von Südosten nach Nordwesten strich, war offenbar die Grenzscheide zwischen Tibet und Ladak, aber vorläufig wich er noch immer mehr gegen Westen zurück, in dem Maß, als wir bergauf kamen und von einem Zustreben des Tales gegen den Paß zeigte sich vorläufig noch nichts. Entgegen den Angaben der russischen Karte erstreckte sich das Tal viel weiter nach Westen und bei jeder neuen Biegung, wenn wir erwarteten, unseren Weg durch eine Bergwand abgeschlossen zu finden, sahen wir immer nur weiter hinaus nach Nordwesten und immer noch den Gebirgskamm in gleicher Richtung fortlaufen. Gegen Mittag trafen wir auf einen einsamen Tschangpa, der, wie er uns sagte, auf der Suche nach verlorenen Schafen gewesen sei und nun zu den beiden anderen Tschangpas in Njak-su zurückkehrte. Als wir ihn nun um die Entfernung bis zum Paß befragten, erklärte er auf das Bestimmteste, daß wir erst am nächsten Tag an die eigentliche Steigung heran kommen würden und daß wir an einem Platz, den er uns ausführlich beschrieb, lagern mußten, denn von dort ab gäbe es bis jenseits des Passes kein Gras mehr. Er ging sogar noch ein Stück mit uns zurück und zeigte uns des weiteren den Berg, an dessen Fuß sich der Grasplatz befinden sollte. Es war dort wirklich zwischen zwei Armen des Baches eine Insel, die mit saftigem grünen Gras überzogen war und da es wirklich ausgeschlossen schien, den Fußpunkt der Paßsteigung an diesem Tag zu erreichen, lagerten wir dort. Der Himmel blieb wolkenlos klar und die tief herab beschneiten Berge boten ein Bild von großartiger Schönheit. Das Wetter aber war kalt und schon eine Stunde nach Sonnenuntergang wies das Thermometer auf 8<sup>0</sup> unter Null. Auch hatten wir bereits wieder eine Seehöhe von 4950 m er-

reicht und wir wußten, daß wir von jetzt bis auf den Paß noch einige hundert Meter zu steigen hatten. Die Lasttiere ließen sich das saftige Gras vorzüglich schmecken und ich brachte mir mit einer Art von Erstaunen zum Bewußtsein, daß wir seit acht Tagen kein einziges von ihnen verloren oder zurückgelassen hatten. Unsere vier Pferde waren allerdings Eingeborene von Tibet, ebenso zwei Yaks, die der Tschangpa vom Lager VII noch immer begleitete, und die anderen zwei, die noch von den bei Paldan-ri gekauften übrig waren. Die zwölf Esel, die noch von den sechzig Lasttieren übrig waren, mit denen ich meine Reise



Der Verfasser vor seinem Zelt.

begonnen hatte, waren nun ebenfalls allem Anschein nach über den kritischen Punkt hinweg gekommen, und wengleich sie furchtbar abgemagert und ihre Rücken mit eiterigen Wunden bedeckt waren, so taten sie doch ihren Dienst und es war zu hoffen, daß sie wenigstens bis zu unserem Eintreffen in den ersten ladakischen Dörfern aushalten würden.

18. September. Seit dem Verlassen Polu's sind heute drei Monate verstrichen und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Tag unser letzter auf tibetanischem Boden sein wird. Im Laufe des Vormittags zeigte sich zwar noch nichts von einem Engerwerden des Tales oder

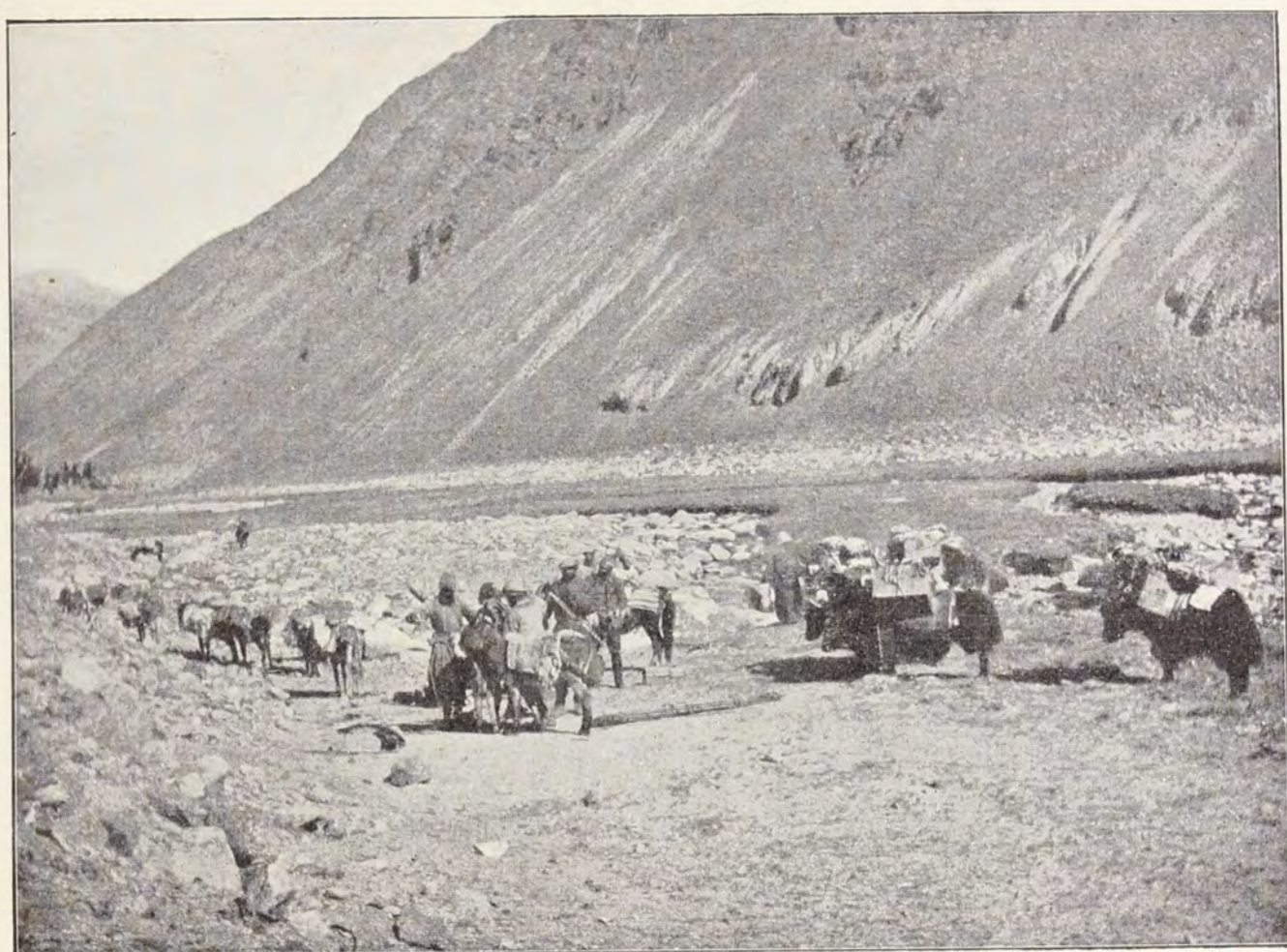
von dem Auftauchen eines Passes, aber gegen  $1/21$  Uhr, als das Tal eine Wendung gegen Westen machte, sahen wir die tief verschneite Einsattelung des Ki-su-la plötzlich vor uns und ich dachte mir, daß wir bei einem flotten Marsch die Grenze bis zum Abend wohl hinter uns bringen konnten. Das Tempo wurde nach Möglichkeit verschärft und bald schlossen sich die Talhänge immer enger aneinander, nur mehr den einen Durchpaß freilassend, auf den wir zuhielten. Das landschaftliche Bild war von überwältigender Schönheit. Am tiefblauen Himmel zogen nur einige Flaumwölkchen eilig vor dem Wind und der blendend weiße Schnee, der die Gipfel und Kämme ringsum deckte, hob sich prachtvoll von der klaren Luft und von dem grau-violetten Gestein der Felshänge ab, die zu steil waren, als daß der Schnee hätte auf ihnen haften können. Noch einmal zeigte sich uns Tibet in seiner ganzen wilden und eigenartigen Schönheit und noch einmal allerdings bescherte es uns als Abschiedsgeschenk einen Sturmwind, wie wir ihn kaum heftiger erlebt hatten, und eine Kälte, die gleichfalls alle unsere früheren tibetanischen Erfahrungen übertraf. Wir kamen immer höher das Tal hinauf und mußten bald sehen, daß die Einsattelung, die wir für die Paßhöhe gehalten hatten, noch weit vor dieser lag und daß wir nicht daran denken konnten, den Paß noch heute zu überschreiten. Gegen 5 Uhr nachmittags trafen wir auf zwei Zelte von Tschangpas, die, wie sie uns erzählten, aus Tankse kamen, wo sie sich gegen Schafwolle ihren Wintervorrat an Gerstenmehl eingetauscht hatten. Diese Leute kamen wieder mit der Mitteilung von den zwei hintereinander liegenden Pässen, die wir zu überschreiten hätten und versicherten uns, daß es unmöglich sei, an diesem Tag noch beide Übergänge zu bewerkstelligen und daß sich außerdem zwischen den beiden Pässen kein Grasplatz befände. Aus meiner Landkarte war ebenfalls nichts Genaues zu entnehmen; es blieb uns schließlich nichts übrig, als dem Rat der Tibetaner zu folgen und den Paß-Übergang oder die Übergänge für den nächsten Tag zu lassen. Wie sie sagten, sei die ganze Gegend bis weit jenseits des Passes tief im Schnee und ich fand dies auch recht glaublich, denn auch in unserer unmittelbaren Nähe waren die Talhänge bis tief herab verschneit. Die Seehöhe lag schon wieder bei 5370 m, aber trotzdem und trotz der Kälte hatten an dem Talhang zahlreiche Murmeltiere ihre Baue und Jorpuntsok schoß eines von ihnen, das einen ganz unglaublichen Vorrat von Fett in seinem Körper angesammelt hatte. Wie es die Tiere zustande bringen, sich mit dem bißchen Gras, das sie in diesen Höhen finden, so vorzüglich zu ernähren, wird mir vermutlich immer ein Rätsel bleiben, ebenso wie es den zahllosen Herden von Wildpferden und Antilopen gelingt, den tibetanischen Winter bei



Vor dem Ki Su La.



verhältnismäßigem Wohlbefinden zu überleben. Außerdem aber trafen wir hier noch einen viel merkwürdigeren Gast an, den Weichbold zur Strecke brachte, nämlich ein Rohrhuhn der Gattung Gallinula, das vermutlich ebenso wie wir im Begriff war, auf dem Weg über den Ki-su-la die warmen Gegenden von Ladak zu erreichen. Zu meiner großen Erleichterung willigten die Tschangpas ein, uns einige Kilogramm Gerstenmehl zu verkaufen, denn mit unseren eigenen Vorräten sah es nun bereits vollständig trostlos aus. Das einzige, was wir außer einer halben Ziege noch besaßen, war eine Menge von Reis, die ohne



Am Fuß des Ki-su-la.

Schwierigkeit in einer Mütze unter zu bringen war und damit war der Inhalt unserer Speisekammer erschöpft. Weder Konserven noch Schokolade, Kakao oder Zwieback hatten wir mehr auf Lager und so kam uns das Gerstenmehl im höchsten Grad gelegen.

Die Kälte nahm im Verlauf des Nachmittags in unangenehmster Weise zu; schon um 6 Uhr abends wies das Thermometer auf 9<sup>0</sup> unter Null und als ich drei Stunden später zu Bett ging, hatte ich in meinem Zelt die gleiche Temperatur, während draußen das Quecksilber bereits auf 13<sup>0</sup> Kälte gesunken war. Trotz meiner dicken Vermummung und trotzdem ich meinen Schafpelz schon längst wieder in



Gebrauch genommen hatte, war es wegen der Kälte so gut wie unmöglich zu schlafen, und als das erste Morgengrauen heraufstieg, rief ich meine Leute wach und wir begannen uns für den Aufbruch zu rüsten. Um 5 Uhr erreichte die Kälte ihr höchstes Maß mit  $15\frac{1}{2}^{\circ}$  unter Null, und da wir wegen des vollständigen Mangels an Brennholz nicht einmal ein warmes Frühstück kochen konnten, fror man bis auf die Knochen und ich sehnte mich wirklich aus Herzensgrund danach, wieder einmal in ein halbwegs vernünftiges Land zu kommen, wo man mit einem soliden Dach über dem Kopf neben einem geheizten Ofen sitzen konnte. Es wurde trotz aller Eile 7 Uhr, bis wir marschbereit waren



Höhe des Ki-su-la (5520 m).

und dann begannen wir den langen Anstieg zum Paß, mit dem es diesmal ernst wurde. Im Sattel war es vor Kälte fast nicht auszuhalten, die durch den wütenden Sturm noch um vieles verschärft wurde; zu Fuß zu gehen war so gut wie undurchführbar, denn erstens versank man zu tief im Schnee und zweitens machte der Wind das Atmen zur Unmöglichkeit, wenn man obendrein angestrengt in der dünnen Luft zu steigen hatte. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden in einer offenen, tief verschneiten Halde bergauf gezogen waren, teilte sich das Tal in zwei Äste und im Hintergrund des südlicheren von den beiden erhob sich nun haarscharf abgegrenzt gegen den blauen Himmel die schneeglitzernde Paßhöhe des Ki-su-la, nach der wir nun in vielen Serpentinien über halb verschneite und halb von großen Felsblöcken

bedeckte Hänge hinan stiegen. Die Pferde und Yaks kamen verhältnismäßig leidlich von der Stelle, die Esel aber mußten mehr geschoben und gezogen werden, denn in dem Schnee, der ihnen stellenweise bis an den Bauch reichte, konnten sie von selbst so gut wie gar nicht vorwärts kommen. Ich war mit Weichbold und Jorpuntsok ein gutes Stück voraus und hatte mir auch mein Kochthermometer mit einem kleinen Vorrat von Spiritus beizeiten aus dem Gepäck herausgesucht.

Genau um Mittag erreichten wir die Höhe. Der Sturm fegte mit elementarer Gewalt drüber hin und hüllte uns in Wolken von prasselnden Eisnadeln. Mit großer Mühe machten wir eine Grube, in der das Kochthermometer einigermaßen geschützt war, und legten uns selbst als lebenden Schutzwall davor. Ich hatte in meiner Feldflasche einen Vorrat von Wasser mitgenommen und die Flasche selbst unter meiner Weste getragen, um das Gefrieren des Wassers zu verhindern. Schließlich brachten wir auch den Inhalt des Behälters zum Sieden und ich maß die Seehöhe des Ki-su-la mit 5520 m. Die Lufttemperatur während der Messung betrug  $2\frac{1}{2}^{\circ}$  unter Null. Als wir mit unserer Arbeit fertig waren und ich meine Feldflasche eben bis an den Rand mit Schnee vollgestopft hatte, kam die Karawane nach und nach einer kurzen Rast, die den keuchenden und erschöpften Tieren gegönnt wurde, begannen wir den Abstieg gegen Ladak und sagten dem Land Tibet für diesmal adieu. Es hatte sich uns im ganzen wenig entgegenkommend gezeigt, sowohl was seine Natur anbelangt, als auch im Hinblick auf seine Bewohner. Achtundvierzig brave Tiere hatte ich dort gelassen und eine ganze Menge von Gepäck, dafür aber immerhin außer einer allerdings sehr großen Menge von Ärger auch eine nicht zu unterschätzende Zahl von schönen Erinnerungen von dort mit mir genommen, nicht zu vergessen die greifbaren Dinge, die ich auf dem Rest meiner Karawane mit mir führte.



## IV. Teil.

### Durch Ladak und Kaschmir.

---

Es blieb nicht viel Zeit zu Abschiedsbetrachtungen, denn wir mußten unsere ganze Aufmerksamkeit dem steilen Hang zuwenden, auf dem wir zwischen halb im Schnee versteckten Felsblöcken stolpernd, kletternd und stürzend bergab kamen. Der zweite Paß, von dem die Leute erzählt hatten, war zunächst nicht zu finden. Vielmehr führte die deutlich erkennbare Spur der Schafe, die die Tschangpas mit sich gehabt hatten, in ein ziemlich breites Tal, das zunächst gerade nach Süden führte. Später allerdings konnte ich mich über die Gegend genauer unterrichten und fand, daß es doch einen zweiten Paß gäbe, der auch auf den Karten eingezeichnet war, doch schien damals der Weg, den wir vor uns hatten, so eindeutig vorgezeichnet, daß ich nicht daran dachte, einen anderen einzuschlagen. Außerdem fanden wir als lebenden Beweis dafür, daß wir uns auf einem von Tschangpas manchmal begangenen Pfad befanden, ein Schaf mit einem Doppelsack voll Salz, der ihm auf den Bauch geglitten war und der ein nicht unbeträchtliches Loch hatte, aus dem bei jeder Bewegung des Schafes ein Regen von rotgelben Körnchen hervor rieselte. Ohne viel Umstände ergriffen wir Besitz von dem Schaf und seiner Ladung. Wenn sich der Besitzer meldete, konnte er ja seine Habe oder eine entsprechende Geldentschädigung zurück bekommen.

In unserem Tal floß mit starkem Gefälle und manchmal über eine Reihe von felsigen Kaskaden ein halbgefrorener Bach, und bald bog das Tal wieder nach Westen, so daß wir ihm ohne weitere Bedenken folgten. Es verbreiterte sich bald zusehends und der Bach floß am linken Hang, während wir am rechten unseren Weg bergab suchten. Nach ungefähr zwei Stunden trafen wir auf einen großen weiten Kessel,

in den von verschiedenen Seiten Täler mündeten, und der sich gegen Süden zu in ein langes Tal fortsetzte, das vermutlich ebenfalls nach den Panggongseen hinabführte. Gerade in der Mitte des Kessels befand sich ein kleiner Grasfleck, an dem man ganz gut lagern konnte. Ich ließ die Karawane dort halt machen und schickte Sali Ahun mit zwei Eimern, um Wasser zu holen. Das Bachbett war einige hundert Meter entfernt; Sali Ahun aber blieb ziemlich lange aus, und bald hörten wir ihn herüberschreien: „Su jok“, d. h. es gibt kein Wasser. Ich ritt nun ebenfalls nach der Stelle hin und fand, daß der Bach tatsächlich bereits zu Ende war, trotzdem sich aus den großen Geröllstücken in dem leeren Bachbett schließen ließ, daß er manchmal mächtig genug hier vorbei strömte. Mit dem Lagern also war es hier nichts. Ich schickte Sali Ahun wieder zurück, um die Karawane anzuweisen, in einen der Seitengräben hinein zu gehen, und ritt dann mit Weichbold und Jor-puntsok in den benachbarten Graben. Es war verabredet, daß derjenige Teil, der zuerst Wasser fände, den anderen Teil durch Schüsse zu verständigen hätte. In unserem Graben fanden wir ein leeres Bachbett und folgten ihm zuversichtlich bergan. Wir kamen aber immer höher hinauf, ohne daß sich Wasser zeigte, und schließlich auf eine kleine Paßhöhe, aus der wir in einen runden flachen Felszirkus blicken konnten, dessen Boden feucht schien. Zwar wuchs dort sehr wenig Gras, aber worauf es uns zunächst ankam, war Wasser, und wir ritten hin, um zu sehen, was es dort gäbe. Die Stelle des Bodens, deren Glanz wir von der Höhe aus für feucht gehalten hatten, entpuppte sich beim Näherkommen als eine kleine Salzpflanze, und im übrigen war das Erdreich aus rissigem Ton ohne eine Spur von Feuchtigkeit. Es mündeten drei oder vier enge steile Gräben in den Kessel, aber in keinem davon konnten wir auch nur ein kleines bißchen Wasser finden. Nachdem wir diesen betäubenden Tatbestand festgestellt hatten, ritten wir wieder zurück, um Fühlung mit der Karawane zu bekommen, und sahen von der flachen Paßhöhe aus sofort, daß sie ebenfalls unverrichteter Dinge aus ihrem Seitental zurückkam. Sie hatten auch dort kein Wasser gefunden, und wir wußten nun auch, daß weiter stromab nichts zu hoffen war und daß das nächste Wasser in dem Bach zu finden sei, den wir schon längst hinter uns gelassen hatten. Ich nahm Abdulla vor und fragte ihn, ob er wohl glaube, daß die Tiere eine Nacht ohne Wasser aushalten würden. Er wand und krümmte sich in seiner gewohnten merkwürdigen Art, zuckte die Achseln, verdrehte den Kopf und die Augen und meinte schließlich, ein oder zwei Esel würde die Sache wohl kosten. Es war aber damit nicht gesagt, daß es wirklich so schlimm kommen würde, und ich ließ die Karawane daher nach dem Felszirkus gehen, bis zu dem wir gelangt

waren. Hier schlugen wir unser Lager auf, und kaum waren die Pferde abgesattelt, als alle in der Richtung davonliefen, aus der wir gekommen waren. Ich sandte sofort Abdulla mit den zwei Eimern hinter ihnen her, denn es war anzunehmen, daß die Tiere auf dem kürzesten Weg Wasser aufsuchen würden. Die Esel und Yaks wurden festgebunden, denn Weide gab es ohnedies keine, und so konnten sie sich wenigstens nicht allzuweit verlaufen. Ich machte mich an meine gewöhnliche Arbeit, und gegen Sonnenuntergang kam Abdulla mit den vier Pferden in Sicht; wir konnten aber sofort sehen, daß sie kein Wasser gefunden hatten, denn er trug die beiden Eimer ineinander gesteckt wie eine Mütze auf dem Kopf. Als er herangekommen war, erzählte er, daß die Pferde das lange Tal stromab gegangen seien und er sei ihnen über eine Stunde gefolgt, doch hätten weder sie noch er Wasser gefunden. Schließlich war das Unglück nicht groß, einmal einen Abend, die Nacht und einen Teil des nächsten Tages ohne Getränk zu verbringen, aber den Leuten sank der Mut sehr und sie ergingen sich in Gesprächen über unsere gefährvolle Lage und über die Unwirtlichkeit des Landes.

Es war übrigens wirklich merkwürdig, daß wir gerade an dem Tag, an dem wir das gefürchtete Tibet hinter uns gelassen hatten, unser erstes vollkommen wasserloses Lager bezogen, besonders Mahman schien höchst peinlich berührt, denn er hatte sich wieder einmal vorgestellt, daß sofort mit dem Betreten von ladakischem Gebiet eine dichte Bevölkerung, blühende Landschaften und große Orte auftauchen würden. Ganz ohne Wasser waren wir übrigens nicht, denn der Schnee in meiner Feldflasche lieferte immerhin etwa ein drittel Liter. Dieses verwendete ich zuerst für mein Kochthermometer, dann gab ich das abgekochte Wasser Jorpuntsok zu trinken, der am meisten Durst litt, denn er hatte von der Salzladung des Schafes fortwährend gegessen und nun brannten ihm Zunge und Gaumen. Als die anderen sahen, daß Jorpuntsok Wasser erhielt, kamen sie alle herbei und baten mich flehentlich, ihnen doch auch davon zu geben. Ich maß jedem seine Ration zu, in dem kleinen Aluminium-Becherchen, mit dem die Mündung meiner Feldflasche zugeschraubt wurde, und als alle getrunken hatten, zeigte sich, daß für mich nichts mehr übrig war. Es war natürlich völlig gleichgültig, ob ich diesen Fingerhut voll Wasser zu mir nahm oder nicht, bei den Leuten aber rief meine Handlungsweise großartiges Erstaunen und tiefe Bewunderung meiner Herzensgüte hervor und ich kam mir vor wie einer der Fürsten oder Kaiser, von denen die Lieder melden, daß sie den Helm voll Wasser in den Sand geschüttet hätten, als sie erfuhren, daß ihre Soldaten Durst litten. Tatsächlich erzielte ich mit diesem billigen Effekt bei meiner Mannschaft einen

außerordentlichen Erfolg. Daß wir alle recht durstig waren ließ sich nicht leugnen; man muß in diesem trockenen Land überhaupt verhältnismäßig viel trinken und auch waren wir alle große Strecken Weges zu Fuß gegangen und überdies war ja am Morgen kein Frühstück bereitet worden. Auch jetzt stand es mit der Aussicht auf ein solides Abendessen recht schlecht, denn wir konnten ja weder Reis dünsten, noch Fleisch kochen; trotzdem wurde das salzbeladene Schaf geschlachtet und der Tschangpa, der uns begleitete, hielt sofort seine Holzschale unter den durchschnittenen Hals des Tieres und trank das herausrinnende Blut. Dann gingen wir sehr bald zu Bett, denn Arbeit gab es wenig und das beste Mittel gegen den Durst schien, ihn zu verschlafen.

Die Nacht war sehr kalt; noch um 7 Uhr früh hatten wir 11<sup>0</sup> unter Null, aber man empfand die Kälte nicht sehr, denn es war in dem abgeschlossenen Kessel vollkommen windstill. Abdulla hatte mit überraschender Genauigkeit Recht behalten; zwei Esel waren verendet. Die drei Schimmel waren verschwunden; sie hatten ihre Halfterstricke durchgebissen. Es war anzunehmen, daß sie wieder nach derselben Richtung gegangen waren wie tags zuvor und Abdulla wurde ihnen wieder nachgeschickt, nachdem ich ihm erst auseinander gesetzt hatte, in welcher Richtung wir weiter gehen würden und wohin er uns folgen sollte. Unser Durst war natürlich nicht kleiner geworden und da uns allen daran lag, möglichst rasch wenigstens zu erfahren, wie weit wir vom nächsten Wasser entfernt wären, brachen wir wieder ohne Frühstück auf. In den Wänden des Kessels war gegen Westen eine Scharte, hinter der offenbar das Tal von Pobrang liegen mußte. Als wir höher hinauf kamen, sahen wir einzelne kleine Schneefelder zwischen den Felsen vor uns und wußten, daß wir auf alle Fälle uns von dort Wasser holen konnten. Infolge des außerordentlich steilen Anstieges war die erwähnte Scharte bald erreicht, obzwar das Bergaufklettern zu Fuß den Durst in unangenehmer Weise erhöhte. Von oben sahen wir weit hinaus gegen Westen und fanden, daß wir noch ein gehöriges Stück Weges zurückzulegen hatten, bevor wir das nord-südliche Tal von Pobrang erreichen konnten. Da vor uns nirgends Wasser zu sehen war und da es außerdem noch ganz gut möglich war, daß wir den Bach von Pobrang ebenfalls leer finden würden, gingen Weichbold und Jorpuntsok mit je einem Eimer, um Schnee zu holen. Die Karawane begann inzwischen den Abstieg, ich blieb zunächst auf der Paßhöhe zurück und machte einige Aufnahmen mit meiner Boussole.

Während ich damit beschäftigt war, kam hinter den Felsblöcken ein Hase hervor, der zehn Schritte von mir ein Männchen machte und mir aufmerksam zusah. Ich hatte sofort die Flinte aufgenommen und auf den Hasen angelegt, er saß aber so ruhig und friedlich, daß ich

es nicht über das Herz brachte, ihn einfach nieder zu schießen. Ich legte die Flinte wieder hin und wandte mich meinem Instrument zu. Nach ein paar Minuten saß der Hase noch immer genau an derselben Stelle; nun warf ich einen kleinen Stein nach ihm, worauf er sich in die Felsen zurückzog. Schon nach wenigen Augenblicken erschien er wieder, aber diesmal so weit entfernt und so prachtvoll exponiert auf der Spitze eines Felsens, daß ich mir diesmal den Schuß nicht versagen konnte. Der Hase rollte genau bis zu meinen Füßen herab und und gleichzeitig erschien von der anderen Seite Jorpuntsok, der eine gehörige Menge Schnee in seinem Eimer mitbrachte. Von diesem füllte ich mir wieder meine Flasche, trank aber zunächst nicht, da man ja nicht wissen konnte, wie lange der Wassermangel noch andauern würde. Weichbold rief von der Höhe herab, er hätte Eis gefunden und würde mit seinem Eimer nachkommen. Ich begann mit Jorpuntsok bergab zu steigen und wir holten bald die Karawane wieder ein, die in dem losen Schutt der Hänge nur sehr langsam vorrückte.

Das Bachbett, das wir bald trafen, war wieder wasserlos, aber es war nur ein Nebengraben des Tales von Pobrang und dort, bei einer ständigen Ansiedelung, mußte wohl auch ein ständiger Bach fließen. Sein Tal sahen wir bald; mit dem Feldstecher waren auch die großen Felsblöcke zu erkennen, die im Bachbett lagen, aber das erwünschte Glitzern des Wasser blieb aus. Inzwischen war auch Weichbold nachgekommen und da wir gleichzeitig unten im Haupttal zwei Tschangpa-Zelte erblickten, war der Beweis geliefert, daß es dort Wasser geben müsse und wir machten uns nun über das von Weichbold gesammelte Eis her. Die Leute zerbissen es oder schluckten ganze Stücke davon, wodurch sie natürlich ihr Durstgefühl nur noch steigerten. Ich wartete ruhig, bis der Schnee in meiner Feldflasche zergangen war, um dann einen guten Trunk tun zu können, aber bevor es so weit war, sahen wir auch schon unter uns im Tal ein munteres Bächlein und ich verschob die Löschung meines Durstes bis zur Ankunft dort. Die Eingeborenen stürzten sich auf das Wasser, als hätten sie seit Tagen keinen Tropfen bekommen, dann richteten wir uns häuslich ein, denn wir mußten hier zunächst die verlaufenen Pferde wieder finden.

Jorpuntsok ging nach den beiden Zelten hin und fand sie leer, weiter am Berg entdeckten wir aber die zwei Tibetaner und er ging hinauf, um sie herab zu holen, damit sie uns Lebensmittel verkaufen sollten. Ich sah dem Verlauf der Dinge vom Lager aus mit dem Triöder zu und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß die beiden Tschangpas Jorpuntsok mit einem heftigen Hagel von geschleuderten Steinen begrüßten. Ich hatte große Angst, daß er sich am Ende hin-



reißen ließe, auf die Leute zu schießen, aber er faßte die Sache einfacher auf. Er erwischte den einen der beiden beim Kragen, prügelte ihn mit dem Gewehrkolben tüchtig durch und schleppte ihn dann als seinen Gefangenen zum Lager her. Er wurde mir vorgeführt und er zitterte vor dem Urteil, das ich wohl jetzt über ihn aussprechen würde; es lautete aber sehr mild dahin, daß er sofort ein Schaf, einen Topf mit Milch und einen mit Butter zu liefern hätte und daß er dann für diesmal straflos ausgehen würde. Said Agul bekam meine kleine Flaubert-Flinte, die überdies nicht geladen war, und wurde dem Tschangpa als Eskorte mitgegeben. Aber er faßte sein Amt sehr kriegerisch auf und führte den armen Teufel fortwährend am Kragen. Nach einer Stunde kamen sie zurück, mit ihnen noch vier andere Tibetaner und brachten die verlangten Lebensmittel. Sie baten flehentlich, daß ich sie hiefür bezahlen möchte und schließlich ließ ich mich herbei, zwei Rupien als Gegenwert für die gelieferten Waren zu geben.

Ohne darüber befragt zu werden, sagten sie, sie hätten drei weiße Pferde an ihrem Lager vorbei stromauf ziehen sehen und diese drei Pferde konnten wohl nur die unserigen sein. Abdulla bewegte sich also auf einer vollkommen falschen Fährte und ich schickte Mahman aus, um ihn womöglich zurück zu holen. Bevor dieser ein paar hundert Schritt vom Lager weg war, entdeckte ich mit dem Feldstecher Abdulla, wie er eben von der Paßhöhe herabzusteigen begann; er brauchte aber noch  $2\frac{1}{2}$  Stunden, bis er bei uns eintraf, und da er entschieden der Durstigste von uns allen war, ließ ich in der Zwischenzeit für ihn eine tüchtige Portion Kakao aus dem geheimen Reservenvorrat zubereiten, den ich noch hatte. Aus der letzten Büchse nämlich hatte ich den Rest in einen Briefumschlag gefüllt, diesen zugeklebt und in eines meiner Bücher gesteckt. Dieses ersparte Gut erhielt nun Abdulla als Belohnung und er war sehr entzückt davon. Für den nächsten Tag bestimmte ich, daß wir in diesem Lager bleiben sollten, bis die Pferde wieder gefunden wären. Mitten in der Nacht kam aber ein Tibetaner, der die drei Schimmel mit sich brachte. Wie der Mann wohl richtig gerechnet hatte, erhielt er ein ausgiebiges Trinkgeld für seine unverlangte Mühewaltung und unserem Weitermarsch stand infolgedessen nichts mehr im Wege. Da die Tschangpas außerdem versichert hatten, Pobrang läge nur ungefähr eine Stunde zu reiten stromauf und Ludkung ebenso weit stromab, ließ ich Weichbold mit der Karawane gegen Ludkung ziehen, während ich mit Jorpuntsok gegen Pobrang hinauf ritt.

Ich hatte diesen Namen in der letzten Zeit so oft nennen gehört, und die Tschangpas hatten Pobrang stets als ein großes Dorf be-

schrieben, so daß ich ziemlich neugierig war es zu sehen. Dazu kam noch, daß ich dort Nachrichten über Dr. v. Hedins Marsch zu erhalten hoffte, denn er hatte ja nach der Aussage des Tschangpas vom Lager VIII. den Ort vor vier Wochen passiert. Wir waren tatsächlich nach einer Stunde, während der wir am Bach entlang geritten waren, zur Stelle und fanden in einer grasreichen Talerweiterung zwischen einigen bescheidenen Gerstenfeldern fünf niedrige Steinhütten und eine kleine Mühle, — dies also war das große Dorf Pobrang. Wir hielten auf die größte der Hütten zu und fanden, als wir dort ankamen, die Bewohner bereits vor der Tür versammelt; unter ihnen fiel mir sofort ein baumlanges Kerl auf, der einen abgetragenen



Gegend bei Pobrang.

englischen Sportanzug trug, dazu kaschmirer Sandalen an den Füßen und einen weißen Turban auf dem Kopf. Er war offenbar kein Eingeborener der Gegend, auch kein Hindu und ich ließ ihn sofort durch Jorpuntsok fragen, was er hier suche. Die Antwort war überraschend genug. Er sagte, er sei der Diener einer englischen Dame, die hier in Pobrang seit vierzehn Tagen wohnte, um in der Nähe Wildschafe zu jagen. Nun in der Tat auf das Höchste gespannt, erfuhr ich aber, daß die Dame erst am Morgen mit ihrem eingeborenen Schikari (Jäger) auf 1 $\frac{1}{2}$  Tage ins Gebirge gegangen sei. Der lange Kaschmirer verstand ein bißchen englisch und sagte mir, seine Memsahib (Herrin) hieße Lady Jonkin. Schon hier also, kaum einen guten Tagemarsch von der tibetanischen Grenze, sollte ich schon wieder ein europäisches

Gesicht sehen und obendrein noch eine Dame. Ich hatte in meiner Briefftasche einige Visitenkarten, obzwar ich seit Monaten für solche Dinge ganz gewiß keine Verwendung gehabt hatte, und ließ eine davon mit ein paar Worten zurück, mit denen ich den Wunsch aussprach, die Dame kennen zu lernen. Dann kaufte ich den Einheimischen noch einen kleinen Vorrat an Rüben, Kartoffeln und Mehl ab und ritt darauf mit Jorpuntsok wieder fort, um beizeiten in Ludkung mit der Karawane zusammen zu treffen. Einer der Männer machte sich erbötig, die gekauften Lebensmittel zu tragen und uns einen kürzeren Weg nach Ludkung zu zeigen und wir nahmen ihn mit uns.

Da wir diesmal nicht dem Bach folgten, hatten wir bald die Stelle unseres letzten Lagers passiert und wandten uns einer Talenge zu, durch die der Bach in mehreren Kaskaden hindurch eilte. In der romantischen Klause ritten wir etwa eine halbe Stunde, dann traten die Wände wieder auseinander und öffneten sich zu einer weiten trichterförmigen Talmündung, die auf drei Seiten von Bergen eingeschlossen war, auf der vierten aber von dem tiefblauen Spiegel eines Sees. In der Ebene war bereits mein Zelt aufgestellt zu sehen und hier war also Ludkung und das westliche Ende der Panggongkette. Verstreut zwischen den Wiesen lagen auch die drei Häuser, aus denen sich der Ort Ludkung zusammensetzte, vielmehr waren es ebenso wie die von Pobrang kaum mannshohe Hüttchen aus lose aufgeschichteten Steinen. Die Bewohner waren bereits sämtlich zur Stelle und hatten auf Weichbolds Veranlassung alles herbei gebracht, was sie zum Verkauf hatten. Eßwaren befanden sich dabei nicht, wohl aber ein Krug mit Tschang, dem mostartigen ungegorenen Gerstenbier der Tibetaner, und der stattliche Schädel eines wilden Schaf-Widders, den ich sofort kaufte. Auch den dritten zum Verkauf ausgestellten Gegenstand, nämlich ein tibetanisches Schnupftabakhorn, erwarb ich für eine Kleinigkeit und die Leute versprachen am Abend auch Milch zu liefern. Ich sagte für den nächsten Tag Rast an, denn nun waren wir aus der Wildnis heraus und dieses Ereignis mußte gefeiert werden. Die Gegend, in der wir uns befanden, war ganz reizend; die Spitzen der rotgrauen Berge waren mit Schnee bedeckt, das grüne Gras der Wiesen erschien uns etwas ganz neues und der See wetteiferte mit dem Himmel an tiefem durchsichtigen Blau. Außerdem war es warm und windstill und das Bewußtsein, von nun an wieder in bewohnten Gegenden reisen zu können, hatte trotz allem doch seine angenehmen Seiten.

Mit einer gewissen ängstlichen Spannung nahm ich an diesem Abend die Messung der Sonne und des Polarsternes vor. Ludkung war auf allen meinen Karten wieder eingezeichnet und es war anzunehmen, daß die Länge, Breite und Seehöhe dieses Ortes wohl bekannt



Ludkung.



war. Hier sollte sich also zeigen, wie sich meine Messungen an die allgemein anerkannten anschließen würden. Ich war infolgedessen am nächsten Morgen schon sehr früh auf den Beinen und fing die Sonne ab, sowie sie hinter den Bergen hervorkam. Dann stürzte ich in mein Zelt und begann die Berechnung, die zu meiner außerordentlichen Genugtuung ein so zufriedenstellendes Resultat lieferte, daß es vollkommen innerhalb der Fehlergrenze meines Instrumentes lag. Es hatten also während der ganzen Zeit mein Universal, mein Chronometer und schließlich auch ich selbst in zufriedenstellender Weise funktioniert. Auch meine Messungen der Seehöhen stimmten ganz genau mit den auf den Karten verzeichneten. An diesem Morgen las ich auch zum letztenmal das Minimum-Thermometer ab. Wir hatten in den letzten 24 Stunden eine Maximal-Temperatur von  $17^{\circ}$  C. bei einem Minimum von minus  $6^{\circ}$  und einer Insolationswärme von  $39^{\circ}$  gehabt und mit dem Eintragen dieser Zahlen schloß ich mein baro-thermometrisches Journal und machte auch einen dicken Strich unter meine regelmäßigen Aufzeichnungen über Windrichtung, Windstärke, Bewölkung und Niederschläge. Auch das geologische Notizbuch packte ich zu unterst in meinen Koffer, ebenso wie ich mit dem Sammeln von Pflanzen und weiteren Orts- und Höhenbestimmungen Schluß machte.

Dann maß ich mir die Länge der Strecke aus, die wir in Tibet zurückgelegt hatten, und fand sie mit ein bißchen über 700 km. Diese Zahl war ungefähr ein Drittel dessen, was ich ursprünglich in Tibet marschieren wollte, und wenn ich alle Rasttage abzog, blieben 44 Marsch-tage, mit einer durchschnittlichen Leistung von 16 km für den Tag. Neunzig Tage war ich auf tibetanischem Gebiet gewesen und zehn von meinen sechzig Tragtieren hatten die Zeit überlebt. Diese Bilanz war weniger erfreulich wie die zoologische, mit der ich aber dafür außerordentlich zufrieden war. Ich hatte in meiner Sammlung bereits über fünfzig Säugetierfelle, ein paar Dutzend Schädel und Skelette und 130 Vögelbälge, nicht zu zählen die vielen kleinen Säugetiere, die ich direkt in Alkohol gebracht hatte und die hunderte von Fischen und Eidechsen, die meine Kisten füllten, sowie die tausende von Insekten, Spinnen, Krebsen und allerhand anderem Getier, die in zahlreichen Sammelgläsern ebenfalls in meinen Zinkkisten verpackt waren.

In meinen Berechnungen wurde ich durch die Mannschaft unterbrochen, die insgesamt mit feierlichen Gesichtern vor meinem Zelt erschien und mit Jorpuntsok als Wortführer zunächst ihre Glückwünsche anlässlich des Wiedereintreffens in kultivierten Gegenden ausdrückte; dann erinnerten sie mich in freundlicher Weise daran, daß ich am 29. Juni nach dem schwierigen Paßabstieg vor dem Lager X. jedem eine Extra-Prämie von 5 Rupien versprochen hätte. Diese sollte ich

nun gütigst zur Auszahlung bringen. Ich griff sofort tief in meinen Geldsack und gab jedem Mann die 5 Silberstücke, worauf sie sich unter tiefem Dank wieder entfernten.

Die Einheimischen brachten noch verschiedene andere Waren zum Verkauf, von denen uns besonders ein Vorrat an Tee erwünscht war, denn auch davon hatten wir nichts mehr. Außerdem kaufte ich wieder eine Ziege, einen Sack mit Rüben und einen kleinen Sack mit Gerstenmehl, aber damit war der Markt von Ludkung erschöpft und außer der abendlichen Milchlieferung war nichts mehr zu haben. Spät am Abend erschien der lange Kaschmirer von Pobrang, der als Postkurier für seine Herrin nach Leh gesandt wurde. Er brachte die Antwort auf meine Karte, des Inhalts, daß die Dame, die richtig Lady Jenkins hieß und die Gattin des Gerichtspräsidenten von Bombay war, am folgenden Morgen vorbei kommen würde. Ich benutzte die Anwesenheit des Boten, um ihm einen Brief an die Behörden von Leh mitzugeben, in dem ich meine Ankunft ungefähr für den 1. Oktober anzeigte und bat, mir Quartier zu besorgen. Den Brief schrieb Jor-puntsok, denn er sagte, es müsse so sein, und er bestand zunächst darauf, mich in seinem Schreiben mit dem Titel „His Majesty“ auszustatten; es kostete mich große Mühe ihn so weit von der Geringfügigkeit meiner Person zu überzeugen, daß er sich schließlich mit „His Honour“ begnügte. Dann ging ich zur Ruhe, in der angenehmen Aussicht, am nächsten Morgen wieder einmal eine europäische Dame zu Gesicht zu bekommen.

Wir befanden uns, wie schon erwähnt, nun an dem westlichsten Ende der langen Seenkette, deren östlichsten Teil wir bei Noh kennen gelernt hatten. Die Panggong-Seen sind abflußlos, aber vermutlich erst seit ziemlich kurzer Zeit, wenigstens geologisch gesprochen. Aus einer Reihe von Strandlinien war deutlich die ehemals bedeutend größere Höhe des Seespiegels zu erkennen, und etwa 5 km südlich von unserem Lager öffnete sich in der Bergwand, die ganz eng geschlossen und unübersteigbar aussah, ein Durchpaß, durch den offenbar früher der Abfluß der Seen dem Schajok, einem Nebenfluß des Indus, zugeströmt ist. Jetzt aber sind die Seen abflußlos, und an diesem westlichsten von ihnen war auch der Salzgehalt bereits recht bedeutend, trotz des verhältnismäßig starken, Süßwasser führenden Baches, der bei Ludkung mündet. Er teilte sich kurz unterhalb unseres Lagers in zahlreiche Arme, die durch eine tiefe sumpfige Wiese in vielen Windungen dem See zuströmten, dessen Ufer hier vollkommen flach war. Der Bergkamm im Westen hatte besonders von der Höhe von Pobrang ausgesehen wie eine Mauer, durch die es keinen Durchgang gibt, und die auch so gut wie unübersteigbar aussah, und ich hatte

damals von dem erhöhten Punkt aus mir vergeblich vorzustellen gesucht, bei welcher Lücke wir wohl durchschlüpfen würden. Nach den Angaben meiner russischen Karte erschien diese Bergkette sehr weit nach Westen gerückt und die Linie, die den Weg von Ludkung nach Tankse bezeichnete, führte mitten darüber hin. Eine englische Karte dieser Gegend hatte ich nicht, da die von Rawling und Deasy, deren ich mich hauptsächlich bediente, schon vor dem Nordwestende der Seen aufgehört hatte. Ich machte mich also darauf gefaßt, vor Tankse noch über einen bedeutenden Paß gehen zu müssen, aber die Einheimischen verneinten sein Vorhandensein einstimmig, und auch damit, daß der ehemalige Abfluß nach dieser Richtung hinaus gegangen sein mußte, ließ sich die auf der Karte eingezeichnete Bergkette nicht in Einklang bringen.

Am nächsten Morgen, als wir im Begriff waren aufzubrechen, kam vom Tal herab eine kleine Karawane und zwar, wie ich sehr bald sehen konnte, die von Lady Jenkins. Ich ging ihr ein Stück entgegen, und als ich die Dame näher erkennen konnte, fand ich, daß sie einer anderen Dame, die ich im Jahre 1902 auf der Fahrt nach Island kennen gelernt hatte, so ähnlich sah, daß ich im ersten Moment sicher war, ein- und dieselbe Person zu sehen. Obzwar diese Vermutung unrichtig war, hatte ich doch nicht weit daneben geschossen, denn Lady Jenkins war die Schwester dieser anderen Dame. Ich folgte ihr nach kurzer Zeit nach und hatte, da ich meinen langsamen Train hinter mir ließ, die rasch gehenden Pferde ihrer Karawane bald wieder eingeholt. Nun ritten wir gemeinsam weiter, und Lady Jenkins gab mir wieder einmal Nachrichten aus der Welt, von der ich schon seit langem nichts gehört hatte. In kurzen Zügen erfuhr ich, was sich in dem halben Jahr meiner Abgeschlossenheit zugetragen hatte, und bald hatten wir eine Anzahl gemeinsamer Bekannter herausgefunden und eine Reihe von Städten und Ländern, in denen wir beide gewesen waren. Lady Jenkins fand an meinen beiden Hunden großen Gefallen, und ich war sehr zufrieden, als sie mein Anerbieten annahm, ihr die Hunde zu schenken. Der Gedanke, was mit den beiden treuen Tieren werden sollte, hatte mir schon oft Sorgen gemacht, denn einerseits wollte ich sie nicht nach Europa mitnehmen, andererseits aber auch nicht wieder in das traurige Leben zurückstoßen, das herrenlose Hunde in diesen Ländern führen. So aber war allen Teilen geholfen, und ich verpflichtete mich, die Hunde bis Srinagar zu bringen, wo Lady Jenkins vermutlich zur Zeit meiner Ankunft noch sein würde. Sie hatte einen mehrwöchentlichen Jagdausflug an der tibetanischen Grenze eben abgeschlossen und beeilte sich sehr, die Hauptstadt zu erreichen, um von dort aus einige weitere Exkursionen zu unternehmen.



Weichbold und Jorpuntsok waren bald nachgekommen, aber wir mußten unsere Pferde tüchtig antreiben, um mit dem Eilmarsch der Karawane von Lady Jenkins Schritt zu halten. Nachdem wir vom See nach Westen eingebogen waren, hatte sich vor uns ein Tal mit ganz flacher Sohle geöffnet, das vom See ab nicht mehr als 50 m anstieg, um dann nach einem sanften Sattel nach der anderen Seite zu fallen. In dem scheinbar lückenlosen Bergkamm öffnete sich auf diese Art eine Passage, die man nicht einmal einen Paß nennen konnte, und ich war sehr gespannt auf den weiteren Verlauf, denn schließlich konnte ja auf der russischen Karte nicht ein so offenkundiger Fehler eingezeichnet sein. Eine Anzahl von ladakischen Kaufleuten aber, denen wir begegneten, versicherten uns, daß wir nach Tankse gelangen würden, wenn wir diesem Tal folgten, und daß von einem Paß auf dem Weg keine Rede sein könnte. Vorläufig war das Tal noch wasserleer, bald aber setzte sich aus mehreren Quellen, die aus der Erde hervorsickerten, ein kleines Bächlein zusammen, ein Bächlein, das für uns eine ganz besondere Wichtigkeit hatte und das ich mit einer Art von ehrfurchtsvoller Freude begrüßte. Das Wässerchen, an dem wir hier entlang ritten, ging ja nach dem Schajok, nach dem Indus und nach dem Weltmeer. Wir hatten das ganze abflußlose Zentralasien hinter uns, und ich fühlte mich schon fast wieder zuhaus bei dem Gedanken, daß ich nur diesem Wässerchen zu folgen hätte, um an die Küste des länderverbindenden Meeres zu kommen. Seit ich am 13. März bei Kursk über einen Nebenfluß des Don gefahren war, hatte ich keinen Tropfen Wasser mehr gesehen, der ins Meer floß. Hier aber war die lange Kette wieder geschlossen, und ich blickte auf den kleinen Bach wie auf einen guten Freund, den man nach langer Trennung wiedersieht.

Über Dr. v. Hedins Expedition konnte mir Lady Jenkins keine bestimmte Auskunft geben, da sie bereits zu lange Zeit von Leh fort war; auch in Pobrang, wo der schwedische Forscher ja vorbeigekommen sein sollte, hatte sie nichts darüber erfahren.

Inzwischen waren wir in die Nähe des Dorfes Mugleb gekommen, wo ich zurückbleiben mußte, da meine Karawane noch weit hinten war. Ich verabschiedete mich von Lady Jenkins, die ihren eiligen Ritt noch bis Tankse fortsetzen wollte, und rechnete darauf, in Srinagar oder wenigstens später in Bombay wieder mit ihr zusammen zu treffen. Mugleb bestand aus drei oder vier Häusern, die in einer grasreichen Talerweiterung lagen, und einige Kilometer im Westen fand ich das Tal wieder vollkommen abgeschlossen, so daß ich wieder etwas Vertrauen zu meiner russischen Karte bekam. Ich benützte die Zeit bis zum Eintreffen meiner Karawane, um einen kleinen Rekognoszierungsritt in dieser Richtung zu unternehmen, fand aber, daß das Tal an

dieser Stelle nur eine bedeutende Biegung machte und einen zweiten Bach in sich aufnahm, der dann mit dem Hauptbach vereint durch eine felsige Schlucht nach Südwesten weiter strömte. Es war offenkundig, daß der kleine Fluß nirgends anders hinfließen konnte als nach Tankse und daß die Angaben der russischen Karte, daß zwischen dem Ort Mugleb, der dort unter dem Namen Kaba erschien, und der



Landschaft bei Mugleb.

Stadt Tankse eine hohe Bergkette lag, vollkommen falsch waren. Oberhalb des Dörfchens verengte sich das Tal wieder plötzlich und erweiterte sich dann zu zwei hintereinander liegenden, reizenden kleinen Seen von tiefblaugrüner Farbe, deren Ufer von zerklüfteten Felsen aus rosenfarbigem Marmor gebildet waren. Die weitere Umgebung war von den beschneiten Vorbergen der Bergkette gebildet, die sich von Pobrang herab an den Panggonseen hinziehen und zwischen denen wir in so überraschend einfacher Weise durchgeschlüpft waren. Die

Dorfbewohner, die ja hier bereits Untertanen des Maharadscha von Kaschmir waren, also im weiteren Sinn englische Staatsbürger, zeigten sich sehr entgegenkommend und brachten alles zum Verkauf, was sie vorrätig hatten. Unter anderem erhielt ich auch ein Körbchen mit getrockneten Aprikosen, die in Kaschmir und im Westen Tibets sehr beliebt sind und von denen ich auch schon seinerzeit in Spanglung einige Überreste gefunden hatte. Jorpuntsok hatte eine Ente geschossen, und ein Mann aus dem Dorf machte sich erbötig, auf den Wiesen für mich nach Mäusen Jagd zu machen. Ich selbst machte eine besonders reiche Ausbeute an kleinen Tieren, indem ich in der Nähe etwa hundert größere Steine und kleinere Felsblöcke umdrehte, unter denen überall kleine Ansiedlungen von Spinnen, Käfern und Tausendfüßlern waren. Der Mäuselieferant hatte bisher noch keinen Erfolg zu verzeichnen, denn seine Fangmethode bestand darin, daß er sich vor eines der Löcher setzte und wartete, bis die Mäuse heraus kamen. Dieser Ge-fallen wurde ihm natürlich nicht erwiesen, und er war sehr überrascht, als ich ihm sagte, er solle doch alle Löcher eines Baues bis auf zwei verschließen und von seinem kleinen Jungen in das eine der beiden Löcher Wasser hineingießen lassen. Er folgte meinem Rat und kam schon nach einer halben Stunde mit ungefähr einem Dutzend Feldmäusen, die er alle lebend gefangen hatte. Ich hatte in der Erwartung, daß er nicht mehr als drei oder vier fangen würde, den Preis für das Stück mit zwei Annas bestimmt, also dem achten Teil einer Rupie; nun mußte ich natürlich mein Wort halten, und der glückliche Bewohner von Mugleb erhielt 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Rupien für seinen Fang ausbezahlt. Der Abend war mild und windstill, der Himmel wie schon seit einigen Tagen wolkenlos klar. Die Seehöhe von Mugleb betrug noch 4200 m, aber ich wußte, daß Tankse bereits unter 4000 lag, und daß uns also der nächste Tag ein neues Ereignis bringen würde, daß nämlich die Höhenzahl wieder einmal seit längerer Zeit 3000 und so und so viele Meter betragen würde.

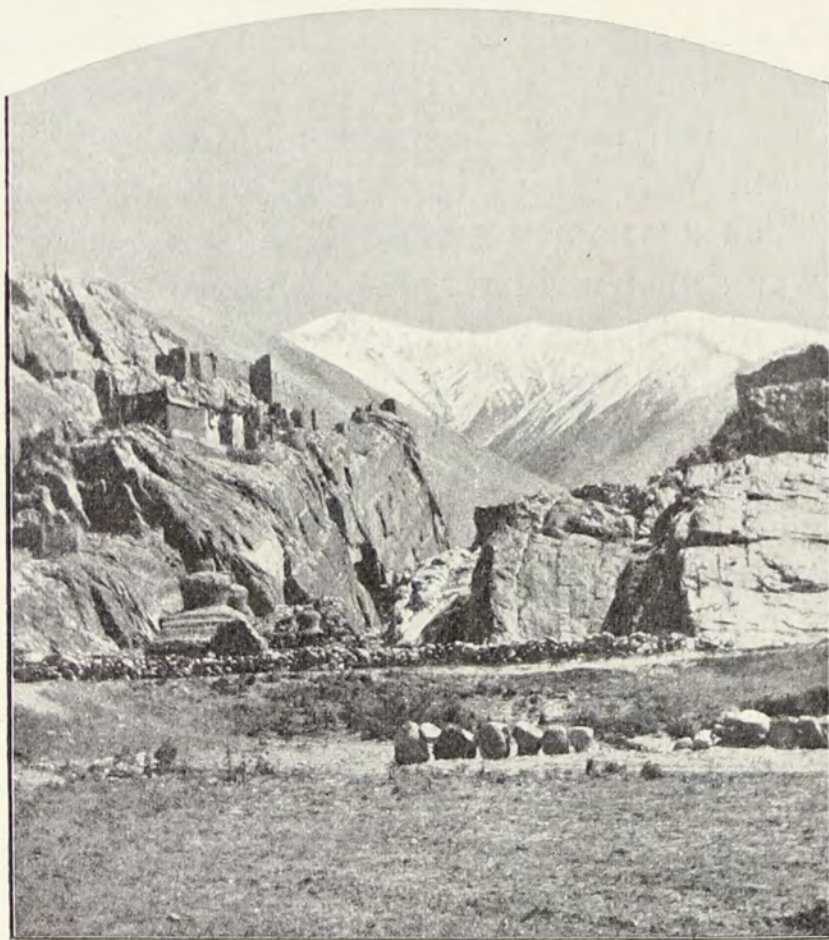
Da der Weg bis Tankse nicht weit sein konnte, ließen wir uns am 24. September mit dem Aufbruch gemütlich Zeit, und dann ritt ich mit Weichbold und Jorpuntsok voraus. Es war hier bereits ein gut erkennbarer Weg, wengleich er nicht gebahnt, sondern nur durch die zahlreichen Fußspuren von Menschen und Pferden bezeichnet war. Wir bogen in das felsige Tal ein, das ich bereits erwähnte, und ritten hier unter steil abfallenden Felswänden und zwischen mächtigen Geröllblöcken am hohen Ufer des Baches entlang, der durch fortwährende Zuflüsse sehr rasch an Umfang gewann. Wir begegneten wiederholt Karawanen ladakischer Händler oder tibetanischer Tschangpas, die in Leh gewesen waren, um ihren im Sommer gesammelten Vorrat an

Schafwolle gegen Gerste oder Mehl umzutauschen, die sie für den Winter brauchten. Alle sagten uns, daß unser Weg durch das Tal hinaus direkt nach Tankse führe, und bald konnten wir auch bei einer Talbiegung die alte Zitadelle sehen, die hoch auf einem isolierten Felskegel über dem Ort lag. Wir brauchten aber noch über zwei Stunden, bis wir den Ort in Sicht bekamen, und das Tal verengte sich bald noch mehr zu einer wildromantischen Klause, in der der schmale Pfad in vielen Windungen hinführte, bald steil zum Bach absteigend, dann wieder zwischen riesigen Felstrümmern und auf schmalen Bändern hoch an der Felswand emporklimmend. Die ganze enge Passage schien in früherer Zeit sehr stark befestigt gewesen zu sein, denn zahlreiche Mauerreste zogen sich von den Höhen der Talwände bis herab an den Fluß, auf der anderen Seite wieder hinauf, und auf allen vorspringenden Felsen waren niedrige Wachttürme und oft genug Felstrümmer zu Wällen zusammen getragen, die ganz unübersteiglich gewesen wären, wenn man nicht für den kleinen Reitweg Platz gelassen hätte. Der Fluß fiel in rauschenden Kaskaden in eine tiefe Klamm, die einige scharfe Windungen machte. Unser Weg blieb am Felshang und stieg schließlich noch einmal sehr steil gegen eine Scharte in einem schroffen Kamm, der wieder von alten Festungswerken flankiert war. Durch eine natürliche Felsenpforte, die so eng war, daß ein Reiter darin nicht hätte neben seinem Pferd gehen können, erklimmen wir den letzten Teil der Steigung und hatten plötzlich den ganzen Talkessel von Tankse vor uns.

Es war ein überraschender, prächtiger Anblick; die kleine Ebene, in der zwischen Wiesen, Getreidefeldern und kleinen Gärten die Häuser verstreut lagen, war rings von kleinen, steil ansteigenden Felsbergen eingeschlossen, und wie aus einer Öffnung der Unterwelt brach der Fluß mit tosendem Rauschen aus dem Engpaß hervor, um die kleine Ebene in der Mitte zu durchschneiden. Zu unserer Linken hatten wir nun die alte Festung in ihrer ganzen Entwicklung; rechts erhob sich senkrecht über uns der hohe Felsen, der das Kloster von Tankse trug. Auf einem steilen Felspfad kletterten wir in vielen Windungen hinab und ritten dann rasch auf das größte Haus zu, vor dessen Eingang eine Anzahl von Männern beisammen stand. Es war das Unterkunftshaus für Reisende, und man erwartete uns bereits, denn Lady Jenkins hatte unser Eintreffen für diesen Tag angekündigt. Das Empfangskomiteé bestand aus sämtlichen Hausbesitzern der Umgebung, ferner noch aus einem Kaschmir-Händler aus Leh und aus dem Go-pa oder Gemeindevorstand von Tankse. (Go-pa bedeutet wörtlich genau Hauptmann.)

Das Unterkunftshaus war ein sehr komplizierter Bau. Es erhob

sich zu beiden Seiten eines kleinen Grabens, der vom Berg herabkam, und war auch in den Graben selbst mit einer Reihe von Zimmern hineingebaut, woraus sich ein anfangs etwas verwirrendes Durcheinander von verschiedenen Stockwerken, engen Treppchen, dunklen Gängen und halb in die Felsen gearbeiteten, halb aus Mauerwerk bestehenden Gemächern ergab. Wir sattelten ab und ich ließ meine Satteldecke in das Herrenzimmer bringen, wo sie über eine stufenartige Aufmauerung vor dem Fenster gebreitet wurde. Nun saß ich wieder in einem Zimmer mit Fenster und Türen, Wänden und Decke,



Kloster von Tankse.

und diese Tatsache kam mir höchst sonderbar vor; denn seit Polu hatte ich nichts derartiges erlebt. Der Händler aus Leh riß sofort das Monopol für unsere Verpflegung an sich. Alle anderen schienen ihm großen Gehorsam zu leisten und sogar der Go-pa ordnete sich ihm vollständig unter. Der Grund dieser Demut war, wie mir der Kaufmann mitteilte, daß er nach Tankse gekommen sei, um Schulden einzukassieren, und daß die meisten Leute im Ort kein Geld hatten. Übrigens machte er seine Sache sehr gut, denn in kurzer Zeit war eine Ziege zur Stelle gebracht, ferner Milch, Butter, Tee, Reis, Fett, Zucker, Rüben und Gerste — ein Reichtum an Lebensmitteln, der mir damals ganz phantastisch erschien. Nachdem der freundliche Mann

sich überzeugt hatte, daß alles in Ordnung war, ging er und kam nach einiger Zeit mit zwei Dienern wieder, die eine größere Menge von Reis, Tabak und getrockneten Aprikosen trugen. Alle diese herrlichen Dinge machte er mir zum Geschenk und zog dann noch aus seiner Leibbinde ein kleines Paket mit russischem Tee. Ich wußte nicht, worauf alle diese Freundlichkeiten hinausliefen, erwiderte aber seine Geschenke vorläufig durch Überreichung eines Revolvers mit fünfzig Patronen. Der Mann legte beide Hände an seinen großen weißen Turban und verneigte sich mehrmals sehr rasch hintereinander, dann versorgte er den Revolver und sagte beim Fortgehen, ich solle nach ihm senden, wenn ich irgend etwas benötige. Er nannte mir auch seinen Namen, der aber so lang war, daß ich es Jorpuntsok überließ, ihn sich zu merken.

Inzwischen war die Karawane nachgekommen und die Leute waren von geradezu ausgelassener Lustigkeit, als sie in dem großen Kamin ein mächtiges Feuer aus Ästen und Scheitern anzündeten und wieder nach alter Gewohnheit ihre Teekrüge und Kochkessel am Rand der Feuerstelle im Halbkreis aufstellen konnten. Kaum hatten sie erfahren, daß ich von dem Händler mit dem weißen Turban Tabak bekommen hätte, als sie gemeinsam erschienen, um mir mitzuteilen, daß sie schon seit mehr als einer Woche nicht mehr geraucht hätten. Ich war ganz überrascht, als sie eintraten, denn sie hatten aus dem Gepäck ihre Reservekleider genommen und sich zum Teil auch im Ort selbst bereits neue Mützen, Turbans oder Leibbinden gekauft. Ich hatte von dem vollständigen Mangel an Pfeifentabak gar nichts gewußt, denn die Leute rauchten meist nur, wenn sie um das Feuer saßen, und niemals unterwegs. Jorpuntsok war gelegentlich gekommen, um Zigaretten zu bitten, aber dies hatte ich nicht mit dem Mangel an anderem Tabak in Zusammenhang gebracht. Als eifriger Raucher konnte ich mich selbst sehr gut in die Lage meiner Leute versetzen und begriff ihre Freude, als ich ihnen den ganzen Sack Tabak überließ.

Ich beschloß den nächsten Tag in Tankse zu bleiben und ließ die Einheimischen auffordern, mir Fische, Mäuse und sonstige Tiere, Waffen, religiöse Gegenstände und was es sonst Bemerkenswertes gäbe, zu bringen. Sie sagten mir aber gleich, daß nicht viel zu haben sei, denn die „Lady Memsahib“ hätte tags zuvor den Ort so gut wie ausgekauft; es seien aber einige Tschangpas aus der Gegend von Rudok gekommen, um Getreide anzukaufen, und von diesen könnte ich vielleicht interessante tibetanische Dinge erhalten. Ich ließ die Leute sofort rufen und verlangte besonders Gau's, Götzenbilder, Gebetsmühlen aber sie sagten alle, daß sie diese Dinge nicht verkaufen dürften. Bald aber erschien einer von ihnen und brachte eine kleine Schale

voll gerösteter Gerste als Vorwand für seinen Besuch. Als er dann mit mir und Jorpuntsok im Zimmer war, holte er aus seinem Gürtel zwei Gau's und zwei kleine Bronze-Statuetten, die er mir überlassen wollte. Er verlangte nicht viel dafür und wir waren bald handelseins, nur machte er zur Bedingung, daß ich niemand ein Wort über diesen Ankauf sagen dürfe. Ob seine Furcht vor Entdeckung echt war, oder nur ein kaufmännischer Kniff, konnte ich zunächst nicht bestimmen, aber es scheint, daß die Leute wirklich der allgemeinen Mißachtung anheimfallen, wenn es bekannt wird, daß sie mit heiligen Dingen Handel treiben.

Der Nachmittag war schon zu weit vorgeschritten, um eine größere Exkursion zu ermöglichen, und ich begnügte mich daher mit einem kleinen Rundgang, bei dem ich die Entdeckung machte, daß dieses Haus außerdem noch einen von hohen Mauern umgebenen Garten hatte, in dem Pappeln, Weiden und Birken standen. Unter Bäumen auf abgefallenen Blättern zu gehen war mir auch eine seit langem nicht gemachte Erfahrung, und ich ließ mir sofort Tischchen und Klappstuhl ins Freie bringen, um unter den Zweigen einer mächtigen alten Weide bis zum Einbruch der Dunkelheit meine Notizen zu schreiben. Die hohe Schneekette von Pobrang ragte über die felsigen Vorberge und schloß das prachtvolle Landschaftsbild nach Osten zu ab, und als die Sonne unterging, leuchteten die fernen Schneegipfel in duftigem Rosa, und das alte Gemäuer des Klosters auf seinen roten Felsklippen strahlte im letzten Sonnenschein wie glühendes Kupfer.

Als mir das Abendessen gebracht wurde, mußte ich eine Zeitlang darüber nachdenken, was mir denn diesmal an dem üblichen P'lau besonders auffiel. Schließlich kam ich dahinter: es waren keine Haare im Reis, denn wir hatten ihn von dem Händler aus Leh, und er war in einem Sack aus Jute gewesen und nicht wie unsere Vorräte in Säcken aus Ziegenhaar! Im Kamin prasselte ein munteres Feuer, und als ich mich durch das stattliche Menu durchgegessen hatte, rückte ich mein Stühlchen neben die Flammen und streckte meine Füße über die Einfassung, mit innigem Behagen eine Zigarette rauchend. Der kahle Raum mit den Lehmwänden und dem gestampften Boden, mit den klappernden Läden, die die Fenster verschlossen, und der zerrissenen Strohmatten, die die Stelle eines Teppichs vertrat, schien mir damals ein fürstliches Prunkgemach, und ich war ungeachtet alles dessen, was man Tatendrang und Forschungstrieb zu nennen pflegt, aus tiefster Seele froh, daß mein Weg jetzt nach dem warmen Indien und nach der Heimat ging und daß ich nicht von hier aus dem tibetanischen Winter entgegen zu sehen brauchte. Über Dr. v. Hedin war mir einiges erzählt worden, was ziemlich mit den Aussagen übereinstimmte, die

seinerzeit der Tschangpa gemacht hatte. Es waren nämlich einige Leute aus Tankse mit gemieteten Pferden mit Dr. v. Hedins Karawane mitgegangen, und obzwar diese Leute noch nicht zurückgekehrt waren, wußte man doch, daß der Weg über Pobrang nach der Gegend von Tschangtschenmo gehen sollte.

Sehr bedauerte ich, daß ich weder Wein noch ein ähnliches Getränk zur Verfügung hatte. Ich wäre an diesem Abend sehr in der



Tibetanische Mädchen.

Stimmung gewesen, still für mich allein eine Flasche Sekt auszutrinken, aber leider kannte man dergleichen in Tankse nicht, und ich mußte mich mit einem Becher „Tschang“ begnügen, den mir Jorpuntsok verschaffte. Es schmeckt fast genau wie Apfelmost und sieht auch ganz ähnlich aus.

Als ich an den Tisch gelehnt und die Hände in den Taschen an dem Feuer saß und gedankenlos, oder, wenn man will, gedankenvoll nach der Decke blickte, sah ich, daß sich dort irgend etwas bewegte. Der Zoolog in mir regte sich sofort, ich nahm ein Sammelglas zur



Hand, stellte zwei Kisten übereinander und konnte so die Decke erreichen, wo ich das krabbelnde Ding einfiel und ins Glas steckte. Es war eine ziemlich große Wüstenspinne der Gattung Galeodes, ein neuer Bote der wärmeren und tieferen Gegenden, denen wir uns näherten. Nun steckte ich eine Kerze an und untersuchte den ganzen Raum genau, aber ohne etwas anderes zu finden, als sehr viele Mauslöcher in den Wänden. Ich ging noch einmal vor das Haus und



Kloster von Tankse.

sammelte ein paar Handvoll Steine, mit denen ich alle Löcher sorgfältig verstopfte; um auch von der Türseite her gegen unerwünschte Eindringlinge sicher zu sein, nahm ich ein Stück Seil und rieb es tüchtig mit Formol ein, um es dann über die Schwelle zu legen. Ich dachte mir, daß der unangenehme Geruch gewiß alle Tiere abschrecken würde, und die Nacht verstrich auch ziemlich ruhig. Nur arbeiteten die eingesperrten Mäuschen eifrig hinter ihren Steinen, gaben aber ihre Versuche bald wieder auf.

Am nächsten Morgen erhielt ich die Erklärung, warum der Kaufmann aus Leh so freundlich gewesen war. Er wollte mir erstens ein Pferd verkaufen und zweitens von mir russisches Gold einwechseln. Im Prinzip hatte ich gegen beide Geschäfte nichts einzuwenden, denn wir hatten uns seit Ludkung wieder mit neu gemieteten Pferden behelfen müssen und es war mir ganz erwünscht, ein Pferd mehr im Eigentum zu haben. Auch das russische Gold benötigte ich augenblicklich nicht und hätte es bei meinem Eintreffen in zivilisierten Gegenden ohnedies verkauft. Es war mein Reservevorrat gewesen, den ich in Tibet verwendet hätte, wenn mir das Silber ausgegangen wäre, und ich war gerne bereit dem Mann aus Leh die gewünschten 400 Rubel zu überlassen, vorausgesetzt, daß er einen annehmbaren Preis dafür zahlen würde. Er bot zuerst für ein Zehnrubelstück vierzehn Rupien, während ich nach der in Jarkent üblichen Notierung fünfzehn Rupien haben wollte. Schließlich einigten wir uns auf  $14\frac{2}{3}$  und der Kaufmann bezahlte die Summe von 586 Rupien in lauter Silberstücken zu einer Rupie. Diesen großen Haufen Geld teilte ich in Rollen zu 20 Rupien und packte sie zu den übrigen in die Geldkiste. Für das Pferd zahlte ich nach längerem Handeln 50 Rupien. Ich kaufte es auf besonderen Rat Abdulla's, dem das Tier außerordentlich gefiel, und versprach, ihm es in Leh zu überlassen, wenn er von dort aus den Heimweg nach Turkestan antrat.

Nach dem Frühstück unternahm ich mit Jorpuntsok eine Exkursion nach dem Kloster. Durch ein Gewirr von Mauern und Treppchen, engen Felspfaden und finsternen Löchern kletterten wir bis zur äußeren Umfassungsmauer und fanden die Tür darin verschlossen. Nachdem wir lange Zeit gerufen und geklopft hatten, begann sich im Innern des Klosters etwas zu rühren, Schritte näherten sich der Tür, und eine alte zitternde Greisenstimme fragte nach unserem Begehren. Als Jorpuntsok sagte, es wäre ein Sahib da, der das Kloster besuchen wollte, bedeutete uns der Alte hinter der Tür zunächst, daß dies verboten sei, und wir sollten wieder umkehren. Nun nahm ich eine Rupie und schob sie unter dem Türspalt durch, während ich dem Mann gleichzeitig sagen ließ, er würde noch eine bekommen, wenn er uns sein Kloster zeigen würde. Er antwortete darauf zunächst nichts, aber nach wenigen Augenblicken erschien sein Kopf auf der Höhe der Mauer und nachdem er uns einige Zeit lang aufmerksam gemustert hatte, erklärte er, er ginge jetzt, um die Schlüssel zu holen. Nach einigen Minuten war er wieder da und öffnete. Hinter der Mauer war aber kein geräumiger Hof, wie ich gedacht hatte, sondern das Winkelwerk setzte sich in ganz derselben Weise fort. Unser Führer war in üblicher Weise in das lange Priestergewand gekleidet, das aus violettbraunem und dunkelorange-rotem Stoff

besteht und auf dem Kopf trug er die kleine gelbe Mütze, die ihn als Angehörigen der reformierten Sekte kennzeichnete. Er war derzeit der einzige Bewohner des Klosters, das sonst etwa 20 Lamas beherbergt; die anderen aber waren alle über Land gegangen, um in den verschiedenen Dörfern bei verschiedenen Feierlichkeiten zugegen zu sein. Das Zusammentreffen war günstig, denn ich wollte eine Reihe von religiösen Gegenständen aus dem Heiligtum kaufen und dies ging natürlich leichter, wenn nur ein einziger Priester zugegen war. Zunächst führte er uns durch die Wohnräume seiner verreisten Kollegen, die zellenartig nebeneinander lagen, und außer einer roh gezimmerten Bettstelle keinerlei Hausrat enthielten. Auch der gemeinsame Speiseraum war außerordentlich primitiv eingerichtet und der alte Lama erzählte andauernd von der großen Armut seines Klosters. Schließlich führte er uns auch in das Heiligtum, und da es das erste in seiner Art war, das ich sah, betrat ich es mit entsprechender Spannung.

Zunächst war in dem mäßig großen Raum, den wir betraten, nichts zu sehen, denn nach dem hellen Sonnenlicht, aus dem wir kamen, mußten sich die Augen erst allmählich an das Dunkel gewöhnen. Durch ein Loch in der Decke, durch das man hätte zur Not den Kopf stecken können, fiel ein breiter Streifen Sonnenlicht schräg auf den Boden, der mit Strohmatten belegt war. Allmählich unterschied ich zwei Pfeiler, die das Gemach in der Mitte stützten, dann die Wände und schließlich auch den Altar. Dieser erhob sich auf drei Stufen und war ein Tisch in ungefähr Brusthöhe, der aber vollständig mit goldbedruckten Stoffen überdeckt war. In drei Nischen standen große Holzschränke und in diesen saßen drei Götterstatuen aus Holz und fast in Lebensgröße. Sie hatten richtige Kleider an und die starren rohgeschnitzten und buntbemalten Gesichter blickten unheimlich unter ihren Mützen hervor. Vor den drei Heiligen lagen Stöße von Büchern und zusammengerollten Gebeten aufgehäuft und in verschiedenen kleineren Nischen standen kleinere Statuen, teils aus Holz und Ton, teils aus Messing, Bronze oder Kupfer. Der Vorderrand des Altars war von einer langen Reihe kleiner Opferschälchen eingefast, ganz ähnlich dem, das mir Jorpuntsok in Spanglung besorgt hatte, und alle waren entweder mit Wasser oder mit Mehl, Gerste, Zucker, Milch oder Butter angefüllt. Die Pfeiler und alle Wände waren dicht mit bemalten Fahnen behängt bis auf eine Stelle, wo eine zweite Tür in der Wand angebracht war. In der Ecke daneben standen mehrere lange Trompeten, einige Trommeln, Glocken und Priestermasken beisammen. Das ganze machte in dem dämmernden Halbdunkel einen aberteuerlichen und unheimlichen Eindruck, der aber nicht ganz von einer gewissen Feierlichkeit frei war. Nachdem ich den ganzen Raum

eine Zeit lang angesehen hatte, verlangte ich zu wissen, was sich hinter der kleinen Tür befände. Der Alte aber sagte, es wäre ein leerer Raum dahinter und er hätte den Schlüssel für diese Tür nicht. Ich gab mich aber damit nicht zufrieden und machte mich selbst daran, die Tür zu öffnen. Sie war nur mit einem kleinen Kettchen an einem Haken im Türstock verschlossen und führte in vollkommenes Dunkel. Der Lama bat mich sehr, nicht weiter zu gehen, aber durch Überreichung einer Rupie beschwichtigte ich seine Bedenken und tastete in das schwarze Loch hinein. Ich zündete ein Streichholz an und sah bei seinem unsicheren Schein, daß ich zu den Füßen einer Kolossal-Statue stand, deren Sockel nur etwa zwei Schritte Raum zwischen sich und der Türe freiließe. Der Kopf der Statue war mit Tüchern verhängt; wir hatten leider weder Kerzen noch eine Laterne mit uns und die beste Beleuchtung, die wir zusammen brachten, war die durch zwölf Streichhölzer, von denen jeder von uns in jeder Hand zwei hielt. Die Statue war aus Holz und mit einer Art von Bronzelack bestrichen und sie mochte, den Sockel nicht gerechnet, etwa vier Meter hoch gewesen sein. Außer ihr war in dem kleinen dunklen Gemach nichts. Wir gingen wieder heraus, nachdem der Lama sorgfältig die weggeworfenen Streichhölzer gesammelt hatte, damit nichts unseren Besuch in diesem Allerheiligsten verraten sollte.

Nun wollte ich einige von den Götterbildern und Fahnen kaufen, der Alte aber weigerte sich zunächst mit großem Entsetzen, auf einen derartigen Handel einzugehen. Jorpuntsok aber gebrauchte alle seine Überredungskünste, die ich merklich dadurch unterstützte, daß ich meinen Geldsack aus der Tasche zog und in den Rupien, die darin waren, wühlte. Der Lama wurde sichtlich milder gestimmt und nachdem er zugegeben hatte, daß ihm selbst die Zahl der kleinen Statuen und Fahnen nicht bekannt sei, hatte er meinem Argument nichts entgegen zu stellen, daß infolgedessen überhaupt niemand beurteilen könnte, ob zwei oder drei von den Sachen fehlten oder nicht. Im übrigen baute ich ihm selbst eine schöne Brücke zum Rückzug, indem ich ihm sagte, das Geld wäre selbstverständlich für die Klosterkasse bestimmt und er würde nur ein kleines Extrageschenk erhalten. Wir hatten uns vor dem Altar auf den Boden gesetzt und ich mußte innerlich lachen über die komische Szene, die wir einem Beschauer geboten hätten. Ich hatte einige der kleinen Götterbilder vom Altar herabgenommen, ebenso wie eine Anzahl von Gau's und hatte sie zwischen uns auf den Boden gestellt; so trieben wir mit dem alten Priester Handel um seine Gottheiten. Was mir am meisten in die Augen stach, war ein schöner kleiner Buddha aus Messing von feinerer Ausführung mit schönem blaugefärbten Haar. Diesen überließ mir der Alte schließlich für

10 Rupien, dann nach langem Zögern auch eines der Gau's und schließlich auch noch eine Fahne, die den Gott Tschamsching darstellte, wie er, von einer Reihe anderer Götter und Dämonen umgeben, den Teufel niederzwingt. Ich zahlte ihm 18 Rupien und um die Komödie vollständig zu machen, wurden diese in einen alten Lappen gewickelt und fest verschnürt; dies sollte das Geld für die Klosterkasse sein, während der Lama selbst noch zwei Rupien gewissermaßen als Provision bekam. Er spielte auch seinerseits seine Rolle gut, denn das verschnürte Paket steckte er in einen Topf unterhalb des Altars, während er die zwei Rupien in seine Tasche gleiten ließ. Er schärfte uns aber ein, die gekauften Gegenstände sorgfältig zu verstecken und beileibe niemand zu erzählen, daß er sie uns verkauft hätte. Dann führte er uns noch in eine Art religiöser Vorratskammer, wo mehrere Fahnen, Posaunen, Trommeln und Becken beisammen standen. Besonders fiel mir eine große Stativ-Trommel auf, die einen unheimlich lauten und dröhnenden Ton gab, wenn man mit dem großen lederumwickelten Schlegel auf das Fell schlug. Ein fast mannshoher Kandelaber aus schöner Messingarbeit mit ein paar Dutzend Armen, die alle in kleine Schälchen ausliefen, in denen Öl gebrannt werden konnte, war ebenfalls ein interessantes Stück. An den Wänden lagen in großen Stößen Bücher in Holzeinbänden und hölzerne Eßschalen. Damit hatten wir alles besichtigt, was es im Kloster zu sehen gab, und der Lama begleitete uns wieder nach der Ausgangspforte. Hinter uns sperrte und riegelte er sich wieder ein; wir kletterten mit unserer Beute den Berg hinab und gingen nach Haus.

Nachmittags ließ ich mir in meiner großen Gummiwanne ein richtiges Bad zurichten und reinigte mich zum erstenmal seit Polu vom Kopf bis zum Fuß tüchtig mit Bürste, Seife und Schwamm. Auch die Haare ließ ich mir wieder schneiden und brachte meinen langen Gaisbart wieder auf die Kürze von wenigen Zentimetern zurück. Von nun ab schnitt ich jeden Tag ein weiteres Stückchen davon ab, bis ich allmählich wieder auf den gewohnten rasierten Zustand zurückkam. Es hätte mich nichts gehindert, meine gewohnte Barttracht gleich in Tankse wieder anzunehmen, aber bekanntlich lacht alle Welt über einen, der plötzlich glatt rasiert erscheint und ich wollte bei meinen Leuten nicht Anlaß dazu geben. Said Agul kam zu mir und bat mich, ich möge ihm die österreichische Silbermünze wieder zeigen, die er schon einmal gesehen hatte; es war nämlich seine Absicht, den Bart so zu tragen wie Kaiser Franz Josef. Ich gab ihm den Gulden und er zog damit ab. Am Abend aber merkte ich, daß er doch nicht das Herz gehabt hatte, sich das Kinn zu rasieren, sondern daß er nur einen tiefen Einschnitt in seinen langen Vollbart gemacht hatte, was

keineswegs den gewünschten Eindruck hervorrief. Er sagte mir aber, die andern hätten zu sehr über seine Absicht gelacht und hätten sofort angefangen, ihn mit dem Spitznamen „Padischah“ zu belegen; deshalb habe er es wieder aufgegeben.

Am 26. September erschien bereits früh Morgens der Go-pa von Dorbuk, dem nächsten Dorf auf unserem Weg, um uns dorthin zu begleiten. Nun lernte ich erst die ganze Ausdehnung von Tankse kennen. Zwischen Feldern und Weideland lagen ungefähr 40 Häuser verstreut und dann ritten wir am Ufer des Flusses über Wiesen und Schutthalden



Brücke bei Dorbuk.

weiter talab. Wir kamen an einer Menge von langen Manis vorbei und näherten uns schon um 1 Uhr dem Dorfe Dorbuk. Weiter konnten wir an diesem Tag nicht gehen, denn hinter Dorbuk begann die Steigung auf den Tschangla, der uns unmittelbar an den Indus bringen sollte. In Dorbuk mußten überdies einige Yaks für den Paß gemietet werden. Kurz vor dem Dorf war eine ganz nette Brücke, die auf drei aus Geschiebe-Blöcken bestehenden Pfeilern lag, aber aus so dünnen Ästen bestand, daß immer nur ein Tier gleichzeitig darüber gehen konnte. Jenseits der Brücke führte ein steiler Pfad nach dem Dorf hinauf und dort geleitete uns der Go-pa wieder zu dem Unterkunfts-

haus für Fremde, für das hier bereits der indische Name „Dak-bangalo“ angewendet wurde, der ungefähr Posthaus bedeutet. Schon während des Rittes hatte der Go-pa bei jedem Haus Halt gemacht, um die Lieferung von Brennholz und Eßwaren zu verlangen und allmählich kamen nun die Leute, um diese Dinge zu bringen. Auch eine Ziege wurde gekauft und die Zeit bis zum Abendessen füllte ich durch eine Exkursion am Fluß entlang aus, die eine so reiche Ausbeute lieferte, daß ich bis 11 Uhr abends mit dem Sortieren beschäftigt war. Der Tag war wieder einwandfrei schön gewesen und da diese Jahreszeit



Dor buk.

die beste für Ladak ist, stand zu hoffen, daß wir auch weiterhin vom Wetter begünstigt sein würden.

Der Abmarsch am folgenden Morgen verzögerte sich bedeutend, da die Dorfleute trotz des Auftrages, den ihnen der Go-pa gegeben hatte, keine Yaks zur Stelle gebracht hatten. Es wurden Boten nach allen Richtungen ausgeschickt und schließlich brachten wir fünf Pferde zusammen, alles Stuten und vier davon mit kleinen Fohlen, die neben ihrer Mutter herliefen. Das ganze Dorf half eifrig beim Zusammen-treiben und Beladen der Tiere und wir machten die Lasten für die gemieteten Pferde möglichst groß, um unseren Eseln zu ermöglichen,

gleichen Schritt mit ihnen zu halten. Vier Dorfleute kamen mit, denen die fünf Pferde gehörten. Der Weg führte, eine Krümmung des Flußtales abschneidend, durch wüste Geröll-Kuloirs außerordentlich steil bergan, führte dann auf der Höhe ein Stück weit eben und später, als wir das Tal wieder erreichten, sanft niedersteigend weiter. Bald bogen wir in das Tal des Baches ein, der vom Tschang-la herabkommt, aber so hoch über seiner Sohle, daß wir erst im Laufe des Nachmittags mit ihm zusammentrafen. Dann hatten wir noch eine steile Talsperre zu erklettern, bevor wir die kurze ebene Stufe erreichten, die vor



Höhe des Tschang-la (5490 m).

dem eigentlichen Paßanstieg liegt. Hier lagerten wir und es wurde noch einmal mein Zelt aufgestellt. Die Seehöhe betrug 4950 m und die Fünftausender sollten uns also noch einen letzten Abschiedsgruß entbieten, bevor wir sie endgültig verließen. Schon um Sonnenuntergang trat Frostwetter ein und ich ging sehr früh zu Bett, denn ich hatte keinerlei Material zu weiterer Arbeit eingesammelt.

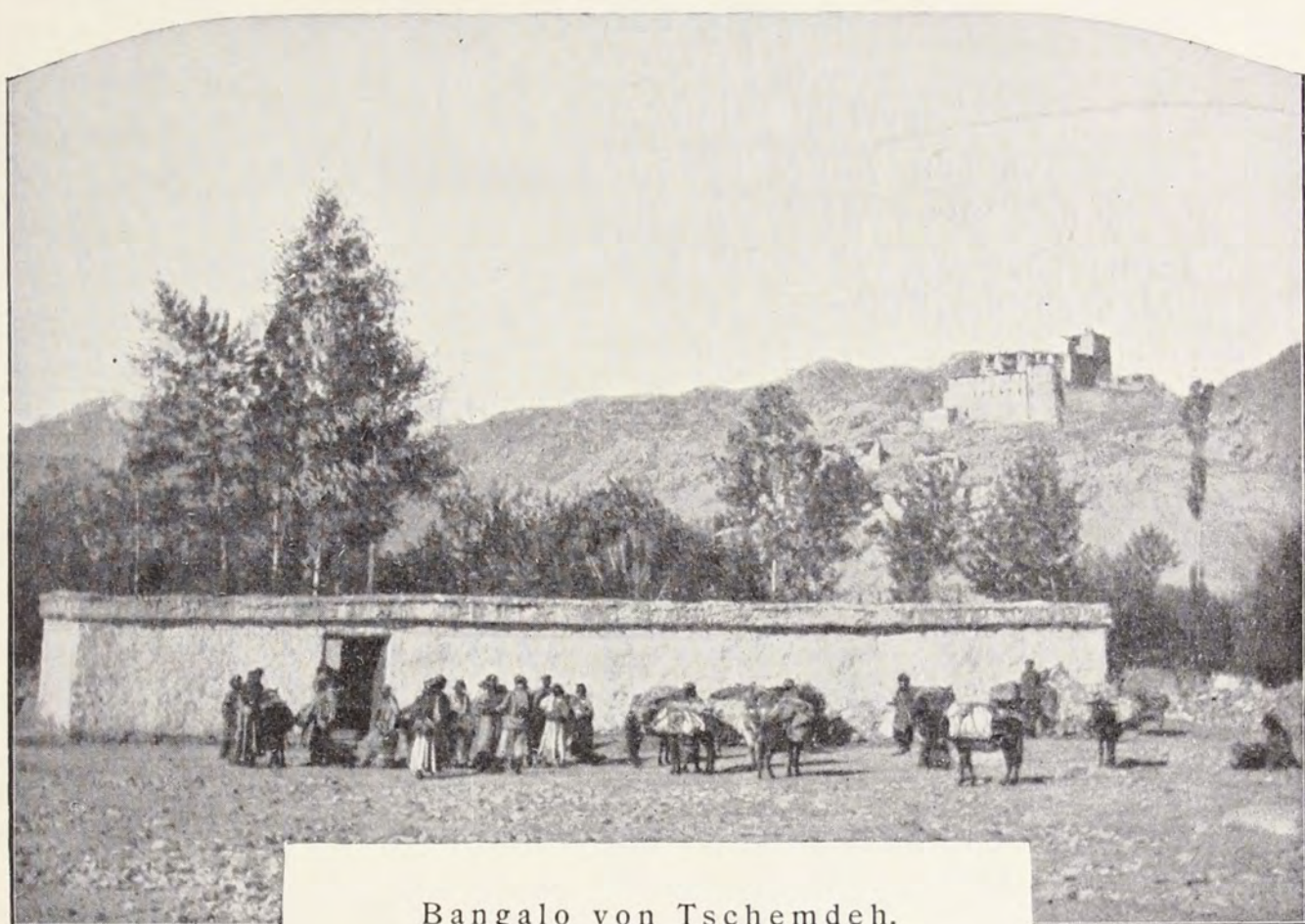
Der Tschang-la erwies sich als schwieriger, als er aussah. Besonders zog sich der Weg entgegen den Angaben unserer Führer sehr bedeutend in die Länge und nachdem wir um 8 Uhr bei 5<sup>0</sup> Kälte aufgebrochen waren, hatten wir noch mehrere Stunden über Geröll-



halden und durch vor langer Zeit herabgefallene Bergstürze zu wandern, bevor wir den eigentlichen Paßanstieg beginnen konnten. Auch dieser war unerwartet lang und steil, der Pfad führte meist in der Talsohle und wir hatten den Bach viele Male zu übersetzen. Wir Berittenen waren mit den gemieteten Pferden voraus, die Esel kamen bald sehr ins Hintertreffen. Wir hatten schon die Schneegrenze hinter uns und bald war das ganze Tal dicht mit Schnee überzogen. Doch zeigten die Fußspuren der vorhergegangenen Karawanen wenigstens einigermaßen den Weg an, dem man zu folgen hatte. Erst um 2 Uhr nachmittags erreichten wir die Höhe, die ich mit 5490 m maß. Die Szenerie war prachtvoll. Vor uns lagen die tief eingeschnittenen Nebentäler des Indus und eine imposante Schneekette im Südwesten. Den Indus selbst konnten wir nicht sehen, obzwar sein breites Tal weit hinaus gegen Westen zu verfolgen war, und es war auch keine Aussicht, daß wir ihn heute noch erreichen konnten. Der Anstieg hatte so lange Zeit in Anspruch genommen, daß wir uns damit begnügen mußten, den Ort Tschemdeh als Nachtquartier zu nehmen. Ohne den nachkommenden Train zu erwarten, begannen wir den Abstieg. Erst durch steile Schutthalden, wo wir die Pferde am Zügel führen mußten, dann hoch am linken Hang eines breiten und tiefen Tales auf einem ganz elenden Weg bergab. Um etwa 4 Uhr kamen wir an dem malerischen Felsendorf Dagkar (Weißer Fels) vorbei und hielten dort beim Go-pa eine kurze Rast. Man setzte uns Milch vor und wir bereiteten uns selbst aus Milch, Butter und Mehl einen Brei, der unter dem Namen Zamba in Ladak und Tibet eine viel verbreitete Nationalspeise ist. Das Kochthermometer, das ich während der Rast in Tätigkeit setzte, zeigte bereits eine Seehöhe von unter 4000 m und diesmal war es ernst damit, daß wir alles, was über 4000 m war, hinter uns ließen. Ungefähr um Sonnenuntergang trafen wir in Tschemdeh — auch Tschemreh oder Tschemleh genannt — ein und bezogen das gut eingerichtete Bangalo. Es stand in einem mit Pappeln bewachsenen Garten, außerdem gab es auch Birken und Weiden. Außer getrockneten Aprikosen erhielt ich jetzt zu meiner Freude auch frische Äpfel, die unterhalb Leh wachsen, und von denen ein Händler einige Säcke nach Tankse brachte. Unser Haus lag ziemlich außerhalb des Dorfes, das malerisch am Fuß des steilen Klosterberges hinan gebaut ist.

Auf einen Besuch des Klosters verzichtete ich, da man mir sagte, das Kloster von Tikseh sei viel sehenswerter. Hier kamen auch wieder die Elstern zum Vorschein, von denen wir seit dem Verlassen von Kaschgar nichts mehr gesehen hatten. Es ist auffallend, daß Elstern im chinesischen Turkestan so gut wie ganz fehlen, während sie im russischen Turkestan zu den gemeinsten Vögeln gehören. Auf

dem Terek-dawan hatte ich sie bei 3600 m Höhe noch getroffen und in genau derselben Seehöhe begannen sie auch hier wieder aufzutreten, und zwar sofort in großen Massen. Der Abend war mild und so windstill, daß ich auf dem Dach des Hauses bei einer offenen Kerze mein Tagebuch schreiben konnte. Vor dem Schlafengehen kamen noch meine Leute zu mir und baten mich, von hier ab bis Leh Reiterpferde für sie zu mieten, damit wir dort einen standesgemäßen Einzug halten könnten. Ich kam diesem Wunsch gerne nach und am nächsten Morgen stellten wir wieder eine sehr stattliche Karawane vor, da außer



Bangalo von Tschemdeh.

meinen acht Eseln und fünf Pferden noch fünf Yaks und sechs Pferde gemietet worden waren. Außerdem begleiteten uns die Besitzer der gemieteten Tiere, die ebenfalls zum großen Teil beritten waren.

Schon nach ungefähr einer Stunde Rittes erreichten wir den Indus, der hier bereits ein stattlicher Fluß ist, der sein Bett tief in das breite Tal gegraben hat, so daß man ihn erst zu sehen bekommt, wenn man durch die ursprüngliche Talsohle bis an den Rand seines eigentlichen Bettes heran reitet. Wir blieben am rechten Ufer und ritten auf gutem Weg teils durch Geröllhänge, teils durch romantische Felspassagen talaus.

Im Bangalo von Tschemdeh hatte ich das erste Anzeichen der englischen Herrschaft bemerkt, nämlich eine Proklamation anlässlich

der Krönung König Eduards, in vier Sprachen — tibetanisch, kaschmirisch, Urdu und englisch — abgefaßt. Und nun während des Weges trafen wir sogar auf einen uniformierten Beamten, allerdings einen Eingeborenen, der eine Art von Jagdaufseher war, und beständig in der ganzen Gegend umher zu reiten hatte, um nachzuspüren, ob die Einheimischen nicht am Ende verbotenerweise Jagd trieben. Der Wildstand von Kaschmir wird nämlich — und zwar hauptsächlich der englischen Sportleute wegen — in vollkommen europäischer Weise gehegt und die Schonzeiten für die einzelnen Tiergattungen sind genau festgelegt. Auch darf niemand jagen, ohne nicht dazu eine besondere Erlaubnis zu haben, die je nach der Jagd, die der Betreffende betreiben will, mehr oder weniger kostet. Der Jagdaufseher ritt ein Stückchen Weges mit uns und erzählte mir eine Menge interessanter Details über das Vorkommen von Wild in der Umgebung. Ob alles richtig war, was er mir sagte, weiß ich allerdings nicht. Das Hauptereignis unseres Marsches war aber die Eidechsenjagd, denn hier traten in großen Mengen die Eidechsen auf, die die Tibetaner Lama-galtschik nennen; sie gehören der Gattung Agama an und verdanken ihren tibetanischen Namen den orangeroten Flecken am Hinterkopf und Hals, die dieselbe Farbe haben wie die Mützen der Lamas. Durch die in Aussicht gestellte Fangprämie angefeuert, lieferten meine Begleiter im ganzen 31 Stück und außerdem fingen wir noch eine Reihe von anderen Eidechsen. Unterwegs kamen wir auch an einem sogenannten Rocking Stone vorbei, d. h. einem Felsen, der sich in einer eigentümlichen Gleichgewichtslage befindet, so daß man ihn durch den Druck einer Hand in schaukelnde Bewegung versetzen kann, ohne ihn aber umwerfen zu können. Solche Felsen werden in verschiedenen Teilen der Welt gefunden, und dieser, der immerhin die Dimension eines sehr großen Kleiderschranks hatte, schien in der ganzen Gegend als große Sehenswürdigkeit bekannt zu sein.

Bei dem Dörfchen Stakna, das ebenfalls am Fuße eines Klosterberges liegt, erweiterte sich das Tal bedeutend und öffnete sich zu einer mehrere Kilometer breiten Ebene, an deren nördlichem Hang wir bald das weithin sichtbare Kloster von Tikseh erblickten. Wir gingen aber nicht bis Tikseh selbst, sondern blieben in dem kleinen Dorf Rambirpur, noch etwa eine halbe Stunde von Tikseh entfernt. Das Bangalo war hier besonders schön, obzwar es noch aller europäischen Einrichtung entbehrte, aber die Decke bestand nicht mehr aus Astwerk, sondern aus Brettern und Balken und auch die großen Bogenfenster waren von schön geschnitzten Balken eingefast. Der wieder beginnende Holzreichtum machte sich sehr deutlich bemerkbar. Es spielte sich wieder dieselbe Szene ab, daß nach einiger Zeit der Go-pa



Kloster von Tikseh.

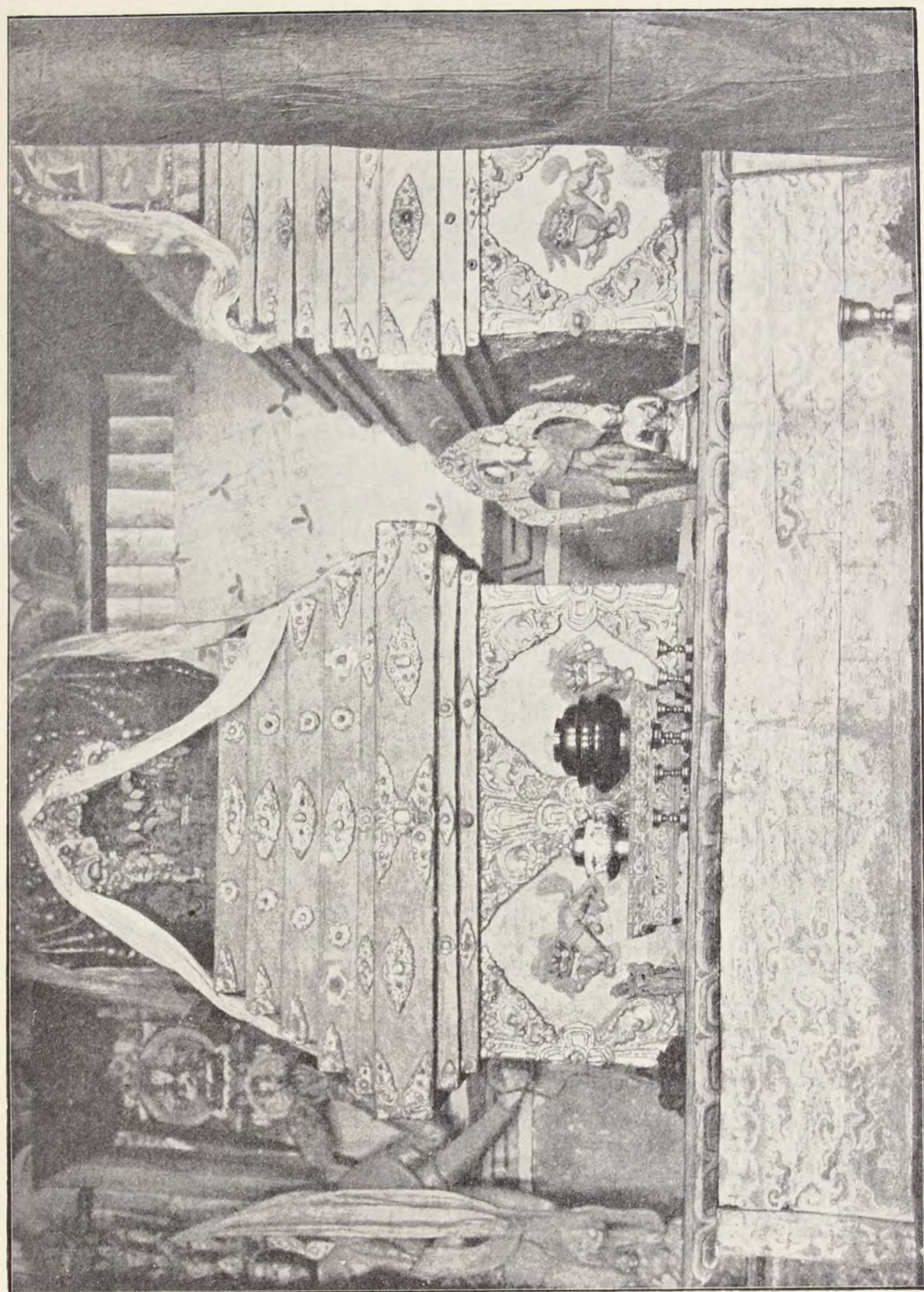


erschien, meine Wünsche bezüglich Proviant und Tragtieren zur Kenntnis nahm, und dann die verschiedenen Lieferanten von Eßwaren zu mir schickte. Die Pferde aus Tschemdeh wurden entlassen und für den übernächsten Tag neue für den Weg nach Leh bestellt. Für den nächsten Tag nämlich hatte ich Rast angesagt, um das Kloster in Ruhe besichtigen zu können, sehr zum Bedauern meiner eingeborenen Begleiter, die vor Ungeduld brannten, endlich nach Leh zu kommen. Zum Abendessen erschienen als neues Gericht Eier, die es von jetzt ab wieder gab.

Am folgenden Morgen schickte ich nach dem Frühstück den Go-pa nach dem Kloster, um dort meinen Besuch anzumelden. Wir folgten ihm nach einiger Zeit nach und hatten in einer halben Stunde den Fuß des Klosterberges erreicht. Das Kloster von Tikseh liegt sehr imponierend und malerisch auf einem nach drei Seiten freistehenden Felskegel und besteht aus vielen nebeneinander und übereinander angeordneten größeren und kleineren Gebäuden, die offenbar verschiedenen Zeiten ihre Entstehung verdanken. Der eigentliche Hauptbau liegt auf der Spitze des Felsens und ragt weit über die umgebenden kleineren Häuser hervor. Er trug ein schwarzrotes Ziegeldach und hatte zahllose Fenster, Erker und Terrassen in dem Mauerwerk aus gebrannten Ziegeln, die zum Teil rot getüncht waren, zum Teil ihre Lehmfarbe beibehalten hatten. Eine allgemeine Umfassungsmauer hatte das Kloster nicht. Wir ließen unsere Pferde in einem kleinen Haus am Fuß des Felsens und stiegen zu Fuß auf langen Treppen und einem steilen Zickzackweg bis an die Pforte, wo uns drei Lamas erwarteten. Außer diesen waren noch einige Klosterschüler zugegen, Knaben von etwa acht bis neun Jahren, die wenigstens für meinen ungeschulten Blick ganz gleich gekleidet waren wie die erwachsenen Priester. Während der Dauer unseres Besuches leisteten die drei Lamas Führerdienste, gelegentlich schlossen sich uns auch mehrere andere an, die aber meist nach kurzer Zeit von dem ältesten Lama wieder fortgeschickt wurden. Erst gingen wir durch die Vorratsräume, in denen große Mengen von Mehl und Getreide und viele mächtige Tonkrüge mit Tschang aufgespeichert waren. Den tibetanischen Priestern ist zwar die Enthaltbarkeit in jeder Richtung zur Vorschrift gemacht, aber hinsichtlich des Tschang scheinen sie es nicht so genau zu nehmen. Sie trieben auch mit ihrem Besitz keinerlei Heimlichkeit und boten mir sofort eine große Schale davon an.

Im Prinzip war die Einrichtung des Klosters dieselbe wie in Tankse, nur waren alle Gemächer viel geräumiger und reicher ausgestattet. Einige Wandmalereien in den Terrassen und Galerien, die Heilige und Götter darstellten, durfte ich nach einigem Verhandeln photo-

graphieren und dann führten uns die Lamas der Reihe nach in die drei Heiligtümer, die dem Besucher gezeigt werden dürfen. Der führende Lama sagte zwar, das Kloster hätte nur diese drei, Jorpuntsok aber meinte, es wären wohl ihrer mehrere, man wolle sie nur nicht herzeigen. Die zwei kleineren Tempelräume unterschieden sich in nichts Wesentlichem von denen in Tankse, das große Heiligtum aber war in der Tat sehenswert. Es erhielt sein Licht nur durch die Türöffnung, aber ich hatte diesmal Kerzen mitgebracht, die wir an verschiedenen Punkten befestigten, so daß man sich in dem Raum wenigstens einigermaßen orientieren konnte. Die Wände und Pfeiler waren in üblicher Weise mit Fahnen verkleidet und an den zwei Längswänden waren außerdem in geräumigen Holzgestellen große Mengen von Büchern untergebracht. In der Mitte des Raumes erhob sich der Altar, ein breiter und langer Tisch, mit seidengestickten Tüchern bedeckt, und auf diesem drei Sockel, die sich nach oben zu in Stufen verjüngten und schließlich in bis zur Decke führende Säulen ausliefen. Die Säulen waren ebenfalls mit Fahnen und Tüchern dicht verhängt, besonders mit sogenannten Katags, mit welchem Namen man die langen und schmalen Binden aus weißem Seidenstoff bezeichnet, die als Opfergaben sehr gebräuchlich sind. Man verwendet diese Katags auch als Zugaben bei der Übersendung von Geschenken und besonders werden Götzenbilder und Altäre damit behängt. Die drei Sockel waren aus Zedernholz und an ihrer Basis mit vergoldetem Kupferblech verkleidet. In viereckigen Ausschnitten in dieser Goldverkleidung waren auf blauem Grund schrecklich aussehende Löwen gemalt. Die Stufen der Sockel waren reich mit Goldblech beschlagen, das mit Türkisen besetzt war. Vor den Sockeln und dazwischen standen viele größere und kleinere Götterbilder aus Bronze, Kupfer und Ton, ferner die übliche Reihe von Opferschalen und einige der landesüblichen Teetassen, die aus silbernem Untersatz, einer Porzellanschale und einem silbernen Deckel bestehen. Der Raum hinter dem Altar war verhängt und ich mußte einige Rupien verteilen, bis mir die Priester den Eintritt gestatteten. Meine Kerzen durfte ich jedoch dorthin nicht mitnehmen, sondern einer der Priester brachte ein übelriechendes Öllämpchen, bei dessen Schein man nur mühsam die Umrisse der einzelnen Kolossalstatuen erkennen konnte, die hinter dem Altar an den Wänden saßen oder standen. Einige von ihnen hatten drei bis vierfache Lebensgröße und stellten verschiedene Gottheiten dar, manche mit vielen Köpfen, Armen und Beinen, andere wieder auf Hunden, Löwen oder Maultieren reitend, wieder andere mit zahlreichen Fäusten, unter denen sich Teufel und Dämonen krümmten. Bei allen waren die Köpfe verhüllt, aber der Priester ließ sich dazu herbei, für ein



Altar im Kloster Tikseh.



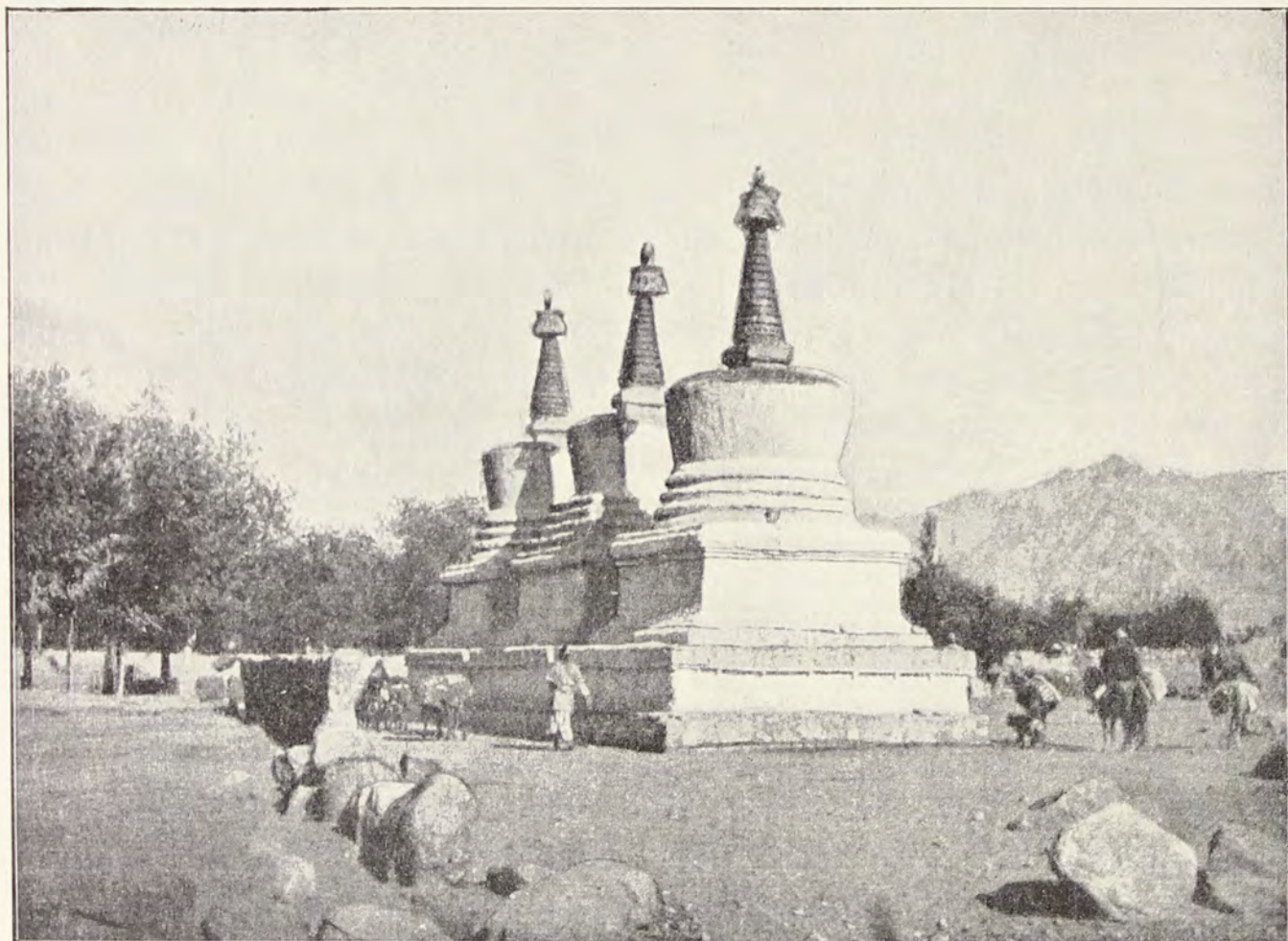


paar Augenblicke die verdeckenden Tücher zu lüften, so daß ich die phantastischen, goldbemalten, starrblickenden Gesichter sehen konnte.

Ich hatte es mir sofort in den Kopf gesetzt, eine photographische Aufnahme dieses Raumes zu machen und begann mit Jorpuntsok darüber zu verhandeln. Gleichzeitig war dieser von mir beauftragt, nach Möglichkeit die Mönche zum Verkauf einiger ihrer kleineren Heiligtümer zu verleiten. Während ich mit anscheinendem Interesse die Klosterbibliothek durchsah, begann Jorpuntsok ein angelegentliches Flüstern mit den drei Lamas und der Erfolg war, daß zwei von ihnen weggingen. Dem dritten sagte Jorpuntsok noch, daß ich ein Bild des Klosters machen wolle und daß eine Schweige-Prämie für ihn in Aussicht sei. Natürlich konnte ich nur den Teil vor dem Altar und diesen selbst aufnehmen, denn der interessante rückwärtige Teil war nicht nur viel zu dunkel, sondern auch zu eng. Wir trugen einen Turm von Büchern zusammen, auf den ich meine Kamera stellte und dann exponierte ich ungefähr 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Minuten, um trotz des herrschenden Halbdunkels ein möglichst scharfes Bild zu erhalten. Während der Prozedur kamen die beiden anderen Lamas zurück, aber wir verhinderten sie am Betreten des Raumes, bis die Zeit um war und ich meine Kamera wieder zusammenklappte. Nun ging der Lama, der während des Photographierens zugegen gewesen war, wieder fort und nur der Älteste blieb bei uns; dieser holte nun aus seiner Tasche zwei kleine Bronze-Statuetten, ein Gau und eine Teetasse, die ich ihm nach kurzem Handeln abkaufte. Dann gingen wir in den großen Gebetsraum, in dem die Lamas gewöhnlich ihren Gottesdienst abhalten; die eigentlichen Heiligtümer werden nur bei besonderen Festen benützt und sind dem Volk nur einmal im Jahr zugänglich, bei dem großen Fest des Klosters, bei dem auch die Gesichter der Götterbilder enthüllt werden und die Priester in Prachtgewändern und mit schrecklichen Masken phantastische Tänze aufführen. Man zeigte mir eine Posaune, die teleskopartig bis zu einer Länge von ungefähr drei Metern auseinander gezogen werden konnte, und einer der Lamas brachte auf diesem Instrument auch ein mißtönendes Geräusch hervor.

Während mir der Raum gezeigt wurde, stand Jorpuntsok wieder mit den übrigen Lamas flüsternd in allerlei Ecken beisammen und zeigte mir schließlich noch zwei Gaus, eine Kupferstatuette und eine Teetasse, die einer der Priester verkaufen wollte. Die verlangten Preise waren nicht hoch, denn der Lama hatte natürlich die Sachen nie selbst gekauft, sondern unrechtmäßiger Weise aus dem Klostervorrat genommen und gab sie daher billiger ab. Ich weiß übrigens nicht, ob die Heimlichkeit, die die Priester bei diesem Handel zur Schau trugen, echt war und ob sie nicht nur darauf abzielte, auf mich einen besseren Eindruck

zu machen. Es ist ganz gut möglich, daß die Priester untereinander einig waren und sich nur so stellten, als dürfte keiner von der Sache erfahren. Die Hauptsache war schließlich, daß ich die hübschen und interessanten Dinge bekam, und ich machte mir auch nicht viel Gedanken über ihre Herkunft. Zum Schluß stiegen wir noch auf den höchsten Punkt des Klosters, von wo man nach beiden Seiten am Indus weit talauf und talab sehen kann. Dann stiftete ich noch einige Rupien in die Klosterkasse und damit war unser Besuch zu Ende. Wir ritten



„Tschostens“ in Tikseh.

wieder heim und den Rest des Nachmittags war ich damit beschäftigt, die Ausbeute an Eidechsen zu ordnen. Man brachte mir noch einige kleinere Kuriositäten und ich war sehr freigebig mit den Scheren und Taschenmessern, die ich noch in meinem Vorrat hatte.

1. Oktober. Es ist heute genau ein halbes Jahr, daß wir Osch verlassen haben, den letzten nennenswerten Ort auf russischem Gebiet, und heute noch werden wir Leh erreichen, den ersten größeren und von Europäern bewohnten Platz auf britischem Schutzgebiet. Die Leute begannen schon lange vor Tagesanbruch die Vorbereitungen für den Marsch. Sie konnten es nicht erwarten, endlich nach Leh zu kommen.

Fünf weitere Pferde waren als Unterstützung gemietet worden und wieder waren alle beritten. Erst ritten wir den gleichen Weg wie gestern, dann aber am Kloster vorbei und hatten bald den Ort hinter uns. An der Stelle, wo die Talerweiterung wieder zu Ende war, lag auf einem steilen Felsen eine Art Schloß, das dem Radscha von Ladak gehörte. Die Felswand war mit primitiven Reliefs bedeckt und die besondere Bedeutung des Schlosses liegt darin, daß hier alle Herrscher von Ladak zur Welt zu kommen pflegen. So oft nämlich eine Fürstin Familienzuwachs erwartet, zieht sie sich in dieses Schloß zurück, denn nach der im Volke verbreiteten Ansicht wäre es unheilbringend für den Neugeborenen, wenn er anderswo das Licht der Welt erblickte. Der gegenwärtige Radscha residiert nicht in Leh, sondern in Schuschet am linken Ufer des Indus, und der Palast in Leh ist derzeit unbewohnt. Der Weg wurde sehr breit, fast wie eine Straße, und zahlreiche lange Manis und Tschostens zeigten die Nähe der Hauptstadt an. Diese selbst liegt aber in einem Nebental, ziemlich weit ab vom Indus, und wir ritten noch lange Zeit bergan, bevor wir über einen kleinen Paß das Nebental erreichten. Zwischen ununterbrochenen Manis ritten wir bis zu einer Stelle, wo wir von einer kleinen Gesellschaft erwartet wurden. Es waren zwei Tschaprassis oder Polizisten, die der Bürgermeister der Stadt uns entgegengesandt hatte, ferner Maëddin und Said-Agul, die ich vorausgesandt hatte, um Quartier zu machen, und schließlich Jor-puntsoks alter Vater und sein Söhnchen, ein lustiges Büblein von acht Jahren. Von den übrigen war nur Weichbold mit uns und wir warteten nicht länger auf den Train, sondern ritten rasch gegen die Stadt zu.

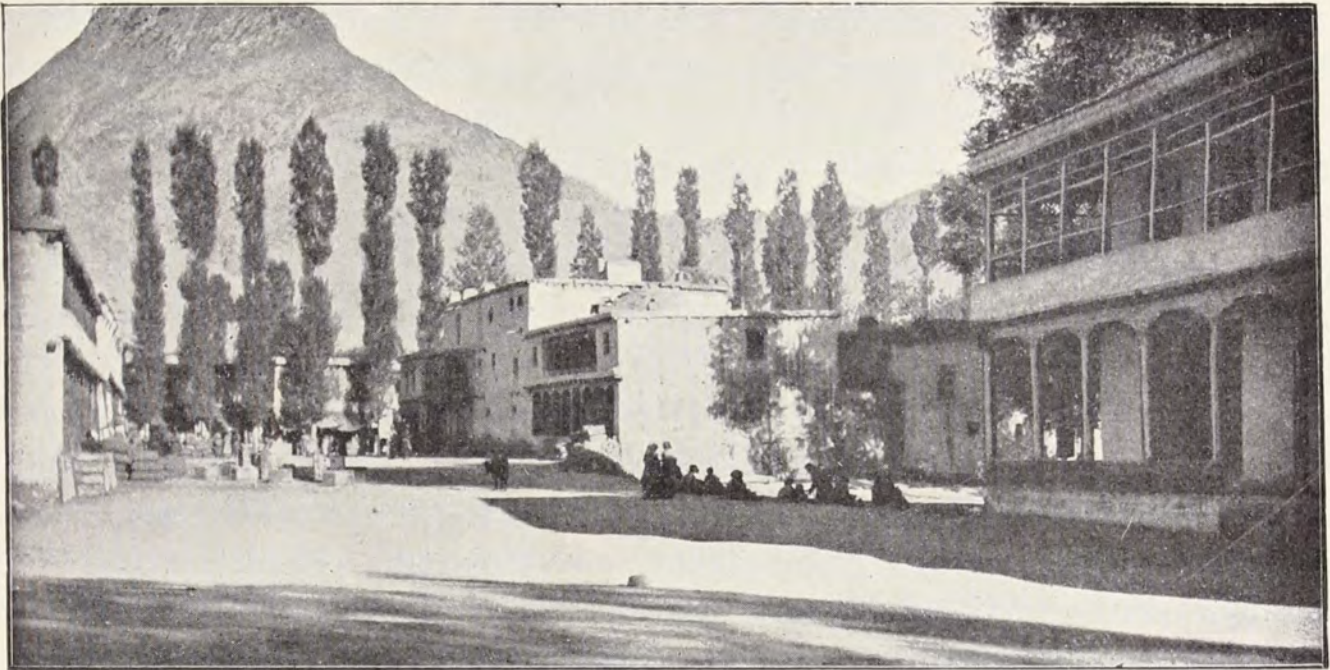
Leh liegt in einer Mulde und wir konnten beim Herankommen lange Zeit nur die Baumwipfel sehen und das Schloß, das auf seinem hohen Felsberg weithin das Land überragt. Bald kamen wir an die ersten Häuser und dann durch ein altes Tor in die breite, auf einer Seite von hohen Pappeln eingesäumte Basarstraße. Dort herrschte ein buntes Leben und neben der eingeborenen Bevölkerung fielen sofort die zahlreichen Hindus auf; auch einige halbeuropäische Kaufläden bemerkte ich. Das Schönste aber war der prächtige Blick durch die lange Straße auf den dahinter liegenden Schloßberg. Wir ritten die ganze Basarstraße entlang, dann durch einige enge Gäßchen am Missionshaus vorbei und fast wieder aus der Stadt hinaus, nach dem Dakbangalo, wo die europäischen Reisenden zu wohnen pflegen. In einem großen Garten mit Pappeln und Platanen stand das ebenerdige Haus, das sofort einen wohltuend europäischen Eindruck machte. Es ist in vier gleich große Wohnungen geteilt, von denen jede aus Wohnzimmer, Schlafzimmer und Baderaum besteht. Hier waren auch

wieder europäische Möbel und vorne auf der kleinen Veranda stand ein bequemer Ruhesessel; an der Wand waren neben einigen Ankündigungen über Jagd und verschiedene Kauf- und Mietspreise auch Telegramme mit allen bedeutenden Ereignissen aus der Welt angeschlagen. Ich hatte nicht gewußt, daß Leh bereits Telegraphenverbindung erhalten hatte, jetzt aber ging ich gleich nach dem Eintreffen der Karawane mit Jorpuntsok auf das Telegraphenamtsamt und gab eine Depesche an meine Eltern auf. Dann ließ ich meine Ankunft dem Tehsildar (Bürgermeister) mitteilen, sowie den zwei europäischen Familien, die derzeit in Leh wohnten, nämlich der des Missionars F. E. Peter und der des inzwischen verstorbenen Missions-Arztes Dr. Shawe. Ich kündigte ihnen meinen Besuch für den nächsten Tag an und ging dann in das Bangalo, wo ich mich nach einem Bad wieder einmal in einen europäischen Straßenanzug steckte. Den Rest des Tages verbrachte ich mit dem Lesen der angeschlagenen Depeschen und war nach kurzer Zeit wieder einigermaßen über alles auf dem Laufenden, was sich in der Welt ereignet hatte, seitdem ich von Kaschgar aufgebrochen war. Ich war der einzige Bewohner des Bangalo und der Hausbesorger sagte mir, daß Lady Jenkins nach eintägiger Rast nach Srinagar weiter geritten sei.

Die Tragtiere wurden abgepackt und im Garten frei gelassen. Hier konnten sie das Gras zwischen den Bäumen abfressen, bis ein entsprechender Vorrat an Gerste und Klee beschafft war. Die gemieteten Tiere wurden entlassen, die acht Esel und die Yaks sollten in den nächsten Tagen recht gut gefüttert werden, einerseits um sie für die ausgestandenen Anstrengungen zu entschädigen, andererseits um sie geeigneter zum Verkauf zu machen. Von Leh bis Srinagar wollte ich nicht mehr meine eigenen Tiere benutzen, sondern Stationspferde. Überhaupt war Leh der Ort, an dem ich meine Karawane auflöste. Meine Leute sagten mir, daß sie noch einige Tage in der Stadt bleiben wollten, bevor sie den Weg über den Karakorum antraten. Maëddin und Jorpuntsok kamen dabei nicht in Betracht, denn sie waren ja Eingeborene von Leh und also bereits in ihrer Heimat angelangt. Jorpuntsok hatte ich für die nächsten zwei Tage beurlaubt, damit er ein ungestörtes Wiedersehen mit seiner Familie feiern könne. Im übrigen hatte ich noch mit ihm vereinbart, daß er mich bis Srinagar begleiten sollte.

Am nächsten Morgen ging ich zuerst zu Herrn Peter, in dem ich einen außerordentlich liebenswürdigen Mann kennen lernte. Seine Familie wohnte derzeit in Spituk, einem Dorf unten am Fluß, aber er forderte mich auf, den Abend zu zweit bei ihm zu verbringen. Mein nächster Besuch galt Herrn Dr. Shawe, dessen Familie, bestehend aus

seiner jungen Frau und zwei netten Kinderchen, in Leh anwesend war. Ich wurde auch dort in der freundlichsten Weise begrüßt und wir trafen in den folgenden Tagen oft zusammen. Die Missionsstation hatte auch eine kleine Ausstellung indischer und tibetanischer Kuriositäten und ich kaufte dort noch eine Reihe von interessanten Gegenständen ein. Unter anderem gab es in Leh zu meiner aufrichtigen Überraschung Ansichtskarten, die in Dresden hergestellt waren. Ich versah mich mit einem gehörigen Posten davon, denn es war anzunehmen, daß meine europäischen Freunde, die diesen Sammelsport betreiben, bisher nicht allzu viele Karten aus diesem Ort erhalten hatten. Dann ging ich in den europäischen Laden der Stadt, der einem Hindu namens Lala Mohan Lal gehörte, der aber seine Firma in



Basarstraße in Leh.

„Mohanlal & Sons“ modernisiert hatte. Dort versah ich mich ausreichend mit Zigaretten, Tee, Konserven und Toiletteartikeln und als ich wieder heimkam, begann ich meine Leute abzulohnen. Die meisten von ihnen hatten vor Beginn der Reise größere oder kleinere Vorschüsse erhalten, die nun in Abrechnung gebracht werden mußten. Außerdem erhielt jeder vertragsgemäß einen Monatslohn extra für die Heimreise, sowie ein Pferd; als Geschenk gab ich jedem noch einen Esel und einen entsprechenden Geldbetrag dazu. Die übrigen Tiere hatte Jorpuntsok trotz seines Urlaubs im Laufe des Tages fast alle verkauft und der Erlös betrug immerhin fast 150 Rupien. Gegen Abend erschien der Tehsildar, dem ich meinen und Weichbolds Paß vorzuzeigen hatte; er war ein Hindu, der aber geläufig englisch sprach, sehr würdevoll auftrat und den Eindruck eines sehr gebildeten Mannes

machte. Er war bereits seit längerer Zeit davon unterrichtet, daß ich möglicherweise in Leh zum Vorschein kommen könnte, und Herr Macartney hatte sich als guter Prophet gezeigt. Denn in meinem Plan war es ja ursprünglich nicht gelegen, Tibet auf dieser Seite zu verlassen, obzwar auch diese Eventualität immer eine nicht unbedeutende Wahrscheinlichkeit für sich gehabt hatte. Der Tehsildar sagte mir, er sei von seiner vorgesetzten Behörde in Srinagar beauftragt, mir auf meiner Weiterreise auf kaschmirischem Gebiet hilfreich beizustehen, und wir kamen auch überein, daß er mir bei dem Mieten von Tragtieren für den Weitermarsch behilflich sein und mir ein sogenanntes Parwana beschaffen würde, das ist eine Art von Reisepaß, der außer der Aufnahme in die Stationshäuser auch eine gewisse Bevorzugung anderen Reisenden gegenüber gewährt. Als er von den zoologischen Zwecken meiner Reise erfuhr, machte er sich erbötig, durch seine Leute allerlei Tiere auftreiben zu lassen, die ich wünschte. Außerdem wollte ich für den Weg bis Srinagar noch eine Jagderlaubnis für die Schrotflinte haben und schließlich dem berühmten Kloster Himis in der Nähe von Leh einen Besuch abstatten. Diesen Besuch versprach der Tehsildar dem Oberlama beizeiten anzumelden. Abends ging ich dann zu Herrn Peter und verbrachte mit ihm einige außerordentlich gemütliche Stunden. Von ihm erfuhr ich auch alles, was damals über die Expedition Dr. v. Hedins bekannt war, und die seitdem nach Europa gedruckten Nachrichten bestätigten die damaligen Angaben vollständig. Spät am Abend schrieb ich dann noch die Zeugnisse für meine Leute und kramte aus meinem Gepäck noch eine Menge von Dingen hervor, die ich nicht mit mir nach Europa nehmen wollte, und über die ich schon mit Herrn Peter gesprochen hatte. Wir waren überein gekommen, einen großen Tauschhandel zu beginnen und die verschiedenen Messer, Scheren, Löffel usw., die von meinem Geschenkvorrat noch übrig blieben, waren in Leh seltene Artikel, für die mir Herr Peter tibetanische Kuriositäten überlassen wollte.

Zu meiner aufrichtigen Betrübniß erfuhr ich hier von dem Tod des vortrefflichen Pater Hendriks; aus Jarkent gekommene Karawanenleute hatten die Nachricht gebracht, daß er noch im Laufe des Monats Mai seinem Krebsleiden erlegen sei. Mit ihm ist eine der interessantesten Persönlichkeiten von Zentralasien aus dem Leben geschieden und mich berührte die Nachricht doppelt schmerzlich, da es mir nicht mehr vergönnt war, ihm jetzt, am Ende meiner Reise, für die vielen wertvollen Ratschläge zu danken, mit denen er mich ausgestattet hatte.

Bei Dr. Shawe traf ich am folgenden Tag noch ein Mitglied der Mission, Fräulein Nordheim, eine junge Deutsche, und hatte damit

alle augenblicklich in Leh wohnenden Europäer kennen gelernt. Der britische Resident, der den Sommer über in Leh zu wohnen pflegt, hatte seinen Aufenthalt bereits nach Srinagar verlegt.

Im Laufe des Tages kamen zahlreiche Händler, die mir Felle, Teppiche und verschiedene tibetanische Sachen zum Verkauf anboten, und ich vermehrte meine Sammlung solcher Gegenstände noch um ein Bedeutendes. Bevor meine Leute Leh verließen, wollte ich unter sie noch das meiste von unserer Kücheneinrichtung verteilen und außerdem die vielen leeren Säcke und alle die Riemen, Seile, Ringe und Haken, die noch zu meiner Karawanenausrüstung gehört hatten. Abdulla hatte sich übrigens wieder anders besonnen und kam mir zu erzählen, daß er in Leh bleiben wolle, wo er bei einem Kaufmann als Karawanenführer Dienst gefunden hätte. Er hatte auch sein Pferd schon wieder verkauft. Die übrigen zogen am 4. Oktober ab und Mahman hatte ich noch zu meinem Spezialkurier ernannt und ihm meine Depeschentasche geschenkt, in der er eine Reihe von Briefen an meine Bekannten in Jarkent, Kaschgar und Osch zu überbringen hatte. Für diese besondere Dienstleistung und da er den längsten Heimweg hatte, gab ich ihm noch eine meiner Browning-Pistolen, die er vermutlich auf russischem Gebiet sofort verbotener Weise verkauft hat.

Für den folgenden Tag hatte ich mit Herrn Peter den Ausflug nach Himis-gonpa beschlossen, an dem auch Weichbold und Jorpuntsok teilnahmen. Fräulein Nordheim hatte mir dazu freundlicherweise ihr Reitpferd geliehen, Herr Peter ritt seinen vorzüglichen ladakischen Paßgänger, ein wahres Wunder von einem Pferd, von dem ich begreifen konnte, daß es seinem Besitzer ans Herz gewachsen war. Zwei Einheimische begleiteten uns mit einem Packpferd, auf dem wir unser Bettzeug sowie einige Küchengeräte und etwas Proviant mit uns führten. Wir brachen etwa um 10 Uhr vormittags auf und ritten zunächst nach dem Indus hinab, den wir auf einer guten Brücke übersetzten. Im Dorf Schuschot, in dessen Nähe sich das Residenzschloß des Radscha von Leh befindet, rasteten wir kurze Zeit in einem kleinen Garten und folgten dann dem breiten, vegetationsarmen Industal einige Stunden stromauf. Um etwa 4 Uhr nachmittags öffnete sich zu unserer Rechten das romantische enge Tal von Himis, in dem wir zwischen zerklüfteten Felsbergen steil bergan ritten. Lange Manis säumten den Weg auf beiden Seiten ein, aber wenn diese nicht vorhanden gewesen wären, wäre man sicher nicht auf den Gedanken gekommen, im Hintergrund des fast vollkommen vegetationslosen Tales das Kloster zu suchen.

Es ist eine allgemeine Eigentümlichkeit der Nebentäler des Indus

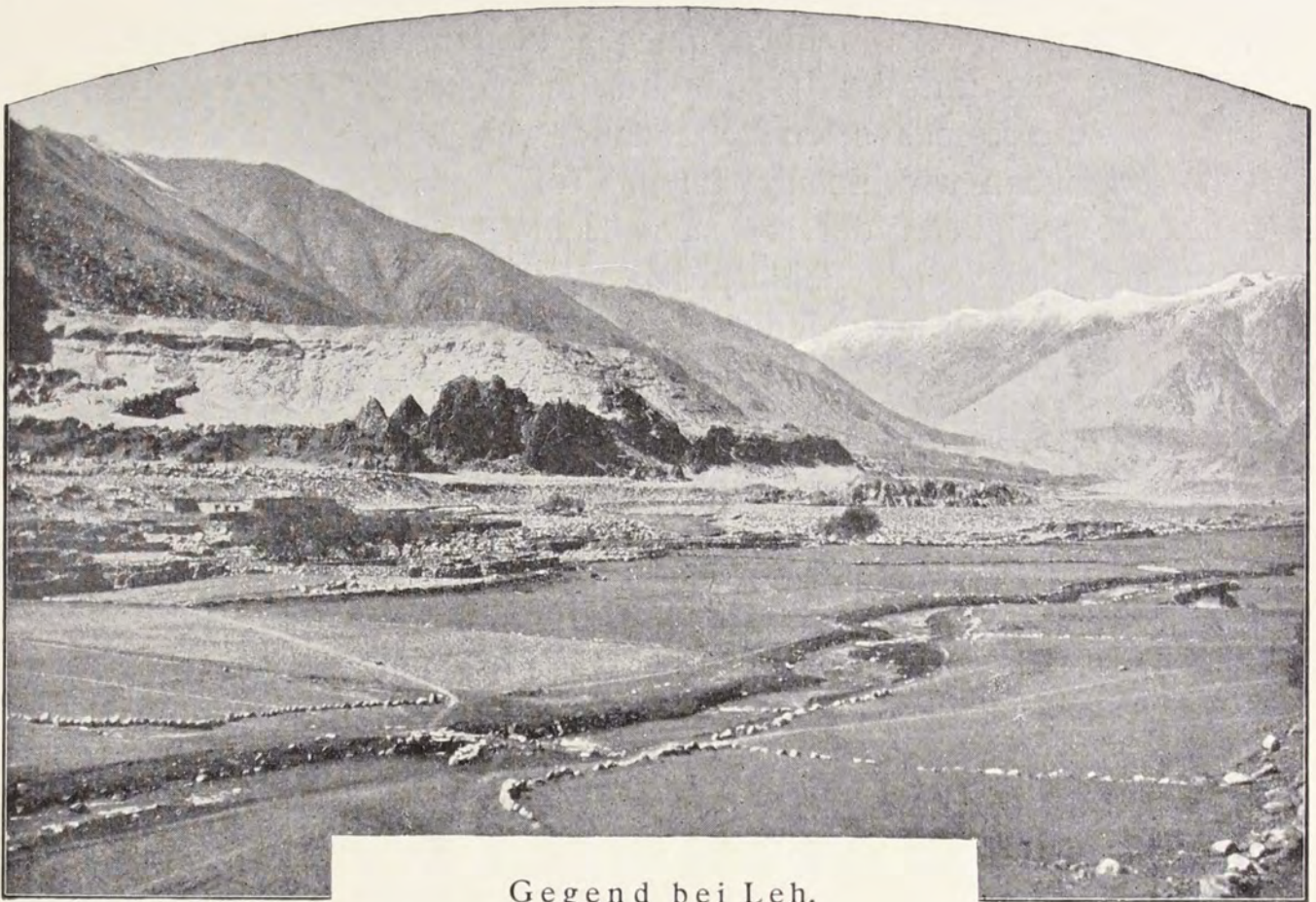


in Ladak, daß ihre Mündungen in das Haupttal nicht nur meist sehr versteckt sind, sondern daß sie auch in ihrem unteren Teil so kahl und leer sind, daß man entmutigt umkehren möchte, in der sicheren Voraussetzung, daß sich das Tal in dieser Weise bis zu seinem Ursprung in den Bergen erstrecke. Auch beim Tal von Himis war es ganz dasselbe, und erst nach längerer Zeit bekamen wir bei einer Biegung das Kloster in Sicht. Es lag höchst malerisch in und an den Felsen hinangebaut und war von Gärten und Terrassen umgeben. Einige kleine Häuser lagen an seinem Fuß, und die Manis steigerten sich an Reichtum mit jedem Schritt, den wir näher kamen. Schließlich bestanden sie schon aus lauter riesengroßen und buntbemalten Tafeln und in unmittelbarer Nähe des Klosters endigten sie in einem kapellenartigen Bau, der reich mit Skulpturen und Wandgemälden ausgeschmückt war. Durch einen langen geraden Weg zwischen zwei hohen Mauern gelangten wir zur Klosterpforte, wo wir absaßen.

Kein Mensch war weit und breit zu sehen; wir begannen zu rufen und an die Pforte zu trommeln, bis endlich ein paar Lamas erschienen und öffneten. Sie ließen uns in den Vorhof, aber weiter sollten wir nicht kommen. Schon diese ersten Priester hatten einen etwas merkwürdigen Eindruck gemacht, und als nun andere dazukamen, merkten wir sehr bald, daß sich die ganze Gesellschaft in volltrunkenem Zustand befand. Sie torkelten hin und her, schrieen wüst durcheinander, schüttelten die Fäuste gegen uns, andere lehnten an der Wand und glotzten uns mit glasigen Augen stumpfsinnig an; keiner von ihnen gab eine vernünftige Antwort auf unsere Fragen, und nur allmählich brachten wir heraus, daß der Oberlama abwesend sei und daß sie über unseren Besuch keine Nachricht bekommen hätten. Dies klang wenig glaublich, aber aus einem Lama ist überhaupt schwer die Wahrheit herauszukriegen, und wenn diese angeblich im Weine liegt, so scheint sie im Tschang nicht ihre Heimat zu haben; denn wir erfuhren der Reihe nach, daß Himis das größte Kloster der Welt sei, das aber Europäer nicht besuchen dürften, dann wieder, daß es ein sehr armes und kleines Kloster sei, in dem man keinen Platz für uns hätte, und dann wieder, daß wir in einem Stall im Garten übernachten könnten. Auf jeden Fall erschien es uns bald als unter unserer Würde, mit der betrunkenen Bande länger zu verhandeln, und wir saßen wieder auf und ritten weg, nachdem Jorpuntsok dem Nüchternsten unter ihnen noch gesagt hatte, ich hätte ein Packpferd voll Rupien mitgebracht, um diese für den Fall einer freundlichen Aufnahme dem Kloster zu schenken; ich wäre überhaupt einer der reichsten Leute auf der Welt und es sei meine Gewohnheit, Gold und Silber unter das Volk zu verteilen. Nachdem wir diesen Pfeil abgeschossen hatten, ritten wir davon und wußten

zunächst nicht recht, wohin wir uns wenden sollten. In der Nähe der Talmündung lag das Dorf Marselang, und dort hofften wir irgend eine Art von Unterkunft zu finden. Es war schon ziemlich dunkel, als wir wieder im Haupttal ankamen, und vollends Nacht, als wir vor den paar Häusern von Marselang absaßen.

Auch hier waren alle Türen verschlossen, und erst nachdem wir über Hecken und Mauern gestiegen waren, fanden wir im Innern eines Hauses einen alten Mann, der sich nach einiger Zeit entschloß, das Tor zu öffnen. Als er erfuhr, daß wir von ihm nichts wollten, als



Gegend bei Leh.

einiges Futter für unsere Pferde und die Erlaubnis, die Nacht im Vorhof zu schlafen, oder als er einige Münzen auf meiner Hand tanzen sah, wurde er rasch sehr freundlich und verschaffte uns Eier, Hühner und Mehl. Damit bereiteten wir uns selbst unser Abendessen, und allmählich kamen noch ein paar andere Dorfleute dazu. Zwei Fledermäuse flatterten in der Grenze des Lichtkreises umher, und als ich eine Prämie von einer halben Rupie für den Fang einer von ihnen aussetzte, entwickelte sich ein wildes Werfen mit Tüchern, Kleidern und Mützen, das aber erst dann Erfolg hatte, als die Fledermäuse in einen Raum des Hauses geflohen waren. Nun wurde rasch das Luftloch verstopft, und nachdem der Raum beim Schein einer Kerze für

einige Zeit lang von dichten Staubwolken, von hin- und herspringenden Menschen und Wurfgeschossen aller Art erfüllt war, lagen die beiden Tierchen hilflos am Boden und fanden im nächsten Augenblick in meinem großen Sammelglas ihr Ende. Nun gab es aber einen heftigen Streit darüber, wer denn eigentlich die Fledermäuse gefangen hätte, und das Ende war, daß ich jedem der Beteiligten 4 Annas geben mußte.

Mit meinem Besuch in Himis hatte ich entschieden Unglück gehabt, denn das Kloster ist sonst Europäern ohne Schwierigkeit zugänglich, und eine Spezialität der Mönche soll das Vorführen des Tanzes mit Masken sein, der normalerweise nur einmal im Jahr, bei dem Fest des Klosters, stattfindet, das ungefähr einer Kirchweih zu vergleichen wäre. Am frühen Morgen kamen auch zwei der Leute, die in Häusern um das Kloster herum wohnten, und brachten die Nachricht, die Lamas seien jetzt anderer Meinung und würden uns empfangen, wenn wir hinauf kämen. Wir ließen aber antworten, daß es uns nicht einfiel, derart freche Leute noch einmal aufzusuchen, und es sei ihr eigener Fehler, daß sie sich die reichen Geschenke hatten entgehen lassen. Jeder der Boten erhielt zwei Rupien. Die Lamas sollten nur von meinem Reichtum einen gehörigen Begriff bekommen und sich weidlich ärgern.

Wir ritten denselben Weg zurück, den wir gekommen waren, rasteten unterwegs zweimal und waren abends wieder in Leh. Der Tehsildar, den wir zur Rede stellten, versicherte, er hätte Nachricht nach Himis geschickt, aber bei dem Zustand, in dem sich die Mönche befunden hatten, war sie vermutlich nur ganz oberflächlich zur Kenntnis genommen worden. Auf dem Rückweg waren wir an der Indusbrücke noch bei einem Fischer abgesehen, der mir versprach, am übernächsten Tag eine große Menge von Fischen zu bringen. Es war aus Wien bereits eine Antwort auf meine Depesche angekommen, daß zu Hause alles in Ordnung sei, und die ich sofort durch ein neues Telegramm beantwortete. Ich setzte mich nach dem Abendessen noch lange Zeit an den Tisch und schrieb einen viele Seiten langen Brief nach Haus.

Abdulla fand ich auf der Veranda vor meinem Zimmer schlafend, und nachdem er einige Minuten gebraucht hatte, um vollends wach zu werden, teilte er mir mit, er hätte seine Absicht wieder geändert; für seine Löhnung hatte er zwei Pferde gekauft, den Dienst bei dem Kaufmann nicht angetreten, und er schlug mir nun vor, diese beiden Pferde bis Srinagar zu mieten. Er wollte mitgehen und von dort über Gilgit nach Kaschgar zurückkehren. Ich ließ das weitere auf den nächsten Morgen, und er rollte sich wieder auf seiner Strohmatte zusammen und schlief weiter.

Am nächsten Tag sah ich mir Leh genauer an, doch schien mir

der Ort außer seinem malerischen Gesamteindruck wenig interessant. Die kleine europäische Mission — sie heißt offiziell Moravian Mission und ihre Mitglieder gehören der Herrnhuter Sekte an — hat auf einem gepachteten Grundstück einige Wohnhäuser, die aber Eigentum der kaschmirischen Regierung sind, und außer der kleinen Kirche noch das Missions-Spital, das von Dr. Shawe geleitet wurde. Die eingeborene Christengemeinde ist etwa fünfzig Köpfe stark, und da die Mission seit ebenso vielen Jahren besteht, ist anzunehmen, daß sie weniger darauf ausgeht, das Christentum in Leh zu verbreiten, als vielmehr durch Errichtung von Schulen und Spitälern das allgemeine Wohl zu fördern. In Leh erscheint auch eine tibetanische Zeitung, die von den Missionären herausgegeben und lithographisch gedruckt wird. Sie heißt „Ladakski Akbar“, was „Ladakischer Dolmetsch“ bedeutet, und enthält neben einigen Artikeln erbaulichen Inhalts auch Bemerkungen über Gewerbe, Landwirtschaft und Viehzucht, sowie die wichtigsten Nachrichten aus der Welt.

Ich bedurfte dringend eines neuen Anzuges; zwar besaß ich Frack, Smoking und Gehrock mit allem Zubehör, aber damit konnte ich schlechterdings nicht nach Srinagar reiten, und der Reitanzug, den ich seit Osch getragen hatte, war dem Zerfall bedenklich nahe. Ebenso unabweislich war die Notwendigkeit, mir ein Paar Stiefel zu beschaffen, und es handelte sich darum, diese Dinge in Leh aufzutreiben. Jor-puntsok durchstöberte alle Kaufläden der Stadt, ohne etwas Geeignetes zu finden, aber er brachte mir einen Schneider und einen Schuhmacher, die sich verpflichteten, nach den ihnen vorgelegten Modellen binnen zwei Tagen das Gewünschte anzufertigen. Sie machten ihre Sache auch leidlich gut, und als sie so weit waren, konnte ich für den 10. Oktober den Abmarsch festsetzen. Von meinem Fischer und durch die Vermittlung des Tehsildar hatte ich noch eine ganze Menge zoologischer Ausbeute erhalten und auch bei kleinen Exkursionen selbst viel dazu gesammelt. Auch meine sonstigen Einkäufe und die sehr erheiternden Tauschgeschäfte mit Herrn Peter hatte ich erledigt und bei Dr. Shawe in ähnlicher Weise eine Quantität Chinin und Alaun plaziert. Auch mein Jagdschein war eingetroffen und darin war mir die Erlaubnis erteilt „To shoot with a shot gun from Leh to Srinagar“, eine Redewendung, in der die Tragweite meiner Flinte jedenfalls bedeutend überschätzt war.

Der Tehsildar, der mehrmals während des Tages erschien, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, versprach mir, auch noch ein großes Polospiel zu arrangieren. Dieses Spiel ist in Ladak heimisch und von dort nach England gebracht worden. Es gibt sogar in Leh eigene Polospieler von Beruf, die auf Wunsch der Behörden ihre

Kunst zeigen müssen. Das Polospiel war als Entschädigung für den Tanz der Lamas gedacht, der mir durch die Betrunktheit der Mönche von Himis entgangen war.

Im übrigen hatte ich auf die liebenswürdige Einladung des Herrn Peter hin beschlossen, am 10. Oktober nur bis zu seinem Haus in Spituk zu reiten, um dort auch seine Familie kennen zu lernen. Am 11. sollte dann die eigentliche Weiterreise beginnen. Auf dieser wollte ich mir nun in kulinarischer Beziehung nichts abgehen lassen und versah mich reichlich mit den schmackhaften Artikeln der Herren Mohanlal & Sons, während Herr Peter mir aus seinem Gemüsegarten eine Auswahl von Kartoffeln, Kraut und Rüben zusammenstellte. Am Morgen des 9. Oktober traf ein neuer europäischer Gast in Leh ein. Es war Herr Hans Meyer aus Berlin, der einige Wochen lang in der Landschaft Rupschu im Südosten von Ladak an der tibetanischen Grenze Steinböcke gejagt hatte. Er war in diesem Jahr auch schon längere Zeit in Afrika gewesen und war von dort, ohne Europa zu berühren, nach Indien und Kaschmir gekommen. Sein Gefährte war der deutsche Major Roth, den ich vor einigen Jahren auf einem norwegischen Dampfer kennen gelernt hatte. Er war aber krankheits halber gezwungen worden, die Weiterreise in Srinagar aufzugeben und Herr Meyer war nun im Begriff, dorthin zurückzukehren. An diesem Tag waren wir zum „Tiffin“ oder zweiten Frühstück bei Herrn Peter zu dritt und unterhielten uns als kleiner Kreis von Landsleuten ganz vorzüglich. Nachher brachte ich mein Gepäck in Ordnung, dessen Hauptteil schon von Weichbold neu geordnet und verpackt worden war. Einige notwendige Kisten hatten mir Dr. Shawe und Mohanlal geliefert. Von den Zelten nahmen wir nur die Leinwand und die Verbindungsteile mit und ließen die Stangen als überflüssig zurück. Insgesamt waren nun zur Beförderung meiner Habe 18 Pferde nötig, dazu kamen die zwei Reitpferde Abdullas für mich und Weichbold, sowie ein Pferd für Jorpuntsok.

Das Polo-Match hatte am 9. nicht stattfinden können, da die berufsmäßigen Spieler augenblicklich nicht in der Stadt waren. Der Tehsildar aber versprach mir, sie bis zum nächsten Morgen zusammen zu bringen. Da ich ja nicht weiter wollte als bis Spituk, konnten wir auch unseren Aufbruch ruhig bis um die Mittagszeit verschieben und der Tehsildar sandte schön geschriebene Zirkulare aus, in denen die hervorragenden Persönlichkeiten von Leh aufgefordert wurden dem Polospiel beizuwohnen, das „In honour of the visit of Dr. Zugmayer to the city“ am nächsten Tag stattfinden sollte. Meine Karawane konnte ja ruhig schon morgens nach Spituk hinabgehen und ich wollte später nach Beendigung des Spieles nachfolgen.



Basarplatz und Schloss in Leh.



10. Oktober. Am Morgen hatte ich noch Maëddin zu entlohnen, der für die Zeit, während der ich im Bangalo gewohnt hatte, mein Koch gewesen war, und noch die Quartierrechnung zu bezahlen, die sehr billig mit einer halben Rupie für jeden Europäer und Tag festgesetzt war. Allmählich sammelten sich die bestellten Pferde, und auch Abdulla erschien. Er hatte das Pferd, das er von mir geschenkt bekommen hatte, wieder zurückgekauft und bot es mir nun neben den zwei anderen zur Miete bis Srinagar an. Ich willigte ein, und außerdem wurden noch sechs andere Pferde zur Stelle gebracht. Mehr waren trotz der Aufträge, die der Tehsildar gegeben hatte, nicht zusammen zu bringen gewesen, und so verstrich einige Zeit, bis wieder Yaks beschafft waren, die uns als Ersatz dienten. Gerade als alles aufgepackt war, erschien ein Bote, um zu melden, daß alles für das Polospiel bereit sei. Ich ging zu Herrn Peter und mit ihm nach dem Basar, wo in der Veranda eines der schönsten Häuser eine Art Fremdenloge für uns Europäer geschaffen war. Außerdem fand ich dort den Tehsildar und den Wasir oder einheimischen Gouverneur von Ladak, sowie dessen Sekretäre und noch einige vornehme Eingeborene. Alle Buden waren geschlossen und die Straße von allen Hindernissen freigemacht. Hinter den Pappeln, die sie auf einer Seite einsäumten, auf den Dächern und in allen Türen und Fenstern drängte sich das Publikum. Die zwölf Spieler defilierten erst im Galopp an uns vorbei, dann teilten sie sich in zwei Parteien und begannen eine Reihe von Kämpfen, bei denen bald die eine, bald die andere Partei siegreich war. Auf ihren flinken kleinen Pferden leisteten die Burschen viele Stückchen großer Reitergewandtheit, und jeder glücklich geführte Streich wurde mit brausendem Jubel begrüßt. Wenn der Ball rasch zwischen den Reitern hin und herflog, bildeten sie eine lebensvolle dichte Gruppe von feurigen Pferdchen und geschmeidigen Reitern. Wenn ein scharfer Schlag die Kugel weit die Straße hinab schleuderte, setzte sich die ganze Gesellschaft in tollen Galopp und sprengte hinterdrein. An jedem Ende der Straße war durch eine Reihe von Steinen die Linie markiert, über die der Ball hinaus gebracht werden mußte, um eines der Spiele zu entscheiden. Nach ungefähr einer Stunde war das Match zu Ende; die Spieler kamen herbei, um uns ihren „Salaam“ zu machen. Ich ließ ihnen einen Geldbetrag überreichen, dessen Höhe mir der Tehsildar vorher gesagt hatte, und dann mußte der Sitte gemäß die unterliegende Partei zum Vergnügen der Sieger und der Zuschauer einen Tanz auführen.

Ich hatte erwartet, daß dieser ähnlich lebhaft und interessant sein würde, wie die Proben ladakischer Tanzkunst, die mir Maëddin und Lassu in Khotan geliefert hatten, und ich war ziemlich enttäuscht,



als sich die Leute nur in kleinen taktmäßigen Schritten und unter langsamen sonderbaren Bewegungen der Arme und Hände hin und her bewegten. Besser gefiel mir schon ein Tanz, den drei Balti-Männer nachher aufführten, und der an Lebhaftigkeit und wilder Eigenart nichts zu wünschen übrig ließ. Der Volksstamm der Balti lebt in Mittel-Kaschmir um den Indus und hat Skardo als Hauptstadt. Man rechnet die Balti nicht zur tibetanischen Nation, und die maßgebenden Gelehrten sind sich noch nicht darüber einig, ob man sie dem arischen oder semitischen Stamm zuzuzählen hat. Ihr Aussehen ist ausgesprochen jüdisch, dazu tragen sie Ringellocken und langen Bart; sie sind aber Mohammedaner. Den Schluß der Vorstellung machten zwei Frauen mit einem grenzenlos langweiligen Tanz, der glücklicherweise nur eine Viertelstunde dauerte. Dann verabschiedete ich mich kurz, aber herzlich von meinen neuen Bekannten in Leh und ritt mit Herrn Peter rasch gegen Spituk hinab. Wir nahmen dabei nicht den Weg, auf dem wir vom Indus nach der Stadt gelangt waren und den wir auch bei unserem Ausflug nach Himis eingeschlagen hatten, sondern folgten dem Tal des Fließchens, an dem die Stadt liegt. Schon auf halbem Weg überholten wir die Karawane und trafen lange vor ihr in Spituk ein. Dort wurde ich mit der Gattin des Herrn Peter und seinen zwei Kinderchen bekannt, von denen ich eine Reihe von photographischen Aufnahmen machte, die ich aus Srinagar zu senden versprach. Dann machten wir vor Sonnenuntergang noch eine Exkursion mit den Flinten zwischen die zahlreichen Flußarme und Kanäle, in die sich der Indus hier teilt, und erlegten eine Anzahl von Wasservögeln. Den Abend verbrachte ich im lebenswürdigen Kreise der Familie Peter, und es wurde ziemlich spät, bevor ich das mir angewiesene Zimmer aufsuchte.

11. Oktober. Die Treiber der gemieteten Yaks waren während der Nacht samt ihren Tieren desertiert, trotzdem sie ihre Löhnung nicht empfangen hatten. Wir suchten zunächst alle Häuser der Umgebung nach ihnen ab, ohne aber eine Spur von ihnen zu finden. Bis aus den weit auseinander liegenden Gehöften und Weideplätzen Ersatz zusammengebracht war, verstrichen einige Stunden, und erst um 10 Uhr waren wir marschbereit. Herr Peter hatte die Absicht gehabt, mich ein Stück zu begleiten, mußte dies aber aufgeben, da er am frühen Morgen durch einen Boten dringend nach Leh bestellt worden war. So ritt ich nach dem Abschied von ihm und seiner Familie allein weiter, nachdem noch Maëddin, der bis Spituk mitgekommen war, seinen letzten Salaam gemacht hatte und unter zahlreichen Segenswünschen den Heimweg antrat.

Gleich unterhalb von Spituk hört alle Vegetation wieder auf, bis auf wenige Sträucher, die an den Ufern des tief eingeschnittenen Flusses

wachsen. Der Boden bestand nur aus Schutt und Sand, untermischt mit Felsblöcken, die von den Bergen herab gekollert waren. Dafür aber hatten wir einen neuen Reisebegleiter, nämlich die Telegraphenleitung, die mit wenigen Unterbrechungen bis Srinagar am Weg entlang führte. Nach ungefähr einer Stunde überholte uns Herr Meyer mit seiner kleinen Karawane, aber wir einigten uns dahin, nicht gemeinsam zu reisen, da die Beschaffung der nötigen Lasttiere in den einzelnen Stationen für unsere beiden Karawanen zu schwierig gewesen wäre. Ich versprach ihm, an diesem Tag nicht weiter als bis Nimo zu gehen,



Nimo.

damit er von dort ab immer einen ganzen Tag Vorsprung vor mir haben sollte. In Srinagar waren wir sicher uns wieder zu treffen.

Nach einem eintönigen Ritt, der im Haupttal führte und dann eine Krümmung des Flusses abschnitt, kamen wir in unserer Station an und ich bezog in dem bequem eingerichteten Dak Bangalo Quartier. Als ich meine Privatkiste ins Zimmer gebracht haben wollte, stellte sich heraus, daß sie in Spituk vergessen worden war. Ich sandte sofort Jorpuntsok zurück und machte mich darauf gefaßt, einen Tag lang hier warten zu müssen; aber schon nach einer Stunde kam Jorpuntsok wieder und mit ihm ein Mann, der die Kiste auf dem Rücken

schleppte. Er erhielt ohne Weigerung die Rupie, die er für seine Dienstleistung forderte. Nachdem ich ausgepackt hatte, machte ich mich eifrigst über die vielen Zeitschriften und Zeitungen her, die mir Herr Peter mitgegeben hatte und in denen ich bis spät in die Nacht einen Teil von all dem nachlas, was sich inzwischen auf der Welt ereignet hatte. Ein halbes Jahr ist schließlich kein allzu langer Zeitraum, aber man merkt doch, in was für einer geschäftigen und ereignisreichen Welt wir leben, wenn man mit einemmal alles das erfährt, was anderen täglich tropfenweise verabreicht wird. Ich sah, daß ich zu meiner ungehinderten Reise durch Rußland im Frühjahr zu beglückwünschen war, denn kurz nachher waren in den verschiedenen Teilen des Reiches, darunter auch in Turkestan, neue Unruhen losgegangen, die ein Bereisen dieser Gegenden vermutlich unmöglich gemacht hätten. Und da es auch im Februar des Jahres nicht allzu ruhig dort zugegangen war, hatte ich gerade die Pause von wenigen Wochen benutzt, um mit meinem ganzen Gepäck die kritischen Gegenden hinter mich zu bringen. Nimo — es wird auf verschiedenen Karten auch Njemo oder Snemo genannt — liegt 2950 m über dem Meer. Hier erschien also seit längerer Zeit wieder die Ziffer „2“ am Beginn der Höhenzahl. Wären wir am Indus weiter gegen Indien hinab gezogen, so hätte sich die Seehöhe ganz allmählich verringert; der Indus aber fließt in Kaschmir ein großes Stück nach Nordwesten, bevor er wieder nach Süden umbiegt, und die Hauptstadt des Landes liegt weit von ihm entfernt. So hatten wir eine Reihe von kleineren Pässen vor uns und dann zum Schluß den Sodschi-la, und ich wußte, daß es noch einige Male tüchtig bergauf gehen würde, bevor der endgültige Fall gegen die Meeresküste begann. Vorläufig aber blieben wir noch einige Zeit am Indus.

Man hatte in Nimo für unseren Weitermarsch nur 14 Pferde zur Stelle bringen können, aber es waren kräftige Tiere und wir brachten die ganze Last auf ihnen unter. Mit den drei Reitpferden waren wir nun wieder auf genau der gleichen Stärke wie beim Weg über den Terek-dawan und ich beschäftigte mich während des Rittes damit, auszurechnen, was von dem damaligen Gepäck nun alles fehlte und was dafür an anderen Dingen dazu gekommen war. Es ist ein wahres Glück, daß ausgestopfte Vögel nicht so schwer sind wie Konserven, Patronen und Silbergeld, denn sonst wäre es kaum möglich gewesen, jetzt mein ganzes Zeug auf derselben Zahl von Tieren zu befördern wie damals.

Das Tal bestand hier aus drei Stufen, unter deren tiefster der Indus floß, während die beiden höheren die Reste der ehemaligen Talsohle waren. Schon kurz nach der Station erstiegen wir auf einem gut gebahnten Serpentinweg die zweite und bald darauf die dritte



Tal des Indus bei Saspula.



Talstufe und ritten bei wolkenlosem Himmel und unangenehmer Hitze stundenlang in der eintönigsten Gegend unseres Weges. Einige Gaisen und ein Bock von *Ovis Vignei* weideten wenige hundert Schritte abseits vom Weg und sie schienen wohl zu wissen, daß jetzt ihre Schonzeit war; wenigstens trafen sie keine Anstalten zur Flucht und zogen sich nur dann langsam zurück, als ich vom Weg ab auf sie zu ritt. Von fünf zu fünf Meilen waren die Entfernungen durch hölzerne Tafeln angezeigt, und außerdem trafen wir auf mehrere Tschostens und längere Manis. Den Ausdruck „Obo“, den man in manchen Reisebeschreibungen für diese geweihten Steinwälle antrifft, kannte Jorpuntsok nicht und versicherte mir, daß er ganz bestimmt nicht tibetisch sei. Er ist vermutlich mongolischer Herkunft und bei den Buddhisten heimisch, die nördlich von Tibet gegen den Altai hinauf wohnen.

Unser Weg war fortwährend gleich sanft angestiegen und wir befanden uns hoch über dem Fluß, als wir die zwischen Feldern und Gärten verstreuten Häuser von Saspula erblickten. Der Ort selbst liegt aber auch nicht unmittelbar am Fluß, sondern dieser strömt in einer engen Schlucht etwa hundert Meter tiefer als Saspula daran vorbei. Ich hatte tagsüber so gut wie nichts gesammelt und ging sofort aus, nachdem ich mich im Bangalo eingerichtet hatte. In einem vertrockneten Bachbett, das im Nordosten außerhalb des Ortes durch einen engen Graben vom Berg herab kam, fand ich neben einigen Käfern und Eidechsen einen im Sand vergrabenen menschlichen Schädel, der offenbar schon sehr lange Zeit dort gelegen hatte, denn sein Inneres war ganz mit trockenem Lehm ausgefüllt. Außerdem wies er zahlreiche Spuren davon auf, daß Wasser und Geschiebe über ihn weggegangen war. Ich hätte ihn ruhig dortgelassen, wenn er nicht ein ausgesprochener Langschädel gewesen wäre, den man hier nicht zu finden erwartet hätte. Er hatte sicher weder einem Tibetaner noch einem Türken angehört und ich nahm ihn mit, um ihn später vielleicht einmal untersuchen zu lassen. In meinem Schmetterlingnetz brachte ich ihn unbemerkt ins Haus und reinigte ihn sorgfältig von allem Schutt, der die Augenhöhlen und die Schädelkapsel erfüllte. Unter meinem Fenster saß im Hof ein irrsinniger Knabe, der regelmäßig in kurzen Zwischenräumen ein fürchterlich anzuhörendes Geschrei ausstieß. Ich trachtete vergeblich, ihn auf gute Art wegzutreiben, aber er nahm regelmäßig seinen Platz wieder ein und erst gegen 10 Uhr abends wurde er still.

Im Stationsbuch, in dem sich die Besucher einzutragen haben, fand ich auch den Namen Dr. v. Hedins, aber ohne Angabe eines Datums. Vor ihm aber war ein Reisender eingetragen, der den Ort am 24. August passiert hatte; vorausgesetzt also, daß der schwedische

Reisende nach diesem Datum in Saspula gewesen war, konnte er unmöglich am 16. August von Leh aufgebrochen sein, und so geringfügig der Fall an sich war, brachte er doch erneute Unklarheit in alles, was ich bisher über Dr. v. Hedins Reise gehört hatte. In der Stille des Abends las ich noch zwei Stunden lang in meinen Zeitschriften, bevor ich zu Bette ging. Dann aber konnte ich noch lange nicht einschlafen, denn ich quälte mich damit ab, heraus zu finden, wie der Mann geheißen habe, der zuerst das Kap der guten Hoffnung umsegelt hatte. Unter normalen Umständen verschafft man sich durch einen raschen Blick ins Konversationslexikon bei solchen Gelegenheiten Ruhe, mir aber fehlten dort solche Hilfsquellen und es war auch anzunehmen, daß Weichbold mir nicht hätte helfen können, selbst wenn ich mich entschlossen hätte, ihn in dieser Angelegenheit aus dem Schlaf zu wecken. Der Name Vasco da Gama wollte mir nicht einfallen. Endlich schlief ich doch ein, aber beim Aufwachen stand sofort wieder die Frage vor mir und mit der Verbohrtheit, die man in solchen Fällen aufbringt, konnte ich an nichts anderes denken und zermartete während des ganzen Rittes mein Gehirn nach dem Namen des portugiesischen Seefahrers. Ich ließ alle Namen, die mir aus dem Zeitalter der Entdeckungen und der südamerikanischen Conquista bekannt waren, Revue passieren und ich wußte alle, die ich jemals gelernt hatte, bis auf den einen, der mir nicht einfallen wollte. Weichbold und Jorpuntsok wußten ihn ebenso wenig wie ich, und die ganze Zeit, die wir in dem wildromantischen engen Tal des Indus dahin ritten, konstruierte ich mir die abenteuerlichsten Namensverbindungen in der Hoffnung, endlich eine blitzartige Erleuchtung zu finden. Aber es gelang mir vorläufig nicht.

Der Weg war hier bereits mit großer Kunst angelegt, vielfach durch Aufmauerungen und Sprengungen vervollständigt, aber doch so schmal, daß zwei Packpferde nur mit großer Vorsicht aneinander vorbei gebracht werden konnten. Wir ritten ohne Rast die ganze Strecke bis zur nächsten Station und trafen früh am Nachmittag in Snjurla (Njurla, Snurla, Nurla) ein. Das hübsche Dörfchen lag zwischen Gärten eingebettet in einer Talerweiterung und besonders fiel mir eine große Zahl von Platanen und Aprikosenbäumen auf. Ich zog bis Sonnenuntergang in der Nähe des Ortes umher und der namenlose Portugiese verfolgte mich wie ein Gespenst. Als es dunkel wurde, ging ich heim und sah kurz vor dem Dorf auf einer zerfallenen Lehmmauer eine der schönen Eidechsen sitzen, deren orangerote Flecken prächtig ausgefärbt waren. Ein Hieb mit der Reitpeitsche brachte sie in meine Gewalt. Sie gehörte zur Gattung *Agama* und mit diesem Namen stand mit einem Mal auch Vasco da Gama wieder vor meinem Gedächtnis. Die Eidechse war

nur betäubt und begann sich bald lebhaft zwischen meinen Händen zu regen. Ich ließ sie wieder frei, aus reiner Dankbarkeit dafür, daß sie die Lücke in meinem Gedächtnis ausgefüllt hatte. Zuhause fand ich auf meinem Tisch eine große Menge von Äpfeln und Aprikosen, die Jorpuntsok gekauft hatte und ich brachte einen Teil davon in meinen Satteltaschen unter, um für den nächsten Tag unterwegs eine angenehmere Beschäftigung zu haben, als das Suchen nach portugiesischen Namen. Der Marsch für den 14. Oktober war sehr klein bemessen, denn ich wollte an diesem Tag nicht weiter als nach Khalsi (Khalatsi oder Khalatse); dort nämlich befand sich eine kleine Zweiganstalt der Moravian Mission und an ihren Leiter, Herrn H. H. Ribbach, hatte ich einen größeren Betrag in Silbergeld abzuliefern, den ich auf Wunsch des Herrn Peter mitgenommen hatte, da Postanweisungen nach Khalsi in Leh nicht angenommen werden. Gleich nach der Ankunft ging ich mit meinen Geldsäcken zum Missionshaus und traf dort außer Herrn Ribbach noch seine Frau und sein Baby. Man lud mich freundlich zum Mittagessen ein und dann sah ich mir unter der Führung des Herrn Ribbach die ziemlich ansehnliche Bibliothek der Mission an, in der besonders einige Abhandlungen über tibetanische und ladakische Volkslieder und Heldensagen mein Interesse erregten. Ich hatte schon durch Jorpuntsok einige tibetanische Volkslieder kennen gelernt, obzwar diese ebenfalls in Ladak ihre Heimat gehabt hatten, aber ich war durch sie begierig geworden, mehr davon zu erfahren und ließ mir von Herrn Ribbach ein paar Broschüren aus, um sie am Abend zu lesen. Es sind unter diesen Liedern manche mit sehr hübschen Gedanken und feinen Stimmungen und einige von ihnen könnte man sich ebenso gut aus einer altnordischen Quelle geschöpft denken, wenn nicht das Versmaß und die Satzstellung sehr verschieden wären. In den Gedanken aber sind sie manchen germanischen und keltischen Liedern sehr verwandt. Gesammelt sind bisher nur ladakische Lieder und auch das nur in unvollständiger Weise. Es wäre eine sehr dankenswerte Aufgabe, wenn jemand sich der Mühe unterziehen würde, auch aus dem eigentlichen Tibet Lieder zu sammeln und zu übersetzen. Die großen epischen Dichtungen, die meist religiöses Heldentum verherrlichen, sind in Kloster-Bibliotheken zu finden, kleinere Lieder aber, wie beispielsweise solche, die die Mädchen beim Tanz zu singen pflegen, werden im Volk nur durch Tradition weiter verpflanzt und sind jedenfalls viel zahlreicher als die, die bisher von Europäern aufgezeichnet werden konnten.

Herr Ribbach besaß außerdem noch besondere Kuriositäten, nämlich einige gepreßte Lehmstücke, die um ein gutes Stück größer waren wie eine Handfläche und die offenbar seinerzeit mit einem



Handstempel in weichem Lehm hergestellt worden waren, ähnlich wie man bei uns Butterstückchen für den Tisch zwischen Holzstempeln zusammen zu pressen pflegt. Sie waren in einer Höhle in der Nähe von Khalsi aufgefunden worden; dort mußte offenbar seinerzeit ein Verbrennungsplatz gewesen sein, denn neben zahlreichen Knochenresten war die ganze Höhle mit feiner Holzasche erfüllt gewesen. Eben unter dem Schutz der Asche hatte sich das weiche Material so gut erhalten,



Khalatse (Khalsi).

das andernfalls beim ersten Zutritt von Wasser zu Brei zerfließen wäre. Die Tonstücke waren alle untereinander gleich und annähernd oval, auch waren an ihnen noch deutlich die Fingerabdrücke des Verfertigers zu sehen. Auf allen war dieselbe Darstellung, nämlich ein Buddha in der charakteristischen sitzenden Stellung und rechts und links von ihm zwei Gestalten, die man als Engel oder ähnliche freundliche Geister deuten kann. Unter dieser Gruppe waren auf einem schmalen Streifen Schriftzeichen angebracht, der übrige Raum

war mit kugelförmigen und tropfenförmigen Ornamenten ausgefüllt. Aus der Schrift jedoch hatte man auf das Alter der Stücke schließen können, von denen die Missionäre nach der Auffindung einige Proben an das Museum in Lahore geschickt hatten. Der Leiter der dortigen archäologischen Abteilung, Dr. Ph. Vogel, hatte die Schrift entziffert und erklärt, daß sie aus der vortibetanischen Zeit von Ladak stammte; da außerdem darin der Name eines Königs genannt war, konnte man die Zeit ihrer Herstellung annähernd auf das 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bestimmen. Über tausend Jahre also waren die leicht vergänglichen Lehmstücke in der Asche eingebettet gelegen und hatten kaum Schaden gelitten. Sie waren nun zu Gunsten des Missions-Säckels verkäuflich und ich nahm Herrn Ribbach drei Stück davon ab.

Außerdem erzählte mir Herr Ribbach noch manches Interessante über die tibetanischen Namen von Gestirnen, über die der Wochentage und über die Auslegung verschiedener Naturerscheinungen. Die Wochentage sind nach Sonne, Mond und Planeten benannt und die Reihenfolge ist dieselbe wie die unsrige. Die Woche beginnt mit dem der Sonne geweihten Tag. Die Silbe Sa, wobei aber das S wie das französische Z weich gesprochen wird, bedeutet genau einen Planeten. Allerdings werden zu diesen auch die Sonne und der Regenbogen gerechnet, im übrigen aber wird zwischen Fixsternen und Planeten genau unterschieden. Sonne heißt tibetisch Njima und der Sonntag dementsprechend Sa-Njima. Der Montag ist Sa-Dawa, der Dienstag Sa-Mikmar — dieses Wort bedeutet Planet des roten Auges und gemeint ist damit Mars mit seinem roten Licht. Der Mittwoch heißt Sa-Fakpa und denselben Namen hat der Planet Merkur. Der Donnerstag wird mit Sa-Purbu bezeichnet; wörtlich bedeutet Purbu einen Donnerkeil, daneben aber auch den Jupiter. Hier ist die Übereinstimmung besonders auffallend, denn man braucht nur an den römischen Jupiter tonans zu denken, dem der Dies Jovis geweiht war, und an unseren Donnerstag, der vom Gott Donar oder Thor hergeleitet wird. Der Freitag heißt Sa-Pasang, der Samstag Sa-Penpa. Pasang ist die Venus, Penpa der Saturn. Die Benennung für die Wochentage ist also ganz dieselbe wie sie bei den Römern üblich war und bei den romanischen Völkern zum Teil heute noch ist. Die gemeinsame Ursprungsstelle ist jedenfalls in Indien zu suchen, dem alten Sitz der Astronomie und Sterndeutung.

Eine besondere Rolle spielt auch der Regenbogen, der „Sa-tschung“. Die wörtliche Übersetzung ist „Planet, der Wasser trinkt“; nach tibetanischer Auffassung saugt nämlich der Regenbogen das zur Erde gefallene Wasser wieder zum Himmel auf. Wer seine Schuhe dorthin wirft, wo der Regenbogen auf die Erde stößt und nach Ver-

schwinden des Regenbogens hingeht, soll in einem der Schuhe ein goldenes Schüsselchen finden; ebenfalls eine Auffassung, der man auch in unseren Landen begegnet. Begibt man sich aber an diese Stelle, so lange der Regenbogen noch leuchtet, so wird man vom Schlag gerührt oder verfällt in Epilepsie. Für die Fallsucht und eine Reihe ähnlicher Krankheiten hat man auch tatsächlich Bezeichnungen, die genau bedeuten „vom Regenbogen getroffen“. Die Idee jedoch, daß Götter auf dem Regenbogen vom Himmel zur Erde oder zurück steigen, kennt man in Tibet nicht.

Gegen Abend machte ich mit Herrn Ribbach noch einen größeren Spaziergang und, nachdem ich mich von ihm verabschiedet hatte, verbrachte ich lange Zeit mit dem Lesen der tibetanischen Volkslieder.

Für unseren nächsten Marsch hatte der Go-pa des Ortes 25 Pferde zusammengebracht, denn an diesem Tag sollten wir das Industal verlassen und über eine Reihe von Pässen gegen die Wasserscheide zwischen dem Indus und einem seiner größten Nebenflüsse, dem Drass, zustreben. An den Quellen des Drass kam dann der Sodschi-la und jenseits das Flußgebiet des Dschelam. Der Dschelam strömt seinerseits wieder dem Indus zu, aber nicht direkt. Er ergießt sich später in den Tschenâb, dieser in den Satledsch und dieser erst in den Indus. Zu den vier genannten Flüssen gesellt sich noch der Rawi, ein Nebenfluß des Tschenâb, und damit ist die Fünzfzahl erreicht, der das Pandschâb seinen Namen verdankt.

Unsere zwei Hunde, die genau gesprochen schon das Eigentum von Lady Jenkins waren, machten uns in der letzten Zeit ziemlich viel zu schaffen. So lange wir uns in unbewohnten Gegenden bewegt hatten, war unsere Karawane ihre einzige Stütze gewesen, jetzt aber fanden sie in den Dörfern auch bei anderen Leuten gelegentlich Futter und bei anderen Hunden Zerstreuung, und es kostete oft ziemliche Mühe, sie beim Aufbruch zu finden und mitzunehmen. Außerdem hatte der Schwarzweiße von ihnen seine kriegerischen Anlagen noch bedeutend verschärft und es war seit Tankse bereits viermal vorgekommen, daß ich Leuten, die er gebissen oder deren Kleider er beschädigt hatte, Schmerzensgeld oder Schadenersatz zahlen mußte. Auch beim Aufbruch aus Khalsi wurden die beiden vermißt und nur der Fuchsrote nach längerer Zeit gefunden. Weichbold blieb infolgedessen zurück und holte uns erst nach 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden wieder ein. Er zog seinen Gefangenen an einem Strick hinter sich nach und den Rest des Tages mußte der Hund in dieser Weise transportiert werden.

Kurz jenseits des Ortes setzten wir auf einer von Türmen eingefassten Hängebrücke über den Indus. Wir waren nun an seinem linken Ufer und geographisch gesprochen im Gebiet des Himalaya,

während wir vorher in dem des Karakorum gewesen waren. Schon nach einer kurzen Strecke bogen wir vom Haupttal links ab und ritten nun über zwei Stunden lang durch eine prachtvolle wildromantische Schlucht sanft bergan. Der Bach, der darin schäumt, war sehr groß, die Felswände steil und mit bizarren Formen, Türmen, Nadeln, Zinnen und Höhlen. Es gab in dieser engen Klamm ganz wunderbare Farben- und Beleuchtungseffekte; dabei war der Weg so sorgfältig gemacht, daß man ruhig dem Pferd die Führung überlassen und sich alle Schönheiten dieser Felsklause mit Muße betrachten konnte. Dann kamen wir an eine Gabelung des Tales, an der ein kleines Stationshaus mit



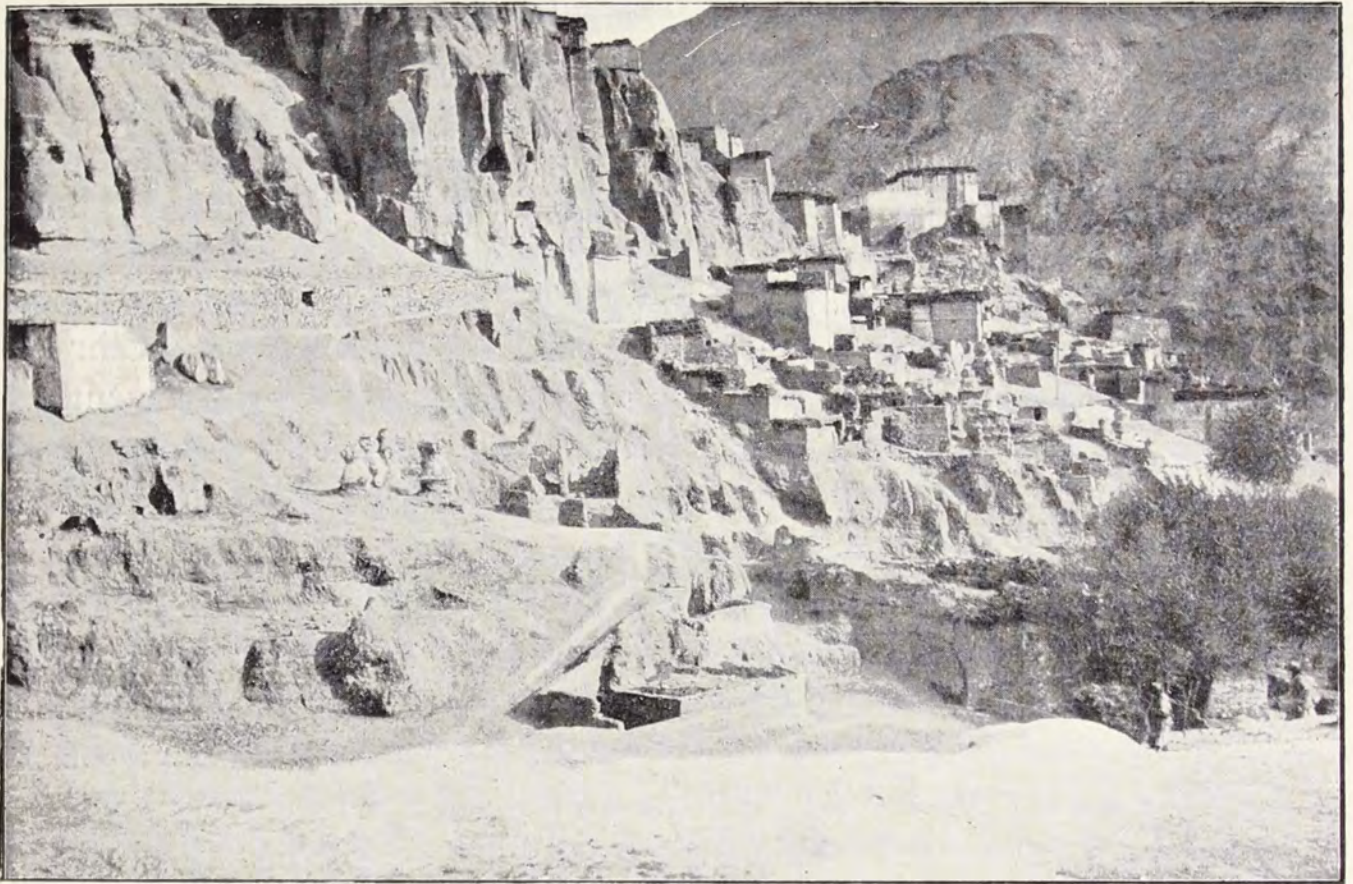
Schlucht bei Lamajuru.

einem winzigen Gärtchen lag. Aus dem einen Seitental brach aus einer ganz engen Klamm ein wilder Wasserfall, und diesen umgingen wir in einer Reihe von steil ansteigenden, kühnen Serpentinaen. Dann ging es in einer schmalen Schlucht wieder stetig bergan, und erst im Laufe des Nachmittags kamen wir in eine unregelmäßige Hügellandschaft mit zahllosen kleinen Tälern und Bergen. Bald erblickten wir vor uns Getreidefelder und Bäume und zur rechten Hand an einem schroffen Felshang das malerisch gelegene Kloster von Lamajuru. An seinem Fuß lag in einem engen Graben Haus an Haus das kleine Dorf. Bevor wir dort anlangten, fanden wir in dem brüchigen Tonschiefer

eines Hohlweges massenhaft Eidechsen der Gattung *Lygosoma* und *Gymnodactylus*. An der Jagd beteiligten sich nur Weichbold und Jor-puntsok, meine übrigen Leute waren noch weit rückwärts. Unsere Treiber und einige Eingeborene, die uns aus Neugier folgten, beschränkten sich auf die Rolle von anfangs entsetzten, später hochinteressierten Zusehern, ohne sich aber selbst am Fang zu beteiligen. Binnen kurzer Zeit hatten wir ungefähr fünfzig der flinken Tierchen gefangen, und als wir im Bangalo des Dorfes anlangten, beeilte ich mich, mit meiner Kamera gegen das Kloster hinauf zu steigen, um vor Sonnenuntergang noch einiges davon zu sehen. Der Klosterberg besteht aus weichem, mergeligem Kalk, und seine reiche natürliche Anlage zur Höhlenbildung war von den Erbauern des Klosters in meisterhafter Weise ausgenützt worden. Es war kaum zu sehen, ob man sich eben in einer wirklichen Felshöhle befand oder in einem gemauerten Gemach, ob man einen von Menschen hergestellten dunklen Gang oder einen natürlichen Stollen vor sich hatte. Es wäre eine ganz ideale Örtlichkeit gewesen, um Verstecken zu spielen, denn fortwährend hatte man durch enge gewundene Gänge, finstere Löcher und über steile Treppchen zu gehen. Das Kloster schien ziemlich unbewohnt, wenigstens begegnete mir auf meiner Entdeckungsfahrt niemand, und nur aus einiger Entfernung sah ich ein paar Lamas. Der bewohnte Teil des Klosters und die Heiligtümer lagen jedoch noch weiter oben am Berg, und der Teil, den ich durchstreifte, war offenbar nur der Rest einer ehemals bewohnten Stätte. Die rasch hereinbrechende Dunkelheit zwang mich bald umzukehren, besonders da unten in der Station noch die ganze Eidechsen-Ausbeute auf mich wartete. Die herbstlich kurzen Tage begannen sich bereits fühlbar zu machen, und ich mußte mich bei der Ankunft im Quartier immer sehr beeilen, um die Beschäftigungen auszuführen, zu denen ich Tageslicht brauchte.

Am nächsten Morgen war es trüb, windig und kalt. Ich durfte mich aber darüber nicht beklagen, denn seit dem Verlassen von Tibet hatten wir geradezu ideales Wetter gehabt. Kurz hinter der Station begann ein tüchtiger Anstieg erst im Bachbett, dann in einer Reihe von Serpentinafen auf die Paßhöhe, die mit dem üblichen Mani-Haufen gekrönt war. In ganz ähnlicher Weise vollzog sich der Abstieg, und dann ritten wir in einem Tal weiter, dessen Hänge über alle Beschreibung zernagt und zerklüftet waren. Wir kamen an einer Gruppe schön ausgebildeter sogenannter Erdpyramiden vorbei, und auf der Spitze jeder davon lag der charakteristische große Stein, der dadurch, daß er den Regen auffängt, und obendrein durch sein Gewicht, das Bestehen der Pyramide ermöglicht. Es wimmelte diesmal wieder von Eidechsen, und jetzt beteiligten sich auch alle Pferdetreiber eifrig

an der Jagd. In einer Viertelstunde legten sie die ganze Angst ihres bisherigen Lebens ab, als sie sahen, daß es dabei Geld zu verdienen gab und daß ich mich ruhig vor aller Augen von einer Eidechse in den Finger beißen ließ. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß man bei fast allen Völkern der Ansicht begegnet, Eidechsen seien giftige und gefährliche Tiere, denn die Furcht vor ihnen kann in keiner Weise durch Erfahrung begründet sein. Ich hielt den Leuten denselben Vortrag über die Harmlosigkeit und die Nützlichkeit der Eidechsen, den ich schon sehr vielen Leuten vorher gehalten hatte, und sie gaben auch zu, daß ihnen kein Fall bekannt sei, in dem irgend



Kloster Lamajuru.

jemand durch den Biß einer Eidechse Schaden gelitten hätte. In Wirklichkeit gibt es auch nur eine einzige giftige Eidechsen-Gattung, die aber in Zentralamerika ihre Heimat hat und anderswo nicht vorkommt. Der tapferste unter den Treibern ließ sich dazu überreden, die Spitze seines kleinen Fingers von einer Eidechse beißen zu lassen, und er war sehr erstaunt, daß er weder eine Wunde davontrug noch irgend welches andere Unbehagen.

Die Station Bot-Karbu unterschied sich in nichts Wesentlichem von denen, die ich bisher angetroffen hatte und auch meine Beschäftigung vor und nach dem Abendessen bestand wie gewöhnlich aus dem

Unterbringen der zoologischen Tagesausbeute und aus Lektüre in den Zeitschriften, die ich von Herrn Peter hatte. Für den 17. Oktober stand uns wieder ein Paß bevor und dementsprechend wurde die Zahl der Tragtiere wieder um einige vermehrt. Der Paß war weder besonders hoch noch schwierig und der Ritt verlief ziemlich eintönig bis auf die ergiebigen Eidechsenjagden, an denen sich jetzt bereits alle Treiber beteiligten. Ich mußte die Fangprämie für ein Stück, die ursprünglich einen Anna betragen hatte, auf die kleinste Kupfermünze der indischen Währung herabsetzen, da die Leute sich nach allen Seiten zerstreuten, um Eidechsen zu fangen, anstatt ihre Pferde weiterzutreiben. Aber trotz dieser Verschlechterung im Preis erhielt ich von ihnen noch ein paar Dutzend geliefert, unter denen sich einige sehr hübsche Stücke befanden, ganz abgesehen von denen, die ich persönlich fing.

Das Tal öffnete sich bald zu einer ziemlich breiten Ebene, in der wir noch über eine Stunde lang zwischen kleinen Vegetationsinseln zu reiten hatten, bevor wir die Station Mulbek unter ihrem steilen Klosterberg erreichten. Unsere Märsche waren verhältnismäßig sehr kurz, denn wir gingen immer nur von einer Station zur nächsten, während ein einzelner Reiter oder eine kleinere Gesellschaft wohl gelegentlich eine Station überspringen kann. Es lag mir aber nicht daran, besonders schnell vorwärts zu kommen, denn der einzige Termin, den ich einzuhalten hatte, war die Abfahrt des Lloyddampfers von Bombay am 1. Dezember, und bis dahin blieb noch reichlich Zeit. Wäre ich von Leh in Eilmärschen losgezogen und hätte ich dann Indien mit größtmöglicher Geschwindigkeit durchfahren, so hätte ich vielleicht sogar noch den Dampfer vom 1. November erreichen können, so aber genügte es mir vollständig, wenn ich zu Weihnachten wieder zuhaus war. Bei meinem Aufbruch aus Europa hatte ich ja doch auf eine viel längere Dauer meiner Reise gerechnet. Die Post legt die Strecke von Srinagar nach Leh oder umgekehrt in fünf Tagen zurück. Die Briefe werden durch Boten zu Fuß befördert, die sich ungefähr alle 7 Kilometer ablösen und Tag und Nacht durchwandern. Lady Jenkins hatte, wie ich später erfuhr, die Entfernung in acht Tagen bewältigt, ich aber brauchte dazu über sechzehn. Einen großartigen Rekord schuf einmal der britische Resident von Leh, indem er mit unterlegten Pferden und bereits vorher aufgestellten Hilfsmannschaften in zwei Tagen von Srinagar nach Leh ritt.

Das Ziel unseres nächsten Marsches, der bedeutendste Ort zwischen Leh und Srinagar, war Kargil, ein Ort, dem man fast den Rang einer Stadt zumessen konnte. Nach dem Verlassen von Mulbek kamen wir in eine jener romantischen Talengen, die im Land so häufig sind, und

legten auf gutem Weg in raschem Tempo Meile für Meile zurück. Nichts besonderes ereignete sich während des Marsches und um etwa 3 Uhr nachmittags passierten wir das stattliche Dorf Paskjum. Jenseits desselben übersetzten wir erst den Fluß und dann auf einem hohen Kniepaß das Mündungsdreieck zwischen ihm und dem Hauptfluß der Gegend, dem Suru, an dem auch Kargil liegt. Von der Höhe erblickten wir eine kleine Kolonie ganz neuer Häuser, wie ich später erfuhr, das Wohnhaus des Tehsildars und eine Gruppe von Spitalsgebäuden. Dann hatten wir über eine unheimlich schwankende Drahtseilbrücke das linke Ufer des Suru zu gewinnen. Die Brücke ist im Jahre 1901 erbaut und dem König Eduard zu Ehren benannt. Bald erreichten wir den Ort, der zum größten Teil auf dem linken Flußufer liegt und der eine sehr gemischte Bevölkerung zu haben scheint. Die eigentliche Bevölkerung besteht aus Darden, daneben aber gibt es noch viele Balti, Tibetaner, Kaschmirer und Hindus. Die Darden haben meistens ganz europäische Gesichter und manche der bärtigen Männer hätten dem Aussehen nach ebenso gut aus Tirol oder Norwegen stammen können. Besonders fiel mir die große Zahl von außerordentlich hübschen kleinen Kindern auf, während wirklich schöne Typen bei den Erwachsenen nur unter den Männern zu finden waren. Auf dem Telegraphenamte — denn hier gab es wieder eines — lag für mich die Bestätigung meines Jagdscheines aus Srinagar und ich selbst sandte drei Depeschen ab. Zwei nach Dardschiling und Simla an die dortigen Postämter, die allenfalls für mich gekommene Briefe nach Srinagar senden sollten, eine dritte nach Srinagar, um in dem einzigen europäischen Hotel Quartier zu bestellen. Ich wußte, daß um diese Zeit der Besuch des Vize-Königs von Indien beim Maharadscha von Kaschmir stattfinden sollte, und wollte mir beizeiten Unterkunft sichern. In Kargil befand sich auch ein Kaufladen, in dem man Konserven, Weine, Zwieback und ähnliches erhalten konnte, und ich vervollständigte dort meine schon etwas gelichteten Vorräte.

Schon bei Kargil selbst war der Suru ein breiter und tiefer Fluß und wenige Kilometer unterhalb kam der Drass hinzu, der hier allein so groß war wie der Indus bei Khalsi. Wir folgten dem Drass stromauf und ritten ziemlich eintönig stundenlang am Ufer des stark fallenden und heftig brausenden Flusses entlang. Die Talhänge waren dürftig mit Zedern bewachsen, die das hauptsächlichliche Brennholz liefern. Auch ich ließ mir regelmäßig meinen Kamin mit Zedernholz heizen, denn dieses gibt bekanntlich beim Verbrennen einen sehr angenehmen Geruch. Das Wetter war an diesem Tag trüb und regnerisch und die ganze Zeit herrschte ein Sturm, der in seiner Heftigkeit an die schlimmsten Tage in Tibet erinnerte. Oft genug, wenn man um eine



der scharfen Talwindungen bog, wurde man an der Ecke von einem Windstoß empfangen, der das Pferd bedenklich aus dem Gleichgewicht brachte, und ab und zu kam man in kurze aber heftige Wirbelstürme, die alles, was sonst der Schwerkraft gehorchend nach unten hing, senkrecht in die Höhe flattern ließen. Man mußte beständig darauf bedacht sein, das Pferd vor dem Straucheln und Abstürzen zu bewahren, und schließlich waren die Tiere bereits derartig nervös, daß wir alle recht froh waren, als sich vor der Station Karbu der Weg wieder verbreiterte und weiter weg vom Fluß führte. Die Station bestand nur aus dem Bangalo und einem kleinen Nebengebäude. Häuser waren in der Nähe sonst nicht zu sehen und die Tür zum Bangalo war fest versperrt. Ich feuerte einige Schüsse ab, die bald durch eine Stimme beantwortet wurden, die hoch vom Berg herab kam. Man hatte uns also gehört und nach einiger Zeit erschien auch der Hausbesorger und schloß mir auf. Die Karawane kam erst einige Stunden später nach, denn sie hatte mit verschiedenen kleineren Unfällen zu kämpfen gehabt. Dann wurde rasch das Abendessen bereitet und unter Sturm und strömendem Regen ging der unfreundliche Tag zu Ende.

Wie bereits erwähnt, befanden wir uns im Tal des Drass, das an seinem oberen Ende nach dem Sodschi-la führt, und zwar waren wir hier schon ziemlich hoch oben. Der nächste Tag sollte uns an den Fuß des Passes bringen, der übernächste bereits hinab nach Kaschmir. Das Wetter hatte sich insoferne gebessert, als es nicht mehr regnete, der Wind aber war der gleiche geblieben, die Kälte hatte sich bedeutend gesteigert. Auf unserem Weg begegneten wir wiederholt Leuten, die große Lasten von Zedernholz trugen. Die Bäume selbst, die ziemlich verkrüppelt und klein sind, wuchsen aber nicht an den Hängen nahe dem Ufer, sondern nur hoch oben am Berghang und die Gewinnung von Zedernholz ist hier mit gefährlichen Klettereien verknüpft, ungefähr wie bei uns das Edelweißsuchen. Einmal hatten wir den Fluß auf einer Brücke zu übersetzen, die so schmal und schwankend war, daß jedes der Tiere von zwei Leuten sorgsam hinüber geführt werden mußte. Es war keine Hängebrücke, sondern sie ruhte in der Mitte des Flusses auf zwei Holzstangen, von denen die eine bereits von der Strömung losgerissen war, während die andere notdürftig noch hielt; außerdem waren in dem Astwerk, mit dem die Brücke zugedeckt war, große Löcher, durch die man in das schäumende Wasser hinabsehen konnte; es wunderte mich aufrichtig, daß unser ganzer Zug glücklich das andere Ufer erreichte. Kurz vorher waren wir auf ein großes Zeltlager getroffen, in dem neben einer Reihe von Kulis drei oder vier besser gekleidete Hindus waren und von diesen hatte ich erfahren, daß ein Engländer hier in den Flußterrassen nach Gold suchte. Bisher

hatte man nicht viel davon zutage gefördert, obzwar die kleine Bergwerksgesellschaft mit modernen Maschinen gut ausgerüstet war. Kaschmir hat bisher als Gold produzierendes Land keinerlei Rolle gespielt, aber es ist nicht ausgeschlossen, daß in den südlichen und östlichen Teilen größere Mengen davon gefunden werden können. Viel reicher ist das Land an Edelsteinen und zwar besonders an Rubinen und Saphiren.

Mein dicker Schafpelz, der mir in Tibet so gute Dienste geleistet hatte, war gelegentlich der Tauschgeschäfte, die ich in Leh mit Herrn Peter gemacht hatte, dort zurückgeblieben, denn ich hatte nicht darauf gerechnet, ihn auf dieser Reise noch einmal zu benötigen. Bei der heftigen Kälte und dem fortwährenden Sturm dieses Tages aber wäre er mir sehr erwünscht gewesen, während ich so nichts hatte als meinen Automobil-Lederrock, der zwar den Oberkörper genügend schützte, der aber beim Reiten der Kälte in den Beinen ein Feld ließ, in dem sie eine höchst unangenehme Tätigkeit entfaltete. So lange wir in dem engen Tal weiter ritten, ging es noch an, denn hier waren wir doch zum Teil hinter Vorsprüngen und Biegungen vor dem Wind geschützt; als wir aber auf die Hochfläche hinaus kamen, auf der das Dorf Drass liegt, war es vor Kälte und Sturm kaum mehr auszuhalten und wir trieben unsere Gäule fortwährend an, um möglichst rasch das schützende Bangalo zu erreichen. Der Weg zog sich aber noch erschrecklich in die Länge. Die Hochfläche ging in ein welliges Hügelland über und hinter jedem der kleinen Höhenzüge erwartete man endlich das Posthaus auftauchen zu sehen. Immer aber zeigten sich dann in der Vertiefung nur einige kleine Häuser und dahinter kam eine neue Bodenwelle, nach deren Ersteigung man sah, daß hinter ihr noch einige andere lagen, ohne daß sich das Quartier zeigte. Niemand von den Leuten vermochte genau zu sagen, wie weit dieses noch entfernt war, bis wir einem Postboten begegneten, der uns genaue Auskunft geben konnte. Nun wußte man wenigstens, daß man noch eine Stunde zu reiten hätte, und auch diese ging schließlich, wenn auch unangenehm genug, vorüber. Dafür war die Station die schönste, die ich bisher in dieser Gegend angetroffen hatte. Es war ein richtiges europäisches Haus mit Giebeldach, zahlreichen Fenstern, Türen und es sah ungefähr aus wie eine sehr große Schutzhütte oder ein kleines Hotel in den belebteren Teilen unserer Alpen. Tatsächlich enthielt das Haus vierzehn Zimmer, die allerdings zum Teil sehr klein waren, außerdem eine große Küche und eine Reihe von anderen Nebenräumen. Da ich der einzige Gast war, konnte ich mir das bequemste Zimmer aussuchen und ließ mir im Kamin ein riesiges Feuer anmachen, während ich zugleich mein Inneres durch einen Becher Grog angenehm erwärmte. Um acht Uhr

abends waren bereits einige Grade Frost und ich freute mich nun doppelt darauf, durch die Überschreitung des Sodschi La endgültig in wärmere, ja sogar in heiße Gegenden zu kommen. Aus den Entfernungsangaben, die im Bangalo angeschlagen waren, ersah ich übrigens, daß wir nicht darauf rechnen konnten, den Paß schon am nächsten Tag hinter uns zu bringen, sondern daß dieser folgende Marsch sehr kurz sein mußte, und daß wir den Paß selbst erst am übernächsten Tag in Angriff nehmen würden.

Der kurze Ritt am 21. Oktober wurde in seiner sonstigen Ein-



Stationshaus von Drass.

tönigkeit durch zwei Ereignisse unterbrochen. Das erste war, daß wir zwischen den Felsblöcken des Talhanges zwei Hermeline und ein Wiesel sahen. Die Hermeline hatten bereits ihr weißes Winterkleid angelegt, und nachdem wir einige vergebliche Schüsse nach den Tieren abgefeuert hatten, die immer nur auf eine Sekunde zwischen den Steinen zum Vorschein kamen, begannen wir im Verein mit allen Treibern die Felstrümmer wegzuräumen, aber ohne Erfolg. Schließlich gaben wir die Verfolgung auf und ritten weiter. Das zweite Ereignis war das Zusammentreffen mit dem Missionär Schmitt, seiner Frau und einer jungen Dame, die nach Leh unterwegs waren. Man hatte sie ursprüng-

lich dort schon zur Zeit meiner Anwesenheit erwartet, doch hatten sie ihr Gepäck nicht rechtzeitig nach Srinagar geliefert erhalten und waren infolgedessen dort längere Zeit aufgehalten worden. Wir saßen alle ab und blieben ungefähr eine halbe Stunde im Gespräch beisammen, bevor wir uns trennten. Bald kamen wir zu der kleinen Station Matajan, unserem Ziel für diesen Tag. Es war erst 2 Uhr nachmittags, und wenn das Wetter besser gewesen wäre, so hätte ich leicht eine größere Exkursion machen können; so blieb ich um so lieber zu Haus, als ich auf dem Tisch meines Zimmers ein ziemlich abgenutztes Buch englische Novellen fand, die ein freundlicher Reisender einmal zum Nutzen der Allgemeinheit dort gelassen hatte. Erfreulicherweise waren der Inhalt des Buches einige der reizenden Seemannsgeschichten von Jacobs, und ich verbrachte den ganzen Nachmittag und Abend auf die angenehmste Art. Draußen stürmte es lustig weiter, und als ich gegen 9 Uhr ins Freie kam, war bereits alles hart gefroren. Ebenso war es noch um dieselbe Zeit am nächsten Vormittag.

Gleich von der Station weg ritt ich mit Weichbold und Jorpuntsok der Karawane voraus. Der Weg war erst fast eben, dann aber mußte eine starke Talsperre erstiegen werden, die von der Moräne eines Gletschers gebildet war, der nahe der Station Matschoi tief in das Tal herab reichte. Weder im Kuen-Lün noch in Tibet hatten wir nennenswerte Gletscher gesehen, trotzdem die Kälte dort groß genug gewesen wäre, aber es fehlten die reichlichen Niederschläge, denen allein ein Gletscher seine Entstehung verdankt. Hier aber waren wir doch der Wasserscheide gegen die tieferen Teile von Kaschmir schon sehr nahe, und aus den zahlreichen, meist vertrockneten Rinnsalen konnte man sehen, daß es in dieser Gegend offenbar manchmal sehr tüchtig regnete.

Jenseits von Matschoi stiegen wir noch einige Zeit lang in einem breiten Graben mäßig bergan und kamen bald an einen Komplex von kleinen Seen, die zu meiner Überraschung genau auf der Paßhöhe lagen. Bei einigermaßen hohem Wasserstand fließen sie jedenfalls nach beiden Seiten ab. Ich hatte mir den berühmten Sodschi-la, von dessen Schwierigkeit ich bereits viel gehört hatte, ganz anders vorgestellt, aber ich sah bald, daß er seinem Ruf doch Ehre macht oder wenigstens bis in die allerjüngste Zeit machte. Auf der anderen Seite besteht nämlich jetzt ein neuer, sehr breiter und kunstvoll angelegter Weg, der in diesen Tagen eben seiner Vollendung entgegenging. Auf ihm senkte man sich auf weiten Umwegen langsam zu Tal, während der alte Weg in steilem, halsbrecherischem Abfall in eine tiefe Schlucht hinab führte. Das erste Stückchen hatten wir noch auf dem alten Weg zu reiten, vielmehr wir ritten nicht, sondern führten unsere Pferde mit großer Mühe über die schlüpfrigen Felsen und kleinen Schneefelder, die dazwischen lagen.

Dann übersetzten wir zwei große Firnfelder, unter denen der Bach in einem natürlichen Tunnel durchfloß, und erreichten den neuen Weg. Die Gegend mußte bei gutem Wetter jedenfalls außerordentlich schön sein, aber ihre Reize blieben uns bei dem herrschenden Nebel und Schneefall größtenteils verborgen. Der neue Weg überstieg und umging die Klamm, durch die der alte führte, und reichte sogar anfangs noch höher hinauf als die eigentliche Paßscheide. An seinem höchsten Punkt biegt er um einen Felsvorsprung, und hier bietet sich dem Blick mit einem Mal eine vollkommen veränderte Szenerie. Nach der Seite von Ladak war alles kahl, die Talhänge von Felsblöcken und



Kaschmirische Kinder.

Schutt bedeckt und außer den wenigen Zedern und dem dürftigen Gras von Vegetation kaum etwas zu sehen. Nun aber öffnete sich der Blick auf ein tief eingeschnittenes schönes Tal, dessen Hänge bis hoch hinauf an die Felsgipfel mit schönem und natürlichem Wald bedeckt waren. Es schien mir wie eine ganz neue Offenbarung, wieder einmal große Mengen von Bäumen zu sehen, die frei wuchsen und die nicht, wie es bisher im besten Fall gewesen war, in regelmäßiger Reihe um ein Haus herum standen. Auch waren es nicht die eintönigen Pappeln, die in Turkestan und bisher auch in Ladak die Hauptvertreter des Baumwuchses gewesen waren, sondern es gab hier außer Zedern noch Kiefern, Birken, Platanen, Nußbäume, nebst Unterholz aller Art. Tief, tief unten sah zwischen Bäumen das Dach des

Stationshauses von Baltal freundlich herauf, und unser Pfad führte am Talhang sanft fallend dahin, wie ein Promenadeweg in einer europäischen Sommerfrische. Gelegentlich aber näherte er sich auch der tiefen Schlucht, durch die der Bach stromab schäumte, und nun konnte ich mir wohl vorstellen, daß der Sodschi-la bisher zu den schwierigsten Pässen in diesem Gebiet gezählt hatte. Ganz allmählich kamen wir bergab und wiederholt an Stellen vorbei, an denen noch mit Spitzhaue und Dynamit in den Felsen gearbeitet wurde.

Um 3 Uhr nachmittags waren wir unten. Das Bangalo erwies sich als noch schöner als das von Drass. Es war das erste, das unmittelbar der Regierung von Kaschmir gehörte, und unter der Veranda war die aus zahlreichen Paragraphen bestehende Hausordnung angeschlagen, die für die „Resthouses on the territory of H. H. the Maharajah of Jammu and Kashmir“ giltig war. Entsprechend diesem klangvollen Titel waren die Wohnräume auch mit guten Möbeln und schönen Simskaminen ausgestattet. Im Baderaum befand sich auch außer der üblichen Blechwanne ein richtiger Waschtisch.

Baltal besteht nur aus dem Stationshaus, und es ist in der Nähe kein Dorf. Infolgedessen war auch außer Holz nichts zu haben, aber wir hatten dies vorher gewußt und eine entsprechende Menge Proviant von Drass mitgenommen. Die Station zerfiel übrigens in drei Teile, nämlich in das Haus für Europäer, in ein zweites für eingeborene Reisende von Rang und in ein drittes mit Stallung und einigen Zimmern für die Diener und Treiber. Meine Pferdeleute kamen, um außer ihrer vertragsmäßigen Entlohnung noch eine Extraprämie zu fordern, weil ich das erstemal über den gefürchteten Sodschi-la gegangen war; aber einerseits hat ihm der neue Weg seine Schrecken genommen, und andererseits vermochte mir in diesen Zeiten ein Paß von 3400 m Höhe wirklich nicht zu imponieren. Die Sitte mit der Extraprämie wird auch mit dem neuen Weg aufhören, und ich enttäuschte die Leute sehr, indem ich ihren Wunsch kurzweg abschlug.

Das Tal von Baltal führt bereits unmittelbar gegen die Ebene von Kaschmir hinab, und wir hatten ihm nur zu folgen. Man kann den Weg leicht in zweieinhalb bis drei Tagen machen, aber ich wollte mit Rücksicht auf das in Srinagar bestellte Quartier weder vor noch nach dem bezeichneten Termin eintreffen und war von vornherein entschlossen, die Strecke auf vier verschiedene Märsche zu verteilen. Allerdings befand ich mich etwas in Unklarheit über die einzelnen Stationen, denn die Angaben der Entfernung von der einen zur nächsten fehlen in den kaschmirischen Unterkunftshäusern leider, und von den Eingeborenen kann man weder in Meilen noch in Stunden oder irgend einem anderen Maß eine vernünftige Auskunft erhalten. Auch hatte

ich für diese Gegenden keine Landkarte mehr, und wir ritten daher so ziemlich auf gut Glück. Der Weg von Baltal abwärts führte erst in offener Gegend durch das breite Tal mit seinen bewaldeten Hängen hinaus bis zur Station Sonnamaru, die sich damals im Bau befand und von der man mir sagte, daß sie nur für Eingeborene bestimmt sein sollte. Der Aufseher konnte uns aber wenigstens annähernd die Entfernung bis zur nächsten Ansiedelung nennen, und wie es schon zur Gewohnheit geworden war, ließ ich die Lastpferde zurück und ritt mit meinen zwei Begleitern rasch voraus. Bald kamen wir in ein ganz herrliches romantisches Waldtal und hatten dort einige Stunden einen wunderschönen Ritt am Ufer des rauschenden Baches unter grünenden und dicht belaubten Bäumen, von denen besonders die Platanen riesige Dimensionen erreichten. Durch einen Wald zu reiten ist unter allen Umständen ein reizendes Vergnügen, und mich entzückte es jetzt doppelt nach der langen Zeit, während der ich es entbehrt hatte. Wäre der Weg nicht so gut gepflegt gewesen, so hätte man seine Schwierigkeiten gehabt, durch das dichte Strauchwerk und Unterholz durchzukommen, so aber waren alle Hindernisse sorgfältig aus dem Weg geräumt und nichts störte den Genuß, bei Sonnenschein und blauem Himmel durch den grünen Forst zu traben. Einige Male kreuzten wir den Bach auf guten Brücken und schließlich kamen wir zu einem winzigen Dörfchen, wo wir uns nach dem weiteren Weg erkundigten. Man wies uns noch ein Stück weiter nach dem Dorf Kulan, wo wir ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang eintrafen. Wenn man sich die Menschen wegdachte, konnte man sich ebenso gut einbilden, in der Schweiz oder in Tirol zu sein, denn nicht nur das landschaftliche Bild, sondern auch die Bauart der Häuser hatte vollkommen europäischen Charakter. Wie bei unseren Bauernhäusern bestand der Unterbau aus roh behauenen Felsblöcken, die Wände aus Mauerwerk und das Giebeldach aus starken Balken. Der Dorfbrunnen mündete in einen ausgehöhlten Baumstamm und war von einer riesigen Platane überschattet, und die wasserholenden Frauen und Mädchen standen in kleinen Gruppen um den Brunnen herum. Ziegen und Kühe kamen unter melodischem Schellengeläute in das Dorf, auf den Dächern und in den Bäumen saßen und flatterten zahlreiche Tauben, und auf den Düngerhaufen an der Hinterseite der Häuser stolzierten gravitatisch Hahn und Hennen.

Ein Bangalo gab es in Kulan nicht, es konnte uns auch niemand sagen, wie weit es bis zum nächsten wäre, oder ob es überhaupt bis Srinagar noch eines gäbe, und da wir außerdem die Packtiere noch sehr weit hinter uns gelassen hatten, suchten und fanden wir Quartier im Haus des Lambardars oder Gemeindevorstandes. Man räumte uns

die kleine Veranda ein sowie die Küche und brachte zunächst einen Korb mit Walnüssen und gerösteten Maiskolben. Als dann der Train nachkam, wurde das richtige Abendessen bereitet und die Leute saßen in der Nähe des Brunnens um ein großes Feuer, ganz wie eine Zigeunerbande in einem europäischen Dorf. Die Familie des Lambardars war sehr zahlreich, aber man ließ mich auf der Veranda so ziemlich allein. In einem Nebenraum spielte eine Anzahl von Kindern, und



Bauernhäuser in Kulan.

sie machten im Anfang gehörigen Lärm; dann aber wurde es merkwürdig still und ich vernahm nichts, als das eintönige Gemurmel einer einzelnen Stimme. Dann gab es drinnen mit einem Mal ein großes Gelächter und darauf begann die einzelne Stimme wieder zu sprechen. Ich wollte mir dieses Spiel mit ansehen und öffnete vorsichtig die Tür. Drinnen saß auf dem Boden in der Mitte des Zimmers ein Mädchen von ungefähr fünf Jahren und die übrigen — etwa ein halbes Dutzend — kauerten in einem Halbkreis um sie herum. Das kleine Mädchen wiederholte fortwährend die selben Worte, nämlich: „Awaz-awuz;



awuz-awaz“. Es war offenbar eine Art von Pfänderspiel, bei dem es auf richtiges Zählen oder ähnliches ankam, aber ich konnte daraus nicht klug werden; denn trotzdem die Kleine, wenigstens so weit ich es beurteilen konnte, ihre Formel stets richtig ausgesprochen hatte, wurde sie doch nach einigen Minuten plötzlich durch Gelächter und laute Zurufe unterbrochen und gab ihren Platz auf, der nun von einem kleinen Jungen eingenommen wurde. Auch dieser sprach nichts anderes als dieselben Silben in derselben Anordnung, aber er hielt so lange aus, daß mir die Sache schließlich langweilig wurde und ich weitere Nachforschungen über dieses merkwürdige Spiel aufgab.

Nach dem Abendessen kamen einige ältere Leute auf die Veranda, um mich zu besuchen, und ich bewirtete sie meinerseits mit Äpfeln und Zwieback. Auch verteilte ich Zigaretten, von denen ich nun wieder eine genügende Menge hatte, versuchte aber vergeblich, die glaubensfesten Leute zu einem Gläschen Whisky zu überreden. Auch zeigte ich ihnen meinen photographischen Apparat und nachdem einer von ihnen von selbst auf die gute Idee gekommen war, die Irisblende mit einem menschlichen Auge zu vergleichen, erkundigten sie sich natürlich auch nach dem Preis. Ich ließ sie raten und der Wortführer begann, indem er die Summe von 2 Rupien nannte. Unter wachsendem Erstaunen ging er dann bis 25 und sogar bis 30, als ich ihm aber sagte, daß die Kamera etwa 200 Rupien gekostet hätte, wollte er mir absolut nicht glauben und ging, um Abdulla zu holen. Dieser aber verblüffte die biedereren Leute von Kulan vollständig, indem er aus eigenem Ermessen den Wert meines Apparates mit 500 Rupien angab. Mit großem Respekt betrachteten sie nun den schwarzen Kasten und verlangten dann, daß ich eine Gruppenaufnahme von ihnen machen sollte. Als ich ihnen erklärte, daß dies wegen der Dunkelheit nicht mehr möglich sei und daß ich außerdem die Bilder erst in Srinagar fertig machen könnte, sahen sie den Apparat mit etwas weniger Hochachtung an und meinten, wenn er wirklich gut wäre, müßte man auch bei Nacht mit ihm arbeiten können. Als der Mond hinter den Bergen hervor kam, gingen sie nach Haus und ich schlief dann in der milden Nacht vorzüglich auf meinem Feldbett, dem letzten Stück meiner Zelteinrichtung, das ich noch hatte.

Während der Nacht übersiedelte auch Weichbold auf die Veranda, da er es im Zimmer der zahllosen Wanzen wegen nicht ausgehalten hatte. Ich überzeugte mich davon, daß sie zu hunderten an den Wänden auf- und abliefen und ließ mein Bettzeug am nächsten Morgen mit besonderer Sorgfalt reinigen. In Tibet waren wir von jeder Art von Ungeziefer verschont gewesen, jetzt aber mußten wir beginnen, sowohl mit Wanzen als auch mit Läusen wieder zu rechnen; aber wir

kamen ziemlich glimpflich davon und jenseits von Srinagar war die Kultur ja wieder so groß, daß in dieser Hinsicht nichts mehr zu fürchten war.

Es regnete tüchtig bis 11 Uhr vormittags; der erste Teil des Marsches verstrich daher ziemlich trübselig. Dann aber besserte sich das Wetter und bald öffnete sich vor uns die weite Ebene von Srinagar, die der eigentliche Kern des ganzen Landes von Kaschmir ist. Der größte Teil der Bevölkerung, der meiste Ackerbau und fast alle Gewerbe haben ihren Sitz in der Ebene um die Hauptstadt oder in dieser selbst. Als neue Erscheinungen tauchten hier wieder Büffel und Dromedare auf, die weiter oben im Gebirge vollkommen gefehlt hatten. Besonders die Dromedare waren ein Zeichen dafür, daß man sich einer ganz anderen Art von Asien näherte als der, die durch Turkestan und Tibet vertreten wird. Wir ritten gemütlich unseres Wegs und ich machte auf diesem Marsch wieder einmal reiche zoologische Ausbeute.

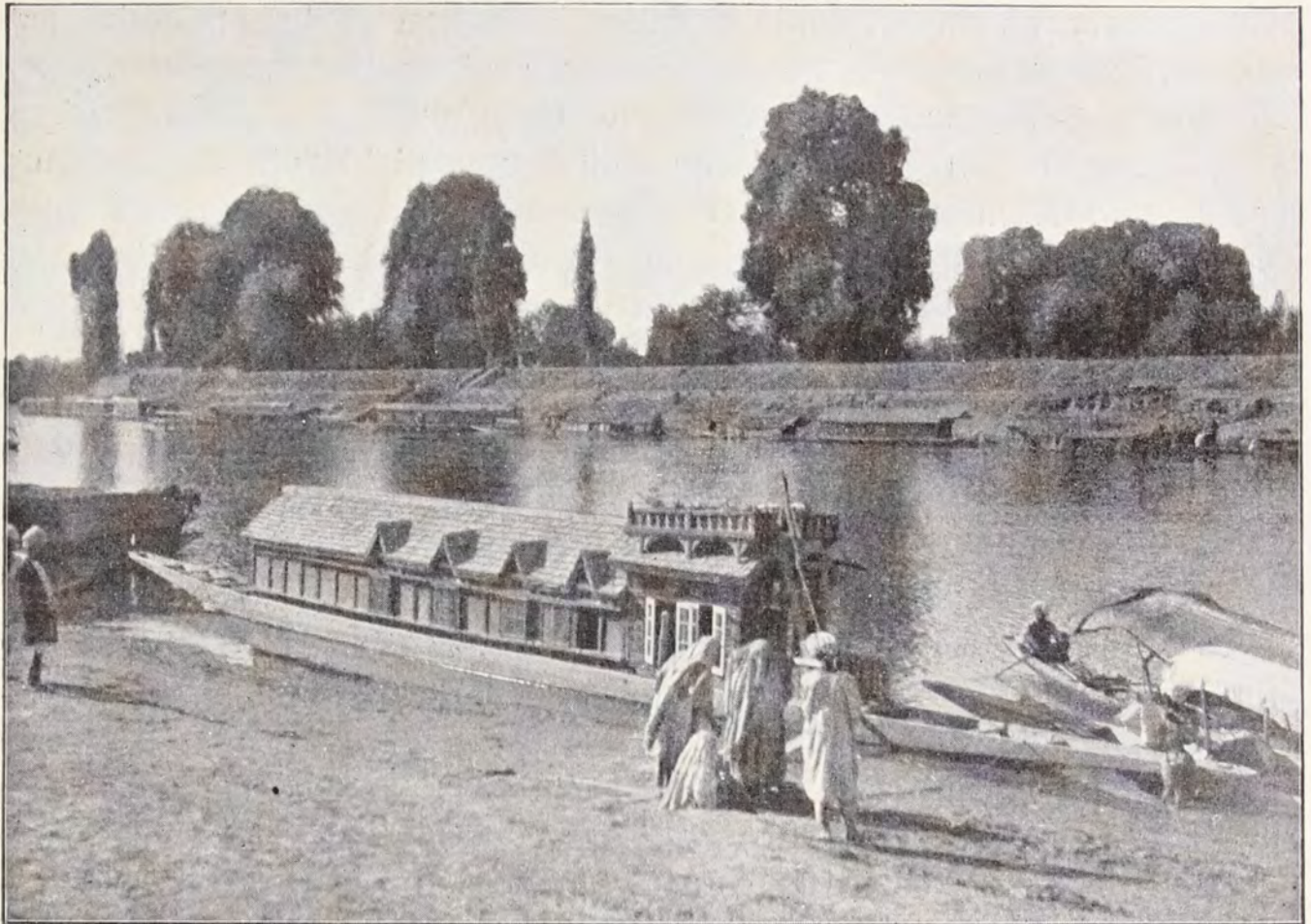
Um 4 Uhr nachmittags erreichten wir das Dorf Kangan und nahmen in dem großen Einkehrhaus Quartier. Es war kein Bangalo der üblichen Art, sondern es bestand hauptsächlich aus einem großen Saal, der aber vollkommen leer war und im ersten Stockwerk lag. Sein Boden schwankte unter den Schritten wie ein Boot. Außerdem war noch ein kleinerer Nebenraum hier, den ich zum Schlafzimmer erwählte, nachdem ich das Vorhandensein von zahlreichen Ratten im großen Saal festgestellt hatte. Aus den nächstgelegenen Häusern kaufte ich einigen Proviant zusammen und war dann vor dem Schlafengehen wieder einige Zeit damit beschäftigt, alle Löcher im Fußboden und in den Ecken meines Zimmers mit Steinen zu verstopfen.

Wir waren bereits aus dem Tal heraus in die ausgedehnte Fläche gekommen, in der der Dschelam, vereinigt mit einer Reihe kleinerer Nebenflüsse, durch die lange Kette von Seen zieht, deren größter der Walar ist, und die dem Land Kaschmir einen nicht unbeträchtlichen Teil seines ertragfähigen Bodens wegnehmen. Obzwar wir vorläufig noch keinen eigentlichen See zu Gesicht bekamen, war der Unterschied doch nicht groß, denn der Fluß, dem wir folgten, verbreiterte sich an vielen Stellen derart und entsandte soviel Arme und Kanäle über das flache Land, daß man ihn ebenso gut als einen inselreichen See hätte auffassen können. Auf den sumpfigen Wiesen und in den Auen, die die tieferen Wasserläufe einsäumten, wimmelte es von Wasservögeln aller Art, besonders zahlreich aber waren die Milane und Reiher, die zu Dutzenden auf hohen Bäumen saßen oder sie in langsamem Flug umkreisten. Die Milane erfüllen hier dieselbe Funktion wie die herrenlosen Hunde von Konstantinopel, nämlich die

einer Art Sanitätspolizei, insoferne nämlich, als sie fast alle weggeworfenen Abfälle auffressen und sie dadurch unschädlich machen. Eine andere Tierart, die sehr häufig war, waren die Mungos-Mangusten, nahe Verwandte des Ichneumon, die in den Gärten und den Reisfeldern massenhaft zu sehen waren. Neben anderem kleinen Getier nähren sie sich von Schlangen und machen zwischen giftigen und ungiftigen keinen Unterschied. Aus diesem Grund gelten sie mit Recht als nützliche Tiere und werden von den Eingeborenen in keiner Weise verfolgt. Wir aber schossen doch zwei von ihnen, die dann am Abend abgebalgt und skelettiert wurden.

Die Berge traten immer mehr zurück und vor uns tauchte allmählich aus der Ebene der felsige Hügel auf, den die Leute von Kaschmir Hari-Parbat nennen und der die alte Zitadelle der Stadt trägt. Die Entfernung war aber noch sehr bedeutend und wir konnten nicht daran denken, am selben Abend die Stadt noch zu erreichen. Stundenlang ritten wir zwischen Feldern, Gärten und kleinen Dörfern unseres Weges. Wir begegneten vielen Karawanen, sahen die Leute bei der Feldarbeit und bei der Obsternte und freuten uns über den klaren Himmel und die warme Luft. Im Verlauf des Nachmittags aber begann mich die Quartierfrage immer mehr zu beschäftigen und in dem Dorf Gandarbal sahen wir uns ernstlich nach einer Unterkunft für die Nacht um. Ein Bangalo gab es nicht; in dem kleinen Gendarmeriehaus verweigerte man uns die Aufnahme ebenso wie in einer Reihe von Privathäusern, bei denen wir anfragten. Schließlich machte sich ein Mann erbötig, uns ungefähr eine halbe Stunde weit nach einem Hausboot zu führen, auf dem er uns dann am nächsten Tag nach Srinagar bringen wollte. Die Hausboote sind eine Spezialität dieses Teiles von Kaschmir und ich ging auf das Anerbieten gerne ein. Zwischen Sümpfen und Teichen folgten wir unserem Führer auf vielgewundenen Wegen, als wir aber nach der Stelle kamen, an der das Boot liegen sollte, war es nicht da. Nun ritten wir wieder nach Gandarbal zurück und nach längerem Verhandeln räumte man uns einen Garten ein, in dem wir lagern konnten. Der Boden war dicht mit Gras bedeckt, ein Bächlein floß mitten durch und unter einer riesenhaften Platane beschloß ich die Nacht zuzubringen. Von meinem Zelt hatte ich nur mehr die Leinwand und die eisernen Verbindungsteile und es konnte daher nicht aufgestellt werden. Doch war kein Regen zu befürchten und das dichte Laub des Baumes hätte wohl selbst in diesem Fall ausreichenden Schutz geboten. So ließ ich einfach mein Feldbett unter dem grünen Laubdach aufstellen, während die Leute Holz für ein großes Feuer zusammentrugten, und die Tiere frei im Garten grasen konnten. Es war ein merkwürdiger Zufall, der es

so fügte, daß ich in der letzten Nacht vor dem Eintreffen in Srinagar das allerprimitivste Lager während der ganzen Reise hatte. Es war aber windstill und warm und nur die zahlreichen Stechmücken wirkten ein bißchen unangenehm. Mit zunehmender Dunkelheit wurde es aber bald kühler und die Mücken verkrochen sich. Die Milane kamen im Schatten der Bäume und Gebüsch auf wenige Schritte heran und stahlen alles, was sie an genießbarem Futter erwischen konnten; erst als ich drei von ihnen weggeschossen hatte, ließen sie uns in Frieden. Bald war das Lagerfeuer wie meine Kerze heruntergebrannt und in



Hausboote am Dschelam.

der frischen Brise der mond hellen Nacht legte ich mich auf mein leichtes Bett und sah noch lange durch die Blätter des Baumes dem Mond zu, wie er langsam am Himmel seines Weges zog. Schließlich schlief ich ein und wurde erst durch die Kälte geweckt, die dem Aufstieg der Sonne vorausging. Rascher als sonst wurde das Frühstück bereitet und aufgepackt und, nachdem den Treibern gesagt worden war, wohin sie die Karawane zu führen hätten, ritten wir auf dem breiten Fahrweg rasch gegen die Hauptstadt los.

Schon nach kurzer Zeit kamen wir in die Vordörfer, zwischen denen sich erst noch größere Strecken von Gärten und Ackerland

ausdehnten, die sich dann aber allmählich zu der eigentlichen Stadt zusammenschlossen. Schon waren die Gassen mit Ziegeln gepflastert und nun begannen auch Laternen, Auslaufbrunnen und nach europäischer Art numerierte Häuser. Auch nach der Bauart hatten sie vielfach europäischen Stil, nur mit dem Unterschied, daß die Fenster mit Holzwerk vergittert waren. Nur die Basare trugen den gewohnten orientalischen Charakter. Das Volk sah uns mit großer Neugier nach, Hunde verfolgten uns in Haufen mit wütendem Gebell. Wir mußten so ziemlich die ganze Stadt durchqueren, um nach dem Munschi-Bagh zu gelangen, dem Teil der Stadt am Dschelam, in dem sich die europäische Kolonie befindet. Sie besteht hauptsächlich aus villenartigen Gebäuden, die mehr oder weniger zwischen den Gärten an den pappelbestandenen Straßen verborgen sind. Auf einem felsigen Hügel erhebt sich das englische Spital und nicht weit davon stand auf einem großen freien Platz mit einem hübschen Vorgarten das Hotel Nedou. Es ist ein stattliches Haus, das einem Schweizer gehört; hier hatte ich Quartier bestellt und fand es auch bereit.

Kaum hatte ich den Fuß auf den Boden gestellt, als ich schon von einem Schwarm von zudringlichen Händlern umgeben war. Jeder hatte eine englisch bedruckte Geschäftskarte, ein großes Buch, in dem die Aufträge eingeschrieben werden sollten und einen ganzen Haufen von Anerkennungsschreiben seiner verschiedenen Abnehmer. Ich flüchtete eilig in mein Zimmer, aber bald war die Tür nach dem Korridor sowohl wie die, die gegen den Hof zu nach einer Art Veranda führte, von meinen Verfolgern belagert. Unter allen erdenklichen Vorwänden kamen sie herein und trachteten mit fieberhafter Geschäftigkeit sich die ersten und größten meiner Aufträge zu sichern. Ich hatte zwar die Absicht, größere Einkäufe zu machen, aber zunächst jagte ich die ganze Gesellschaft fort. Sie wurden übrigens rasch gänzlich in den Schatten gestellt von einem der größten Kaufleute der Stadt, der mir mit großer Würde einen feierlichen Besuch machte und mich einlud, am nächsten Tag mit ihm zu frühstücken. Ich sagte zu und hatte mich damit dem Manne so gut wie ausgeliefert. Die Händler glaubten alle, ich käme eben aus Indien herauf und die Hauptanerbieten, die man mir stellte, waren daher, daß man mich mit Zelten, Waffen, Sätteln, Vorräten und Dienerschaft für eine Exkursion ins Gebirge ausrüsten wollte. Ich tat aber an diesem Tag noch nichts anderes, als daß ich mir einige europäische Kleidungsstücke kaufte und bestellte, sowie einen Tropenhelm, den ich in der letzten Zeit schon unangenehm entbehrt hatte.

Als ich wieder in einem Zustand war, daß ich mich in einem europäischen Milieu zeigen konnte, ging ich auf das Postamt, auf die

Bank und schließlich in das Bureau der Unternehmung, die den Wagenverkehr mit Rawal-Pindi vermittelt, der Station der Pandschablinie, wo die Straße aus Srinagar auf die Eisenbahn trifft. Es war aber jetzt eine derartige Nachfrage nach Wagen in dieser Richtung, daß ich erst für den 2. November eine Fahrgelegenheit zugesichert erhielt. Ich hatte also noch fünf Tage für mich und konnte mir nun mit allem gemächlich Zeit lassen.

Beim Dinner, bei dem nun wieder vollkommen die englische Etikette maßgebend war, traf ich auch Herrn Meyer wieder und in seiner Gesellschaft zwei junge bayrische Aristokraten, die auf einer Reise um die Welt begriffen waren. Im übrigen war das Hotel ziemlich gut besucht, obzwar der größte Teil der vielen augenblicklich in der Stadt anwesenden Engländer in Privathäusern wohnte, auch in Zelten oder Hausbooten. Nach dem Essen setzte ich mich mit Herrn Meyer noch auf einige Zeit in die geräumige Hall vor ein prasselndes Kaminfeuer und freute mich über den Unterschied, der seit dem Morgen mit mir vorgegangen war. In der Frühe war ich unter einem Baum aufgewacht, jetzt saß ich im Frack in einem bequemen Ledersessel und trank ein Glas guten Rheinweins. Der erste Schluck des heimischen Traubenblutes war zugleich der Abschiedstrunk für die Romantik des Reisens. Hier hatte alles fröhliche Reiten und Wandern ein Ende, hier begann wieder die Beförderung mit Fahrkarten und Stationen, mit Postwagen und Eisenbahn. Zwar bis an die Bahn war noch eine tüchtige Strecke zu durchmessen, aber mit dem ungebundenen Zigeunerleben war es doch zu Ende.

Es war um diese Zeit, wie ich bereits wußte, der Vize-König in Srinagar anwesend und zu Ehren seines Besuches hatten die verschiedenen Gewerbetreibenden und Händler der Stadt eine Ausstellung veranstaltet, in der die schönsten Proben des hochentwickelten kaschmirischen Kunstgewerbes zusammen getragen waren. Mein neuer Beschützer, der würdevolle Kaufmann, nahm mich vollkommen unter seine Fittiche und stellte mir sowohl sein leichtes Schikari-Boot als auch sein offenes Wägelchen und bei einer Gelegenheit sogar sein Reitpferd zur Verfügung. Natürlich übernahm ich damit stillschweigend die Verpflichtung, in seinem Laden gehörig einzukaufen, beziehungsweise, Sachen, die er selbst nicht auf Lager hatte, nur von solchen Händlern zu erstehen, die er mir empfahl. Der Fremde kommt auf diese Art nicht am billigsten weg, aber durch die große Konkurrenz werden die Preise doch sehr gedrückt und man ist davor sicher, allzu gründlich ausgebeutet zu werden. Auch scheint den Kaufleuten von Srinagar das Kartellwesen noch fremd zu sein, so schlau und gerieben sie auch sonst sind und überdies sind die kunstgewerblichen Erzeugnisse

des Landes nach europäischem Begriff so billig, daß man nur bedauert, nicht eine zehnfach höhere Summe zur Verfügung zu haben, um nach Herzenslust von den hübschen Dingen kaufen zu können. Die Shawls aus feinster Ziegenwolle sind ja berühmt und von anderen Produktionszweigen ragen die Seidenstickereien, Holzschnitzereien und Silberarbeiten hervor; natürlich hat sich die alte heimische Industrie dem europäischen Geschmack vielfach angepaßt, wenigstens in der Weise, daß man Gegenstände herstellt, die für den Abendländer nicht nur Kuriositäten sind, sondern die er auch gebrauchen kann. Dabei wird aber an den alten Mustern und der alten Technik streng festgehalten. Die Muster sind vornehmlich aus dem Pflanzenreich geschöpft und Formen, die sowohl bei Stickereien als auch bei Schnitzarbeiten und Silbergegenständen immer wieder auftauchen, sind neben dem berühmten Tschenâr- oder Platanenblatt Weinlaub, Wasserrosen, Iris und Lotos. Die Hauptrolle aber spielt das Tschenârblatt, das ja von vorzüglicher dekorativer Wirkung ist.

Als Abdulla zum letzten Mal erschien, um sich zu verabschieden und seine Löhnung zu empfangen, hatte er sein Programm für die nächste Zeit seines Lebens wieder geändert. Er wollte nun nicht mehr mit seinen drei Pferden über Gilgit nach Kaschgar gehen, sondern hatte beschlossen, sie in Srinagar zu verkaufen und mit dem Erlös nach Leh zurückzukehren. Er war einer der tüchtigsten und brauchbarsten unter meinen Leuten gewesen und gehörte zu denen, die ich bei einer nächsten Reise sicher wieder in meinen Dienst stellen würde, vorausgesetzt, daß ich dann seinen Aufenthalt eruieren kann. Auch der treue Jorpuntsok trat von hier aus den Heimweg an; da er ständig in Leh zu bleiben gedachte, stehen bei ihm die Dinge einfacher; ich kann jederzeit auf telegraphischem Weg binnen drei Tagen erfahren, ob er gesonnen ist, wieder einmal einige Zeit mit mir auf dem rauhen Tschangtang zu wandern, und es bliebe dann nur zu verabreden, in welcher Ecke von Zentralasien man sich zu treffen hätte.

Zu meiner angenehmen Überraschung gab es in Srinagar auch eine Reihe von Photographen, die sich sofort darum bewarben, alle meine Aufnahmen zu entwickeln. Ich hatte alle Films, die ich seit dem Verlassen von Kaschgar exponiert hatte, unbearbeitet mit mir und ich war natürlich auf das Resultat ziemlich gespannt. Ich verteilte die paar Dutzend Spulen unter drei Photographen und erreichte es auf diese Art, daß in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in Srinagar alles entwickelt werden konnte. Bezüglich meiner Weiterreise gab mir der Shawlhändler, dessen Wagen und Boot ich unausgesetzt benützte, einen Rat, der mir sehr gut gefiel und den ich alsbald befolgte. Die Fahrstraße von Srinagar führt erst in der Ebene nach dem Ort

Baramulla, wo der Dschelam den Walar-See verläßt und seinen Durchbruch durch das Gebirge beginnt; bis dorthin wollte ich in einem der „Dunga“ genannten Hausboote fahren und man verschaffte mir sofort einen Mann, der ein solches Ding besaß und der obendrein für die Dauer der Fahrt, die ungefähr 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Tage betrug, meine ganze Verpflegung übernahm. Erst von Baramulla ab wollte ich dann den Wagen benützen und änderte dementsprechend meine Bestellung im Fuhrwerksbureau ab. Auf diese Art wurde aber mein Aufenthalt in der



Straße und Zitadelle, Srinagar.

Stadt um zwei Tage gekürzt und nachdem ich alles, was ich wollte, und noch manches, was ich eigentlich gar nicht gewollt hätte, eingekauft hatte, mußte ich mich beeilen, um noch einiges von der Stadt und ihrer Umgebung kennen zu lernen.

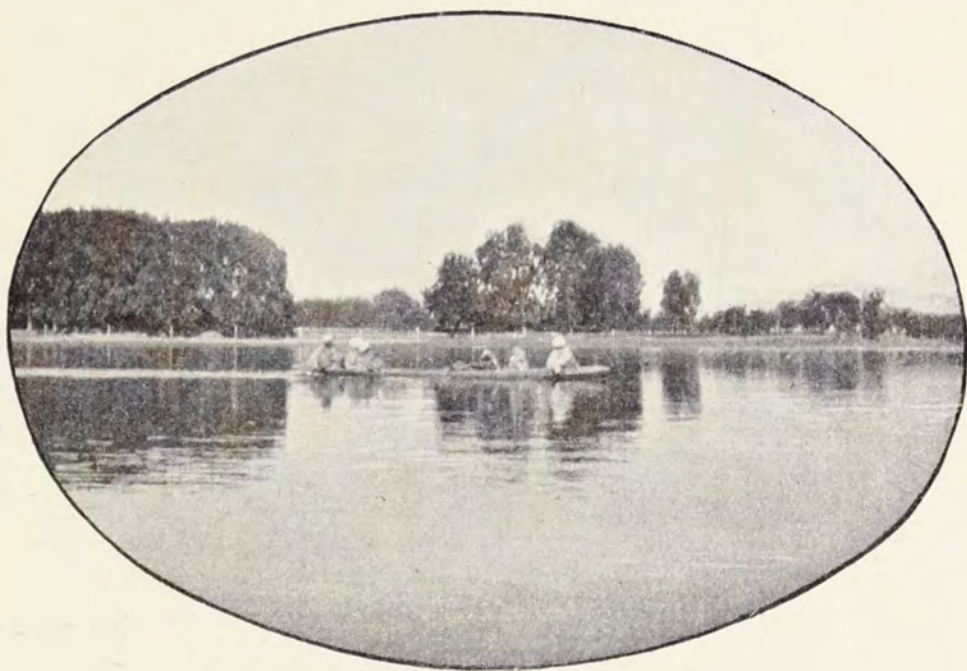
Srinagar hatte für den Vizekönig sein Festgewand angelegt und große Feierlichkeiten fanden zu Ehren des hohen Gastes statt. So hatten sich z. B. alle kleinen Fürsten, die unter der Souveränität des Maharadscha stehen, nicht nur eingefunden, sondern es kam sogar zwischen ihnen ein Polo-Wettspiel zustande, ein gewiß sehr interessantes Schauspiel, das ich mir aber entgehen ließ. Es muß übrigens dabei



ziemlich kriegerisch zugegangen sein, denn nach dem, was ich erfuhr, hatten einige Mitspieler ernste Verletzungen davon getragen. Abends wurden gelegentlich Feuerwerke abgebrannt und in irgend einem Teil der Stadt war beständig Militärkonzert mit großem Korso der ständig in Srinagar lebenden Engländer und der zahlreichen Besucher, die teils zum Gefolge des Vizekönigs gehörten, teils gekommen waren, um die Sache mit anzusehen. Abgesehen davon ist der Herbst die Zeit, in der Kaschmir am meisten von Fremden besucht wird, denn er ist nicht nur die ergiebigste Jagd-Saison, sondern auch sonst die beste Zeit für dieses schöne Land. Wie sich das meiste Leben von Srinagar auf dem Fluß oder unmittelbar an seinen Ufern abspielte, war auch dort der meiste Festschmuck zu finden. Eine große Anzahl von Kaufleuten, die hauptsächlich von Europäern leben, hatten ihre Häuser und Magazine bunt dekoriert und lange Strecken der Ufer, die die vizekönigliche Gesellschaft beim Einzug passiert hatte, waren reich mit Papierlampen, Kränzen, Fahnen und bunten Tüchern verziert. Besonders reich geschmückt war der neue Palast des Maharadscha, der ebenfalls mit einer breiten Terrasse gegen den Fluß liegt, und wo der größte Empfang der Gäste stattgefunden hatte. So prunkvoll und reich auch dieser Palast ist, so kann man ihn doch nicht schön nennen, denn er zeigt ein Gemisch von europäischem und einheimischem Stil, das durchaus unharmonisch wirkt. Wunderhübsch dagegen war das Leben auf dem Fluß, die schweren Frachtkähne, die mit Getreide, Obst und allerhand anderen Produkten beladen waren, die vielen Hausboote, die entweder an den Ufern verankert lagen oder langsam in der Strömung dahin trieben und die zahlreichen kleinen Schikariboote, die mit großer Gewandtheit ihren Weg durch die langsameren und und größeren Fahrzeuge suchten. Es sind schmale lange Boote, meistens mit einer Art Baldachin in der Mitte und die Ruderer sitzen am Hinterende. Schon zwei Leute vermögen ein solches leichtes Ding ziemlich rasch vorwärts zu bringen, wenn man aber gar vier, sechs oder acht Ruderer hat, so fliegt man nur so an den übrigen Booten vorbei und es gibt dann trotz der großen Ausdehnung der Stadt keine Distanz, die für ein flinkes Schikariboot ernstlich in Betracht käme.

Eine Fahrt nach dem Dalsee war mein erstes größeres Unternehmen. Dieser ist besonders berühmt durch die schönen Gartenanlagen an seinen Ufern und vielen Pavillons und Lusthäuser des Maharadscha und besonders durch die schwimmenden Gärten, auf die die Kaschmirer als eine ausschließliche Spezialität ihrer Stadt sehr stolz sind. Sie haben auch ein Recht dazu, denn man sieht ähnliches nicht leicht wieder. Manche der schwimmenden Gärten haben reichlich die vierfache Grundfläche eines Tennisplatzes und ruhen auf

mächtigen Flößen, auf denen zwischen schanzenartigem Weidengeflecht eine dicke Humusschicht zusammengetragen ist. Auf dieser befinden sich dann reizende kleine Gartenanlagen und zierliche Pavillons. Die schwimmenden Inselchen liegen entweder vor Anker und können dann auf kleinen Landungsbrücken auch vom Land erreicht werden; nach Bedarf aber kann man sie nach einer beliebigen Stelle des Sees bringen und mit Booten zu ihnen hinfahren. Auch kann eine ganze Gesellschaft mit einem solchen treibenden Garten eine allerdings langsame Rundfahrt durch den See machen. Große Bäume können natürlich auf einem solchen Gartenfloß nicht mitgeführt werden, dafür besitzen die verschiedenen Gärten am Ufer herrliche Parkanlagen, bei denen wieder die riesenhaften Platanen die Hauptrolle spielen. Wasser-



Dal-See (Srinagar).

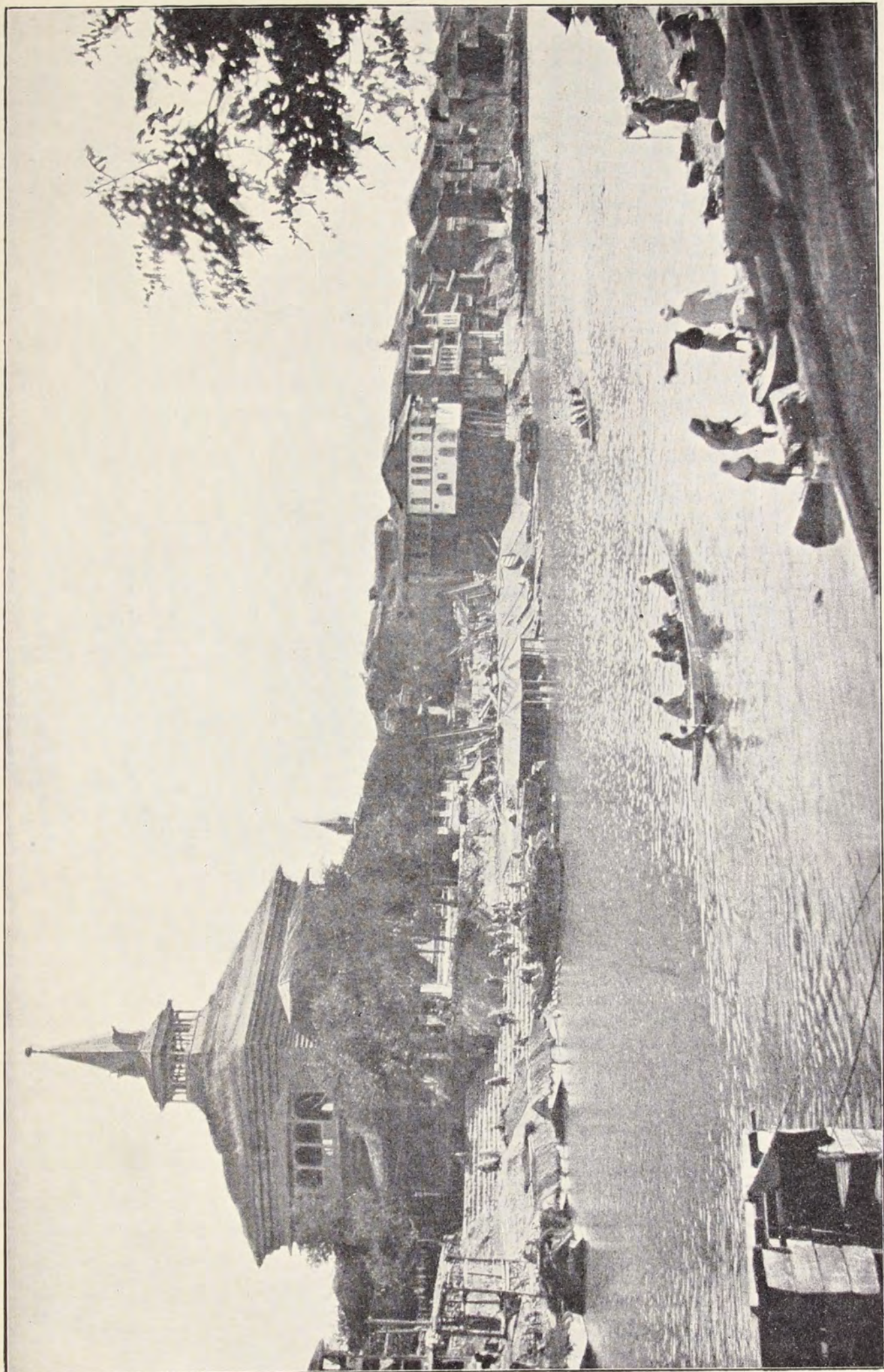
künste und zierliche Kaskaden gehören zum unerläßlichen Inventar eines solchen Lustgartens und das dazu nötige Wasser wird mit großen Pumpanlagen auf die erforderliche Höhe gebracht. Der Dalsee ist gegen den Dschelam durch einen mächtigen Schutzdamm abgeschlossen, wie sich solche auch an den Ufern der verschiedenen Seen und des Flusses in der Nähe der Stadt vorfinden. Srinagar wird nämlich oft genug von verheerendem Hochwasser heimgesucht und in einem solchen Fall sollen dann die Seen dazu dienen, das überschüssige Wasser auf eine größere Oberfläche zu verteilen, und das Ackerland sowie die bewohnten Stätten vor Schaden bewahren. Holzpfosten und Schleusen gestatten an verschiedenen Stellen die Durchfahrt. Der Dalsee liegt im Osten der Stadt und wird durch einen breiten Streifen von Sumpfund Weideland in zwei annähernd gleich große Hälften geteilt. Er

wird ebensowenig wie der Ankar-See, der nordwestlich von Srinagar liegt, vom Dschelam durchflossen, sondern die beiden Seen bilden eigentlich nur große Ausbuchtungen des Flusses. Ein richtiger See des Dschelam ist dagegen der Walar und er mag wohl dadurch entstanden sein, daß der Fluß sich sehr lange Zeit aufzustauen hatte, bevor er bei Baramulla seinen Durchbruch durch die Berge vollenden konnte.

Am westlichen Ufer des Dal erhebt sich der isolierte Felskegel Hari-Parbat, der die alte Festung trägt. Ich sah mir auch diese an. Erst fuhren wir ein Stück mit dem Boot bis zu einer Stelle, wo mich das Reitpferd meines käufmännischen Freundes erwartete, und dann ritt ich den felsigen Hügel so weit hinauf, als es möglich war. Oben wurde ich von einem Unteroffizier in Empfang genommen und durch die ganze kleine Festung geführt. Außer den Wohnräumen für die kleine Besatzung enthielt sie ein Hindu-Heiligtum, verschiedene Gefängniszellen in den ziemlich ausgedehnten Kasematten und auf einer der Sternschanzen auch noch eine Kanone, mit der täglich das Mittagssignal gegeben wird. Von der höchsten Umwallung hat man einen sehr hübschen Rundblick über die ganze Ebene und die umgebenden Berge, dann die Stadt und den Dschelam, der sich in einer Reihe von großen Windungen mitten hindurchzieht. Als Aussichtspunkt ist Hari-Parbat glücklicher gelegen als der Berg Tacht-i-Soliman, den wir nachher besuchten. Er liegt zwar fast 300 m über der Stadt und bietet dementsprechend einen größeren Aussichts-Radius, aber Hari-Parbat erhebt sich eben inmitten der Seen und der Blick von dort ist infolgedessen vollständiger.

Zur Stadt zurückgekehrt sah ich mir noch die Dschuma-Mesdschid oder Freitags-Moskee an, die in der Tat besondere Erwähnung verdient. In architektonischer Beziehung ist sie zwar nur durch die außerordentlich langen Holzsäulen bemerkenswert, die das Dach tragen, um so auffallender aber ist der Stil, der dem Kenner von Norwegen in der schlagendsten Weise die dortigen „Stavekirker“ in Erinnerung bringt, ebenso wie der erste Eindruck, den man von einer dieser kleinen norwegischen Holzkirchen empfängt, ein durchaus asiatischer ist. In diesen beiden Stilarten und in ihrer großen Ähnlichkeit trotz der bedeutenden räumlichen Trennung dürfte ein Überbleibsel des allerältesten arischen Baustiles zu finden sein. Die Holzschnitzereien in der Moskee waren ursprünglich jedenfalls sehr reich, sind aber im Laufe der Zeit bis auf wenige Reste verschwunden.

Während dieser verschiedenen Exkursionen war Weichbold im Hofe meines Hauptlieferanten beschäftigt gewesen, das ganze Gepäck für den längeren Seetransport bis Triest neu zu ordnen und zu verpacken. Es war nämlich meine Absicht, alles bis auf das Reisegepäck



Teil von Srinagar mit Dschuma Mesdschid.



einer Agentur in Srinagar zu übergeben, die es an eine Speditionsfirma in Bombay zur Weiterbeförderung senden sollte. Auf diese Art wurde ich schon hier meinen schweren Train los und konnte den Rest meiner Reise durch Kaschmir und Indien als leichtbeschwingter Tourist zurücklegen. Einige größere Kisten wurden neu gemacht und mit Zinkblech ausgeschlagen, alles übrige wurde auf einen möglichst kleinen Raum zusammengepackt und dazu noch die Felle, Stickereien, Teppiche und Holzschnitzereien gefügt, die ich in Srinagar eingekauft hatte. Von Lady Jenkins, die sich bereits wieder auf eine neue Jagdexkursion begeben hatte, war eine Depesche für mich angekommen, in der sie mich bat, die beiden Hunde dem Besitzer des Hotels zur Obsorge zu überlassen, und nachdem ich von meinen vierbeinigen Gefährten Abschied genommen hatte, bestand die ganze Expedition nur mehr



Auf dem Dschelam.

aus mir, Weichbold und einigen kleinen Koffern. Die Punjab-Bank hatte mir meinen Kreditbrief ausbezahlt, ich ließ einen bedeutenden Teil des Betrages in den Händen verschiedener Kaufleute der Stadt, bezahlte die Photographen und meine Hotelrechnung und begab mich am Abend des 29. Oktobers an Bord der Sultana. Diesen Namen führt das Hausboot, das ich bis Baramulla gemietet hatte, und wir fuhren alsbald ab.

Die Sultana gehörte einem Mann namens Sidika, der, wie aus seinen zahllosen Anerkennungs- und Empfehlungsschreiben hervorging, ein beliebtes Faktotum für englische Sportleute und Touristen zu sein schien. Zur Sultana gehörte noch ein großes Boot, in dem gekocht wurde, und ein leichtes kleines Schikariboot. Die Küche besorgte Sidikas Bruder; die Mannschaft bestand aus vier Leuten und im Küchenboot waren obendrein noch ein paar Weiber und Kinder untergebracht,

vermutlich die Angehörigen Sidikas oder seines Bruders. Die räumliche Einteilung der Sultana war ganz angenehm. An den langen Vorderschnabel schloß sich ein verandaartiger Verschlag, auf dem man bequem in einem Ruhesessel sitzen oder liegen konnte. Dann kam das Eßzimmer mit einem Tisch und einigen Stühlen, sowie je einem Fenster nach jeder Seite. Hinter dem Eßzimmer lag das Schlafzimmer und dahinter ein Ankleideraum, in dem Weichbolds Bett aufgestellt wurde. Auf dem Hinterschiff war noch ein Baderaum und auf dem rückwärtigen Schnabel saßen meistens einige von der Besatzung, die je nach Bedarf das Schiff mit Rudern oder langen Stangen von der Stelle brachten.

Die Häuser der Stadt zogen rasch vor uns vorbei und als gegen Mitternacht Halt gemacht wurde, lag Srinagar bereits weit hinter uns. Es war angenehm kühl und zu meiner großen Erleichterung gab es auf dem Wasser keine Schnaken. Der Fluß zog still dahin und die großen Frachtkähne glitten lautlos an uns vorbei. Die flachen Ufer lagen ruhevoll im hellen Mondlicht und nur ab und zu unterbrach der eilige taktmäßige Ruderschlag eines vorüberfahrenden Schikaribootes die feierliche Stille. Die Besatzung hatte sich auf das Küchenboot zurückgezogen und ich lag auf meinem Bett noch lange Zeit beim offenen Fenster und sah den Reflexen zu, mit denen sich der Mond im langsam fließenden Wasser wiederspiegelte.

30. Oktober. Ich schlief noch, als wir früh morgens die Fahrt fortsetzten und erst um 8 Uhr setzte ich mich zum Frühstück. Der Tisch war nett gedeckt und Sidika servierte mit großer Aufmerksamkeit. Abgesehen von dem, was er vertragsmäßig liefern mußte, hatte ich mich noch mit einer Reihe von Zutaten versehen und die Küche, die Sidikas Bruder führte, ließ wenig zu wünschen übrig. Ich hatte nun reichlich Zeit, meine rückständige Korrespondenz in Angriff zu nehmen und die photographischen Negative zu sichten und zu ordnen, die in Srinagar entwickelt worden waren. Alle schlechten Aufnahmen warf ich sofort ins Wasser, denn ich wußte wohl, daß man hinterher doch Kopien von ihnen anfertigt, die dann zum Überdruß des Besitzers alle Schreibtischfächer füllen und die man doch nur ungern zerstört. Dann versah ich alle Filme mit fortlaufenden Nummern und legte mir einen großen Katalog an. Natürlich hatte ich mir auch während der ganzen Reise jede Aufnahme notiert und jede fertige Filmspule numeriert, denn sonst wäre es wohl unmöglich gewesen, sich unter all den Aufnahmen, die ich seit mehr als einem halben Jahr gemacht hatte, zurecht zu finden. Zwischendurch saß ich lesend oder rauchend auf dem Vorderschiff und sah den Leuten zu, wie sie mit kunstvollem Manövrieren das Boot um seichte Stellen herum brachten, oder es mit ihren Stangen

darüber hinweg stießen, um dann, wenn das Wasser tief war, wieder nach den Rudern zu greifen. Stundenlang aber trieb die Sultana auch einfach mit der Strömung und es war nur ein Mann nötig, um sie in der Richtung zu halten. So verging der Tag in der angenehmsten Weise und am Abend liefen wir in einen Kanal ein, der eine Krümmung des Flusses abschneidet. Wieder senkte sich die herrlichste Mondnacht herab, aber diesmal hatten wir schon um 8 Uhr am Ufer angelegt und ich konnte noch einen langen Spaziergang über das lehmige Ufer und die taufeuchten Wiesen machen, bevor ich mein Lager aufsuchte.

Wir waren nun dem Walarsee schon ziemlich nahe und erreichten



Sopur am Walar-See.

ihn kurz nach der Abfahrt am nächsten Morgen. Im See fischte und sammelte ich noch zuguterletzt eine große Menge Tiere und füllte eine meiner Zinkkisten, die ich noch aus dem großen Gepäck zu mir genommen hatte. Außerdem suchten die Leute eine große Anzahl von Seenüssen zusammen, die teils roh, teils in Öl geschmort auf dem Tisch erschienen. Am Nachmittag kamen wir zu dem Dorf Sopur, wo der Dschelam den See wieder verläßt und rasteten dort einige Zeit. Bevor wir aber für die Nacht landeten, fuhren wir noch einige Kilometer den Fluß hinab, denn am nächsten Tag sollte Baramulla beizeiten erreicht werden.

Der Höhenzug, der bei Baramulla das Seen-Terrain abschließt, war nun schon deutlich zu sehen und der Fluß wurde bald schmaler



und rascher. Für die ersten Stunden allerdings mußte das Boot meistens vom Ufer aus an Seilen gezogen werden, dann aber trieben wir ziemlich schnell dahin und waren schon kurz nach 3 Uhr nachmittags am Ziel. Das Dorf, das ziemlich groß ist, lag von unserer Landungsstelle etwas entfernt und in unmittelbarer Nähe befand sich nur das Dak-Bangalo und das Bureau der Postwagen-Gesellschaft. Ich hatte meinen Wagen bereits telegraphisch von Srinagar aus bestellt, wollte aber meine Fahrt erst am folgenden Morgen antreten und dann nach zweitägiger Reise Rawal-Pindi erreichen. Ich bestellte den Wagen für 7 Uhr des nächsten Morgens zum Boot und schlief die Nacht noch an Bord der Sultana, nachdem ich Sidika, seinem Bruder und der Bemannung die unerläßlichen und natürlich vorzüglichen Zeugnisse ausgestellt hatte.

Die gebräuchlichsten Wagen für rasche Fahrten auf der Poststraße nach Rawal-Pindi sind die sogenannten Tongas, die auch in Indien in allen Teilen des Landes üblich sind, in denen es noch keine Eisenbahn gibt. Es sind zweirädrige Wagen mit starken und niedrigen Rädern und einem festen Dach aus Holz mit Leinwand oder Leder. Zwei Sitze gehen nach vorn hinaus und zwei nach rückwärts, aber von den Vordersitzen wird einer von dem Kutscher benutzt, so daß auf einer Tonga nur drei Reisende untergebracht werden können. Dadurch, daß wir nur zu zweit waren, blieb genügend Platz, um auf dem Dach, an den Seiten des Wagens und unter den Sitzen das ganze Gepäck bequem unterzubringen. Der Postillon war ein hübscher schwarzbärtiger Hindu, der in seinem dunkelblauen Schlußrock, seinem Ledergurt mit Revolver und Horn und seinem weißen Turban sehr nett aussah. Gezogen wurde die Tonga zunächst von zwei Pferden, und wir fuhren sofort im Galopp los. Eine kurze Zeit führte die Fahrstraße uns durch die Uferebene von Baramulla, dann trat sie in das Durchbruchstal des Dschelam ein und führte sanft fallend am Fluß entlang. So oft wir einen Frachten-transport, einen der „Ekka“ genannten einfacheren Reisewagen, oder einen Zug von Ochsenkarren begegneten oder überholten, gab der Postillon beizeiten sein Hornsignal und blies auch sonst zu seiner und meiner Unterhaltung eifrig auf seinem Instrument. Die Pferde werden durchschnittlich alle 7—8 km gewechselt und das Umspannen vollzieht sich außerordentlich rasch. Jedes der Pferde hat eine Art von Sattel mit einem Ring, in den die Enden der Deichsel binnen wenigen Sekunden hinein geschnallt werden können. Der Aufenthalt in den einzelnen Stationen überstieg auch kaum eine oder zwei Minuten, und wir fuhren fast ausschließlich im Galopp. Ein paarmal bekamen wir auch Maultier-Gespanne; mit diesen ging es dann besonders rasch. Es war mir eine ganz neue Sensation, wieder so flink von der Stelle zu kommen und dabei noch auf einer ausgezeichneten Straße durch

eine wunderschöne Gegend zu rollen. Als wir um 1 Uhr die Station Tschekuti erreichten, hatten wir bereits über 70 km hinter uns gebracht. In dem hübschen Bangalo war das Mittagessen schon bereit, und wir brauchten uns nicht längere Zeit aufzuhalten als etwa 40 Minuten.

Da ich bis zum Abend noch Dumehl erreichen wollte, trieb ich den Kutscher zu besonders rascher Fahrt an, und manchmal rasten wir mit solcher Geschwindigkeit um die Kurven, daß einem wirklich



Baramulla.

bange werden konnte. Immer ging es im Tal bergab und vielfach durch prachtvolle Wälder. Es war schon vollständig dunkel, als wir um 8 Uhr ankamen und in dem großen Stationshaus Nachtquartier nahmen. Wir hatten 130 km zurückgelegt; da uns aber immer noch 140 km von Rawal-Pindi trennten, mußten wir am nächsten Tag tüchtig zufahren, wenn wir den Ort am folgenden Abend erreichen wollten, besonders da die Weiterfahrt nicht im Tal des Dschelam bergab führte, sondern über einen ziemlich hohen Paß mit längerer Steigung.

Ich bestellte dementsprechend den Wagen schon für 4 Uhr früh

und fuhr noch vor Tagesanbruch weg. Bei dem Ort Kohala wird der Fluß auf einer schönen neuen Brücke übersetzt, und diese bezeichnet die Grenze zwischen dem Gebiet von Kaschmir und dem indischen Territorium. Am anderen Ufer war der Beginn einer ungefähr zwei-prozentigen Steigung, die aber durch mehr als 40 km anhielt, so daß eine Höhendifferenz von rund 900 m erreicht wird. Es war eine vor-zügliche Idee der Erbauer dieser Straße, daß sie die Steigung so sanft und so konstant gemacht haben, denn auf diese Art wird es sowohl dem Bergauffahrenden ermöglicht, ziemlich rasch vorwärts zu kommen,



Post — Tonga.

während andererseits für die Bergabfahrenden das Gefälle so gering ist, daß sie ohne besondere Vorsichtsmaßregeln im raschesten Tempo bergab rollen können.

Nachdem die Straße noch einige Zeit im Tal des Dschelam geblieben war, verließ sie es nun und begann in einem Nebental vom Fluß weg bergan zu führen. Meistens ging sie durch große Wälder, und hier gesellt sich schon eine halb tropische Vegetation zu den Pflanzen der gemäßigten Zone, die im kaschmirischen Hochlande heimisch sind. Die Höhe erreicht man in der Nähe von Marri (Murree), einer der am meisten besuchten Sommerfrischen für die europäischen Bewohner des Pandschab, angeblich nach Simla und Dardschiling die

eleganteste von Indien. Jetzt aber war die Saison schon vorüber, denn die heiße Jahreszeit für Indien war zu Ende, und in dem Hotel, in dem ich zu Mittag aß, war ich der einzige Gast. Ich mußte hier den Wagen wechseln und auch meine Fahrkarte erneuern, und erst gegen 4 Uhr wurde die Fahrt fortgesetzt. Marri liegt auf der Wasserscheide zwischen zwei Tälern, und die Straße begann nun wieder sanft zu fallen. Durch das Tal hinaus konnte man in die Vorberge und Hügel sehen, und dahinter erstreckte sich — unendlich, wie es schien — die Tiefebene des Pandschab. In rascher Fahrt rollten wir talaus, und als wir um 7 Uhr abends die letzten Hügel hinter uns ließen, erreichten wir eine breite gerade Allee, in der der Kutscher nun wie rasend losfuhr. Schon nach einer Stunde waren wir in Rawal-Pindi.

Das erste Hotel, an das ich mich wandte, war überfüllt, im zweiten aber konnte ich Quartier bekommen, und als ich nach dem Abendessen noch ein bißchen durch die Gartenanlagen bummelte, mischte sich zum erstenmal seit langem wieder ein neues akustisches Phänomen unter die übrigen Geräusche, nämlich das Pfeifen einer Lokomotive und das Pusten der Rangier-Maschinen am nahen Bahnhof. Hier war wieder das schienendurchzogene Abendland und von nun an war der Dampf die Losung.



## V. Teil.

### Durch Vorderindien. (Schluß.)

---

Diejenigen von meinen Lesern, denen Indien aus eigener Anschauung oder durch Beschreibungen genügend bekannt ist, mögen jetzt dieses Buch ruhig aus der Hand legen und meines Dankes dafür gewiß sein, daß sie mir so weit gefolgt sind. Die anderen aber lade ich ein, noch eine Zeit lang bei mir zu bleiben; ich werde sie nicht allzu lange aufhalten.

Ich hatte noch über drei Wochen vor mir bis zu der Zeit, wo ich in Bombay an Bord meines Dampfers zu gehen hatte, und wollte diese natürlich nicht unbenützt verstreichen lassen. Was mir aber nun sehr fehlte, war jegliche Erfahrung in indischen Angelegenheiten und ganz besonders vermißte ich ein Reisehandbuch, aus dem ich mir wenigstens einige oberflächliche Kenntnisse hätte aneignen können. Die Geographie von Indien hatte ich zwar so ziemlich im Kopf, sonst aber fehlte mir gar manches, das zu wissen nützlich gewesen wäre. Ich war sozusagen von der falschen Seite nach Indien hineingekommen, denn von einem Europäer, den man in Rawal-Pindi antrifft, setzt man in der Regel voraus, daß er wenigstens eine der Hafenstädte des Landes kennt und einige der Plätze, die zwischen der Küste und dieser Nordwestecke von Indien liegen. Ein Kursbuch der indischen Nordwestbahn half meinem Mangel an Wissen in mancher Hinsicht ab und ich konnte mir wenigstens in großen Zügen meine Reise-Route zusammenstellen. Es gibt verschiedene Städte, die für Engländer deshalb besuchenswert erscheinen, weil sie der Schauplatz heldenhafter Kämpfe in jenem fürchterlichen Aufstand von 1857 waren, die aber dem Angehörigen einer anderen Nation nicht dasselbe Interesse einflößen können, so sehr er auch mit den Engländern die Be-

wunderung für jene tapferen Verteidiger verlorener Posten teilen mag. Ich meine hier besonders Lucknow, Meerut und Cawnpur. Im übrigen aber wollte ich mir keinesfalls entgehen lassen: Lahore, Delhi Agra, Benares, und, wenn mir genügend Zeit blieb, sollte ich es mir auch auf einen kleinen Abstecher nach Kalkutta nicht ankommen. Meine letzte Station auf indischem Boden mußte aber notwendigerweise Bombay sein und schon damit war gegeben, daß ich nicht allzu weit nach Osten gehen konnte. Um zunächst dem Mangel an einem Reisehandbuch abzuhelpfen, telegraphierte ich nach Kalkutta und ließ mir Murray's Handbuch nach Delhi entgegen senden.

Ein zweite Schwierigkeit, deren ich mir erst jetzt bewußt wurde, war die, daß ich zwar einen vorzüglichen europäischen, aber keinen eingeborenen Diener hatte. Es wird von dem in Indien reisenden Europäer als ziemlich selbstverständlich vorausgesetzt, daß er einen „native boy“ in seinem Gefolge habe und auch die Bedienung in den Gasthöfen scheint von dieser Voraussetzung auszugehen. Bei seiner mangelnden Kenntnis des Landes und der Sprache konnte mir Weichbold mit dem besten Willen nicht dieselben Dienste erweisen wie ein Einheimischer, ganz abgesehen davon, daß ich ihn in fast ganz derselben Weise mit Quartier und Kost zu versorgen hatte wie mich selbst. Die indischen Provinz-Hotels haben regelmäßig lauter Zimmer derselben Qualität und ebenso regelmäßig zahlt man einen einheitlichen Preis für Kost und Logis, den ich im übrigen durchaus nicht hoch fand.

Die europäische Einwohnerschaft von Rawal-Pindi ist verhältnismäßig groß und es scheint dort eine starke Garnison zu liegen. Ich hatte hier eine Reihe von Dingen einzukaufen, die ich in dem nur halb europäischen Srinagar nicht hatte bekommen können, und ich entdeckte unter den Besitzern der Kaufläden, die ich aufsuchte, eine ganze Reihe von Deutschen. Besonders scheinen hier, wie übrigens auch im russischen Zentralasien, die Zuckerbäcker, Barbieri, Optiker und Uhrmacher deutsche Firmen zu sein, während im russischen Turkestan sich dazu noch die Hotelbesitzer gesellen. Die Eingeborenenstadt vermag dem Fremden nicht viel zu sagen, und der Ort war vermutlich ziemlich unbedeutend, bevor er als Bahnstation und als Fußpunkt der Straße nach Srinagar seine Wichtigkeit erhielt. Bei der dichten Bevölkerung von Indien allerdings gilt dort ein Platz noch für klein, der bei uns schon den Rang einer mittelmäßigen Provinzstadt ausfüllen könnte.

Die Zinkkiste, in der ich meine letzten zoologischen Sammlungen auf dem Weg von Srinagar untergebracht hatte, sandte ich ebenso wie mein Feldbett und einige Decken von Rawal-Pindi an Schenker & Co.

nach Bombay. Ich lebte nämlich damals noch in dem Glauben, daß die genannte Firma eine Filiale in Bombay besäße, und ich hatte auch mein ganzes Gepäck nicht nur von Srinagar an diese Adresse aufgegeben, sondern auch die Empfangsbestätigung des Transportbureaus in einem eingeschriebenen Brief dorthin abgesandt. Aus diesem Irrtum erwuchsen mir später ziemliche Umständlichkeiten, aber schließlich lief doch alles gut ab. Ich hätte mich entschlossen, noch das letzte Stück der Bahn bis Peshawar hinauf zu fahren, aber man



Straße in Rawal-Pindi.

erklärte mir an maßgebender Stelle, daß ich zwar die Stadt besuchen könne, nicht aber den Khaibar-Paß, der die Grenze gegen Afghanistan bildet und auf den es mir hauptsächlich ankam. So gab ich diesen Plan auf und fuhr am frühen Morgen des 6. November gegen Lahore weiter. Die großen Fernzüge der indischen Bahnen können sich sehr wohl sehen lassen. Mit dem Raum wird wenigstens in der ersten Klasse nicht gespart und auch alle die übrigen Vorrichtungen, die Schutz gegen Sonne, gute Ventilation oder Sauberkeit bezwecken, sind ganz musterhaft. Zwar habe ich während meines kurzen Aufenthaltes



in Indien eine ganze Menge von Beschwerden über die Eisenbahn und die dort herrschenden Einrichtungen zu lesen und zu hören bekommen und ich war auch gewiß in der letzten Zeit in meinen Ansprüchen auf bequemes Reisen nicht eben verwöhnt worden. Trotzdem aber gefiel mir der ganze Betrieb sehr gut.

Die Gegend, die ich auf dieser ersten Fahrt durchquerte, hatte absolut nichts von dem an sich, was man sich bei uns im allgemeinen unter Indien vorstellt. Ich meine damit nicht die Leute, die da glauben, daß Tiger und Elefanten über die Geleise laufen und daß man gelegentlich vom Waggonfenster aus eine Witwenverbrennung mit ansehen



Festungstor, Lahore.

kann, sondern es fehlte so ziemlich alles, was auch an die geographische Breite von Indien gemahnt hätte. Ich hätte mir ebenso gut einbilden können, in der Nähe von Bruck a. Leitha oder auf dem Marchfeld zu sein. Hier und da war ein kleines Gehölz zu sehen, meist aber füllten nur Weideland und Felder die Gegend bis an den Horizont und zwischendurch war noch ziemlich viel unbebauter sandiger Boden.

Die Fahrt nach Lahore nimmt  $6\frac{1}{2}$  Stunden in Anspruch; ich war bereits um 1 Uhr mittags in einem Hotel untergebracht. Es mußte augenblicklich in der Stadt offenbar eine große kirchliche Versammlung vor sich gehen, denn der Gasthof war voll von Geistlichen. Ich bekam ein Zimmer, in dem noch einige Stunden lang Tischler und

Tapezierer arbeiteten, bis ich es für mich selbst benutzen konnte, und ich nahm diese Gelegenheit wahr, um gleich nach der Ankunft einen orientierenden Spaziergang durch das europäische Viertel zu machen. Dieses war dem von Rawal-Pindi ebenso ähnlich wie allen übrigen, die ich später sah, nur mit der Ausnahme, daß einige der öffentlichen Gebäude größer und stattlicher waren. Die Wohnhäuser der Europäer liegen meist von der Straße ab in Gärten verborgen und vielfach ist dies auch bei Kaufläden der Fall, so daß der Ortsunkundige manchmal Schwierigkeiten hat, diese aufzufinden. Durch das Garten-System und dadurch, daß in der weiten Ebene genügend Platz zur horizontalen Ausdehnung ist, entstehen große Distanzen zwischen den einzelnen Punkten und teils deshalb, teils um das abendländische Prestige zu wahren, geht der „Sahib“ so gut wie gar nicht zu Fuß. Wer ständig in der Stadt lebt, besitzt selbstverständlich einen Wagen, wenn nicht gar ein Automobil, wenigstens aber ein Reitpferd oder ein Zweirad. Der Fremde hat den Mangel an solchen Dingen dadurch auszugleichen, daß er sich in ausgedehntem Maße des vorhandenen Lohnfuhrwerkes bedient. Im Pandschab bezeichnet man mit Tonga, was man in Kaschmir Ekka nennt, nämlich ein leichtes zweiräderiges Wägelchen mit einem Sonnendach auf vier senkrechten Stäben. Solche Tongas fahren beständig in der Nähe der Hotels auf und ab und wenn man einmal zu Fuß gehen will, muß man sich vor den Kutschern sorgfältig verbergen, um nicht die ganze Zeit von ihnen bedrängt zu werden.

Während der Hitze des Tages sieht man in den Straßen fast nur Eingeborene, gegen Sonnenuntergang aber entwickelt sich ein reges europäisches Leben und man kann um diese Stunde sehen, daß auch in den indischen Provinzstädten an guten Pferden, feinem Fuhrwerk und schönen Toiletten kein Mangel ist.

Am Morgen nach meiner Ankunft begann ich der Reihe nach die Sehenswürdigkeiten anzusehen. Obzwar ich keines der Gebäude oder Denkmäler auslassen wollte, die mir mein Führer aufzählte, lag mir doch hauptsächlich daran, einen Begriff von dem Leben in einer indischen Stadt zu bekommen, und ich ließ mich zunächst lange Zeit in den Basaren und engen Gäßchen der Altstadt umherfahren. Das asiatische Gepräge ist stark verwischt durch die zahlreichen englischen Firmentafeln, die verunglückte halbeuropäische Ausstattung mancher Kaufläden, durch die emaillierten Blechtafeln mit Hausnummern und nicht zuletzt durch die vielen Eingeborenen, die sich auf Zweirädern durch das Gewühl winden. Trotzdem stößt man auf zahlreiche malerische Straßenbilder, besonders in den Teilen, die von den Basaren abliegen. Dann fuhren wir nach dem Fort, das hier wie auch in vielen anderen indischen Städten die schönsten einheimischen

Baudenkmäler enthält. Die große Badschahi-Moskee und der Spiegelpalast oder Schisch-Mahal des Mogulkaisers Dschehangir, sowie das Grabmal Randschit Singh's und weiter in der Stadt die Sannari-Moskee verfehlten ihren Eindruck auf mich nicht, doch wurde er später etwas verdunkelt durch die ähnlichen, aber weit großartigeren Reste aus der großen Zeit Indiens, die ich in Delhi und Agra zu sehen bekam. Nach Haus fuhren wir durch die Lawrence Gardens, einen wunderschönen, halbtropischen Park, und nachmittags sah ich mir das Museum an. Die naturwissenschaftliche Abteilung war gerade



Mausoleum Schach Dschehan's, Lahore.

unter Reparatur und nicht zugänglich und über die schönen kunsthistorischen und architektonischen Sammlungen brauche ich hier nichts zu sagen, denn darüber kann man bei Murray nachlesen. Erwähnen will ich nur die Abteilung, in der die Münzen aus der griechisch-baktrischen Periode ausgestellt sind, von denen im nördlichen Pandshab und weiter hinauf gegen Kaschmir noch viele ausgegraben werden. In der Station Dumehl, wo ich vor dem Eintreffen in Rawal-Pindi übernachtet hatte, waren mir vom Hausbesorger einige Silbermünzen zum Kauf angeboten worden. Ich hatte sie sofort als gefälscht erkannt, denn sie bestanden aus einer Legierung, deren Klang allein schon

genügte, um ihr wahres Wesen zu erkennen, und ich hatte nur der Kuriosität wegen eine von ihnen gekauft. Hier im Museum sah ich nun, daß das Fälschen solcher Münzen ein weit verbreiteter Erwerbszweig zu sein scheint, denn in einem besonderen Glasschrank war der ganze Prozeß der Herstellung solcher Falsifikate genau demonstriert und in der Sammlung der echten Münzen entdeckte ich dieselbe, von der ich eine wertlose Nachahmung besaß.

Nachdem ich mir am nächsten Tag noch das Mausoleum des



Amritsar.

Schach Dschehan und den hübschen kleinen zoologischen Garten angesehen hatte, hielt ich meine Fremdenpflicht in Lahore für getan und setzte meine Fahrt nach Amritsar fort. Ich richtete es mir dabei so ein, daß ich mein ganzes Gepäck bis Delhi aufgab und in Amritsar selbst nur einen Zug übersprang.

Die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt, deren allgemeines Bild dem von Lahore ähnlich ist, und auch so ziemlich ihre einzige Sehenswürdigkeit ist der goldene Tempel, ein prunkvolles Gebäude aus weißem Marmor und vergoldetem Metall, das in der Mitte eines weiten quadratischen Teiches liegt, mit dessen Ufern es durch eine prächtige

Marmorbrücke in Verbindung steht. Der goldene Tempel ist imponierend und wunderschön, darüber kann gar kein Zweifel bestehen. Die Art aber, in der er einem zugänglich gemacht wird, ist ziemlich darnach angetan, selbst die andächtigste Stimmung zu verderben. Man muß beim Betreten seinen Namen in ein Fremdenbuch einschreiben, man bekommt ein kleines Heftchen, in dem zahlreiche Vorschriften und Verbote enthalten sind, man muß große Filzpantoffel über die Schuhe ziehen, und die betenden und singenden Priester im Tempel selbst gehen viel zu sehr auf Silbergeld aus, als daß man vor ihnen Ehrfurcht haben könnte. Wieder im Bahnhof angelangt, blieben mir noch vier Stunden, die ich irgendwie totzuschlagen hatte, und es gelang mir mit Hilfe zahlreicher Zeitschriften ganz gut. Um acht Uhr ging mein Zug ab und nach gut durchschlafener Nacht kam ich gegen sieben Uhr früh in Delhi an. Was ich aber am Bahnhof nicht, wie ich erwartet hatte, vorfand, waren meine zwei Koffer. Ich fuhr zunächst in mein Hotel und von dort gleich wieder nach dem Bahnhof zurück, wo der Stationschef eine Reihe von Telegrammen nach verschiedenen Bahnknotenpunkten abschickte, ohne mir aber allzuviel Hoffnung auf ein baldiges Eintreffen meines Gepäcks zu machen. Dagegen fand ich auf dem Postamt mein Reisehandbuch und war nun wenigstens bei der Auswahl der Sehenswürdigkeiten nicht mehr ganz von den berufsmäßigen Fremdenführern abhängig. Ich dachte anfangs nur drei Tage in Delhi zu bleiben, aber diese Zeit verstrich, ohne daß ich etwas von meinen Koffern zu sehen bekam, trotzdem ich täglich zwei bis dreimal nach dem Bahnhof fuhr und der Stationsvorstand mit steigender Dringlichkeit nach allen Stationen telegraphierte, in denen sich meine Sachen möglicherweise befinden konnten.

Das erste, was ich mir ansah, war das Fort. Es ist ein riesiges Mauerviereck aus Blöcken von rotem Sandstein und hat einen Umfang von nahezu 10 km. Um innerhalb der Festung photographische Aufnahmen machen zu dürfen, bedarf man einer besonderen Erlaubnis. Da ich aber bei meinem ersten Besuch das betreffende Bureau geschlossen fand, mußte ich zunächst darauf verzichten. Die vier Haupttore sind durch Lunetten und starke Schanzen gedeckt und bestehen selbst noch aus mehreren Pforten mit dazwischenliegenden befestigten Vorhöfen. Wir fuhren durch das Lahoretor ein, dessen innerste Pforte durch zwei mächtige Stein-Elefanten flankiert war. Gegenwärtig enthält die Festung die Kaserne der englischen Garnison und verschiedene Wohnhäuser aus der modernen Zeit; aus der älteren den großen Palast Schach Dschehans und eine Moskee aus weißem Marmor mit sehr viel Gold. Der Marmor zu diesen Prachtbauten stammt aus Jaipur und es muß seinerzeit bei dem Mangel an Eisenbahnen ein kolossales



Goldener Tempel in Amritsar.



Stück Arbeit gewesen sein, alle diese Riesenmengen auf eine derartig weite Strecke zu transportieren.

Das Hauptcharakteristikum der Marmorpaläste aus der Mogulzeit ist jedoch ihre Ausschmückung mit sogenannter Pietra-Dura-Arbeit, das ist Einlegearbeit aus Halbedelsteinen. In dieser Hinsicht kann man hier das Großartigste sehen, was sich die Phantasie ausdenken kann. Die feinsten Blatt- und Blumenornamente sind in den verschiedensten Farben vertreten und mit solcher Meisterschaft in den weißen Marmor eingefügt, daß man kaum die schmalste Ritze erkennen kann. Dabei war es den Schöpfern dieser Kunstwerke nicht genug, beispielsweise eine Rose nur in den Umrissen oder nur in einer Farbenschattierung darzustellen, sondern jedes Blatt ist naturgetreu nachgebildet und je nachdem, ob es belichtet oder im Schatten erscheint, durch Steinplättchen in verschiedenen Nuancen wiedergegeben. Ebenso besteht z. B. ein gebogener Grashalm nicht aus einer gekrümmten Lamelle, sondern aus einer großen Anzahl von Teilen, wodurch auf den ersten Blick vollkommen der Eindruck einer sorgfältigen Malerei hervorgerufen wird. Die Steine, die hier zur Verwendung gelangen, sind hauptsächlich Achat und Onyx, Serpentin, Amethyst, Lapis lazuli, Rosenquarz, Citrin, Bergkrystall, Karneol, Granat und Chrysopas und wie bereits angedeutet, setzen sich die Verzierungen nicht nur aus sogenannten Arabesken zusammen, wie man dies in einem mohamedanischen Milieu erwarten sollte, sondern hauptsächlich aus Darstellungen von Blumen, Früchten und Vögeln. Allerdings sind die kostbaren Steine vielfach herausgebrochen und fehlen nun entweder ganz oder sie sind durch farbigen Gips ersetzt. Gegenwärtig wird jedoch ein großer Teil der alten Arbeiten restauriert und zwar durch einen italienischen Kunsthandwerker, den ich gerade bei der Arbeit antraf. Er heißt Alberto Menegatti und stammt aus Florenz, der alten Heimat der Pietra-Dura-Kunst. Es verdient erwähnt zu werden, daß auch die Meister, die in der indischen Kaiserzeit diese Kunstwerke ausführten, Florentiner waren. Die Mogulkaiser verschmähten es nicht, sich ihre Künstler aus dem Abendland kommen zu lassen, und auf diese Art hat auch Europa seinen bedeutenden Anteil an jenen herrlichen asiatischen Baudenkmalern. Auch das allerschönste von ihnen, der Tadsch-Mahal in Agra, ist ebenfalls nach den Plänen eines Europäers erbaut, nämlich des Meisters Austin de Bordeaux. Signor Menegatti, ein netter alter Mann mit Schurzfell und Brille, gestattete mir, ihm einige Zeit bei der Arbeit zuzusehen, die er vollkommen allein verrichtete. Nur die fertigen Steintafeln werden dann durch Maurer in die Wände eingesetzt. Seine neu eingelegten Blumenstücke und Vögel waren von den schönsten der noch erhaltenen nicht zu

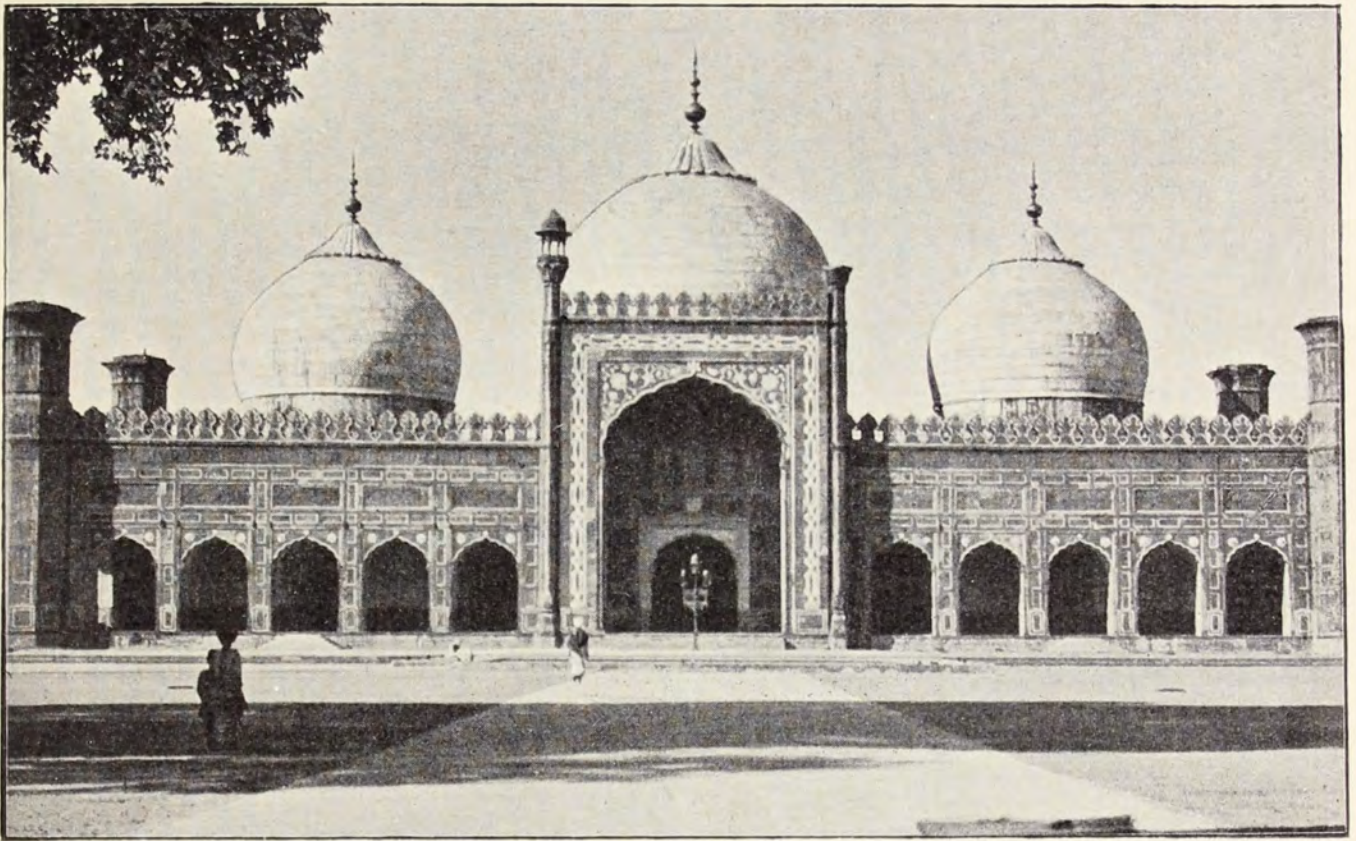


unterscheiden und es kam mir sogar vor, als wären sie noch ein bißchen schöner als jene.

Der Luxus und die Pracht, die das alte Kaiserschloß zur Schau trägt, wirkt ganz verblüffend, trotzdem die Räume jetzt unbewohnt und leer sind. Denkt man sich dazu noch prächtige Möbel, herrliche Teppiche und eine glanzvolle Versammlung prunkvoll gekleideter Fürsten, so kann man sich wohl vorstellen, daß das Leben an diesen Höfen auf die ersten Abendländer, die es kennen lernten, einen überwältigenden und märchenhaften Eindruck gemacht haben muß. Der große Thronsaal ist das Glanzstück des Schlosses, im Gerichtssaal ist die Pietra-Dura-Arbeit nur durch bemalten Stuck vertreten, ein Unterschied aber, den man bei oberflächlicher Betrachtung kaum wahrnimmt. Besondere Sorgfalt und großes Raffinement sind auf die Baderäume verwendet, die sehr ausgedehnt sind und aus verschiedenen größeren und kleineren Gemächern bestehen. Hier gibt es heimliche unterirdische Zugänge und versteckte Türen im Marmorgetäfel, der Boden selbst ist mit riesigen spiegelblanken und reicheingelegten Marmorplatten bedeckt und die Wasser-Behälter selbst meistens riesige mit großer Feinheit ausgehöhlte Monolithen. Überhaupt spielen große Arbeiten aus einem Stück Stein eine bedeutende Rolle, besonders bei den Fenstern. Dort sind mächtige Marmortafeln bis auf eine Dicke von wenigen Zentimetern zugeschnitten und entweder von zahlreichen polygonalen Öffnungen durchbrochen oder aber sie zeigen die Skulpturen einer Weinlaube, bei der man zwischen den einzelnen Blättern und Stengeln ins Freie sehen kann. Das geringste Versehen des Arbeiters würde hingereicht haben um die ganze Arbeit zu verderben und es wäre interessant zu wissen, wieviele dieser Tafeln zweimal oder öfters gemacht werden mußten. In den eigentlichen Wohnräumen, die sich wie bei allen mohammedanischen Palästen in die mehr öffentliche Wohnung des Fürsten und in die abgeschlossenen Frauengemächer teilen, sieht man weniger prunkvolle Ausstattung. Sie sind vielfach sogar nur weiß getüncht, obzwar sie vermutlich seinerzeit ebenfalls marmorgetäfelt waren. In ihnen sind neben den kleinen Fenstern das hübscheste die Kamine, von denen ein Raum, nämlich der achteckige Speiseraum, an jeder seiner Seiten einen reich verzierten Marmorkamin aufweist. Aus den Frauengemächern möchte ich nur die eigenartigen Aufbewahrungsorte für Schmuck erwähnen. Es sind in die Wände eingelassene Hohlräume mit einer Öffnung, die so eng ist, daß sich nur eine sehr schmale Hand hindurchzwängen kann.

Der ehemals jedenfalls prächtige Park, der den Rest des Mauerumschlossenen Vierecks ausfüllt, ist ziemlich vernachlässigt, zeigt aber

noch die Spuren größerer Anlagen, Bassins, Springbrunnen und Kaskaden. Im Hof des Schlosses war früher einmal ein Teich und man zeigte uns den Erker, von dem aus der Kaiser nach Fischen zu angeln pflegte. Jetzt wuchsen dort Pappeln und Platanen, aus deren Jahresringen man auf das Alter der Anlagen schließen könnte, wenn es darüber nicht zuverlässigere Quellen gäbe. Im Garten ist noch ein besonderer Bau, der durch unterirdische Gänge mit dem Schloß in Verbindung steht und der den Mitgliedern des kaiserlichen Hofes in den heißen Tageszeiten des Sommers als Aufenthalt diente. Seine Fenster und Türen öffneten sich in einen geschlossenen Hof und es



Dschuma Mesdchid, Delhi.

war eine Einrichtung getroffen, durch die beide mit Vorhängen von rieselndem Wasser verschlossen werden konnten. In diesem Teil wurde aber augenblicklich soviel mit Gerüsten, Balken und Mörtel-eimern gearbeitet, daß man kaum etwas von den Gemächern sehen konnte.

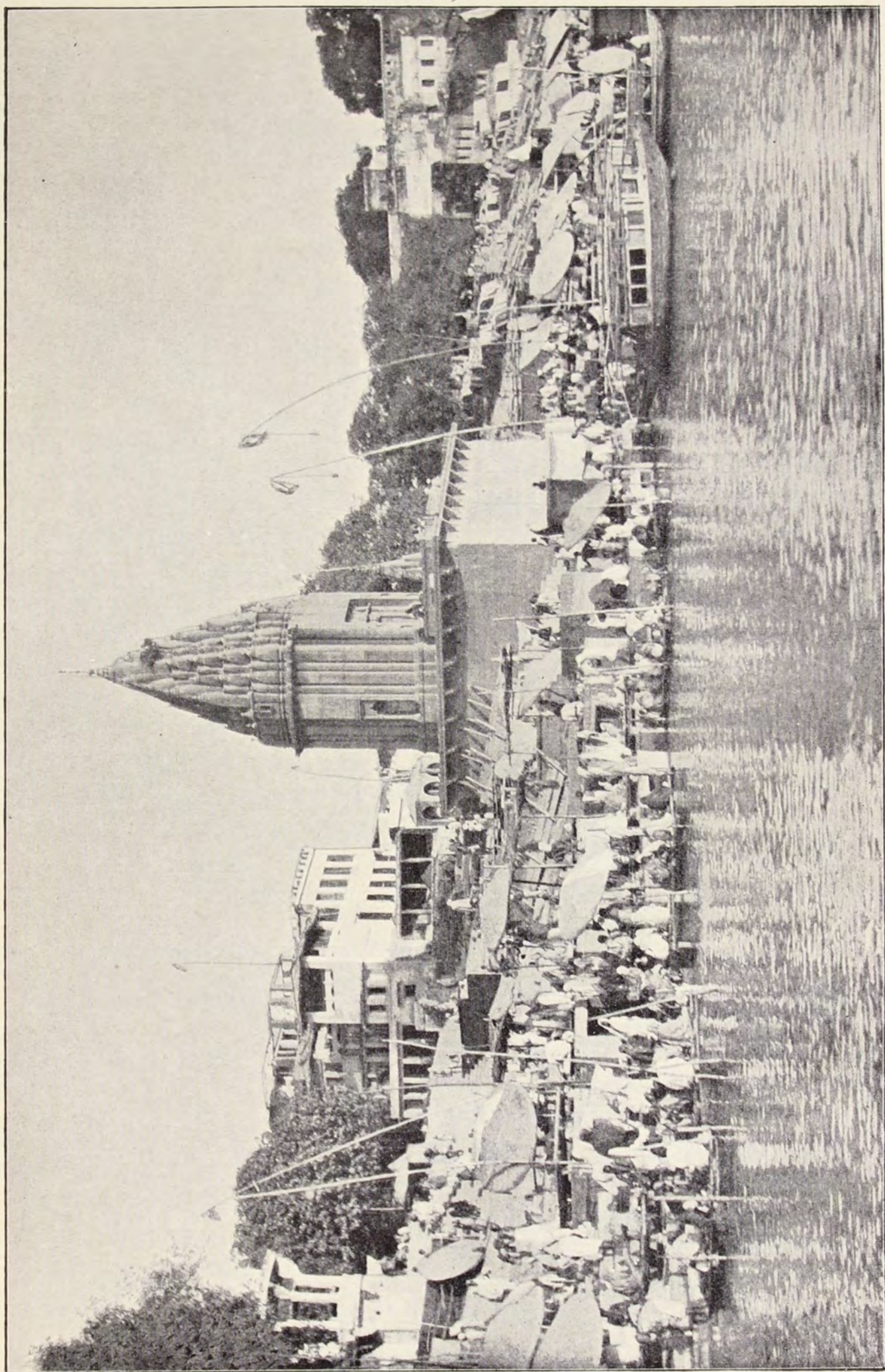
Dann fuhr ich zu der Haupt-Moskee, die ebenfalls Dschuma Mesdchid heißt. Sie ist ebenso imponierend und großartig wie die von Lahore, übertrifft sie aber an Feinheit der Marmorskulptur und außerdem dadurch, daß sich in den Vierecken des großen Vorhofes zierliche Minars erheben. Zum Schluß führen wir dann durch die Hauptstraße der Stadt, Tschandni-tschok, nach dem Hotel zurück.

Die Straße ist lang und breit, mit einer schönen Allee, und enthält viele große Kaufläden, deren Ausrüfer das Höchste an Zudringlichkeit leisten. Glücklicherweise war ich in meinem Wagen wie in einer kleinen Festung, und länger als fünf Minuten lief doch keiner von ihnen hinterdrein. Ein hübsches Detail in den Straßen der indischen Städte sind die vielen gestreiften kleinen Eichhörnchen, die sich in den Bäumen und unter ihnen tummeln und ganz wie unsere Sperlinge nach Futterabfällen suchend über das Pflaster laufen. Als ich wieder zu Haus ankam, war ich ehrlich müde, denn nach der durchfahrenen



Grabmal Kaiser Humajun's, Delhi.

Nacht hatte ich fast den ganzen Tag im Sonnenbrand zugebracht, und es war noch ein gutes Stück heißer gewesen als bei uns an einem wolkenlosen Hochsommertag. Unzufrieden — wie wir Menschen schon einmal eingerichtet sind — wünschte ich mich jetzt schon wieder nach der Kühle zurück, die auf dem Hochlande geherrscht hatte, während es dort meine beständige Sehnsucht gewesen war, einmal ohne Pelzmantel und ohne zu frieren in der warmen Sonne spazieren zu können. Mit großer Freude begrüßte ich den leichten Flanellanzug, den ich mir am Morgen bestellt hatte und der nun bereits fertig war. Mit ihm im Verein mit dem Tropenhelm war es nun auch an den heißesten Tagen ganz wohl auszuhalten.



Benares, Morgenstunde am Ganges.



In den folgenden Tagen stattete ich dem Stationsvorstand regelmäßig Besuche ab, ohne vorläufig über den Verbleib meines Gepäcks etwas erfahren zu können. Die Sache begann ernst zu werden, denn die Koffer enthielten nicht nur einen großen Teil meines Barvorrates, sondern auch meine photographischen Aufnahmen, Kartenskizzen und Tagebücher, nicht zu vergessen meinen ganzen Vorrat an Kleidern und Wäsche. Ich hatte schon verschiedenes in Delhi einkaufen müssen, und setzte mir als Termin den 15. November. Wenn bis dahin meine Koffer nicht zur Stelle waren, mußte ich um Geld nach Haus telegraphieren, mir eine komplette neue Ausrüstung kaufen und meine Ersatzansprüche bei der Bahn zur Geltung bringen. Im Hotel betrachtete man mich schon mit einigem Mißtrauen, dem ich vorläufig dadurch abhalf, daß ich einige Noten zu 100 Rupien an der Kasse wechselte; so konnte der Besitzer wenigstens darüber beruhigt sein, daß ich meine Rechnung bezahlen konnte. Die übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt lernte ich bei meinem verlängerten Aufenthalt natürlich sehr genau kennen. Ich machte einen Ausflug nach dem Kutab-Minar, ich besuchte die Moskee des Scheher Schach, das Mausoleum des Kaisers Humayun, die Palast-Ruinen von Firosabad und einen Komplex von Grabdenkmälern, dessen Mittelpunkt das Grab des Heiligen Nisam-ud-Din-Aulia bildet, und am Morgen des 15., als ich mich schon genau darüber informiert hatte, wie man telegraphisch Geld aus Österreich nach Delhi schicken könne und bereits im Besitz der Adresse eines Rechtsanwalts war, erhielt ich die Nachricht, daß meine Koffer eingetroffen seien. Ich ließ sie sofort abholen und setzte die Abreise für Mitternacht desselben Tages fest. Die Koffer waren auf dem Weg von Lahore nach Delhi in der Station Phillour abgeladen worden, trotzdem sich dort weder eine Umsteigestation noch ein größerer Bahnhof befand.

Mein Programm war sehr genau eingeteilt gewesen und hatte durch den verlängerten Aufenthalt in Delhi einen empfindlichen Stoß erhalten. Wenn ich noch alle Punkte sehen wollte, von denen ich es mir vorgenommen hatte, mußte ich mich beeilen. Mein nächster Aufenthalt war in Benares, und ich konnte ihn jetzt nur auf einen Tag bemessen. Ich kam abends dort an und bestellte mir sofort für den nächsten Morgen ein Boot, denn das Schönste an Benares ist bekanntlich früh morgens das Leben am Ufer des Ganges. Trotzdem jetzt sehr viele Mohammedaner in der Stadt leben, ist Benares noch immer eine Hochburg des Brahmanentums, und neben den zahlreichen Hindu-Heiligtümern erhebt sich vereinzelt die große Moskee des Kaisers Aurangseb. Fast alle einheimischen Fürsten haben in Benares einen Palast am Ufer des Stromes, in den sie sich zurückziehen, wenn sie

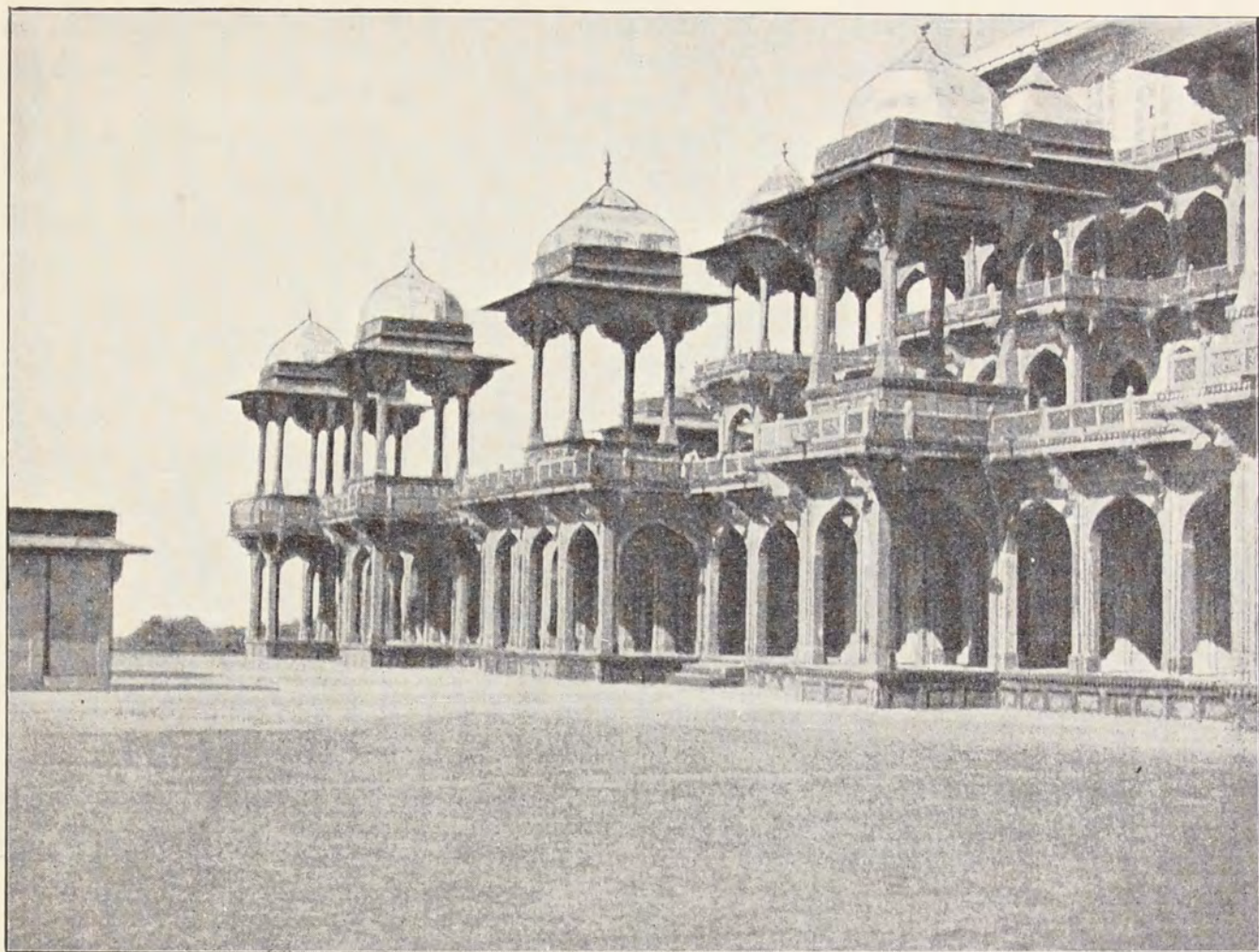
ihr Lebensende nahe glauben. Denn ein Bad in den Fluten des Ganges befreit den gläubigen Hindu von allen Sünden und erschließt ihm die Pforten des Paradieses.

Meine Erwartungen hatten mich nicht getäuscht. Das Ufer des mächtigen Stromes bot in der hellen Morgensonne ein prächtiges Bild. Hunderte von Menschen erfüllten die breiten Treppen, die von den Tempeln und Palästen zum Wasser herab führen, und hunderte badeten in dem grünen Wasser an ihrem Fuß. Andere wieder hatten sich unter großen Sonnenschirmen am Ufer gelagert, zahlreiche Boote glitten auf der langsamen Strömung am Ufer entlang. Hier war Sonne, Farbe und Leben, soviel man nur wollte. Die eigenartigen Formen der Pagoden hoben sich scharf vom blaugrünen Himmel ab, und die bunten Trachten der vielen Hindu halfen mit, ein Bild von echt indischer Farbenpracht zu schaffen. Weiter oberhalb aber führt über den Ganges eine lange eiserne Bahnbrücke, und so erkennt der Fremde rechtzeitig, daß er nur mehr Überreste einstiger Herrlichkeit vor sich hat.

Von dem goldenen Tempel in Benares hatte ich schon viel gehört, er brachte mir aber eine ziemliche Enttäuschung. Die Heiligtümer, so weit ich sie betreten durfte, waren zwar voll von phantastischen Götterbildern und feinen Skulpturen, der Tempel selbst aber ist so kompliziert angelegt und so sehr von Häusern und Gassen eingeschlossen, daß man keinen Totaleindruck gewinnen kann und daß seine goldenen Kuppeln vollkommen verloren gehen. Natürlich versäumte ich es auch nicht, den Affentempel zu besuchen, der dem Gott Hanuman geweiht ist, und in dessen Vorhof man die zahlreichen Affen wie in einem zoologischen Garten füttern kann.

Ich hatte im Lauf des Nachmittags meine Fahrt am Flußufer wiederholt und war auch viel zu Fuß durch die engen Gassen der Stadt gegangen. Als wir vom Affentempel den Heimweg einschlugen, war es bereits abends, und große Mengen von Volk standen auf den Straßen und sahen nach dem Himmel. Es war nämlich an diesem Tag Neumond und zwar der Neumond, der den Mohammedanern das Ende ihres Fastenmonates Ramasan anzeigt, und alle die treuen Anhänger des Propheten warteten darauf, das erste Stückchen der Mondichel zu sehen, um dann das große dreitägige Fest beginnen zu können. Der Neumond stellte sich auch pünktlich ein und der Jubel war groß. Nur ich bedauerte es, daß ich den ganzen folgenden Tag in der Eisenbahn zuzubringen hatte, denn ich hätte mir gerne die große Moskee angesehen, wenn sie von einer tausendköpfigen, feierlich bewegten Menge erfüllt war. So aber fuhr ich um 7 Uhr des nächsten Morgens ab. Ich hatte erst in Moghal Serai, dann spät abends in Tundla umzusteigen und kam um 11 Uhr in Agra an.

Auch hier sollte mein Besuch ziemlich flüchtig sein. Ein Tag mußte mir genügen, um die bedeutendsten Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen, und auf den Ausflug nach Fatepur Sikri, der alten Residenz des Kaisers Akbar, verzichtete ich von vornherein. Noch spät am Abend hatte ich eine Konferenz mit dem Fremdenführer des Hotels, der ziemlich bestürzt war, als ich ihm zumutete, mir alles, was es in Agra selbst zu sehen gab, in einem Tag zu zeigen. Wir stellten uns aber doch ein ganz stattliches Programm zusammen und begannen



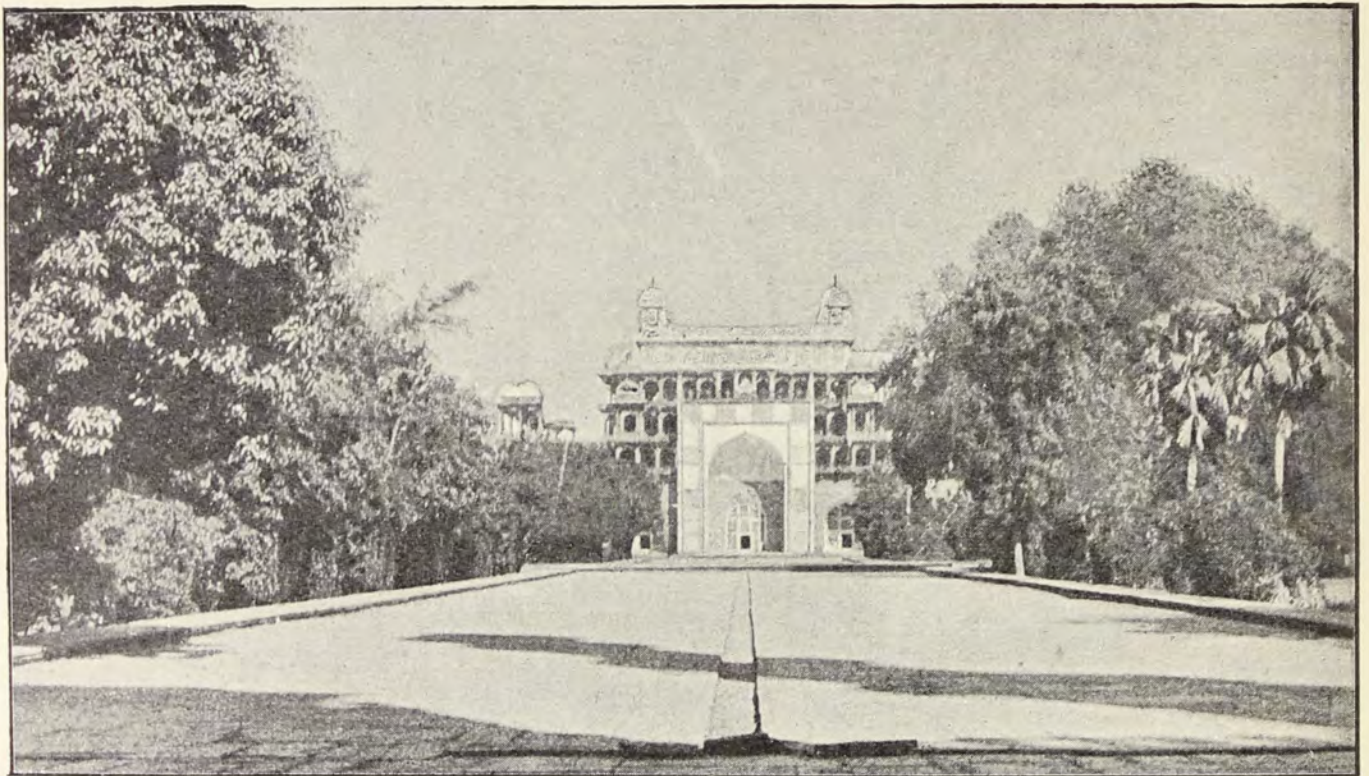
Teil des Palasts von Sikandra.

am frühen Morgen mit der Fahrt nach den Kaisergräbern von Sikandra, die ungefähr 10 km außerhalb der Stadt liegen. Die Anlage ist die bei solchen Bauwerken übliche: ein großes mauerumschlossenes Viereck, die Eingangspforte an einer der schmalen Seiten und darin ein Garten mit einer breiten Avenue mitten durch. Das Mausoleum liegt dem Eingang gegenüber und besteht aus drei Stockwerken, die sich nach oben verjüngen, mit zahlreichen Plattformen und Ecktürmchen. Das oberste Stockwerk ist aus weißem Marmor, und hier finden sich wieder alle die prächtigen und feinen Skulpturen, in denen sich der Kunstsinn der Mogulkaiser hauptsächlich geäußert hat. Auf der Mittel-



plattform steht ein niedriger Marmorpfeiler mit einer Vertiefung, in der früher der berühmte Diamant Koh-i-noor aufbewahrt wurde, der nach verschiedenen Irrfahrten jetzt im englischen Kronschatz angelangt ist. Die eigentlichen Grabgemächer mit ihren Marmor-Sarkophagen liegen halb unterirdisch im tiefsten Stockwerk.

Auf dem Weg nach der Stadt zurück hatten wir die Dschamna auf einer Schiffsbrücke zu übersetzen und sahen aus ziemlicher Nähe eine Anzahl von Krokodilen, die behaglich auf den flachen Sandbänken in der Sonne lagen. Niemand scheint die Tiere hier zu verfolgen, aber vermutlich ist auch die Zahl der Leute, die in der Nähe im Fluß baden, ziemlich gering.



Sikandra (Agra).

Die zweite Nummer auf dem Programm war das Fort mit dem großen Palast-Komplex, der von Schach Dschehan erbaut ist, mit der Moti Mesdschid oder Perl-Moskee. Der Palast ist riesenhaft, enthält viele Höfe und Trakte in verschiedenen Stilarten, teils aus Marmor, teils aus rotem Sandstein, und in ihm fand man in vergrößertem Maßstab alles das wieder, was man auch in den Palästen von Lahore und Delhi sehen kann. Ich weiß nicht, ob es die Eile meines Besuches war oder die Tatsache, daß ich eben vorher Lahore und Delhi besucht hatte, die in mir nicht ganz den Eindruck aufkommen ließ, den der Palast doch bei seiner reichen Pracht wachrufen sollte. Vielleicht liegt auch in der ständigen Wiederholung des Prunkes etwas, was die Bewunderung rasch herabmindert. Es mag auch die Ungeduld gewesen

sein, mit der ich dem Tadsch-Mahal entgensah. Dieser ist das Mausoleum, das Schach Dschehan in den Jahren 1630—52 seiner Lieblingsgattin Ardschmand Banu erbaute. Unter diesem ihrem eigentlichen Namen ist die Fürstin weniger bekannt als unter ihrem Beinamen Mamtas Mahal, was „Erwählte des Palastes“ bedeutet. Ganz eigentlich heißt auch der Tadsch-Mahal anders. Diese Worte würden „Grab-Palast“ bedeuten oder einfacher Mausoleum. Die korrekte Bezeichnung ist aber Tadsch-Bibi-Ka-Rosa, zu übersetzen mit „Grab der gekrönten Dame“.

Ich gönnte mir erst im Hotel eine längere Mittagspause und fuhr dann neugestärkt los. Diesmal war von einer Enttäuschung nicht die Rede. Der Tadsch-Mahal übertrifft alle Erwartungen mit seiner grandiosen und eleganten Marmorpracht. Die Skulpturen und die Pietra Dura-Arbeit sind über alle Beschreibung schön, aber noch schöner der Gesamteindruck von außen, und am allerschönsten der Dom mit seinem feierlich gedämpften Licht, das durch die Marmor-Gitterfenster herein dringt. Ein französischer Reisender hat einmal eine sehr interessante Bemerkung gemacht, nämlich die, daß trotz des geringen Ansehens, das im mohammedanischen Osten die Frauen genießen, die beiden herrlichsten Bauwerke dieses Teiles der Erde dem Andenken an Frauen gewidmet sind. Das eine ist der Tadsch-Mahal, das andere die Moskee Bibi-Chanum in Samarkand, die der große Timur seiner chinesischen Gattin zu Ehren erbaute. Ohne Zweifel ist der Tadsch-Mahal das schönste Bauwerk, das ich je gesehen habe, aber wenn ich ganz aufrichtig sein soll, hat der Registan und das Grabmal Timurs in Samarkand einen tieferen Eindruck auf mich gemacht. Was dort an Pracht und kostbarem Material fehlt, wird ersetzt durch eine Vornehmheit der Formen und Linien, an die vielleicht nicht einmal der Tadsch-Mahal heranreichen kann. Wodurch dieser aber besonders wirkt, ist das Gigantische seiner Anlage und die herrlichen Lichteffekte auf dem blanken weißen Marmor. Man müßte ihn wohl in einer stillen Vollmondnacht sehen, um seine ganze Schönheit empfinden zu können.

Schon um 9 Uhr abends saß ich wieder im Zug, für diesmal mit Jaipur als Bestimmungsort. Ich hatte noch eine kleine Änderung in meinem Reiseprogramm vorgenommen. Auf einem der Plakate, die im Vorraum des Hotels angeschlagen waren, hatte ich Bilder der Stadt Udaipur entdeckt und diese hatten mir so gut gefallen, daß ich mir Udaipur nicht entgehen lassen wollte, obzwar die Verbindung dorthin und weiter nach Bombay weit davon entfernt war, gut zu sein. Ich war auf dieser Reise schon einmal an die Stadt erinnert worden und zwar in Osch durch einen kleinen Vorfall, den ich jetzt hinterher

erzählen will. Als auf dem dortigen Postamt die eingelaufenen Briefe durchsucht wurden, um die für mich bestimmten herauszufinden, bemerkte ich ein schmutziges kleines Kuvert ohne Marke, daß mir aber seiner merkwürdigen Adresse wegen auffiel. Der Adressat war nämlich niemand geringerer, als der Kaiser von Rußland und als Aufenthaltsort war Kaschgar gegeben. Ich sah mir den Brief von allen Seiten an und fand, daß man ihn von Kaschgar nach Osch geschickt hatte. Er war auch bereits in Taschkent, Margelan und Aulieh-Ata gewesen und der dortige Postbeamte hatte den Brief mit dem Vermerk „Adressat unbekannt“ wieder nach Osch zurückgeschickt. Ich bezahlte das Nachporto und erwarb auf diese Art das seltsame Schreiben, das ich Oberst Saizeff überließ. Es stellte sich heraus, daß ein armer russischer Turkestaner, der nach Udaipur verschlagen worden war, in diesem Brief seinen kaiserlichen Herrn um das Geld zur Heimreise bat. Der Brief war bereits einige Monate alt und der Absender hatte auch außer seinem Namen keinen anderen Anhaltspunkt zu seiner Auffindung geliefert. Ich weiß nicht, was mit dem Brief weiter geschah, aber vermutlich hat der biedere Bittsteller selbst nie allzuviel Hoffnung gehabt, plötzlich einen Geldbrief aus Petersburg zu bekommen.

Jaipur ist deshalb besonders interessant, weil es trotz seines ausgesprochen indischen Gepräges eine Menge europäischer moderner Einrichtungen besitzt. So sind fast alle Straßen rechtwinkelig angelegt, breit, gepflastert und außerdem wird die Stadt durch Gaslaternen erleuchtet. Die Häuser in den Hauptstraßen sind sehr gut gehalten und alle gleichmäßig rosenfarbig getüncht. Der erste Eindruck ist eigenartig und überraschend, bald aber wirkt die Einförmigkeit langweilig. Die Stadt Jaipur steht erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts; vorher war die Residenz des Fürstentums in Amber, einem Ort, der einige Kilometer weit in den Bergen liegt. Das häßlichste Gebäude der neuen Stadt dürfte der Winterpalast des Maharadscha sein, ein riesiger Komplex aus verschiedenen Steinen und in verschiedenen Stilarten. Ich sah mir darin den fürstlichen Marstall an und die Menagerie, in der mir besonders ein riesiger Tiger auffiel, der ganz frisch gefangen zu sein schien und sich wütend gegen das Gitter seines Käfigs warf, so oft sich jemand näherte. Sehr hübsch ist auch der große Park mit dem Krokodilteich. Die Wächter und Wärter verschaffen sich natürlich eine kleine Extra-Einnahme, indem sie den Fremden zulieb die Krokodile füttern und diese schienen die Sache schon gut zu kennen, denn auf einen eigentümlichen schrillen Ruf kamen sie aus allen Ecken in rascher Fahrt herbei und bissen sich eifrig um die hineingeworfenen Fleischstücke. Unter ihnen befand sich auch ein sehr großes Exemplar, das seines hohen Alters wegen die Zielscheibe eines besonderen

Witzes ist. Ein großes Stück Fleisch wird an ein Seil gebunden und dem Krokodil zugeworfen, das alsbald seine Kiefer darüber zusammenklappt. Nun aber zieht der Mann an dem Seil und das arme Tier folgt solange nach, bis es an das Steinufer herangekommen ist; dann wehrt es sich lebhaft unter Grunzen und heftigen Schwanzschlägen, schließlich aber wird ihm der Bissen wieder aus dem Schlund gezogen und dieser Scherz kann beliebig oft wiederholt werden. Einer der Wächter leistete noch ein anderes Stückchen, indem er dem



Jaipur, Zoologischer Garten.

Krokodil-Greis seinen Fuß bis ans Knie in den Rachen steckte; er kann es ruhig tun, denn, wie ich mich überzeugte, verfügt dieser Rachen auch nicht über einen einzigen Zahn. Nachdem das ehrwürdige Krokodil einige Zeit lang geneckt worden war, bekam es schließlich seine Fleischportion ohne hemmendes Seil und schwamm befriedigt damit davon. Außer den Krokodilen leben im Teich noch einige Riesen-Schildkröten der Gattung *Trionyx*, sehr bissige und heimtückische Tiere, die im Wasser eine ganz verblüffende Gewandtheit entwickeln. Außerdem war im Palast gerade die Ablohnung der Garde

und sämtlicher Angestellter und Diener. In einer großen Halle saßen in verschiedenen Gruppen die kaiserlichen Beamten, umgeben von Säcken mit Silbergeld und die Diener und Soldaten wurden der Reihe nach aufgerufen und erhielten ihre Löhnung ausbezahlt. Jeder mußte auf der Liste den Empfang bestätigen und auf diese Art ging die Auszahlung ziemlich langsam vor sich.

Jaipur verfügt aber noch über ein ganz modernes Gebäude, nämlich das große Museum, das Albert Hall genannt wird. Es enthält neben Dingen, die man in jedem kunsthistorischen Museum zu sehen bekommt, noch eine kleine zoologisch-anatomische Sammlung, als Hauptsache aber eine reiche Ausstellung indischen Kunstgewerbes und besonders der Erzeugnisse von Jaipur selbst. Die dem Fürsten gehörige „School of Art“ hat sich zur Aufgabe gemacht, neue Motive in die alte indische Bronze- und Messing-Kunst zu bringen. Besonders in ziselierten Messingarbeiten leistet diese Anstalt Großes und man wird auch dementsprechend unablässig von Händlern verfolgt, die allerlei Becher, Vasen, Teller und Götterstatuetten zum Verkauf halten. Sehr hübsch ist der kleine zoologische Garten in der Nähe des Museums, dessen Vogelhäuser ganz nach dem neuesten Modell eingerichtet sind.

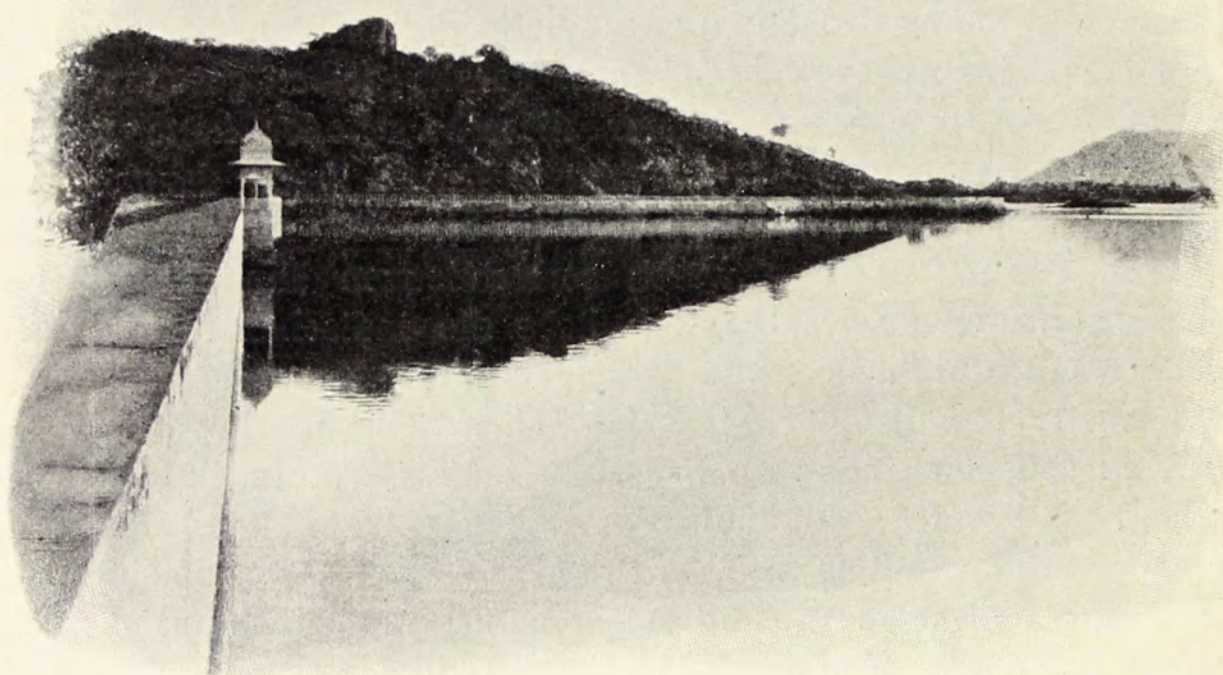
Der Ausflug nach Amber, der alten Residenz, kam am nächsten Morgen zustande. Es gehört dazu, daß man dabei auf einem Elefanten reitet, obzwar dies durchaus nicht notwendig ist. Eine englische Familie, neben mir die einzigen Gäste in dem kleinen Hotel, war mit von der Partie. Erst fährt man im Wagen bis an den Fuß einer Bergkette, wo die bestellten Elefanten warten. Dann klettert man auf einer Leiter auf einen der Kolosse hinauf, wird vom Führer aufmerksam gemacht, daß man sich beim Aufstehen des Tieres fest anzuhalten hat und dann setzt sich der Elefant in Bewegung. Man wird tüchtig hin und hergerüttelt und kommt auch nicht besonders schnell vom Fleck. Außerdem führt nach Amber eine vorzügliche Fahrstraße, aber wie gesagt, es wird von dem Fremden als selbstverständlich vorausgesetzt, daß er sich eines Elefanten bedient. Über einen kleinen Paß gelangt man in ein Tal, das nach der anderen Seite in die Ebene mündet, und am linken Hang liegt der große alte Palast. Die Stadt selbst ist bis auf wenige Häuser verlassen und zerfallen; das Schönste an dem Palast ist seine Lage und der wunderhübsche Blick auf das Tal und die Ebene, den man von den zahlreichen Erkern und Terrassen aus genießt. In einem kleinen Gasthaus am Fuß des Schloßberges hat der Besucher ein Frühstück einzunehmen und wird sodann nach der Stelle zurückgebracht, wo sein Wagen wartet.

Im Hotel selbst waren wir wenigen Gäste vollkommen belagert

von allerlei Leuten, die Waffen und Messinggegenstände verkaufen wollten, dann von Taschenspielern, Photographen, Tänzerinnen, Schlangenbändigern u. s. f. Da wir gerade nichts besseres zu tun hatten, ließen wir uns alle Künste der Reihe nach vorspielen; aber selbst die besten Kunststückchen des Taschenspielers gingen nicht über das hinaus, was man in Europa auf Schritt und Tritt sehen kann. Man hatte mir gesagt, der Zauberkünstler wäre ein großer Fakir und ich hatte, bevor seine Vorstellungen begannen, ein bißchen Hoffnung, endlich einmal aus eigener Anschauung etwas von den berühmten Kunststücken kennen zu lernen, über die man bei uns soviel liest und hört. Das einzige aber, was der Mann in dieser Richtung konnte, war der Trick mit dem kleinen Knaben, der in einen Korb gesteckt wird, worauf man ein halbes Dutzend Dolche und Schwerter in allen Richtungen durch den Korb durchsteckt. Ich hatte es nicht versäumt, mich bei jeder Gelegenheit danach zu erkundigen, welche der abenteuerlichen Fakir-Künste meine Gewährsmänner bereits selbst gesehen hätten, aber die Antwort war fast immer dieselbe. Jeder hatte von den unglaublichsten Dingen gehört, Bekannte hatten ihnen davon erzählt, auch Leute, denen man unbedingt Glauben schenken mußte, aber keiner von denen, die ich befragte, waren selbst Zeugen ähnlicher unglaublicher Vorführungen gewesen. Ich habe die indischen Fakirs fast im Verdacht, daß sie ihren Ruhm weniger ihrer Kunst verdanken, als europäischen Novellisten und Reise-Schriftstellern. Es scheint hier ähnlich zu sein wie anderswo mit alten Schlössern, in denen Geister umgehen. Der gute Freund unseres Bekannten hat die Sache gehört oder sogar mit angesehen, der, mit dem wir eben sprechen, war schon nicht mehr dabei gewesen, und selbst bekommt man derartiges schon gar nicht zu sehen. Von den Tänzerinnen will ich nur bemerken, daß sie außerordentlich häßlich und langweilig waren. Die sagemuwobenen Bajaderen gehören vielleicht auch in dieselbe Kategorie wie die Fakirs und die Schloßgespenster, — wenigstens die, die der Tourist zu sehen bekommt.

Um 11 Uhr abends des 22. Novembers setzte ich meine Reise fort. Um  $1/25$  Uhr früh mußte ich in Tschitorgarh umsteigen und gegen Mittag wurde Udaipur, die Kopfstation der kleinen Lokalbahn, erreicht. Im Abteil lernte ich einen jungen Herrn kennen, der die Postämter des Distrikts zu inspizieren hatte, und wir beschlossen, uns Udaipur gemeinsam anzusehen. Vom Bahnhof selbst sieht man von der Stadt gar nichts, erst nach einer halben Stunde, die man durch eine buschbestandene Ebene fährt, erreicht man das kleine Hotel und von dort ab ist es noch ein gutes Stück Weg nach der Stadt, die an einen felsigen Höhenzug hinan gebaut ist. Am Fuß dieser Hügelkette

breitet sich ein ziemlich großer See aus mit vielen Buchten, Felsvorsprüngen und einer Anzahl reizender kleiner Inselchen. Auf jeder von ihnen steht irgend ein Tempel oder Pavillon und eine alte Festung auf dem höchsten Punkt auf den Hügeln beherrscht die ganze Umgegend. Leider muß man, um eine Bootfahrt auf dem See zu machen, eine besondere Erlaubnis haben und wir erfuhren das erst, als es schon zu spät war. Die Stadt aber und den ausgedehnten Park, der um das fürstliche Schloß liegt, konnten wir uns mit Muße ansehen. Die alte Stadt hat enge winkelige Gassen mit vielfach mehrstöckigen



See am Udaipur.

Häusern. Der Park trägt bereits ganz tropischen Charakter und ist sehr geschmackvoll angelegt. Er enthält wieder einen Tiergarten, in dem neben Panthern, Tigern, Bären und Wildschweinen ein Gudscherat-Löwe meine besondere Aufmerksamkeit erregte. Die Nordwest-Ecke des vorderindischen Dreiecks ist noch die Heimat von Löwen und ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich auch noch weiter durch Beludschistan bis in das östliche Persien.

Nach einem vergeblichen Versuch, die Erlaubnis zur Bootfahrt noch für den nächsten Morgen zu bekommen, mußten wir den Plan aufgeben und ich fuhr um die Mittagsstunde wieder nach Tschitorgarh zurück. Der anschließende Zug lieferte mich 24 Stunden später in

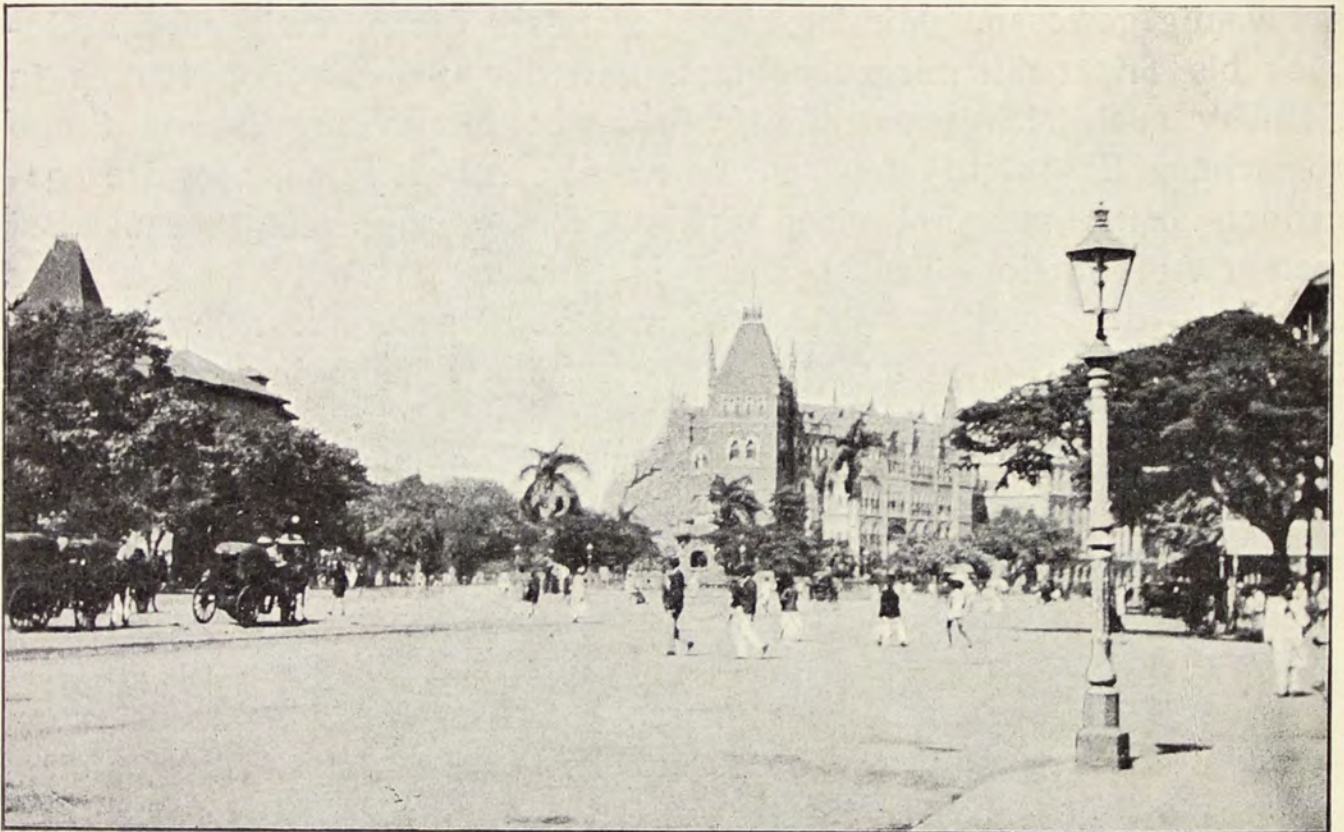
Khandua ab, das bereits an der Hauptlinie der „Great Indian Peninsular“ liegt. Diese ist wieder normalspurig, während die Bahn von Jaipur nach Khandua mit ihren Nebenlinien eine Schmalspurbahn ist. Auf den Postzug, den schnellsten der Strecke, hätte ich acht Stunden warten müssen und ich zog es daher vor, nach dreistündigem Aufenthalt mit einem Personenzug weiter zu fahren. Es war die letzte Etappe meiner Fahrt auf indischem Boden und am 25. November um 12 Uhr mittags traf ich in Bombay ein.

Der „Imperator“ des österreichischen Lloyd lief erst am 1. Dezember aus und wenn ich nichts anderes gewollt hätte, als das Schiff rechtzeitig erreichen, so wäre meine eilige Reise durch Indien nicht notwendig gewesen. Mir lag aber besonders daran, mein ganzes Gepäck bis Triest mit mir zu nehmen und der Gedanke, ob ich es in Bombay auch richtig antreffen würde, hatte mir fortwährend Sorge gemacht. Es zeigte sich auch rasch, daß ich sehr weise gehandelt hatte, mir fast eine Woche für Bombay freizuhalten. Bei meiner Ankunft im „Tadsch-Mahal-Hotel“ empfing mich bereits Herr Boch von der Bombay-Filiale der Firma R. Ditmar, Wien. Das Wiener Haus hatte mich mit Empfehlungen an seine Filialen in Bombay und Kalkutta in freundlichster Weise versorgt und abgesehen von dem Vergnügen, Landsleute anzutreffen, erwuchs mir daraus noch ein ganz besonderer Vorteil. Sehr rasch erfuhr ich nämlich, daß die österreichische Speditionsfirma Schenker & Co., an die ich von Srinagar mein Gepäck abgeschickt hatte, in Bombay keine Agentur besäße. Wir wußten noch nicht genau, welche Schwierigkeiten dies nach sich ziehen würde, aber soviel war uns klar, daß mir das Schicksal zum Schluß noch mit meinen Koffern und Kisten einen Streich spielen wollte. Im Bureau der Firma Ditmar, wo ich auch den Leiter der Filiale, Herrn E. Lacorne, kennen lernte, überblickten wir bald die mißliche Sachlage. Meine ganze Sendung war von Srinagar an Schenker & Co. adressiert und mußte daher in Bombay als unbestellbar gelten. Die Empfangsbestätigungen hatte ich ebenfalls und zwar in eingeschriebenen Briefen an dieselbe Adresse geschickt und, wie wir sehr bald auf dem Hauptpostamt erfuhren, waren die Briefe wieder nach Srinagar zurückgegangen. Ich hatte nun nicht einmal ein Dokument in Händen, das mich als Besitzer der Sendungen legitimieren konnte, und der einzige Lichtblick war der, daß auf jeder Kiste außer der Adresse auch noch mein voller Name stand. Es war offenkundig, daß auch im besten Falle einige Tage verstreichen mußten, bevor diese Angelegenheit in Ordnung gebracht werden konnte und ich war, wie gesagt, sehr froh, daß ich nicht am Ende erst am Abend vor der Abfahrt des „Imperator“ in Bombay eingetroffen war. Herr Lacorne setzte alle Be-



hörden in Bewegung, die in Betracht kamen, und vorläufig mußte der Erfolg dieser ersten Schritte abgewartet werden.

Mein nächster Besuch galt dem österreichischen Konsul, Herrn Jakob Wein, dessen Namen ich bereits in Kaschmir in verschiedenen Fremdenbüchern gelesen hatte, und er sagte mir seine Unterstützung in freundlichster Weise zu. Bald nach meiner Ankunft begab ich mich auch nach dem Haus des Gerichts-Präsidenten von Bombay, Sir Lawrence Jenkins, und erfuhr dort, daß Lady Jenkins sich noch immer in Kaschmir befände. Für einen der nächsten Abende lud mich Sir Lawrence zu sich und ich verbrachte einen außerordentlich angenehmen



Esplanade Road, Bombay.

Abend in seinem geschmackvollen Heim. Auch im Haus des Konsuls und in meinem Hotel traf ich mit meinen neuen Bekannten wiederholt zusammen und lernte dort auch bereits einige der übrigen Passagiere des „Imperator“ kennen. Im übrigen sorgte Herr Boch für mein Wohlergehen und begleitete mich auf allen meinen Ausflügen und Spazierfahrten.

Gleichzeitig aber war ich beständig durch die leidige Affäre mit meinem Gepäck in Atem gehalten. Wir schickten Telegramme nach den verschiedensten Richtungen ab, durchsuchten alle Bahnhöfe und Frachten-Magazine und brachten Aufregung in zahlreiche Bureaus und Postämter. Bisher nämlich wußten wir überhaupt nicht, ob die Sendung

angelangt sei und wo sie lagerte; dazu kam noch, daß ein Teil meiner Einkäufe von Srinagar in Postpaketen, ebenfalls an Schenker & Co. adressiert, abgesandt worden war und daß ich auch von Rawal-Pindi zwei Kisten nach Bombay expediert hatte. Am 29. November fanden wir endlich die Kisten auf einem der Güterbahnhöfe und nun begann der Kampf um die Auslieferung. Ich hatte inzwischen erfahren, daß die Briefe aus Srinagar an die Zentrale in Lahore geschickt worden waren, als wir aber dort telegraphisch anfragten, wurde uns gesagt, daß man sie von dort wieder nach Srinagar zurückgeschickt habe. Die Postpakete waren in Bombay eingetroffen und nach vielen Bemühungen, für die ich Herrn Lacorne sehr zu Dank verpflichtet bin, erhielt ich in letzter Stunde meine Habe ausgefolgt. Die Firma Ditmar übernahm die Garantie für jeden Schaden, der daraus entstehen konnte, wenn ich mein Gepäck ohne Empfangsbestätigung übernahm, und ich verpflichtete mich meinerseits, im gedachten Falle die Firma schadlos zu halten. Dann konnten wir endlich auf einer Reihe von Ochsenkarren meine kostbare Fracht nach den Magazinen von Ditmar schaffen, wo sie für den Seetransport hergerichtet wurde. Ganz stimmte die Sache aber doch nicht; eine der großen Kisten war nämlich unterwegs auseinandergebrochen und bei der Durchsicht des Inhalts, der in eine große Teerleinwand eingewickelt angekommen war, stellte sich heraus, daß eine kleine Kiste fehlte, die in die große verpackt gewesen war. Diese kleine Kiste trug nun natürlich weder Namen noch Adresse und wir wußten nur, daß sie sich irgendwo auf dem Boden des indischen Kaiserreichs befinden mußte. Glücklicherweise kannte ich ihren Inhalt und konnte eine genaue Liste davon aufstellen. Es waren außer meinem Mikroskop und meinem Universal-Instrument mein ganzes geographisches Material und die naturwissenschaftlichen Aufzeichnungen und Journale. Der Verlust dieser Kiste hätte den wissenschaftlichen Erfolg meiner Reise auf die Hälfte reduziert und der Gedanke an diese Möglichkeit machte mir viele Sorgen, so daß ich trotz der lebenswürdigen Gesellschaft, die ich in Bombay hatte, meines Lebens dort nicht recht froh werden konnte. Den Bemühungen des Herrn Lacorne war aber auch dieses schwere Stück gelungen und die gesuchte kleine Kiste kam gleichzeitig mit den zwei anderen aus Rawal-Pindi mit der „Vindobona“, dem Dampfer, der nach dem „Imperator“ von Bombay auslief, in Triest an. Das ganze übrige Gepäck wurde in der Nacht vor dem 1. Dezember knapp vor Schluß der Frachtaufnahme an Bord geschafft.

Trotz der vielen Arbeit, die uns dadurch verursacht wurde, versäumte ich es doch nicht, mir Bombay nach Möglichkeit anzusehen. Der europäische Stadtteil weist eine Reihe eleganter Straßen und

prächtiger öffentlicher Bauten auf. Die riesige Eingeborenenstadt hat nichts besonders Charakteristisches an sich, denn sie ist viel zu sehr von europäischen Einrichtungen durchdrungen, als daß man sie noch als eine echt asiatische Stadt auffassen könnte. Die Pest, die wir in Europa gewöhnlich als von Indien unzertrennlich ansehen, war in einer Periode des Tiefstandes, wenigstens was Bombay anbelangt. Es ereigneten sich nur wenige Fälle täglich und auch in Poona, einer viel besuchten Sommerfrische in der Nähe der Stadt, waren nach einer heftigen mehrwöchentlichen Epidemie wieder ruhigere Zeiten eingetreten.



Hafenbild, Bombay.

Das schönste in Bombay ist ohne Zweifel die Halbinsel, die in das Cap von Malabar Point ausläuft, an dessen äußerster Spitze sich über den Felsklippen der Küste malerisch das Haus des Gouverneurs erhebt. In einem Teil der prachtvollen Parkanlagen, die den Malabar Hill bedecken, liegen auch die fünf sogenannten „Türme des Schweigens“. Auf ihnen werden die Leichen der in Bombay verstorbenen Parsi den Raubvögeln zum Fraß ausgelegt. Dem Vorgang selbst zuzusehen ist nicht gestattet, vielmehr dürfen selbst die Turmwächter erst nach zwei Stunden wieder in die Nähe kommen; aber an einem kleinen Modell wird dem Besucher der ganze Vorgang demonstriert. Wenn man das erste Befremden über diese Art der Leichen-Bestattung überwunden

hat, so muß man zugeben, daß man ihr manche gute Seiten abgewinnen kann, zumal die Türme nach modernen hygienischen Prinzipien eingerichtet und mit ausgiebigen Wasserspülungen versehen sind. Ein tiefer Schacht nimmt die Knochen auf, die angeblich von den Vögeln so sauber abgenagt werden, als hätte man sie im Laboratorium behandelt, und durch eine mehrfache Filteranlage werden die pulverisierten Überreste in das Meer gebracht. Die Parsi bilden in Bombay die Elite der eingeborenen Bevölkerung und es sind viele unter ihnen, die vollkommen nach europäischer Art und mit großem Luxus leben, soweit es ihre religiösen Vorschriften zulassen. Eine Gesellschaft von Parsi-Herren und Damen in einem großen Automobil durch die Straßen fahren zu sehen ist gar kein seltener Anblick und viele Parsi nehmen auch in der Verwaltung hohe Stellen ein.

Ein anderer meiner Ausflüge galt der Insel Elephanta, die durch ihre großartigen Felsentempel bekannt ist. Sie liegt einige Kilometer weiter in der Bucht von Bombay und man kann sowohl mit kleinen Dampf-Barkassen hinfahren, als auch mit einer der graziösen Segelbarken, die für den Fremden an den Kais des Hafens bereit liegen. Am Abend des 1. Dezember fuhr ich, begleitet von einigen meiner neuen Freunde, nach dem Dock, in dem mein Dampfer bereit lag, und nachdem noch alle Passagiere sich einer ärztlichen Visitation unterzogen hatten, wurden die Taue losgemacht und der „Imperator“ begann seine Fahrt. Am 18. Dezember lieferte er mich und Weichbold wohlbehalten in Triest ab und ich kam gerade recht, um in Wien im Kreise meiner Angehörigen Weihnachten zu feiern.

















